Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 064469057

Deutsche Revue

Digitized by Google

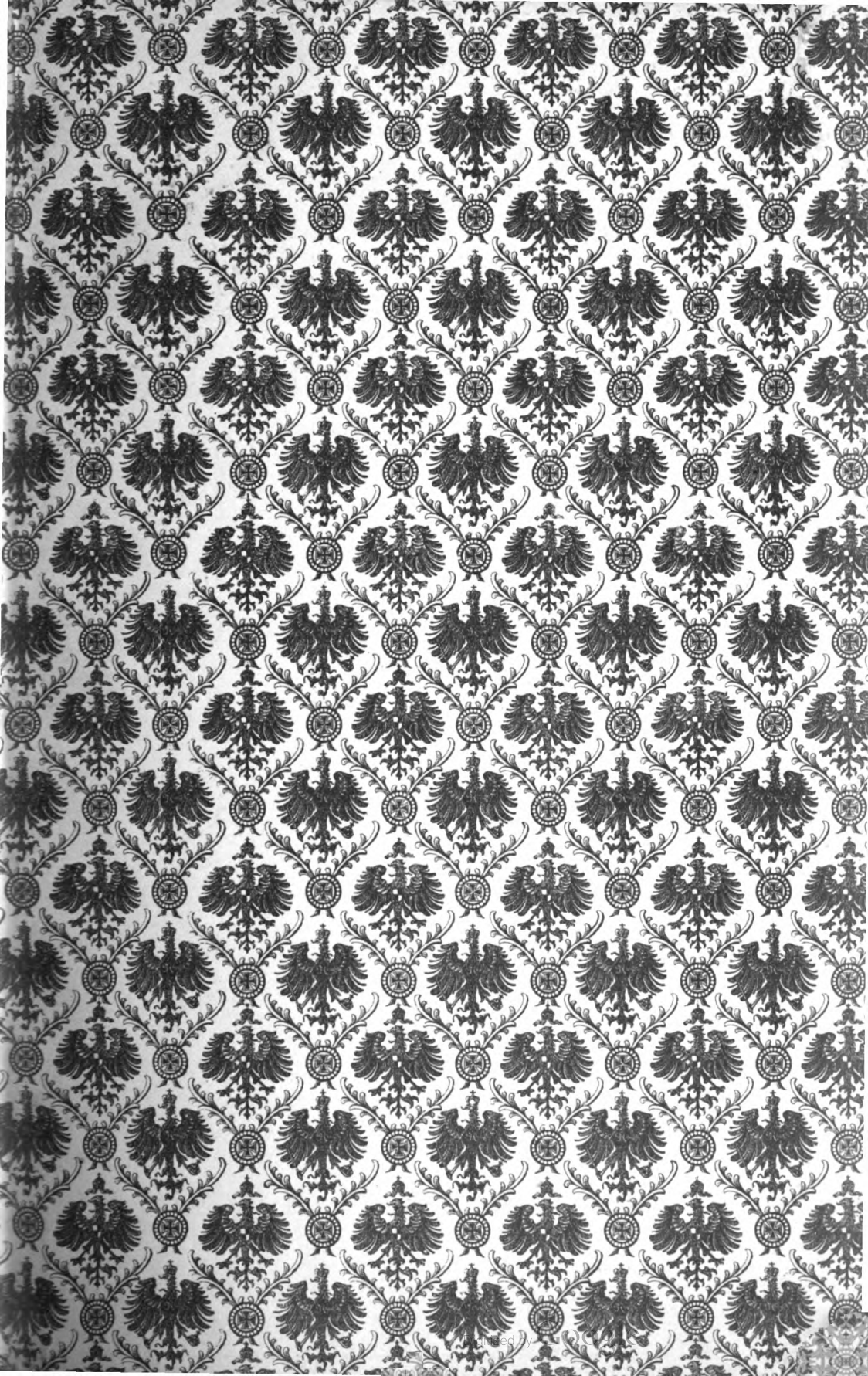
0902
.2957

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google



Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Einundvierzigster Jahrgang. Zweiter Band

April bis Juni 1916

Stuttgart und Leipzig 1916 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.2957
v.41, pt.2
1916

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLI

(April bis Juni 1916)

Seite

Dr. Freiherr v. Jettel: Wie Rußland zu Beßarabien kam 1
Kurd v. Schlözer: Jugendbriefe 9
Wahrheit und Lüge 19
Maria Waſſiltſchikoff: Die Ermordung des Großfürſten Sergej . . . 21
D. Freiherr von der Goltz: Die inneren Grundlagen der deutſchen Wehrkraft 29
Dr. Erich Petzet (München): Briefe von Jakob Burckhardt und Paul Heyſe 41
Prof. Dr. A. Hoche (Freiburg i. Br.): Seeliſche Maſſenerſcheinungen im Kriege 57
Bedarf es der Gewinnung überſeeiſcher Stützpunkte, um den Verkehr künftighin gegen maritime Abſperrmaßregeln Englands zu ſichern? Von einem öſterreichiſch-ungariſchen Diplomaten a. D. . . . 70
Prof. Dr. Adolf Menzel, dz. Rektor der Univerſität Wien: Zur Pſychologie des Staates 74
Prof. Dr. F. Wohltmann (Halle a. S.): Der deutſche Ackerbau im Kriegsjahre 1916 81
Königin Eliſabeth von Rumänien oder Carmen Sylva. Nach Selbſterlebtem von Z. 88
Baron Hengelmüller: Die diplomatiſche Vorgeſchichte des Krieges der Vereinigten Staaten gegen Spanien 93. 164
Freiherr von la Valette St. George: Kriegslandwirtſchaft an der galiziſchen Front 107
General der Infanterie v. Woinovich (Wien): Der Krieg einſt und jetzt 121
Oſtwärts den Blick 133
A. v. Brauer: Petersburg vor vierzig Jahren 136. 262
Wilſons Niederlage 143
Dr. J. Lulvès, Archivrat in Hannover: Bismarck und die römiſche Frage 145. 289
Vom guten und ſchlechten Diplomaten 158
Englands Schädigung aus der Luft 163
Conrad Bornhak: Das bewaffnete Handelsſchiff im neueren Völkerrechte 179
Dr. Kurt Zander, Geh. Regierungsrat, vorm. Generaldirektor der Anatol. Eiſenbahn: Die Türkei und Mitteleuropas wirtſchaftliche Schützengräben? 184

575048

Digitized by Google

Seite

Universitätsprofessor Dr. **Grober** (Jena): Die Ernährung der deutschen Jugend, besonders der Schulkinder, im Kriege 198
Professor Dr. K. D. **Sphyris** (Athen): Genosse Liebknecht und deutsche Freiheit 208
H. **Wittmaack**: Der Postkrieg 214
Professor Dr. **Theobald Ziegler**: Der Krieg und das deutsche Geistesleben 220
Erich Unger: Prolegomena zu einer Theorie der Politik 231
Philipp Hiltebrandt: Italiens falsche Rechnung 241
Der Weltkrieg, Japan und die amerikanische Union. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. 268
Admiral z. D. **Dick**: Entgegnung auf den Aufsatz des April-Heftes: „Bedarf es der Gewinnung überseeischer Stützpunkte, um den Verkehr künftighin gegen maritime Absperrungsmaßregeln Englands zu sichern?" 277
Dr. **Wilhelm Fraknói**: Die Stellung Serbiens zwischen dem Dreibunde und dem Dreiverbande vor dem Kriegsausbruche 280
Universitätsprofessor Dr. **Hatschek** (Göttingen): Die Rechtstechnik des Kriegssozialismus 303
Dr. Freiherr v. **Jettel**: Metternich und List 317
Else Marquardsen-Kamphoevener: Die neue Türkei und die alttürkische Tradition 326
Dr. **A. Nippoldt**, Observator am Kgl. Observatorium zu Potsdam: Ueber die Zeit, Zeitsinn und Sommerzeit 336
Martha Schiff: Erinnerungen an Paul Ehrlich 340
Adolf Teutenberg (Weimar): Ein holländischer früherer Minister über die Probleme des Krieges 346
Frau Geheimrat **Paasche**: Land oder Stadt 350

Berichte aus allen Wissenschaften

Prof. Dr. H. E. **Ziegler** (Stuttgart): Tierpsychologie: Buchstabierende Tiere 112
Prof. Dr. **Albert Adamkiewicz**: Physik: Das Gesetz von der „Erhaltung der Materie" 354

Kleine Revuen

Literarische Berichte 117. 234. 356
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 239. 359

Digitized by Google

Wie Rußland zu Beßarabien kam

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Die heutige Zeit scheint wenig geeignet, den Blick statt in die Zukunft nach rückwärts zu wenden, und doch liegen die Keime mancher Probleme, die heute nach Lösung verlangen, in früheren Ereignissen, die damals nicht zu einer endgültigen Entscheidung heranzureifen vermochten. Eine solche Zeit großer territorialer und politischer Umwälzungen war die verhältnismäßig kurze Periode von Napoleons Aufstieg bis zu seinem Niedergange. Während in jenen Jahren Mitteleuropa den Schauplatz fast ununterbrochener Kämpfe bildete, stand der unermüdliche Drang Rußlands nach dem Besitze Konstantinopels und der Meerengen nicht still. Einmal durch Versprechungen oder wirkliche Dienste, die es der Türkei leistete, dann wieder mit den Waffen in der Hand näherte sich das große nordische Reich mit zielbewußter Beharrlichkeit der Verwirklichung seiner Träume.

Napoleons Zug nach Aegypten bot Rußland den erwünschten Anlaß, der Pforte seine Hilfe anzubieten. Am 23. Dezember 1798 wird ein Bündnisvertrag unterzeichnet, in dem Rußland verspricht, der Türkei zwölf Kriegsschiffe zur Verfügung zu stellen, wogegen diese der russischen Flotte die freie Durchfahrt durch die Meerengen gestattet. Der Vertrag sollte durch acht Jahre, also bis 1806, in Kraft bleiben. Kurz vor seinem Ablauf erhielt der russische Vertreter in Konstantinopel, Italinsky, den Auftrag, wegen dessen Erneuerung mit der Pforte in Verhandlung zu treten. Nach den erhaltenen Instruktionen sollte er das Hauptgewicht auf drei Punkte legen, nämlich, daß die Türkei in intimere Beziehungen zu Rußland trete, daß sie der Koalition gegen Frankreich sich anschließe, endlich, daß sie Rußland das Recht einräume, zugunsten ihrer christlichen Untertanen zu intervenieren. Ferner sollte sich die Türkei verpflichten, gegen die Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Meerengen auf dem Wege nach den damals von Rußland besetzten Jonischen Inseln keinen Einspruch zu erheben. Italinsky dachte weiter, als seine Weisungen gingen; ihm war vor allem darum zu tun, das bezüglich der Meerengen in dem früheren Vertrage gemachte Zugeständnis schärfer zu fassen und wenn möglich zu erweitern. Es ist ja bekanntlich nichts Seltenes, daß russische Diplomaten Politik auf eigne Faust machen.

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

In einem Berichte, den er am 4./16. April 1805 an seine Regierung erstattete, heißt es: „Ich glaubte diesen Artikel (betreffend die Meerengen) beibehalten zu sollen, weil sonst die Engländer, die ungeachtet dieser Stipulation wiederholt versucht haben, mit ihren Kriegsschiffen ins Schwarze Meer einzudringen, wie Nelson es erst unlängst getan hat und vor ihm Lord Elgin, unfehlbar trachten würden, von der Türkei dieselbe Konzession zu erlangen, ein Beispiel, das dann die Franzosen gewiß nachahmen würden." Am 11./23. September 1805 wird der neue Vertrag unterzeichnet. Er enthält in Artikel 7 die Bestimmung, daß beide Teile das Schwarze Meer als Mare clausum ansehen und die Einfahrt eines fremden Kriegsschiffes mit allen Kräften verhindern wollen. Den russischen Kriegsschiffen dagegen solle die Durchfahrt durch den Kanal von Konstantinopel gestattet sein, allerdings laut Artikel 4 nur so lange, als sich russische Truppen auf dem Gebiete der Republik der Jonischen Inseln befinden würden. Der neue Vertrag war für neun Jahre geschlossen. Italinsky sollte seines Erfolges nicht froh werden. Noch bevor der Vertrag ratifiziert ist, ruft Napoleon die Türkei zum Rachezug gegen Rußland auf. Er verweist sie auf die russenfreundliche Haltung der Hospodare der Moldau und der Walachei, Ypsilanti und Morussi; sein Gesandter Sebastiani verspricht ausgiebige Unterstützung jeder Art. Die Erfolge Napoleons (Dreikaiserschlacht bei Austerlitz) ermutigen die Pforte, Rußland Trotz zu bieten. Sie gibt Italinsky zu erwägen, daß das Bündnis unter der Voraussetzung eines gemeinsamen Defensivkrieges geschlossen worden sei; jetzt aber würde es sich darum handeln, daß Rußland die französischen Besitzungen am Adriatischen Meere (Illyrien) angreifen wolle, also um eine Offensive. Die Pforte würde sich somit, während sie neutral zu bleiben wünsche, mit Frankreich verfeinden. Am 18./30. April 1806 berichtet Italinsky ausführlich über den Stand der Dinge. Obwohl die Pforte kein formelles Verlangen nach Weglassung der Meerengenklausel gestellt, sondern nur die Erwägungen dargelegt habe, die ihr dies wünschenswert erscheinen ließen, sei es doch ihre offenbare Absicht, den einzigen interessanten Artikel des Bündnisses außer Wirksamkeit zu setzen, und zwar gerade in einem Augenblicke, wo die Umstände mehr denn je die Durchfahrt von bewaffneten Schiffen notwendig machen würden. Italinsky meinte übrigens, man solle abwarten, ob die Türkei eintretendenfalls der Durchfahrt russischer Schiffe mit Gewalt sich widersetzen würde. Die Gelegenheit dazu sollte bald eintreten. Am 24. Juni landet die russische Brigg „Jason" mit der Bestimmung nach Korfu im Hafen von Konstantinopel; ihr folgt am 23. Juli die Fregatte „Kildum". Der Reis-Efendi protestiert beide Male gegen die Einfahrt. Daraufhin wird Italinsky angewiesen, „da die Pforte sich weigere, die Rußland gegenüber eingegangenen Verpflichtungen einzuhalten", seine Pässe zu fordern. Gleichzeitig erhält General Michelson den Auftrag, in die Moldau einzurücken. Zufolge einer Depesche vom 12. November sollte Italinsky von der türkischen Regierung eine feierliche Erklärung verlangen, daß sie niemals wieder russischen Schiffen die freie Durchfahrt durch die Meerengen verweigern werde. Allein der Kurier, der diese Weisung überbringt, trifft Italinsky nicht

Digitized by Google

mehr in Konstantinopel an; er hatte die Stadt bereits auf einem englischen Dampfer verlassen. Französischen Einflüsterungen Gehör schenkend, erklärt nun am 27. Dezember 1806 die Türkei ihrerseits Rußland, gleichzeitig aber auch England den Krieg. In St. Petersburg gibt man deshalb das Spiel noch nicht verloren. In einem Briefe vom 20. Februar 1807 teilt der russische Minister des Aeußern, Baron Budberg, dem Großwesir mit, daß Rußland nur die Absicht habe, die Türkei dem französischen Drucke zu entziehen. Es sei bereit, die inzwischen besetzten Donaufürstentümer zu räumen, sobald die Pforte den französischen Gesandten Sebastiani verabschiedet und die bestehenden Verträge erneuert habe. Auf dieser Grundlage sollte Oberst Pozzo di Borgo mit der Pforte verhandeln. Rußland hatte ein um so größeres Interesse, zu einer Verständigung zu gelangen, als es von der Ankunft englischer Kriegsschiffe im östlichen Mittelmeer und von der Absicht Großbritanniens erfuhr, sich der Meerengen zu bemächtigen. Tatsächlich passiert bald darauf eine englische Flotte unter dem Befehl des Admirals Duckworth, ohne von den überraschten Türken daran gehindert zu werden, die Dardanellen und geht in St. Stefano im Bosporus vor Anker. Der englische Admiral verlangt die Abtretung der Dardanellen und die Auslieferung der türkischen Flotte. Allein die Türkei rafft sich zum Widerstand auf. Während sie die Verhandlungen hinzieht, wird Konstantinopel unter der Anleitung Sebastianis in Verteidigungszustand gesetzt, die Befestigungen an den Meerengen werden armiert, Kriegsschiffe versammeln sich vor dem Goldenen Horn, 1200 Geschütze richten ihren Schlund gegen die englischen Schiffe. Duckworth zieht vor, der drohenden Gefahr zu weichen. Am 1. März lichtet er eilends die Anker, passiert unter dem Feuer der türkischen Festungen die Meerengen und büßt sein kühnes Unternehmen mit dem Verluste von zwei Korvetten und 600 Mann. Frankreich hatte gesiegt, aber auch Rußland konnte mit dem Ausgange der Sache zufrieden sein.

Inzwischen hatten die Ereignisse auf dem großen Kriegsschauplatz ihren Fortgang genommen und das Glück war auch weiter Napoleon hold geblieben. Bei den Friedensverhandlungen zu Tilsit nehmen die orientalischen Fragen einen breiten Raum ein. Napoleon übernimmt die Vermittlung des Friedens zwischen Rußland und der Türkei. Die Feindseligkeiten sollen eingestellt werden, die russischen Truppen sich aus den Fürstentümern zurückziehen. Am 7. Juli 1807 kommt ein Allianzvertrag zwischen Rußland und Frankreich zustande, dessen Artikel 8 bestimmt, daß, „wenn die Pforte die französische Mediation nicht annehmen oder eine Verständigung innerhalb dreier Monate nicht zustandekommen sollte, beide Teile sich über die Mittel und Wege verständigen werden, wie die europäischen Provinzen des Osmanischen Reiches, mit Ausnahme von Konstantinopel und Rumelien, den Bedrückungen der Türken zu entziehen wären". Durch ein aus Tauroggen datiertes Reskript des Zaren vom 28. Juni hat inzwischen General Michelson bereits den Auftrag erhalten, mit dem Großwesir wegen Abschlusses eines Waffenstillstandes in Verbindung zu treten und seine Truppen aus der Moldau und Walachei zurückzuziehen. Am 22. Juli trifft

Digitized by Google

der russische Geheimrat Laschkarew zu den Friedensverhandlungen in Bukarest ein und begibt sich von da in das nahegelegene Slobodzia, wo er mit dem türkischen Bevollmächtigten Said Mechmed Halib Efendi und dem französischen Obersten Guilleminot zusammentrifft. Am 12./24. August wird ein Waffenstillstand unterzeichnet, wonach innerhalb fünfunddreißig Tagen sowohl die russischen als die türkischen Truppen die Fürstentümer zu räumen haben. Ferner soll Rußland den Türken die Insel Tenedos, sowie die ihnen während des Krieges abgenommenen Schiffe zurückstellen. Allein der Zar ist mit mehreren Bestimmungen des Waffenstillstandes nicht einverstanden, und da die türkischen Delegierten davon nicht abgehen wollen, verweigert er die Ratifikation. Ein Jahr nachher, am 12. Oktober 1808, begegnen sich Kaiser Alexander und Napoleon auf dem Fürstentage zu Erfurt. Es kommt zwischen ihnen zu einer Vereinbarung, die für Rußland wertvolle Zugeständnisse enthält. Zunächst verzichtet Frankreich auf die Vermittlung des Friedens mit der Türkei, sodann stimmt Napoleon der Erwerbung der Donaufürstentümer durch Rußland zu. Bereits drei Tage später, am 15. Oktober, werden dem neuen russischen Oberkommandanten, Marschall Prinzen Prozorowski, mittels einer aus Weimar datierten Weisung des russischen Ministers des Aeußern, Grafen Rumiantzow, die Bedingungen mitgeteilt, unter denen er mit der Türkei über den Frieden zu verhandeln hätte. Eine Klausel über die Meerengen ist darin nicht enthalten. Sie vertrüge sich nicht mit den in Tilsit getroffenen Vereinbarungen, heißt es in der Weisung, und sei nur wegen des Verkehrs mit den Jonischen Inseln in den Vertrag von 1805 aufgenommen worden. Dem Beispiel Italinskys folgend, glaubte aber auch Prozorowski sich an die Instruktionen seiner Regierung nicht halten zu müssen. Er nimmt in den Entwurf des Friedensvertrages ohne weiteres eine Bestimmung über die freie Durchfahrt der russischen Kriegsschiffe durch die Meerengen auf, allerdings mit der Beschränkung, daß den Kanal von Konstantinopel und die Dardanellen nie mehr als drei Schiffe auf einmal passieren dürfen. Sein Vorschlag fand die kaiserliche Genehmigung. Prozorowski bemühte sich, der Pforte die Unbedenklichkeit einer solchen Vereinbarung klarzumachen, indem er zugleich ihr Mißtrauen gegen Napoleon wachrief, der sich die Türkei für den Fall eines Krieges mit Rußland oder Oesterreich in Reserve halten wolle. Daß in Tilsit die Frage einer Teilung der Türkei sehr ernstlich erörtert worden war, daß sich aber die Verhandlungen nur deshalb zerschlugen, weil Napoleon zu weitgehende Forderungen gestellt hatte, wußte man wohl in Konstantinopel nicht. Bei diesen Besprechungen spielte übrigens die Frage der Halbinsel von Gallipoli eine hervorragende Rolle. Der russische Minister Rumiantzow legte ihr den Namen „Langue de Chat", die Katzenzunge, bei.

Die Annäherung Rußlands an Frankreich hatte inzwischen die Aufmerksamkeit Englands erregt, und es trachtete, sobald als möglich sich mit der Pforte zu vergleichen. Am 5. Januar 1809 wurde in Konstantinopel der Friedensvertrag unterzeichnet. Auf Wunsch der Pforte, die einer zweiten Auflage der Expedition Duckworth vorbeugen wollte, wird in den Vertrag als Artikel 11 folgende Be-

Digitized by Google

stimmung aufgenommen: „Da es zu allen Zeiten den fremden Kriegsschiffen untersagt war, in den Kanal von Konstantinopel, d. h. in die Meerengen der Dardanellen und des Schwarzen Meeres, einzufahren, und da diese „alte Regel des Osmanischen Reiches" künftighin auch in Friedenszeiten gegenüber allen Mächten beobachtet werden soll, verspricht der britische Hof, sich auch seinerseits diesem Grundsatze zu unterwerfen." In dieser Bestimmung wird also zum erstenmal der Ausdruck „ancienne règle de l'Empire Ottoman" gebraucht, der die Grundlage aller späteren völkerrechtlichen Abmachungen über die Meerengen bildet.

Während dieser ganzen Zeit hatten die russischen Bevollmächtigten in Jassy vergebens auf das Eintreffen der türkischen Kommissäre gewartet. Erst durch den Obersten Paskiewitsch, den Prozorowski nach Konstantinopel geschickt hatte, um die Abberufung des englischen Botschafters zu verlangen, erfuhren sie, daß die Türkei inzwischen Rußland den Krieg erklärt habe. Er dauerte mit wechselndem Glück durch mehrere Jahre und hätte vielleicht zu einem vollen Erfolge für Rußland geführt, wenn das heranziehende Gewitter der „großen Armee" Napoleons den Zaren nicht veranlaßt hätte, so rasch als möglich mit der Türkei ins reine zu kommen. Ließ doch Kaiser Alexander sogar in Moskau ein Tedeum für einen baldigen Friedensschluß abhalten. Am 10. Mai 1812 wurde der Vertrag unterzeichnet.

Die russischen Präliminarien enthielten abermals eine Bestimmung über die freie Durchfahrt der russischen Kriegsschiffe durch die Meerengen. Darauf gingen aber die Türken nicht ein und verstanden sich nur zur Aufnahme eines Artikels, wonach die zwischen Rußland und der Pforte geschlossenen Vereinbarungen bestätigt werden, „jedoch mit Ausnahme jener Artikel, die im Laufe der Zeit Veränderungen erfuhren". Dieser siebenjährige Krieg brachte also Rußland dem Ziele, wegen dessen er begonnen worden war, nicht näher. Das ihm in den Verträgen von 1798 und 1805 gemachte Zugeständnis der freien Durchfahrt durch die Meerengen wurde nicht erneuert. Wohl aber trug der Friedensvertrag Rußland wertvolle Gebietserweiterungen ein. Es erwarb Beßarabien vom Pruth bis zum Kiliaarm der Donau. Ferner wurde ihm das Recht eingeräumt, die Donaufürstentümer noch durch drei Monate besetzt zu halten. Schließlich erhielt es noch ein kleines Almosen für seine Glaubensgenossen in Serbien. Die Türkei versprach, „gegen das serbische Volk im Gefühle der Barmherzigkeit Mäßigung zu üben". Die serbischen Festungen wurden aber der Pforte zurückgestellt, auch Belgrad, das vom Februar 1811 bis zum August 1812 von 800 Russen besetzt gewesen war. Endlich sollte Rußland seine Erwerbungen in Asien bis zum Phasis, dem heutigen Rion, der Türkei zurückstellen.

Die errungenen Vorteile befriedigten Rußland keineswegs. In einem Schreiben des Zaren an den russischen Unterhändler, Admiral Tschitschagow, heißt es, man habe einen sehr wichtigen Punkt übersehen, nämlich die russischen Konzessionen von dem Abschluß einer Offensiv- und Defensivallianz mit Rußland abhängig zu machen. Nur eine solche Allianz könne für die schiefe Stellung

Digitized by Google

(gêne) entschädigen, in die Rußland infolge dieses Friedens zu den Serben und andern slawischen Nationen geraten sei. Wenn es noch ein Mittel gäbe, um die Allianz mit der Pforte und seine Kooperation, insbesondere mit Hilfe der Serben und der andern slawischen Nationen, gegen Frankreich und seine Alliierten zu erreichen, solle man nichts versäumen, um zu diesem Ziele zu gelangen (Gorjainow, Le Bosphore et les Dardanelles).

Serbien war die Rolle zugedacht, Frankreich in Illyrien, aber auch Oesterreich an seinen Südostgrenzen zu beunruhigen. Es hatte während all dieser Zeit immerhin eine Rolle gespielt, wenn auch nur die eines Episodisten. Der Krieg zwischen Rußland und der Türkei kam ihm begreiflicherweise sehr gelegen. Kara Georg schickte Unterhändler an den russischen Befehlshaber in Bukarest und nach Petersburg mit der Bitte um Unterstützung; er wandte sich an Napoleon, verhandelte aber auch mit dem österreichischen Kommandanten in den Grenzprovinzen. In Wien war man aber sehr zurückhaltend. „Konnte Serbien nicht österreichisch werden", so lautete die Ansicht der maßgebenden Persönlichkeiten, „sollte es lieber türkisch bleiben; denn ein unabhängiges Serbien wäre nur ein Tummelplatz französischer und russischer Intrigen".

Auch in Rußland zeigte man wenig Mitgefühl mit den serbischen Brüdern. Kara Georg erhielt zwar den russischen Georgsorden, aber damit war Serbien nicht geholfen. In einem Schreiben des Fürsten an den österreichischen General Simbschen vom 21. September 1810 heißt es, von der Glaubenseinheit der Russen und Serben halte er nicht viel. Sie hätten Serbien nur geholfen, wenn es in ihrem Interesse lag. Immerhin erweckten die Schicksalsschläge, die Napoleon im russischen Feldzug erlitten, bei den Serben neue Hoffnungen, und der serbische Oberbefehlshaber in Schabatz äußerte seine Freude darüber angeblich in den Worten: „Der Allmächtige lasse die Russen siegen, und Syrmien ist unser!" Der Bukarester Frieden brachte den Serben eine schwere Enttäuschung. Rußland überließ sie ihrem Schicksal. Sie mußten die von ihnen besetzten Festungen wieder räumen und sich mit Zugeständnissen in betreff der inneren Verwaltung begnügen. Man hatte in Belgrad der russischen Politik von vornherein mißtraut, und die nach Petersburg entsandten serbischen Delegierten Simo, Gruic und Nenadovic gaben ohne weiteres ihrer Befürchtung Ausdruck, daß Serbien geopfert würde. Sie standen mit dieser Ansicht nicht allein. Auch der türkische Delegierte bei den Friedensverhandlungen, Galib-Bei, meinte, die Russen würden, wenn sie länger in Serbien blieben, das Land nur noch mehr zugrunde richten, als sie es bisher getan.

So schloß, was Serbien anbelangt, der Krieg mit der Wiederherstellung des von der Wiener Staatskanzlei stets hochgehaltenen Status quo. Man hatte zwar in Wien die Anerbietungen Kara Georgs zurückgewiesen und sich so die Gelegenheit entgehen lassen, in Serbien festen Fuß zu fassen. Aber auch Rußland war unter dem Drucke des Krieges mit Frankreich genötigt, sich zurückzuziehen. Insoweit konnte man also mit den Bestimmungen des Bukarester Vertrages halbwegs zufrieden sein. Um so unwillkommener waren die Zugeständnisse, die Rußland von der Pforte in andern Punkten gemacht worden waren.

Digitized by Google

Rußland, das anfangs den Sereth als Grenze und damit die östliche Hälfte der Moldau verlangt hatte, drang auf Grund des Bukarester Friedens bis an den Pruth und an die untere Donau vor. Es sollte ferner die Donaufürstentümer noch durch drei Monate besetzt halten dürfen. Diese Zugeständnisse beunruhigten in Wien aufs höchste. Metternich richtete an den russischen Gesandten Grafen Stackelberg, der sich trotz des Kriegszustandes in Baden bei Wien aufhielt, am 31. August 1812 einen Brief, in dem er seiner Empörung über diese Stipulation in den Worten Ausdruck verlieh, die jetzt in Rußland am Ruder befindlichen Staatsmänner hätten in unverantwortlicher Weise der Monarchie die Donau, ihren natürlichen Absatzweg, entrissen. Diesen Gedanken hatte übrigens Metternich bereits zwei Jahre früher in einer Unterredung mit Napoleon ausgesprochen. Es liegt ein Bericht vor, den er über dieses Gespräch, das am 28. Juli 1810 in Paris stattfand, an Kaiser Franz erstattet hat. Metternich machte dabei Napoleon aufmerksam, daß man in Wien wegen der möglichen Verwicklungen an der Ostgrenze infolge des Russisch-Türkischen Krieges sehr beunruhigt sei. Der kleinste Kaufmann ziehe mehr oder weniger die große Bedeutung des Verkehrs auf der Donau in Rechnung. Der Verlust dieses Flusses wäre ein so schwerwiegender, daß er in allen Zweigen unsrer nationalen Industrie empfunden würde. Napoleon erwiderte, er begreife das vollkommen. Er habe an Coulaincourt, den damaligen französischen Vertreter in Petersburg, einen Kurier expediert, um ihm aufzutragen, daß er dem russischen Kanzler Grafen Rumiantzow erkläre, der Kaiser könne sich zwar, getreu seinen in Erfurt eingegangenen Verpflichtungen, der Einverleibung der Fürstentümer nicht widersetzen, einem weiteren Vormarsch der Russen würde er aber nicht zustimmen. Die Besetzung der Festungen am rechten Donauufer, ein Protektorat über die Serben werde er nicht dulden. Serbien müsse eines Tages Oesterreich gehören. Die Pforte möge mit den Serben Frieden machen und ihnen einen Fürsten ihres Volkes geben, der unter Oesterreichs Schutz und Garantie zu stehen hätte; was er aber nicht zugeben könne, wäre ein Fürst unter russischem Protektorate oder die geringste Usurpation am rechten Donauufer. Wenn Rußland dort nur eine einzige Festung behielte, würde er, Napoleon, das so ansehen wie die Eroberung Konstantinopels. Die Donau sei für die Russen ein großes Hindernis. Sie habe bisher ihren Vormarsch aufgehalten. Nur ein Fußbreit am rechten Ufer wäre so viel wie die Zerstörung des Osmanischen Reiches. Napoleon hatte übrigens schon früher einmal in einer Unterredung mit Metternich vom 26. Januar 1808 seiner Ansicht Ausdruck gegeben, daß Oesterreich bei einer Teilung der Türkei ein lebhaftes Interesse besitze, die Hand im Spiele zu haben. Es habe durchaus gerechte, auf seiner geographischen Lage beruhende Ansprüche auf den Lauf der Donau.

Nicht minder als Rußland grollte Metternich der Türkei wegen ihrer Nachgiebigkeit. Er machte aus seiner Verstimmung kein Hehl. Am 31. Juli 1812 schreibt er an den damaligen österreichischen Internunzius, Grafen Stürmer, Oesterreich habe es stets abgelehnt, auf die Erörterung von Teilungsplänen

Digitized by Google

bezüglich der Türkei einzugehen und erst unlängst (bei der Zusammenkunft in Dresden Mai 1812) Napoleon veranlaßt, die Integrität der Türkei zu verbürgen. Deshalb habe Oesterreich auch die ihm von Rußland und Frankreich angebotene Erwerbung der Donaufürstentümer abgelehnt. Was habe die Pforte bestimmen können, ihre eignen Interessen und die einer befreundeten Macht durch die Abtretung eines Teiles ihrer schönsten Provinzen und die Zulassung einer mehrmonatigen Okkupation hintanzusetzen? In einem späteren Erlasse an Stürmer vom 19. August beschwert sich Metternich insbesondere über die Rußland erteilte Erlaubnis, die Donau bis zur Pruthmündung mit Kriegsschiffen zu befahren.

Man wird sagen können, daß Metternich, wenn er der Erhaltung des Status quo an der unteren Donau so großen Wert beilegte, folgerichtig sich hätte entschließen müssen, der Türkei in ihrem Kampfe mit Rußland zu Hilfe zu kommen. Allein Oesterreich war seit fast zwanzig Jahren in opfervolle Kriege verwickelt, finanziell und militärisch erschöpft und wäre deshalb nicht in der Lage gewesen, den Türken mehr als diplomatischen Beistand zu leisten.

So gelangte denn Rußland in den Besitz von Beßarabien, ja es gewann durch den Frieden von Adrianopel vom 14. Dezember 1829 noch das zwischen der nördlichen, der Kiliamündung, und der südlichen, der St.-Georgs-Mündung, gelegene Donaudelta dazu. All dies verlor es infolge des unglücklichen Ausganges des Krimkrieges durch den Pariser Frieden vom 30. März 1856. Es mußte nach Artikel 20 in eine „Rektifikation seiner Grenzen in Beßarabien" willigen. Die neue Grenze zog sich vom Schwarzen Meer einen Kilometer ostwärts vom See Burna Sola bis zu einem Punkte bei Katamori am Pruth, welcher Fluß von da an stromaufwärts wieder die Grenze zu bilden hatte. Erst durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 gewann Rußland das Verlorene wieder. Im Artikel 45 heißt es: „Das Fürstentum Rumänien tritt an den Kaiser von Rußland jenen Teil des infolge des Pariser Vertrages von Rußland losgelösten Gebietes von Beßarabien wieder ab, welcher im Westen durch den Talweg des Pruth, im Süden durch den Talweg des Kiliaarmes und die Mündung von St. Georg begrenzt wird." Als Ersatz erhielt das Fürstentum die das Donaudelta bildenden Inseln sowie den Sandschak von Tultscha, ferner das im Süden der Dobrudscha gelegene Gebiet bis zur Linie Silistria—Mangalia. Rußland gelangte also neuerdings an die Donau und in den Besitz der Häfen von Reni und Ismail, von denen aus, wie erinnerlich, Serbien während des Balkankrieges und auch später mit Kriegsmaterial versehen wurde. Rußland von dieser großen Verkehrsader wieder abzudrängen, muß ein anstrebenswertes Ziel bleiben. Wer dessen Erbschaft anzutreten berufen ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Wenn Rumänien seine wahren Interessen zu Rate zieht, wenn es von seinen Sympathien für Frankreich wie von seiner Furcht vor Rußland sich zu befreien vermag, ist ihm der Weg gewiesen. Die Gelegenheit, das Unrecht, das ihm 1878 zugefügt wurde, wieder gutzumachen, wird nicht so bald wiederkehren. Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.

Digitized by Google

Jugendbriefe

Von

Kurd v. Schlözer

(Fortsetzung; vgl. Februar-Heft 1915.)

18. August 1845.

Während die Preisverteilung in der Académie das Interesse der musikalischen Welt von Paris in Anspruch nahm, beschäftigt eine andre Angelegenheit die ganze Bevölkerung vom Pair bis zum nächtlichen Einbrecher: die Spekulation mit Eisenbahnaktien! Man sieht und hört hier jetzt nichts andres als „Action" — „argent" — „gagner"! Mittags um 1 Uhr steht der große Platz vor der Börse voll von alten Weibern und zerlumpten Kerlen, die ihre letzten Sous zusammenlegen, um sich vom reichen Rothschild eine Aktie zur Nordbahn zu erbetteln. Der arme Thurneißen hat 20000 Aktien unterschreiben müssen, eine Arbeit, die ihn 14 Tage hindurch von 7 Uhr morgens bis Mitternacht beschäftigte. Für eine derartige gymnastische Anstrengung heimsen die Finanzgrößen allerdings Millionen ein. Ich beneide sie nicht darum, denn man sieht diesen Herren an, wie die Jagd nach dem Gold ihnen mehr und mehr allen Frohsinn, jede Lebensfreude untergräbt.

Nach dem Tod des großen Finanzpolitikers Laffitte[1]) hat inzwischen der Niederbruch seines Vermögens, dessen Millionen dem Bürgerkönig den Weg zum Thron geebnet hatten, neue Sensationen gezeitigt. Der witzige Vicomte Walsh fand da für seine „Mode", das Leibblatt der Legitimisten, einen guten Bissen. „Weg mit dem Plunder!" ruft er unwillig aus, „zur Versteigerung mit den Sesseln, auf deren Polstern jene Deputierten der Juliversammlung zuerst die Idee ausbrüteten, dem Herzog von Orleans die Krone anzubieten! Zur Versteigerung die Kronleuchter, welche den Beratungen jener Herren leuchteten! Arme Juli-Revolution! Herr von Talleyrand hat gesagt, die Revolution würde „par hasard" enden. Herr von Talleyrand hat sich getäuscht. Sie endet mit einer Versteigerung!" So muß zum Schluß die Witwe des Mannes, der sein ganzes Vermögen opferte, um einem undankbaren Fürsten die Krone aufs Haupt zu setzen, jetzt ihr Mobiliar alten Trödlern feilbieten.

*

Paris, 25. August 1845.

Nach einigen regnerischen Wochen stellt sich jetzt das schönste Wetter ein. Gestern eine himmlische Partie nach Epinay! Die Tage vorher: St. Germain, das alte Jagdschloß Franz' I. und später Heinrichs II., mit seiner stolzen Gemahlin Katharina von Medici, die schließlich den Reizen der schönen Diana von Poitiers weichen mußte. Und nun Versailles! Bis St. Cloud ist der Weg einförmig, dann aber wird die Gegend belebter. Sèvres mit seinen Por-

[1]) Jacques Laffitte (1767—1844), Bankier und Staatsmann.

Digitized by Google

zellanfabriken lagert anmutig am Eingange des lieblichen Tales, an dessen Ausgang Ludwig XIV. inmitten von Prachtgärten jenes herrliche Lustschloß hinzauberte, das Unsummen verschlang und so eng mit der Geschichte Frankreichs verwebt ist. Nicht zum wenigsten hat dieser Palast den Boden für die Revolution vorbereitet und wurde dann auch der Schauplatz der ersten Schreckensszenen. Die zahllosen Bilder der Montespan, Pompadour und andrer Schönen, zu deren Füßen die mächtigen Könige schmachteten, bezaubern noch heute den Künstler — dem hungernden Volk sagte ihr Anblick allerdings etwas andres. Jede dieser Maitressen hatte ihr eignes Palais, mit aller nur erdenklichen Pracht aufgeführt und ausgestattet. Viele Meilen weit erstrecken sich die Gartenanlagen, wohin das Auge reicht, sieht man üppig grüne Waldungen, in denen einst die Herrscher Frankreichs mit schönen Amazonen den Hirsch hetzten. Dazwischen schlängeln sich Kanäle und Flüsse, deren Wassermassen den Kaskaden und Fontänen des Parkes meilenweit her zueilen. Unter dichten Bäumen ragt das marmorne Standbild Ludwigs XIV., von fünf seiner schönsten Favoritinnen umgeben, gleich den andern Gruppen wunderbar erhalten.

Im Zauber der üppigen Barockzeit, der in diesem Park herrscht, leben tausend Erinnerungen auf an das prunkende, frivole Hofleben des „Roi Soleil“ und seines Nachfolgers! Da birgt jede Grotte, jedes Boskett Mysterien der Vergangenheit. In den langen, schönen Alleen wogen Studenten, Grisetten, Handwerker auf und ab, überall Uniformen, Gendarmen, dazwischen die gebräunten Gesichter der afrikanischen Sieger. Doch vergeblich bemüht sich diese moderne Staffage, uns festzuhalten in der Gegenwart — in Gedanken lebt man in früheren Jahrhunderten — sucht nach den tapferen Schweizern, die das Schloß vor den wütenden Heldinnen der Hallen und dem hungrigen Pöbel verteidigen — sieht zwischen den steifgeschnittenen Taxushecken die schwärmerische Maintenon an der Seite ihres großen Monarchen wandeln, ahnt beim leisen Plätschern der Quellen im Rosengebüsch verborgen Ludwig XV., zärtlich umschlungen von den weißen Armen der bezaubernden Dubarry.

Vor dem Schloß kreuzen sich Rufe. Schwerfällig knirschen die Räder vergoldeter Karossen. Läufer, Mohren und Heiducken fliegen die breiten Freitreppen hinunter, umschwärmen übermütig scherzende Hofkavaliere in Allongeperücken und flatternden Seidenschleifen bis in die Prunksäle des Schlosses — in welche wunderbaren Träume verliert man sich hier!

In jener Nacht, als das erbitterte Volk scharenweise nach Versailles hinauszog, um die königliche Familie nach Paris zu holen, hat es im Park nichts zertrümmert. Nur einzelne Bronzesäulen mit den drei königlichen Lilien hatte man aus den Parkanlagen geholt, um sie zu Kanonen umzugießen. Dagegen wurde das Schloß selbst geplündert und aller Möbel beraubt. Dann diente es jahrelang als Kaserne. Erst Louis Philipp hat es wieder hergestellt und die ungeheuren Räume mit Gemälden geschmückt. Von den ältesten Zeiten an ist hier jede Schlacht, jedes kleinste Scharmützel, bei dem Franzosen beteiligt waren, durch die ersten Maler Frankreichs verherrlicht. Mehrere Stunden hin-

Digitized by Google

durch ließ ich diesen farbigen Geschichtsunterricht an mir vorüberziehen, sich darin zu vertiefen, blieb keine Zeit. Nur die von Horace Vernet verewigten afrikanischen Schlachten haben mich gefesselt. Wollte man auch nur flüchtig die Gemälde der übrigen hundert Gemächer betrachten — man müßte dort Tage verweilen. Napoleon ist unter den Pestkranken in Jaffa dargestellt; auf seinem Gesicht liest man bereits die massenmörderischen Pläne, die damals sein Inneres beschäftigten. In jenem berühmten Ballsaal, aus dem einst Mirabeaus Machtworte[1]) in ganz Europa widerhallten, ist jetzt für Vernet ein Atelier eingerichtet. Er kommt direkt vom Schlachtfeld von Isly. Ob er auch die Taten des Obersten Pélissier und die künstliche Grottenerstickung der 800 Kabylen verherrlichen wird?

Nächstertags besuche ich Rouen, fahre auf den lieblichen Biegungen der Seine nach Havre. Später geht's nach Orleans, um die herrlichen Ufer der Loire zu bereisen. Bei diesen wunderbaren Mondscheinnächten wird mir selbst das weite Paris zu eng! Ich muß in die freie Natur hinaus!

*

20. August 1845.

Den Sitzungen der Pairs und Deputierten habe ich öfters beigewohnt. Wie anziehend, die Persönlichkeiten zu sehen und zu hören, von denen täglich die Zeitungen reden! Noch vor einigen Tagen war eine höchst interessante Verhandlung. Soult sprach über die afrikanischen Angelegenheiten, der Duc de Broglie über den Sklavenhandel, Guizot stand in der Vorhalle, unterhielt sich längere Zeit mit einem Deputierten, so daß ich genau sein ernstes Auge betrachten, in seinen Mienen lesen konnte, welche Kraft und Wahrheit diesen Mann beseelen, um einer ungeheuren Unpopularität und stets neuen Angriffen Trotz zu bieten.

Zum Arbeiten bin ich natürlich noch nicht gekommen, habe dafür — was vielleicht wertvoller ist — viele interessante Menschen kennen gelernt. Verny, der berühmte Hofprediger der Herzogin von Orleans, ist mir höchst sympathisch. Unser hanseatischer Gesandter, Rumpff, ein alter, unterrichteter Mann, in diplomatischen Geschäften ergraut, hat manches erlebt und weiß interessant zu erzählen. Dagegen ist der russische Geschäftsträger, Botschaftsrat Kisseleff, ein junger, höchst unbedeutender Streber, der sich nicht einmal ein „air" hochpolitischer Wichtigkeit zu geben weiß, das sonst den Diplomaten doch gewöhnlich so leicht wird.

Sehr oft besuche ich das „Théâtre Français". Dort werden die Stücke älterer und neuer Meister unübertrefflich gespielt. Dort vereinigt sich alles, uns auf die Höhen des Parnaß zu versetzen: Grazie der Damen, schöne Deklamation und Sprache, feinsinniges Spiel! Ich sah „Tankred" von Voltaire und den „Médecin malgré lui". Die Tragödie gefiel mir weniger. Dieses Deklamieren erscheint mir für unsre Tage doch recht unnatürlich, ein blendender

[1]) „Catilina ist vor den Toren und man beratschlagt noch!"

Digitized by Google

Anachronismus! Man braucht während der pompös dahinrauschenden Verse nur einen Blick auf die Reihe sinnloser, simpler Fracks im Zuschauerraum zu werfen, um den ganzen Kontrast zu empfinden. Die Rampe trennt hier nicht nur Schauspieler und Publikum, sondern alte und neue Zeit. Freilich — vor einer feierlichen Versammlung von Allongeperücken, da muß die rhetorische Gespreiztheit eines Racine wundervoll gewesen sein. Desto mehr hat mich der „Médecin" begeistert. Welch ungeheure Wahrheit in diesem Molière! Es ist, als hätte er gestern geschrieben, mit welcher Naturtreue bringt er die Lächerlichkeiten und Schwächen der Menschen auf die Bühne!

Im Theater „Palais Royal" sieht man nur moderne französische Lustspiele, die dem Publikum das Pariser Leben, alle Geheimnisse der hiesigen Gesellschaft enthüllen. Verhältnisse, von denen man sich in Deutschland kaum eine Vorstellung macht, werden hier mit einer Freiheit und Naivität behandelt, die mich anfangs wirklich in Staunen setzte. Auch fehlt es nicht an geistreichen, die Schwächen unsrer Zeit geißelnden, mitunter recht boshaften Anspielungen, so daß dieses Theater in gewisser Hinsicht den attischen Komödien zur Seite gestellt werden kann.

*

Mittwoch, 2. Oktober 1845.

Heute betrat ich zum erstenmal das prachtvolle Palais, das Lutteroths am Eingang zur Rue Royale bewohnen. Bis jetzt hatte ich diese liebenswürdige Familie nur auf ihrem gemütlichen Landsitz in Epinay besucht, heute sollte ich sie in glänzender Umgebung sehen. Und als ich nun abends von ihrem üppigen Gastmahl, aus dem blendenden Glanz venezianischer Lüster auf die „Place de la Concorde" trat, mit ihren rauschenden Fontänen, Tausenden von Flammen, überglänzt von einem strahlenden Vollmond, da war es ein Anblick, als ob hier ein Märchenstück zur Wirklichkeit geworden sei.

Ich vermag diesen Platz nie ohne Bewunderung zu betreten. Die letzten Könige Frankreichs haben gewetteifert, ihn zu verschönern; sicher hat keine Stadt der Welt etwas Aehnliches aufzuweisen. Steht man den Tuilerien zugewandt, so blickt man in die wundervollen dunklen Baumpartien des Gartens, durch den eine breite Allee grade zum Schloß leitet. Nach der entgegengesetzten Richtung findet sie ihre Verlängerung in der prachtvollen Avenue der „Champs Elysées", die sich bis zum fernen „Arc de Triomphe" erstreckt. Nach links schweift dann das Auge zur einfach-majestätischen Fassade der Deputiertenkammer, zu der eine prächtige Brücke über die Seine führt, dahinter glänzt in der Ferne die goldene Kuppel des Invalidendoms. Wendet man sich nach rechts, so erblickt man am Eingang der breiten Rue Royale links das Marineministerium, rechts das Lutterothsche Palais, zwei kolossale, ganz gleichartige Bauten. Am Ende der majestätischen Straße aber erhebt sich ein Fundament, dessen breite Treppenstufen zur doppelten Säulenreihe der Madeleinekirche emporsteigen, eines getreuen Abbildes des Theseion. Napoleon ließ diesen Bau zu einem Ruhmestempel für die „Große Armee" umwandeln. Ludwig XVIII. gab ihn dem Kultus zurück.

Digitized by Google

Gerade in der Mitte des Weltkompasses, genannt „Place de la Concorde", ragt feierlich der Obelisk von Luxor, ein prächtiger, aus einem rosa Syenitblock gemeißelter Monolith, der Jahrtausende hindurch den Platz vor Thebens Tempel zierte. Nur die Spitze ist beschädigt. Dieses Denkmal des größten ägyptischen Despoten, dem Hekatomben von Menschenleben nicht kostbar genug erschienen, um die Laune eines Augenblicks zu befriedigen, steht gerade auf derjenigen Stelle, die durch die Wut und Tyrannei einer ganzen Nation für ewige Zeiten gebrandmarkt ist. Denn dort errichtete vor einem halben Jahrhundert das fanatisierte Volk dem eignen König die Guillotine.

Welche Gegensätze in dieser Welt!

Der „Platz der Eintracht", ursprünglich Place Louis XIV. genannt, sah während der Schreckenstage 3000 Häupter fallen. Er wurde damals in Place de la Révolution umgetauft und erhielt erst später die heutige Bezeichnung. Richtiger würde er wohl „Place de la Discorde" heißen.[1])

*

Paris, 22. Oktober 1845.

Jeder sonnige Tag des Monats September, der nach anhaltendem Regen den schönsten Spätsommer brachte, vereinte mich mit Bekannten in den weiten Hallen des Embarcadère, diesem grandiosen Bahnhof, aus dem die zahllosen Züge so ungeduldig fauchend nach allen Himmelsrichtungen stürmen, als könnten sie nicht erwarten, hinauszukommen in die Freiheit, in die göttliche Luft des lieblichen Seinetals. Im Fluge wurden wir an den Fuß der waldigen Höhen versetzt, die sich in weiter Ferne um die Riesenstadt herumziehen. Ihr Dunkel birgt ehrwürdige Schlösser, Ueberreste der Fürstenpracht versunkener Jahrhunderte, daneben steigen stattliche Landhäuser auf, die Anlagen der mit jedem Jahr üppiger und selbstbewußter auftretenden Pariser Bourgeoisie. Wir waren in Rouen, dem getreuen Abbild einer alten deutschen Reichsstadt, mit gotischen Kirchen und Giebelhäusern, eilten nach Havre, bestiegen die Höhen von Ingouville, schauten über die schaumbespritzten, wie eine düstere Brustwehr sich emportürmenden Falaisen auf die wogende, grüne Fläche des Atlantischen Ozeans. Dann glitten wir die Seine hinauf, vorüber an denkwürdigen Abteien und Burgen, freundlichen Dörfern, lieblichen Landschaften. Der Leichtsinn, den ich in dieser Zeit entwickelte, gab dem meiner Gefährten nichts nach, und nur selten kam ich so weit zur Besinnung, daß ich der mahnenden Worte Maria Theresias und des braven Großvaters gedachte: Was wird der Schlözer dazu sagen!

Ich wandere jetzt täglich zum altersgrauen „Hôtel de Soubise" und schwelge dort in den wichtigen Korrespondenzen der Fürsten aus allen Hoflagern mit ihren Ministern, in den Berichten der französischen Gesandten und Geheim-

[1]) Zwei Jahre, nachdem der Verfasser dieser Briefe Paris verlassen hatte, endete die Julimonarchie auch wieder am Obelisken. In zwei unscheinbaren Coupés, die dort den Bürgerkönig erwarteten, wurde seine Flucht aus der aufständigen Hauptstadt bewerkstelligt (1849). D. H.

Digitized by Google

agenten, die z. B. von den Wiener, Petersburger, Berliner Höfen, sogar aus Konstantinopel ihrem Herrn und Meister Choiseul die witzigsten Rapports erstatteten. Auch über die Regierungszeit Peters des Großen und Katharinas II. habe ich hochinteressante Sachen gefunden.

Das religiöse Leben steht in Frankreich auch heute noch trotz der Hinterlassenschaft Voltaires und der großen Revolution im Vordergrund des Interesses. Der junge Lutteroth z. B., ein höchst interessanter Mensch, hat sich hier an die Spitze einer religiösen Partei gestellt. Er schreibt viel, hat eine eigne Zeitschrift gegründet, die das Organ seiner Ansichten ist, und arbeitet gegen das Stagnieren des katholischen Kultus und vor allem für Vereinfachung des Ritus. Gewiß wird man ihn sehr bald auf den Bänken der Deputiertenkammer erblicken. Die Rongeschen[1]) Bewegungen sind hier auch nicht ohne Einfluß geblieben. Ob im Zusammenhang damit, ob nicht, ist noch ungewiß, genug, kürzlich haben sich in der Umgegend von Paris sechs große Bauerngemeinden vereinigt, um die bisherige Form des Gottesdienstes abzulegen. Ein neues Bethaus ist ihnen eingerichtet, und von der Lutterothschen Sekte wurde ein Geistlicher gesandt. Es ist merkwürdig, mit welchem Interesse man hier allen deutschen Angelegenheiten folgt und wie allmählich durch gründlichere Kenntnis und objektivere Auffassung die falschen, oft so lächerlichen Ansichten über unser Vaterland geläutert werden, an denen seit Olims Zeiten die Mehrzahl der Franzosen krankt. Die Gerüchte von den französischen Niederlagen in Afrika und bald darauf die Triumphberichte des Marschalls Bugeaud, jetzigen Herzogs von Isly, an die sich schnell die sanguinische Hoffnung reihte, den großen Franzosenhasser Abd-el-kader als Gefangenen am Triumphwagen seines Besiegers durch Paris ziehen zu sehen, hatten nur für einen Augenblick die Aufmerksamkeit von den Stolzenfelser und Bonner Festen abgelenkt. Doch jetzt füllen sich die Spalten aller Journale von neuem mit kritischen Aufsätzen über Ronge, Zollverein, preußische Konstitution usw. Eine einzige Gesellschaftsschicht bleibt bei allen diesen politischen Erscheinungen und Problemen völlig indifferent. Das sind die Bewohner des Faubourg St. Germain in ihrem, vom übrigen Frankreich durch das Gitter des Legitimitätsprinzips abgeschlossenen Quartier jenseits der Seine. Während die ganze übrige Welt sich mit den wichtigsten Fragen der Zukunft beschäftigt, freut man sich in jenem aristokratischen Stadtteil, daß der Herzog von Montebello, der Botschafter des neuen Regime, keine Audienz beim Zaren erlangt hat, und gab große Feste zur Feier des Tages, an dem sich die Tochter des Herzogs von Berry mit einem unbedeutenden Prinzen vermählte. Ils n'ont rien appris, ils n'ont rien oublié.

Du fragst nach der Rachel! Ein geheimnisvoller Schauer geht durch den Zuschauerraum, wenn sie — die verkörperte Tragik der antiken Welt — auf die Szene tritt, ihre düsteren, visionären Augen sich über das Publikum hinweg wie in weite Fernen richten. Du willst von der Persiani hören, deren Stimme

[1]) Johannes Ronge, Kaplan, Urheber der deutschkatholischen Bewegung.

Digitized by Google

uns in Rosinens Arie wie Sirenengesang umschmeichelt, von dem Bartolo par excellence, dem wunderbaren Lablache, der schon zwei Generationen bezaubert hat und das Aussehen eines alten ungeschlachten Oger mit einer so glockenklaren Baßstimme verbindet, daß alles Gezischel, das jedesmal sein Erscheinen begleitet, atemloser Stille Platz macht, sobald der erste Ton dieses Phänomens das Theater durchzittert. Soll ich Dir erzählen, wie Giulia Grisi durch ihre klassische Schönheit und berauschenden Gesang jeden Abend Tausende von Menschen in die Oper lockt, um sie, wenn der Vorhang zum hundertstenmal fällt, wie Tollhäusler zu entlassen, soll ich Dir die Valentinibälle beschreiben, wo die Grisetten zu Bacchantinnen werden und sich den wildesten Tänzen überlassen, von den blutigen Auftritten erzählen, die jetzt täglich auf der Börse unter den Geschäftsleuten stattfinden, deren Champions, die Rothschilds, Thurneißens und andre Waghalse, in wenigen Stunden viele Millionen gewinnen, während Hunderte von Familien an den Bettelstab gebracht werden? — Genug! Genug! Es wäre unmöglich, alle Details des hiesigen Lebens wiederzugeben.

*

Paris, 9. Februar 1846.

Die Kammern sind eröffnet, die Salons glänzen, eine Bekanntschaft jagt die andre, im Conservatoire brillieren die ersten Künstler der Welt mit den Werken unsers Beethoven und Haydn, und während Guizot und Thiers im Palais Bourbon mit Donnerkeilen um sich werfen, dröhnen die heiligen Mauern der Notre-Dame von den fanatischen Predigten des Père Lacordaire wider. Jeden Sonntag nach beendigtem Gottesdienst hält dieser Dominikaner vor einem ungeheuren Publikum seine in stiller Klosterzelle ausgebrüteten Predigten über Königswürde, Regierung, Stellung der Frauen in der Gesellschaft und andre packende Themas. Das Volk hat dann schon von morgens an alle Eingänge der Kirche umlagert, um sich einen Platz zu erkämpfen. Ein Bekannter verschaffte mir mehrere Male einen Sitz, so wurde es mir möglich, jenen merkwürdigen Mann zu hören, der, wie mir ältere Leute versichern, in Vortrag, Stimme, Bewegung Robespierre gleicht.

Dazu kommen tausend andre Attraktionen: Alle die Kunstausstellungen, die wie Pilze aus der Erde schießen, das Théâtre Français mit seiner ewig neuen Anziehungskraft, der alte Père Messard mit seinem Höllenorchester, das jeden Sonnabendabend 10000 tanzlustige Pariser und Pariserinnen auf dem Parkett des Opernhauses herumwirbeln läßt — da muß der vernünftigste Mensch toll werden! Mit einem triumphierenden, fast schadenfrohen Augenzwinkern beobachtet denn auch der Einheimische, wie die Fremden, die zum erstenmal in den Pariser Trubel geraten, von der Macht dieser rauschenden Lebenssinfonie betäubt, überwältigt von einem Eindruck zum andern taumeln.

Die Saison fing an mit dem 27. Dezember, wo die Kammer eröffnet wurde. Zu den Eigentümlichkeiten des Pariser Lebens gehört auch die Unmöglichkeit, Billetts zur Séance Royale zu erhalten, weil sie nur den höchsten Chargen gegeben werden. Selbst die Diplomaten bekommen eine ganz beschränkte Anzahl.

Digitized by Google

Und doch hat unser Gesandter mit gewohnter Freundlichkeit mir eine Karte zu verschaffen gewußt, die er mir durch Kurier noch spät abends zusandte. So häufig lese ich nun schon die nichtssagendsten Thronreden und die sich immer gleichbleibenden Beschreibungen solcher Feierlichkeiten; ich ging daher mit geringen Erwartungen hin. Um 12 Uhr füllte sich allmählich der Saal, das Diplomatische Korps und die Creme der Gesellschaft besetzte die Tribünen, während sich unten die Pairs und Deputierten versammelten. Neben mir saß ein höchst liebenswürdiger Franzose, der mir alle berühmten Redner zeigte. Der kleine Thiers ging unruhig von einem Platz zum andern. Odilon Barrot folgte ihm wie sein Schatten. Da sah ich Lamartine, Barante, meinen dicken Freund Comte St. Priest, der bei uns in Israelsdorf war und schon damals unter der Last seines Schmerbauches fast zusammenbrach. Auch jetzt konnte er nur mit Hilfe eines jüngeren Pairs auf seinen Platz gelangen. Da war Emile de Girardin, Baron Fain, Sekretär des Königs, usw. Endlich um 1 Uhr erschien die Königin nebst den Prinzessinnen, wenige Minuten darauf trat der König in den Saal mit seinen vier stolzen, schönen Söhnen, umgeben von einem glänzenden Hofstaat, der alte Namen aufbewahrt, wie vielleicht kein andrer in Europa. Nachdem die Minister, geführt vom korpulenten Soult, ihre Plätze eingenommen, stieg der greise Louis Philipp festen Schrittes die Stufen des Thrones hinan. Das war ein merkwürdiger Augenblick. Sei es der geschichtliche Nimbus, der einen König von Frankreich umgibt, sei es das Interesse gerade an diesem Mann, dessen ganzes Leben auf so wunderbare Weise in die Ereignisse der letzten fünfzig Jahre der französischen Geschichte hineinverwebt ist — in dem ganzen Vorgang lag entschieden etwas Dominierendes. Der Monarch setzte sich unter fortgesetzten Vivatrufen keck auf den Thron, stülpte übermütig seinen mächtigen Federhut aufs Haupt und zog dann sein Pergamentblatt aus der Brusttasche. Mit sonorer Stimme verkündete er, wie reich und gesegnet der Zustand seines Reiches sei. Es war ein seltsamer Gegensatz! In einem Lande, wo alles nach Vernichtung des monarchischen Nimbus strebt! Und dennoch übt bei solcher Gelegenheit die Macht, die ruhmreiche Erinnerung, die den Namen eines Herrschers mit seinem Lande verknüpft, ihren alten Zauber.

Mit dem Beginn der parlamentarischen Saison hat auch das eigentliche Pariser Leben begonnen. Jetzt öffnen sich alle Salons, ein jeder, der es nur irgend möglich machen kann, richtet seine kleinen Gemächer zum Empfang für bestimmte Abende her und lädt die Leute zu Hunderten ein. Je mehr, je besser. Alle musikalischen Talente werden in Bewegung gesetzt; wer etwas leisten kann, sei es auch das Unbedeutendste, begibt sich, je nach seinem Temperament, in pompöser Haltung oder mit einer entschuldigend unter die Anwesenden geworfenen Floskel ans Klavier und wird zum Schluß mit einem „Ravissant!“ oder „Délicieux!“ belohnt. Da die Appartements im allgemeinen sehr klein und kostspielig sind, so muß jeder Winkel benutzt werden. Ihr Schlafzimmer mit zu den Empfangsgemächern zu ziehen, scheut sich keine Pariserin, selbst wenn sie zur großen Welt gehört. Es macht einen höchst lächerlichen Eindruck, wenn sich die

Digitized by Google

ganze Gesellschaft, die Herren mit ausgesuchter Höflichkeit die Damen führend, um das geräumige prachtvolle Ehebett herumbewegt, das bei uns als geheimes Heiligtum allen profanen Blicken entzogen wird. So noch letztertags bei Madame Verhuelle, Schwiegertochter des kürzlich verstorbenen Admirals,[1]) eines intimen Freundes von Napoleon. Er war eine interessante politisch-militärische Persönlichkeit und zwang 1805 die englische Flotte zum Rückzug. Das ist ein prächtiges Haus, in dem ich so bekannt bin, als wäre ich zehn Jahre in Paris.

Den späteren Sitzungen, besonders den Adreßdebatten, welche die ersten Redner auf die politische Bühne riefen, habe ich mehrere Male beigewohnt. Das Amendement von Rémusat und seine Bemängelung des französischen Kabinetts, das nur ein Schleppenträger des englischen sei, wurde vom kleinen Thiers durch eine fulminante Rede unterstützt, in der er die brillantesten Witze und die gröbsten Schmähungen an die Adresse von Guizot einfließen ließ. Als aber dieser alte Kämpfer sich erhob: „Je donne le monopole du bon sens et du bon mot à l'honorable Mr. Thiers," und nach dieser bitteren Einleitung mit dem ihm eignen durchdringenden Verstande in markanten Worten seine politischen Ansichten auseinandersetzte — da wandte sich ihm die gesamte Kammer zu. Der Exminister mußte sich auf die äußerste Linke flüchten, um den triumphierenden Blicken des Zentrums zu entgehen. Es ist erstaunlich, wie solche Talente — Guizot, Lamartine, Odilon Barrot und zahllose andre — sich oft stundenlang auf der Rednerbühne halten können, ohne zu befürchten, die Kammer zu ermüden. Die Art und Weise aber, wie die Verhandlungen geleitet werden, dieses oft mutwillige Lärmen und Tosen, die freche Art, mit der sich die Gegner vor den Ministern hinstellen und ihnen die größten Niederträchtigkeiten vorwerfen — wobei es dann oft nicht ausbleibt, daß sie, um ihren Worten Ausdruck zu verleihen, mit geballten Fäusten herumfuchteln —, dann die Intrigen gerade der unbedeutendsten Mitglieder, die oft, um irgendeine Brücke oder ein Stadttor für ihre Bezirke zu ergattern, ihre Stimmen den Ministern für die nichtigsten Verhandlungen verkaufen — das alles macht doch den Eindruck einer widerlichen Komödie.

Mit Aschermittwoch hört der gesellschaftliche Trubel auf, ich suche bis dahin noch so viel wie möglich mitzumachen und ziehe in dieser Stadt der Kontraste meine Kreise durch die verschiedenartigsten Welten. Bei unserm Gesandten traf ich bei einem ausgezeichneten Diner die gros bonnets des Diplomatischen Korps: Apponyi, österreichischer Botschafter, Lord Cowley, Bruder des Herzogs von Wellington, den Gesandten Graf Arnim, ferner verschiedene andre unsrer Diplomaten, an denen es hier nicht fehlt. Man mache sich nur klar, daß allein von deutschen Einzelstaaten fünfzehn Gesandte in Paris akkreditiert und meist miteinander verfeindet sind. Nur wenige dieser Posten sind zurzeit nicht besetzt.

---

[1]) Carel Henrik Verhuelle, Graf van Zevenaar (1764—1845), Marineminister und Reichsmarschall.

Digitized by Google

Auch Rothschild war an der Tafel, in einer überlebensgroßen weißen Krawatte und einer Perücke, unter der stets neue kolossale Finanzkombinationen keimen. Leider ist kürzlich Apponyis Schwiegersohn Esterházy gestorben, so daß die prächtigen Salons der österreichischen Botschaft für diesen Winter geschlossen sind. Dagegen versetzt der marokkanische Gesandte das ganze große Paris in Aufregung. Man begafft ihn wie die im Jardin des Plantes herumspazierenden Giraffen, und er wiederum steht mit aufgesperrten Augen und Ohren vor dieser europäischen, ihm ganz unbegreiflichen Wunderwelt. Wenn er, durch die Salons schreitend, einer auffallend schönen Dame begegnet, wendet er sich gleich zu seinem Begleiter mit den Worten: „Elle a dû coûter bien cher!“ Vor wenigen Tagen sind auch die königlichen Equipagen abgegangen, um den alten ägyptischen Pascha Ibrahim, den Besieger der Türken, den Verwüster des Peloponnes, feierlich einzuholen.

Ich treibe jetzt eifrig Neuarabisch bei Mr. Caussin de Perval in einer sonderbar zusammengewürfelten Gesellschaft: um den Tisch, an dem der Gelehrte uns in das Verständnis des Orients einführt, sitzen zwanglos Unteroffiziere in bunten Zuavenuniformen, Studenten und sogar zwei junge Damen, die ihren Liebhabern wohl nach Afrika folgen wollen.

Außerdem komme ich wöchentlich mit einem ehrwürdigen Geistlichen aus Mossul zusammen, rauche bei ihm den Tschibuk, schlürfe türkischen Kaffee und radebreche die Sprache Abu Dolefs in ihrer modernen Form.

Er heißt Ohanna Musally und ist ein Mann in den Vierzigern, von hoher Statur, mit schönem, lang herabwallendem Bart. Alle Sitten und Gebräuche der Mohammedaner hat er sich so sehr bewahrt, daß mir schon in dieser Hinsicht seine Bekanntschaft höchst interessant ist.

Ich mag den weisen Mann auf seiner Mansarde besuchen, wann ich will: das Mokkatäßchen und der lange Tschibuk fehlen nie. Dann rezitiert er Sprüche der Weisheit, Suren aus dem Koran, die mit den blauen Kringeln aus dem Pfeifenkopf wie arabische Schnörkel durch das niedrige Zimmer ziehen.

Ohanna spricht nur gebrochen Französisch, die Unterhaltung gibt daher manchmal Rätsel auf. Für die Deutschen hat er, wie alle Orientalen, eine große Vorliebe. Während in seiner Heimat Franzosen, Russen und Engländer als eroberungssüchtige Nationen gehaßt werden, schätzt man die Deutschen, weil sie in modernen Zeiten mit dem Halbmond niemals in feindliche Berührung geraten sind, in die Sprachen des Orients eindringen und Achtung vor den Eigenheiten des Muselmans und seiner religiösen Empfindungen beweisen.

An der Universität höre ich jetzt die höchst geistreichen Vorträge von St. Marc Girardin über französische Literatur. Auch lernte ich die Koryphäe der französischen Historiker, Mignet,[1]) kennen, in dem ich ebenso den Gelehrten

[1]) François Auguste Marie Mignet (1796—1884), Historiker und Direktor der Archive im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris.

Digitized by Google

wie den Staatsmann bewundere. Welche Persönlichkeit! Wie klassisch sein ganzes Leben! In starken Zügen beschrieb er eine politische Umwälzung, und zur selben Zeit bereitete er eine solche vor, trat selbst handelnd in der großen Tragödie des Jahres 1830 auf. Er ist einer der wenigen französischen Akademiker, der mir Ehrfurcht und Bewunderung einflößt. Er machte mich auf venezianische Gesandtschaftsdepeschen aufmerksam, die sich auf der hiesigen Königlichen Bibliothek befinden. Sie stammen von Gesandten, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert das Moskowiterreich besuchten.

Wahrheit und Lüge

Auch der wütendste Deutschenhasser wird, falls er sich noch einen ganz kleinen Rest von Wirklichkeitssinn bewahrt hat und falls er nicht nur Tagesblättern der Entente seine geistige Gegenwartsnahrung entnimmt, gewisse Dinge nicht ganz in Abrede stellen können, wenn er ja freilich auch eine unmittelbar bevorstehende Aenderung seinem Geschmack gemäß als zweifellos ansehen wird.

Solche Dinge sind die erfolgte Einnahme dreier Königreiche durch die Mittemächte, die Besetzung weiter Landstrecken in Rußland und Frankreich durch dieselben, das Vorhandensein „noch nicht völlig verhungerter" und mit Munition ausgerüsteter Landheere, die recht unbequeme Tätigkeit deutscher und österreichisch-ungarischer U-Boote und andre greifbare Tatsachen. Das wird auch der verbissenste Ententeler den Mittemächten als (natürlich nur augenblicklich!) wahr einräumen müssen. Weitere solche Wahrheiten beziehen sich auf den Zustand bei der Entente selbst. Sie sind um so bitterer, als eben dieser Zustand nach neunzehn Kriegsmonaten ein so ganz andrer ist, wie man ihn bei Kriegsbeginn nicht nur voraussehen zu dürfen glaubte, sondern ganz bestimmt erwartete. Trotz ungeheurer Massenopfer ihrer Völker hat die Entente in diesem Weltkriege an den entscheidenden Stellen eigentlich nur fortgesetzte Niederlagen mit furchtbaren Menschenverlusten erlitten. Dem Ehrgeize und dem skrupellosen Eigensinn ihrer Führer verdanken es die irregeleiteten Völker der Entente, daß sie nicht zu erkennen vermögen, wie sie militärisch nichts mehr erreichen können. Ihre Presse verschließt ihnen die Wahrheit, daß die Drahtzieher ihrer Politik die größte Tyrannei und Grausamkeit gegen ihre eignen Völker ausüben, wenn jene Gemütsmenschen den Krieg mit weiteren großen Niederlagen und ungeheuren blutigen Verlusten fortsetzen.

Daß sich die Ententevölker eine solche Tyrannei gefallen lassen würden, wenn sie sich ihrer bewußt wären, ist nicht anzunehmen. Hier aber kommt die Herrschaft der Lüge zum Ausdruck. Mit den über die Welt verbreiteten Hilfsmitteln, deren besonders England sich bedient, werden die eignen Landsleute und die Angehörigen neutraler Länder im Dunkeln gelassen über Mißerfolge

Digitized by Google

und Zukunftsaussichten. Bis in die höchsten Spitzen reicht die mangelhafte, falsche Orientierung. Ganz besonders scharf tritt diese Unkenntnis darin hervor, was in den Westmächten — einschließlich Italiens — einerseits und Rußland anderseits über einander bekannt oder nicht bekannt ist. Beiden Teilen gemeinsam ist die Unkenntnis von der Lage der sie trennenden Gegner, also der Mittemächte. Wirklich unterrichtet von der Lage sind natürlich die Drahtzieher, d. h. die leitenden Staatsmänner, einschließlich des Präsidenten der französischen Republik. Da sie aber jahrelang die Kriegshetzer gewesen sind, fürchten sie jetzt ihre Falschrechnung einzugestehen und lügen unentwegt weiter. Nur so ist ja der Inhalt der Ministerreden in den Ententestaaten aus dem Februar zu begreifen. Allein mit dem Nervenchok durch Zeppelinangriffe und U-Bootserfolge war der Blödsinn doch nicht zu erklären, den diese Staatsmänner sich geleistet haben.

Die Lüge, die Unterdrückung der Wahrheit, muß übrigens doch ein Mittel sein, dessen sich der Unterliegende gern bedient. Meister in diesem Verfahren war bekanntlich Napoleon I. im Feldzuge von 1812, und vor fünfundvierzig Jahren machten's die Franzosen auch nicht anders. Ich will nicht auf die Bedeutung der Wendung eingehen: „Er lügt wie ein Bulletin der Großen Armee" (1812), will auch nicht auf Gambetta-Freycinetsche (1870/71) Nachrichten mich beziehen, nur einen Fall aus der französischen Presse will ich anführen. Am 28. Januar 1871 wurde bekanntlich der Waffenstillstand zu Versailles abgeschlossen, der die Unterschriften „Bismarck" und „Jules Favre" trägt. Vor mir liegt ein Exemplar des „Moniteur de la guerre" vom 31. Januar 1871 (ab 1. Februar „Moniteur du peuple"). Das Blatt trägt an seiner Spitze einen Satz aus dem Rundschreiben des Ministers für auswärtige Angelegenheiten, also desselben Jules Favre. Dieser Satz lautet: „Wir werden weder einen Zoll unseres Gebiets noch einen Stein unsrer Festungen abtreten. Ein schimpflicher Friede wäre ein Vertilgungskrieg innerhalb kurzer Frist" (une guerre d'extermination à courte échéance). Ein Mann, wie Jules Favre war, kann die Lage seines Landes nicht so verkehrt aufgefaßt haben, und die französische Presse kann sich nicht darüber im unklaren gewesen sein, welcher Friede die Folge dieses Waffenstillstandes sein würde. Das französische Volk aber wurde noch am 31. Januar in Unkenntnis erhalten; man log 1871, wie man es 1916 tut.

Digitized by Google

Die Ermordung des Großfürsten Sergej

Von Maria Wassiltschikoff

Aus ihren unveröffentlichten Erinnerungen

In Moskau angekommen, fuhr ich vom Bahnhof direkt zum Njeskutschnyj-palais. Ich fand den Großfürsten Sergej allein beim Tee; die Großfürstin war bei der Gräfin Mengden, die ernstlich krank war. Der Großfürst war in sehr trüber Stimmung.

Ich war zwei Tage nach Weihnachten gekommen, trotzdem ging ein Regen von Geschenken über mich nieder. Während dieses Aufenthaltes im Njeskutschnyj-palais leistete ich öfter im Laufe des Tages allein dem Großfürsten Gesellschaft beim Tee, da die Großfürstin die Tage bei der Gräfin Mengden verbrachte. Der Großfürst sprach mit mir viel und ernst über die Zustände in Rußland. Er war darüber sehr genau unterrichtet. Er war der Ansicht, daß der Augenblick gekommen sei, Aenderungen herbeizuführen, daß man aber Schritt für Schritt vorgehen müsse. Fürst Swiatopolk-Mirski, damals Minister des Innern, hatte eine wahre Freiheitslawine losgelassen, und die Lawine verursachte leider ein Unglück nach dem andern.

Der Großfürst sagte: „Wir sind bereits in voller Revolution," und die Katastrophen des Krieges steigerten die öffentliche Unzufriedenheit. Da Großfürst Sergej sah, daß es nicht mehr so fortgehen konnte, legte er sein Amt als Generalgouverneur von Moskau nieder, obwohl ihm dieser Entschluß sehr schwer wurde. Das Volk war sehr aufgebracht gegen den Großfürsten, da es glaubte, daß er es sei, der den Kaiser in der Ausführung seiner nur allzu liberalen Pläne hemme. Es ist sicher, daß der Großfürst diese Bewegung beklagte. Eines Tages, als von der Großfürstin die Rede war, sagte ich: „Die Großfürstin ist so gut." Er blickte mich mit einem trüben Lächeln an und erwiderte: „Gut?! — meine Frau ist ein Engel."

Wir hatten das neue Jahr 1905 wie immer mit einem Tedeum in der kleinen Kapelle des Njeskutschnyjpalais begonnen. Der Großfürst wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen des Moskauer Bezirks ernannt, oder vielmehr er behielt dieses Kommando, während das Amt des Generalgouverneurs davon abgetrennt wurde.

Am 1. Januar erhielt er das Porträt des Kaisers Alexander III., wegen des Krieges ohne Diamanten. (Das Porträt wurde erst später gesandt, da der Rahmen nicht fertig war.) Am Abend des 2. Januar reiste der Großfürst nach Petersburg, um dem Kaiser zu danken. In dem Augenblick, als er sich in den Wagen setzte, wurde auf den Polizeimeister, General Trepoff, ein Pistolenschuß abgefeuert, dem zwei weitere folgten. Glücklicherweise trafen die drei Schüsse niemand. Der Täter, ein ganz junger Mann, wurde verhaftet. Als am nächsten Morgen die Großfürstin von dem Attentat hörte, fuhr sie mit mir

Digitized by Google

zum General Trepoff, der noch in großer Aufregung war und dessen Frau heiße Tränen vergoß. Der Großfürst kehrte am 4./17. Januar von Petersburg zurück.

Am 9./22. Januar sollte ich nach Petersburg abreisen. Die Großfürstin befand sich in einem Wohltätigkeitskonzert, und ich verbrachte den Abend mit dem Großfürsten. Wir spielten Karten. Der Großfürst sagte mir, daß er alle seine Möbel und Bilder nach Petersburg in sein Palais schicken werde, und bat mich, wenn alles ausgepackt sein würde, die nötigen Anweisungen zu geben, wohin die Möbel gestellt und wo die Bilder aufgehängt werden sollten; ich möchte alles nach meinem Geschmack einrichten. Er dachte mit Bedauern an die Notwendigkeit einer Uebersiedlung nach Petersburg. Er hatte sich eine schöne Bibliothek in seinem Palais eingerichtet, aber das alles interessierte ihn nicht mehr. Er war traurig, wie ich ihn nie gesehen hatte. Der Großfürst ließ anspannen, um mich nach dem Bahnhof zu fahren, ging mit mir die Treppe hinunter und führte mich bis zur Vorhalle; dort küßte er mir die Hand und sagte mir Lebewohl bis zum 3. oder 4. Februar. Er hatte vor, mit der Großfürstin nach Petersburg zu kommen und dort zwei bis drei Wochen zu verbringen. Er wollte auch der Eröffnung der vom Großfürsten Nikolaus Michailowitsch arrangierten Ausstellung russischer Porträte beiwohnen und sagte mir, ich möchte ihm das genaue Datum der Eröffnung schreiben. Ich dachte nicht, daß ich den guten, lieben Großfürsten, der mir immer ein so wahrer und treuer Freund gewesen war, zum letzten Male gesehen hatte, und daß einen Monat später von seinem Wagen, der mich zum Bahnhof brachte, nichts mehr übrig und der arme Kutscher Andrej Rudinkin tödlich verwundet sein würde!

Der Kutscher fuhr mich immer durch kleine Straßen und eigentlich auf einem Umweg zum Bahnhof; das wunderte mich, und erst später ist mir der Gedanke gekommen, daß er die großen Straßen mied, weil der Wagen des Großfürsten mit den kaiserlichen Kronen und den weißen Zügeln nur allzu bekannt war!

Ich kam am 10./23. Januar zu Hause in der Sergiewskaja Nr. 6 an. Tags zuvor hatten große Unruhen unter den Arbeitern stattgefunden. Mehrere tausend Menschen zogen unter Führung des Priesters Gapon, des nichtswürdigen Revolutionärs, vor das Winterpalais und wollten dem Kaiser eine Bittschrift überreichen. Die Arbeiter selbst wußten nichts Genaues über den Inhalt derselben. Sie war von dem Schurken Gapon geschrieben, sie verlangte die Abschaffung der Selbstherrschaft, uneingeschränkte Freiheit und die Trennung der Kirche vom Staat. Dieser Gapon, ein völlig gewissenloser Mensch, war Religionslehrer an einer Schule; er hatte sich an einer der Schülerinnen vergangen und war der schlimmste Anarchist. Er war die Hauptursache dieser Erhebung. Eine Anzahl von Studenten, die als Priester, und andre, die als Frauen verkleidet waren, schlossen sich der Menge an und begannen, mit dem Zaren und der Armee anfangend, gegen die bestehende Ordnung loszuziehen. Truppen wurden herbeigerufen, und als man sah, daß die Menge sich nicht

Digitized by Google

aufhalten ließ und immer bedrohlicher wurde, ward der Befehl erteilt, zu schießen. Die Menge zog sich sofort zurück; sie ließ 96 Tote und an 300 Verwundete auf dem Platze. Gewehrschüsse fielen in den verschiedenen Stadtteilen, die von den Truppen gegen die feindliche Menge verteidigt wurden. Am nächsten Tage nahmen die Unruhen ihren Fortgang, und General Trepoff aus Moskau wurde zum Generalgouverneur von Petersburg mit sehr großen Vollmachten ernannt.

Dem Wunsche der Kaiserin Alexandra Feodorowna gemäß begann ich wieder in ihrem Atelier im Winterpalais zu arbeiten.[1]) Der Hof befand sich in Zarskoje Sjelo. Am 18./31. Januar wurde mir telephonisch mitgeteilt, daß die Kaiserin mich zu sehen wünsche. Sie war bezaubernd und behielt mich über eine Stunde bei sich, wobei sie viel von den Zeitverhältnissen sprach. Ich wagte ihr zu sagen, daß der Kaiser und sie mehr Menschen, besonders die aus den Provinzen kommenden Leute, bei sich sehen, Diners und Soireen geben müßten, zu denen außer den hohen Beamten der Provinzadel, die Gouverneure, die Bischöfe, Gelehrte, Forschungsreisende, Maler, Musiker usw. eingeladen würden. Die Kaiserin sagte mir, daß der Kaiser gerade diesen Winter eine Reihe von Diners zu geben gedenke. Sie fragte mich viel über den Großfürsten Sergej und sagte, sie höre davon reden, daß man so schlecht gegen ihn gestimmt sei, und das beunruhige sie.

Der Adlatus des Großfürsten Sergej, Herr Alexander Bulygin, wurde zu dieser Zeit zum Minister des Innern ernannt.

Am 1./14. Februar soupierten der Großfürst und die Großfürstin Wladimir, Graf und Gräfin Berchtold,[2]) Lady Hardinge,[3]) Graf Trautmannsdorff,[4]) Prinz Hohenlohe,[5]) Castro,[6]) Lowenörn,[7]) Knorring, Miß Yznaga und Graf Czekonies[8]) bei mir, und es wurde Bridge gespielt. Am übernächsten Tage dinierte ich bei dem Großfürsten Wladimir; man war in bester Stimmung.

Am 4./17. Februar ging ich wie alle Tage in das Atelier im Winterpalais, um zu arbeiten. Ich hatte einige Tage zuvor dem Großfürsten Sergej geschrieben, daß die Eröffnung der russischen Porträtausstellung auf den 16. Februar verschoben worden sei. Gegen 4 Uhr kam Prinz Georg Trubetzkoi, der Adjutant des Kaisers, totenbleich in den Saal, in dem ich arbeitete, nahm mich beiseite und sagte mir, aus Moskau sei eben die telephonische Meldung gekommen, daß

---

[1]) Es wurden dort von Damen der Gesellschaft Wäsche und Verbandzeug für die Soldaten und Lazarette hergestellt.

[2]) Graf Leopold Berchtold, Botschaftsrat bei der österreichisch-ungarischen Botschaft, der spätere Minister des Auswärtigen.

[3]) Gemahlin des englischen Botschafters.

[4]) Oesterreichisch-ungarischer Botschaftssekretär.

[5]) Prinz Gottfried Hohenlohe, österreichisch-ungarischer Militärattaché, jetzt Botschafter in Berlin.

[6]) Portugiesischer Gesandter.

[7]) Dänischer Gesandter.

[8]) Von der österreichisch-ungarischen Botschaft.

Digitized by Google

der Großfürst Sergej durch eine von einem Anarchisten geschleuderte Bombe getötet worden sei. Ich beschloß, sofort nach Moskau zu reisen. Ich übergab meine ganze Arbeit der Baronin Nadine v. Meyendorff, die mit mir arbeitete, und nachdem ich die Prinzessin Marie Galitzin benachrichtigt hatte, daß ich abreisen wolle, verließ ich das Palais. Als ich am Palais des Großfürsten Wladimir vorüberkam, ließ ich mich bei der Großfürstin anmelden, da ich von ihr Näheres zu erfahren hoffte. Ich fand die Großfürstin allein, sie wußte noch nichts; als sie mich mit so verstörtem Gesicht und roten Augen eintreten sah, fragte sie mich, was mir zugestoßen sei, und nun erzählte ich ihr die schreckliche Nachricht. Die Großfürstin wurde bleich und brach in Tränen aus. In diesem Augenblick trat Großfürst Wladimir ins Zimmer, und die Großfürstin teilte ihm schonend den Tod seines Bruders mit. Er weinte lange und sagte, indem er mich umarmte: „Ich weiß, daß Sie in Sergej einen wahren Freund verlieren." Da klingelte das Telephon auf dem Tisch der Großfürstin, und sie bat mich, zu fragen, wer spreche. Es war der Kaiser in Zarskoje Sjelo, die Großfürstin ging zum Telephon und sagte dem Kaiser, daß sie eben durch mich die schreckliche Nachricht erfahren habe. Die Großfürsten kamen einer nach dem andern herein. Der Großfürst ließ den General Trepoff kommen, der nicht mehr wußte als ich, nichts Näheres. Großfürst Wladimir sagte mir, er werde sofort Totengebete anordnen — aber ich konnte nicht bleiben, denn ich mußte mich fertig machen, um abends mit dem 8-Uhr-Zuge nach Moskau abzureisen.

Ich kam am nächsten Morgen 9½ Uhr an und fuhr direkt in den Nikolaipalast im Kreml, wo der Großfürst und die Großfürstin seit zwei oder drei Wochen wohnten; als sie das Njeskutschnyjpalais verlassen hatten, waren sie nicht wieder in das Haus des Generalgouverneurs gezogen.

Freitag den 4./17. Februar 1905 war der Großfürst Sergej in sehr guter Stimmung, fast heiter, was bei ihm in der letzten Zeit selten der Fall gewesen war. Der Feldjäger hatte aus Petersburg das Porträt des Kaisers Alexander III. gebracht, wegen des Krieges nicht mit Diamanten eingefaßt, aber in einem goldenen Rahmen, der einen Lorbeerkranz darstellte. Diese Sendung war des Großfürsten letzte Freude. Das Dejeuner dauerte länger als gewöhnlich. Ehe der Großfürst fortfuhr, fragte Oberst Layming, der Gouverneur des Großfürsten Dimitry Pawlowitsch, ob der kleine Großfürst eine Mandoline für seine Schwester kaufen dürfe, was der Großfürst erlaubte. Die beiden Kinder aus der ersten Ehe des Großfürsten Paul wohnten, seit dieser sich mit Frau v. Pistohlkors wiederverheiratet hatte, ganz bei dem Großfürsten Sergej. Hierauf gab der Großfürst seinem Diener Ribakoff den Auftrag, Belewskys telephonisch zum Diner einzuladen, am Vormittag den Kindern (Marie und Dimitry) die frischen, vom Gute Illinsky gekommenen Eier servieren zu lassen und telephonisch mitzuteilen, daß er in das Haus des Generalgouverneurs fahre, um Befehle wegen der Verpackung verschiedener Effekten zu geben, und daß er dort ein russisches Bad nehmen werde. Während er das Vorzimmer durchschritt, sagte er etwas zu Fräulein Toroptschaninoff, die mit der Groß-

Digitized by Google

fürstin ausgehen sollte, irgendein Scherzwort, aber sie verstand ihn nicht recht. Er setzte sich in den Wagen, und kaum eine Minute später hörte man eine furchtbare Detonation und sah durch das Fenster, wie Menschen einherliefen. Die Großfürstin eilte hinunter und rief: „Sergej! Sergej!“ Sie schickte jemand fort, um sich zu erkundigen, was geschehen sei; eine Sekunde später kam der Stallmeister des Großfürsten, Sokoloff, ins Palais, die Großfürstin setzte sich in seinen Schlitten und fuhr nach dem Platz der Katastrophe, ganz nahe beim Nikolaipalast. Die Menge war bereits so dichtgedrängt, daß die Großfürstin nicht vorwärts konnte und den Schlitten verließ. Ein paar Frauen in der Menge sagten zu ihr: „Täubchen, geh nicht hin!“ Ein entsetzlicher Anblick bot sich den Augen der unglücklichen Großfürstin. Der verstümmelte Körper des Großfürsten war ohne Kopf, die ganze linke Seite weggerissen, eine blutige Hand lag an der Stelle des Kopfes. Die Großfürstin warf sich darüber und küßte unaufhörlich diese teure Hand. Von allen Seiten sammelte man, was von dem Körper übrig war. Die Großfürstin kniete im Schnee, ohne Hut, in einem Pelz, den man ihr über die Schultern geworfen hatte. Fräulein Toroptschaninoff, Graf Mengden, Korniloff umgaben sie. Sie schickte Fräulein Dschunkowsky (die Gouvernante der kleinen Großfürstin Marie Pawlowna), die herbeigeeilt war, zu den Kindern. Die Offiziere des Regiments Jekaterinoslaw bildeten eine Kette um die Großfürstin. Eine Tragbahre wurde gebracht und die kostbaren Ueberreste dessen, der noch vor wenigen Minuten voll Leben gewesen war, darauf geborgen. Die Bahre wurde in das Kloster Tschudoff gebracht, die Großfürstin half sie tragen, und dort wurde sie neben dem Grabe des Metropoliten Alexis aufgestellt. Es wurden sofort Totengebete veranstaltet; der Körper war mit einem Soldatenmantel bedeckt. Die Großfürstin, deren Gesicht und Hände voll Blut waren, zitterte am ganzen Körper, und als sie sich von den Knien erhob, blickte sie die Umstehenden einige Sekunden lang mit einem Blick voll Entsetzen und Leiden an. Sie schickte nach dem Bischof Trifon (Fürst Turkestanoff); er sprach noch einige Totengebete und blieb lange bei der Großfürstin. In der Nacht balsamierten die Aerzte den Leichnam des Großfürsten ein und legten ihn in den Sarg; während dessen saß die arme Großfürstin auf den Stufen, die vom Nikolaipalast in das Kloster Tschudoff führen (der von der kaiserlichen Familie benutzte innere Durchgang). Vorher hatte sie gebeichtet, ebenso das ganze Gefolge, und am nächsten Tage nahmen alle das heilige Abendmahl; die Großfürstin sagte: „Da er vor seinem Tode nicht das heilige Abendmahl hat nehmen können, tun wir es für ihn.“

Ich kam in dem Augenblick an, da die Großfürstin aus der Messe gekommen war und sich in ihre Gemächer begeben hatte. Ich fand sie ganz weiß gekleidet, blaß wie eine Lilie, mit dem Ausdruck einer Heiligen, die sie ja ist! Sie weinte viel. Sie erzählte mir einige Einzelheiten; sie sagte mir, daß sie schon eine Katastrophe gefürchtet habe; sie hatte anonyme Briefe bekommen und meinte, auch der Großfürst müsse solche erhalten haben, aber er hatte niemals zu ihr darüber gesprochen und war in der letzten Zeit sogar ausgefahren, ohne

Digitized by Google

ihr etwas davon zu sagen. Der Kutscher des Großfürsten, Andrej Rudinkin, war tödlich verwundet worden, er hatte neunundsiebzig Wunden erhalten und war in das Yauzahospital gebracht worden. Dort starb er zwei Tage später. Doch am Tage der furchtbaren Katastrophe selbst hatte die Großfürstin die Kraft, zu ihm zu gehen; sie sagte ihm, sie komme vom Großfürsten, denn man hatte ihm dessen Tod verheimlicht. An dem Begräbnis des Kutschers nahm die Großfürstin teil, sie setzte sich neben seine Witwe und folgte dem Leichenzug bis zum Bahnhof; denn die Witwe hatte gewünscht, daß er in seinem Dorf bei der Stadt Serpuchow beigesetzt würde.

Am übernächsten Tage nach dem Tode des Großfürsten ging die Großfürstin in das Gefängnis, um den Mörder zu sehen. Als sie in die Zelle des Verbrechers, der sich noch immer weigerte, seinen Namen zu nennen,[1]) eintrat, fragte er sie: „Wer sind Sie?" Sie erwiderte: „Die Frau dessen, den Sie getötet haben," und fragte ihn, was ihm der Großfürst Böses getan habe. Der Mörder sagte, er habe nach seinen Ueberzeugungen gehandelt, und als er es getan, habe er gebetet (!!), daß die Großfürstin nicht im Wagen sein möchte. Das Gespräch dauerte etwa zwanzig Minuten. Die Großfürstin gab ihm ein Heiligenbild und sagte ihm, im Namen des Großfürsten und für sich selbst vergebe sie ihm diesen Mord, aber er müsse nach den Gesetzen des Landes abgeurteilt werden. Der Elende schluchzte. Als die Großfürstin fortging, sah man ihn vor dem Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, knien, den Kopf in den Händen verborgen.

Am Samstag, dem Tage nach dem Tode des Großfürsten, trafen der Großfürst Konstantin Konstantinowitsch — den andern Großfürsten war verboten worden, Petersburg zu verlassen, weil die Panik so groß war —, Yussupoffs und Olga Bulygin ein.

Am Dienstagmorgen kamen Prinzessin Viktoria von Battenberg, die ältere Schwester der Großfürstin, und am Abend desselben Tages Großfürstin Maria Alexandrowna (Herzogin von Koburg) mit ihrer jüngsten Tochter, der Prinzessin Beatrice, an, am Mittwochmorgen direkt von Paris der Großfürst Paul. Der Kaiser erlaubte ihm, nach Rußland zurückzukehren, und verlieh ihm seine Generaladjutantenuniform wieder, die ihm nach seiner Heirat mit Frau v. Pistohlkors entzogen worden war.

Donnerstag 8½ Uhr morgens trafen der Großherzog und die Großherzogin von Hessen ein. An demselben Tage um 11 Uhr fand die Beisetzungsfeier statt. Eine große Anzahl Personen von Rang, hohe Zivilbeamte und Offiziere kamen von St. Petersburg an. Der Trauergottesdienst war sehr schön, der Gesang herrlich. Das Ganze dauerte von 11 bis 2 Uhr. Es war herzzerreißend, die Großfürstin in dem Augenblick zu sehen, als der Sarg geschlossen wurde, in dem man nur die Brust des Großfürsten sehen konnte, bekleidet mit der Uniform des Kiewer Regiments, dessen Chef er gewesen war. Der Platz, wo der Kopf hätte

[1]) Er hieß Kaljawin und wurde in St. Petersburg gehängt.

Digitized by Google

liegen müssen, war mit weißem Atlas bedeckt, die übrigen Teile des Sarges waren mit einer Decke von herrlichem Silberstoff verhüllt. Der Sarg wurde bis zu der ganz in der Nähe gelegenen und mit der großen Kirche verbundenen Sankt-Andreas-Kirche getragen. Dort blieb er bis zum Augenblick der endgültigen Beisetzung. Vierzig Tage lang wurde dort täglich um 11 Uhr Messe gelesen und um 7 Uhr abends Totengebete gesprochen.

Am neunten Tage nach dem Tode des Großfürsten gingen die Großfürstin Elisabeth Feodorowna, die Großfürstin Maria Alexandrowna und wir alle zur heiligen Kommunion. Zur Erinnerung daran schenkten wir der Großfürstin ein Bild des heiligen Abendmahles. Ich wurde beauftragt, es zu kaufen. Ich hatte das Glück, diese Darstellung, die man in Rußland ziemlich selten sieht, zu finden; ich ließ es mit einem silbervergoldeten Rahmen mit Emailschmuck versehen, und auf der Rückseite wurden alle unsre Namen auf eine gleichfalls silbervergoldete Platte graviert.

Die Prinzessin Mary Wassiltschikoff, geborene Issakoff, und Frau Warinka Mialteff, geborene Bibikoff, waren ebenfalls nach Moskau gekommen und reisten nach dem neunten Tage wieder ab.

Die Großfürstin bat mich, noch bei ihr zu bleiben. Ich schrieb alle Abende an die Kaiserin und gab ihr aufs eingehendste Nachricht über ihre unglückliche Schwester. Ich telegraphierte ihr sofort den Wunsch der Großfürstin und bat um die Erlaubnis, zu bleiben, da mich im Atelier die Baronin Meyendorff, geborene Kagatoff, vollständig ersetze. Die Kaiserin antwortete, sie sei glücklich, mich bei ihrer Schwester zu wissen.

Telegramme und Briefe für die Großfürstin kamen von allen Enden des Erdballs. Es waren sehr rührende darunter, aber auch viele Bitten um Geld. Die Großfürstin beauftragte mich mit der Beantwortung, las aber selbst jeden Brief, jede Depesche durch und korrigierte sie oft. Ich gestehe, daß ich fast den ganzen Tag schrieb. Die Großfürstin war bewundernswürdig, einzig, so gut und so liebevoll, wie sie sich selbst um alles kümmerte und sich dafür interessierte. Nie kam ein Wort der Klage von ihren Lippen. Die Großfürstin begab sich mit ihrer Schwester, der Prinzessin Viktoria, nach Ilinsky und nach Ussowo, um die Papiere des Großfürsten zu ordnen, und vor allem in der Hoffnung, dort ein Testament zu finden; denn der Großfürst hatte im Sommer gesagt, daß er sein Testament niederschreiben wolle, und hatte auch zu mir davon gesprochen — es wurde aber nichts gefunden. Es war nur ein Brief vorhanden, den er an seinen Bruder, den Großfürsten Paul, geschrieben hatte, und worin er von seinen Wünschen für den Fall seines Todes sprach.

Herr Sokoloff, der Stallmeister des Großfürsten, hat mir erzählt, daß er vor dem Tode des armen Kutschers Andrej diesen, der bei vollem Bewußtsein war, mehrere Male gesehen habe. Andrej sagte ihm, er habe, da er wußte, daß man den Großfürsten töten wollte, jedesmal, wenn er sich auf den Bock setzte, das Gefühl gehabt, daß es das letztemal sei und daß er nicht mehr nach Hause zurückkehren würde. Gewöhnlich sagte ihm der Großfürst, durch welches Tor

Digitized by Google

des Kreml er fahren wolle; diesmal, am 4./17. Februar, gab er ihm den Befehl, zum Hause des Generalgouverneurs zu fahren, ohne den Weg anzugeben. Als er den Nikolaipalast verließ, fragte sich Andrej im stillen, welchen Weg er einschlagen solle, und da nach dem Nikolaitor zu niemand zu sehen war, entschloß er sich, diese Richtung einzuschlagen. Plötzlich sah er einen Menschen daherlaufen, der einen Gegenstand von der Gestalt eines schwarz eingebundenen Buches in der Hand hielt, ihn über seinen Kopf erhob und so auf den Wagen losstürzte. Andrej schrie ihm zu: „Was tust du?" und peitschte die Pferde... dann fühlte er, wie er in die Luft geschleudert wurde, und stürzte, einen heftigen Schmerz verspürend, neben einem Gitter zu Boden. Dort wurde er, bereits bewußtlos, aufgehoben. Herr Sokoloff glaubt, daß der Großfürst den Mörder gesehen und den Schrei des Kutschers gehört haben muß, aber das Ganze dauerte eine Sekunde, denn in demselben Augenblick wurde die höllische Bombe geworfen und explodierte! —

Welch traurige Zeit! Die Unruhen im Inneren des Landes nahmen immer mehr zu, die Niederlagen im Kriege gegen Japan dauerten fort; an Stelle Kuropatkins,[1]) aus dem man einen Helden gemacht hatte, ehe er noch Petersburg verlassen, wurde der General Linewitsch zum Oberkommandierenden der Armee ernannt. Wie es doch dann abwärts geht! Die Anarchisten sind überall! Unglücklicherweise fehlt es aller Welt, von den Ministern bis zum kleinsten Beamten, an Pflichtgefühl. Vor allem spart man nicht mit dem Geld des Staates. Beweis der Minister des Innern Sipjagin, der ebenfalls von einem Anarchisten getötet worden ist. Er war ein sehr sympathischer und intelligenter Mann, aber als er Minister geworden war, hielt er es für unerläßlich, das Gebäude des Ministeriums an der Fontanka, in das er übersiedelte, herrichten und verschönern zu lassen. Dieses „Herrichten": Bronzegeländer auf der Treppe, fünf prächtige Lüster im Ballsaal, vergoldete Wände mit einem Freskogemälde, das die Thronbesteigung des ersten Romanow, des Zaren Michael, darstellt, goldgepreßte Lederstühle usw. — kostete den Staat 700000 Rubel; dazu kamen 300000 Rubel Ausgaben für den Ankauf eines Hauses in der Furschtadtskaja für die aus dem Ministerium ausquartierten Beamten, denn Sipjagin wollte das Gebäude allein mit seiner Familie bewohnen!

Am 15./28. März, dem vierzigsten Tage nach dem Tode des Großfürsten, nahm die Großfürstin ganz allein in der Kirche des Generalgouvernementsgebäudes das Abendmahl. Der Großfürst hatte die Kapelle vollständig erneuern und im altrussischen Stil herrichten lassen; sie war entzückend. Nachdem am Sarge des Großfürsten Totengebete gesprochen waren, begaben wir, die Großfürstin mit den Kindern des Großfürsten Paul, die Großfürstin Maria Alexandrowna mit der Prinzessin Beatrice und das ganze Gefolge, darunter ich, uns alle ins Kloster des heiligen Sergej, wo abermals Totengebete gesprochen wurden. Am Abend kehrten wir nach Moskau zurück.

---

[1]) Kriegsminister und Oberkommandierender der russischen Armee.

Digitized by Google

Am 17./30. März reiste die Großfürstin nach Petersburg und von da nach Zarskoje Sjelo und nahm mich mit. Ich kehrte in meine hübsche kleine Wohnung an der Sergiewskaja zurück und fuhr von dort fast täglich nach Zarskoje zu der Großfürstin. Dort sah ich mehrere Male die junge Kaiserin sowie ihre Schwester, Prinzessin Irene von Preußen. Der Großherzog und die Großherzogin von Hessen waren bereits von Zarskoje abgereist, wo sie den besten Eindruck hinterlassen hatten. Eines Tages begegnete ich, als ich durch die Säle des Alexanderpalastes ging, der Kaiserin-Mutter, die mit großer Anmut auf mich zu kam, mit mir vom Großfürsten Sergej sprach und viele Tränen vergoß. Sie sagte mir, sie habe sofort nach Moskau reisen wollen, aber man habe sie nicht fortgelassen, man habe Angst gehabt.

Zu Beginn des April packte ich meine Sachen, um nach Korallowo zu reisen. Am Tage vor meiner Abreise ließ die junge Kaiserin mich nach Zarskoje kommen. Sie empfing mich im Zimmer der Kinder, wo der kleine Thronfolger sein Bad nahm, während der Kaiser dabei stand. Der Kaiser war blaß und mager. Der kleine Zarewitsch war ein prächtiges Kind, dick und rund, ein einziges Lächeln. Sobald er aus seinem Bad genommen war, kam er, in ein weißes Flanelltuch eingewickelt, auf meine Arme; er hatte gar keine Furcht vor der fremden, schwarzgekleideten Gestalt mit dem Crêpehut und lachte. Der Kaiser zog sich bald zurück. Die Kaiserin behielt mich über eine Stunde bei sich, und ich hatte kaum Zeit, meinen Zug zu erreichen.

Ende April alten Stils, nach der Vermählung meines Vetters Grafen Basil Olsufjeff mit der Gräfin Olga Schuwaloff, reiste ich ins Ausland ...

Die inneren Grundlagen der deutschen Wehrkraft

Von

D. Freiherrn von der Goltz

Friedrich der Große wehrte sich gegen ganz Europa und behauptete Schlesien. Deutschland steht gegenwärtig in einem Kampf fast mit der ganzen Welt. Seine Kampffront reicht von der Nordsee bis nach Mazedonien, ja seine Offiziere stehen in Bagdad ebenso wie in Flandern auf ihrem Posten. Jeder von uns weiß, was es bedeutet, daß wir uns gegen die gewaltige Uebermacht nicht nur behauptet haben, sondern weite Gebiete des Feindes besetzen konnten; auch werden es uns alle unsre Bundesgenossen bezeugen, welch wesentlichen Anteil die deutschen Truppen auch an den Erfolgen in den Karpathen und in Serbien und an den Dardanellen gehabt haben. Selbst der Verrat Italiens und die nahezu feindliche Geschäftspolitik Amerikas haben an dieser Ueberlegenheit Deutschlands nichts ändern können.

Digitized by Google

Welches sind die Grundlagen für solche gewaltige Wehrkraft? Es ist unmöglich, etwa nur auf die Truppenzahl hinzuweisen. Denn an Zahl sind uns die Gegner überlegen. Auch heißt das die Frage nur verschieben. Denn was macht es uns möglich, solche Millionenheere aufzustellen und zu unterhalten?

Ist es die vorzügliche Organisation — so fragen wir wieder — wer hat sie uns gelehrt? Technik und Industrie haben uns geholfen. Aber wer stellte alle ihre Kräfte ohne jede Schwierigkeit in den Dienst des Staates? Welch unheimliche Zaubermacht befähigte unser Volk, so viele Milliarden aufzubringen, wie es die Geschichte noch nicht erlebt hat?

Betrachte man die Größe Deutschlands auf der Karte und vergleiche sie mit Rußland, dem Kolonialreich Großbritanniens und Frankreich. Für eine oberflächliche Betrachtung erscheint es wie ein Rätsel, was Deutschland vermag — ein Rätsel, an dem englische Minister sich vergeblich den Kopf zerbrechen.

Unser alter Kaiser Wilhelm hat einmal im Hinblick auf die großen Erfolge seiner Heere gesagt: „Und das alles verdanken wir dem alten Boyen."

In der Tat hat dieser Mitarbeiter und Vollender der Scharnhorstschen Armeereform, der Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht, die Grundlagen für unsre heutige Wehrmacht geschaffen. Die deutsche Wehrmacht von 1914/15 ruht auf der preußischen Wehrorganisation, die zur Zeit der Freiheitskriege geschaffen wurde. Eine ausreichende Antwort zur Erklärung der gewaltigen Erscheinung gegenwärtiger Machtentwicklung ist das aber auch nicht. Ohne das Werk Scharnhorsts und Boyens zu verkleinern, muß es in einen größeren Zusammenhang hineingestellt werden. Die *inneren* Grundlagen der deutschen Wehrkraft sind aus mehr als einem Quaderstein gefügt.

Es darf zuerst daran erinnert werden, daß alles, was in der Geschichte groß ist, auch auf große *Persönlichkeiten* zurückweist. Ideen und Kräfte, die, im Geiste eines großen Mannes geboren, mit starkem Willen in die Geschichte eingeführt werden, sind immer die treibenden Mächte in der Menschheitsentwicklung. Wer wollte daran zweifeln, daß dieses persönliche Moment in der allmählichen Entwicklung deutscher Wehrkraft bei den Fürsten aus dem Hause Hohenzollern zu suchen ist! Schon die Gestalten des Kurfürsten Friedrich I. und seiner Söhne zeigen etwas von der soldatischen Tüchtigkeit, der zielbewußten Energie des Herrscherwillens, der die Kräfte des Landes ebenso benutzt wie sammelt, von der Stetigkeit und Treue der Pflichterfüllung, um das Land wehrhaft und stark zu machen. Der Große Kurfürst schuf dann das stehende Heer mit Offizieren aus dem Adel des eignen Landes und gründete die Macht seines Staates auf seine wachsende Wehrhaftigkeit. Im Kampf mit Franzosen, Schweden und Polen gründete er den brandenburgischen Staat und gewöhnte sein Volk an außergewöhnliche Leistungen für Heer und Verwaltung. Der Einfluß seiner kraftvollen Persönlichkeit ist dabei so überwiegend, daß seine Generale Burgsdorf, Sparr und Derfflinger wirklich nur als seine Helfer erscheinen. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. hat dann die innere Zusammengehörigkeit von Steuer-

Digitized by Google

pflicht, Wehrpflicht und Schulpflicht erkannt. Er hat sein Volk, zum Teil mit rauhen Methoden, zur Erfüllung dieser Pflichten erzogen und seinen persönlichsten Einfluß nach jeder Richtung geltend gemacht. Wer wollte dem König dieses eigenste Verdienst um Preußens Wehrkraft bestreiten? Auf Grund dieser Leistung allein hat sein großer Sohn sich gegen eine Welt von Feinden behaupten können. Was aber Friedrich des Großen Persönlichkeit bedeutete, das leuchtete aus seinen Augen, begeisterte seine Offiziere, hielt seine Soldaten im Bann. Der König selbst war die Seele seines Heeres und die innerste Kraft seines Offizierkorps. Selbst einem so friedliebenden und im Grunde wenig kriegerischen König wie Friedrich Wilhelm III. ist das persönliche Verdienst nicht zu bestreiten, daß er Männern wie Scharnhorst, Gneisenau und Boyen ihre große Armeereform möglich machte und durch sein persönliches Interesse den Fortgang der Arbeit schützte. Wie Wilhelm I. seine Neuordnung preußischer und deutscher Wehrkraft durchsetzte, ist in aller Erinnerung. Auch seine Mitarbeiter an dem großen Werk, Roon und Bismarck, haben es immer bezeugt, wie groß der persönliche Anteil des Königs an diesem Werke gewesen ist. Er hat in schärfstem Konflikt mit der Volksvertretung Thron und Leben für seine Armeereorganisation aufs Spiel gesetzt. Daß wir unserm jetzigen Kaiser es verdanken, daß wir unsre Feinde wohlgerüstet erwarten konnten, und daß der Ausbau der Flotte sein eigenstes Verdienst ist, weiß alle Welt. So ist schon in der äußeren Entwicklung unsrer Wehrkraft das ganz persönliche Verdienst unsrer Herrscher nicht gering. Mehr noch hat die Gewissenhaftigkeit und Stetigkeit ihrer Pflichterfüllung, ihr hoher idealer Sinn, die Kraft ihres Willens und die Kontinuität einer zielbewußten Weiterführung des Werkes von Geschlecht zu Geschlecht dazu beigetragen, den unentbehrlichsten Faktor für die Entwicklung siegreicher Macht, den einer begeisternden persönlichen Führung, immer sicherzustellen. Dabei haben sie es wohl verstanden, persönliche Kräfte zu gewinnen und oft auch gegen den Willen der öffentlichen Meinung solche Männer festzuhalten, die ihnen ihr Werk auszuführen halfen. „Die Feldherren Napoleons I.," sagte Treitschke einmal, „waren alle unselbständige Kreaturen, kaum zu unterscheiden durch Namen und Nase. Die Generale Friedrichs des Großen waren prachtvolle Charakterköpfe, jeder einzelne in seiner Eigenart einer Biographie würdig." — Auch die Namen Scharnhorsts, Gneisenaus und Boyens werden ebenso wie die von Roon und Tirpitz als Meister der Rüstkammer in der Geschichte deutscher Wehrhaftigkeit unvergänglich bleiben.

Neben den Personen aber sind es die sittlichen Ideen, die ein Volk groß und stark machen. Welch andre Idee aber beherrscht so sehr die preußische und die neuere deutsche Geschichte als der Gedanke der Pflicht! Der erste Hohenzoller nannte sich schon „Gottes Amtmann am Fürstentum", und dieser Gedanke bleibt allen Hohenzollern eigen. Von den Zeiten des Großen Kurfürsten an wird diese Idee das Leitmotiv für Offiziere und Beamte. Natürliche selbstische Interessen pflegen ja zunächst bei den Menschen überall im Vordergrund zu stehen. Es ist nicht immer leicht gewesen, die Untertanen zu einer

Digitized by Google

andern Auffassung des Lebens zu erziehen, zumal der Gedanke des Staates selbst erst allmählich verstanden wurde.

Friedrich Wilhelm I. konnte damals nicht daran denken, sein Heer nur aus Landeskindern zusammenzusetzen. Er sandte seine Werber überallhin — so aber kamen auch Soldaten aus allen deutschen Gauen unter preußische Disziplin, und seine Leute erfuhren nicht nur die rauhe Seite seines Regiments, sondern auch seine väterliche Fürsorge und den Segen der Ordnung. Vor allem aber verstand er den Dienst mit der Waffe für die Söhne des einheimischen Adels zur Ehrensache zu machen, so daß die alten Familien des Landes mit Staat und Heer auf das engste verbunden wurden. Noch heute mag in ihnen manche Einseitigkeit des Herrenmenschentums oder des wirtschaftlichen Egoismus verborgen sein. Aber der Geist der Pflichttreue, der unbedingten Hingabe an König und Vaterland hat sich in ihnen auch in der Gegenwart wieder herrlich bewährt,[1]) auch wenn gewiß heute andre Stände mit ihnen solche Eigenschaften teilen.

Es konnte ja nicht ausbleiben, daß alle Kreise des Volkes von diesem Geist der Disziplin und Ordnung beeinflußt wurden. Der Sinn für treue Pflichterfüllung wurde dadurch überall geweckt, und es ist wohl kein Zweifel, daß der große Philosoph von Königsberg, Immanuel Kant, in seinem „kategorischen Imperativ" nur den geistigen Gewinn des friderizianischen Zeitalters auf eine allgemeingültige Formel gebracht hat: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne." Damit ist jeder wirtschaftliche oder politische Egoismus ausgeschlossen. Auch der Gehorsam gegen den Staat ist nicht mehr abhängig von Nützlichkeitserwägungen. Ueber jeder Nützlichkeitserwägung, über dem Staat, ja über dem König steht ein absolutes Gesetz, dem zu gehorchen eine selbstverständliche Pflicht der freien Menschen ist. Wie der bestirnte Himmel, so sagte Kant, dem natürlichen Empfinden Ehrfurcht und Bewunderung einflößt, weil der Mensch sich seiner natürlichen Nichtigkeit bewußt wird, so ist auch das moralische Gesetz in mir, das Gefühl der Pflicht, eine erhabene Größe, die nichts Einschmeichelndes hat, um zu gewinnen, nichts Drohendes, um zu zwingen, und doch sich von innen heraus Beugung und Verehrung erwirbt. Gerade weil dieser „Imperativ" ein „kategorischer", ein schlechterdings nirgends bedingter ist, macht er den Menschen frei von jeder andern Abhängigkeit. Diese Kantischen Gedanken haben auch, abgelöst von seinem philosophischen System, ihren bleibenden Wert behalten. Sie bringen den Geist des „Preußentums" zum Ausdruck und sind im neuen Deutschen Reich zur inneren Grundlage seiner Wehrkraft geworden. Oder ruht nicht die unbedingte Zuverlässigkeit der deutschen Beamten, die sichere Promptheit jeder militärischen Bewegung in unserm Heere auf diesem innerlich begründeten Pflichtgefühl? Vom Kaiser bis zum geringsten „Schipper" weiß jeder, was er zu

[1]) Von der Goltzischen Familie, die dem Staate 30 Generale gestellt hat, dienten z. B. unter Friedrich dem Großen 67, im Kriege der Gegenwart sind 37 unter den Waffen.

Digitized by Google

tun hat, und jeder erfüllt seine Pflicht, nicht weil es ihm selbst nützt oder Vergnügen bereitet, sondern weil er weiß, daß nur so das Ganze gedeihen kann. Wohl hat es eine Zeit gedauert, bis solch Pflichtgefühl zu einem herrschenden Faktor wurde, und noch heute hat es im politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Leben immer wieder neu um seine Oberherrschaft zu kämpfen. Es mag manchem nur als „leere Form" oder blasse Idee erscheinen, und doch hat diese Idee, realisiert im Geist des deutschen Heeres, einen weltgeschichtlichen Einfluß bekommen. Der gute Geist Preußens, „die Pflicht", von dem Königsberger Philosophen zum Grundsatz des allgemeinen menschlichen Handelns erhoben, hat in seiner nüchternen Einfachheit und schonungslosen Unerbittlichkeit alle Weichlichkeit, alle Genußsucht und Bequemlichkeit, allen wirtschaftlichen und sozialen Egoismus, auch alle Sentimentalität vom deutschen Heere ferngehalten. Ob's wehe tut oder nicht, ob Kunstdenkmäler oder andre Werke zugrunde gehen oder nicht, ob der Soldat selbst hungern, entbehren oder sterben muß, der deutsche Soldat tut seine Pflicht und baut dadurch nicht nur seines Volkes, sondern der Menschheit Größe.

Verwandt mit diesem soldatischen Pflichtgefühl ist der kriegerische Sinn, der, zuerst im preußischen Volk gepflegt, jetzt zum deutschen Gemeingut geworden ist. Er wird von unsern Feinden ebensowenig verstanden wie der Gedanke der Pflicht. Denn wird der Gehorsam von ihnen als Sklavensinn betrachtet, so gilt ihnen der kriegerische Sinn als Eroberungslust oder das Bestreben, Händel in der Welt anzufangen. Beides hat gar nichts miteinander zu tun. Keiner der preußischen Könige hat seine Untertanen gedrückt und mißhandelt, wenn er auch Gehorsam forderte, keiner hat den Krieg gesucht, auch wenn er ihn tapfer zu führen wußte. Aber unentbehrlich für die Kraft des deutschen Volkes ist in der Tat die innere Bereitwilligkeit und Tapferkeit, auch mit Lust und Geschick das Schwert zu führen, wenn es sein muß. Einem weltfernen Idealisten mag man es verzeihen, wenn er vom „ewigen Frieden" schwärmt. Wer in der Welt der Wirklichkeit lebt, weiß, daß Kriege im Völkerleben unentbehrlich sind und immer bleiben werden. Dann ist es aber auch eine Tugend, wenn sich ein Volk den Sinn für kriegerische Tüchtigkeit erhält, wenn es seine Freude hat an Kriegstaten und Soldatenleben. Es würde ein Unglück für unser Volk sein, wenn ihm dieser Sinn abhanden käme, und der Weltkrieg der Gegenwart sorgt dafür, daß Soldaten das liebste Spielzeug deutscher Knaben bleiben und daß deutsche Frauen ihre Ehre dareinsetzen, daß ihre Männer beteiligt sind am Kampfe für Freiheit und Recht. Könige, die vom Pferde fallen, wenn die Truppen Hurra rufen, können wir nicht gebrauchen, und Staatsoberhäupter, die im schwarzen Rock und Zylinder Paraden abnehmen, wären bei uns unmöglich. Alle Stände setzen ihre Ehre darein, an der Kriegführung beteiligt zu sein. Auch die Theologen haben es, wenigstens in der evangelischen Kirche, abgelehnt, vom Dienst mit der Waffe ausgeschlossen zu werden. Wir alle haben jetzt etwas von der Größe des Krieges erfahren, von der Wucht des Staatsgedankens, von der Heiligkeit der Vaterlandsliebe, von der Macht brüderlicher Kameradschaft,

Digitized by Google

selbst von dem Segen des Burgfriedens unter den streitenden Parteien. So viel Grausiges auch ein Krieg mit sich bringt, es überwiegen doch die Segensmächte solcher Zeit eines heiligen, gerechten und unvermeidlichen Kampfes. Allzulange Friedenszeiten haben einem Volke nie Gutes gebracht — auch der Krieg der Gegenwart hat uns große sittliche Kräfte erneuert.

Daher weg mit all der weichlichen und weibischen Friedensduselei! Das deutsche Volk will allezeit ein ritterliches und kriegstüchtiges Volk bleiben. Unsre Armee ist und bleibt die populärste Erscheinung des öffentlichen Lebens, und das soll so bleiben. Das allein macht es möglich, auch den ungedienten Landsturm, soweit es irgend möglich ist, als Ersatzreserve zu verwenden, weil jeder Deutsche, wie es Friedrich Wilhelm I. von seinen Preußen sagte, für die Waffen geboren ist. Keiner von uns, die wir es jetzt erleben, wird diese Zeit wieder vergessen können, da er Professoren, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, Leute jeden Standes und jeden Alters miteinander in der Front stehen sah, und täglich zeigt uns das Straßenbild dieselbe erhebende Erscheinung: das deutsche Volk in Waffen.

*

Freilich werden wir es unsern Feinden zugeben müssen: diese durch eiserne Disziplin und Gehorsam zusammengehaltenen Massen unter einheitlicher Führung und von einer durch Generationen hindurch geübten kriegerischen Tüchtigkeit könnten zu einem Schrecken der Menschheit werden, wenn sie nicht zugleich beseelt wären von hohen menschlichen Idealen. Wir werden zwar jetzt als Barbaren verschrien, und doch weiß die ganze Welt, daß sie es nicht nur mit einer wohldisziplinierten Masse von Stahl und Eisen zu tun hat, sondern mit einem Volk, das auch in Waffen ein Volk der Dichter und Denker bleibt. Reden wir daher von den inneren Grundlagen der deutschen Wehrkraft, so darf diese innere Welt der Gedanken nicht vergessen werden.

Schon allein die Tatsache, daß jeder Soldat weiß, wofür er kämpft, weil „Vaterland“ und „Freiheit“, „Recht“ und „Menschenwürde“ keine leeren Worte, sondern lebendige Ideale sind, bedeutet eine ungemeine Stärkung unsrer Widerstandsfähigkeit.

Auch die deutsche Kaiseridee, die deutsche Treue, die deutsche Einigkeit sind zu unauslöschlichen Gemütswerten geworden, die dem Soldaten das Herz stark machen. Sie gehören zu den inneren Grundlagen der deutschen Wehrkraft. Wie sind sie in unserm Volke mächtig geworden?

Hat bisher „Preußen“ immer im Vordergrund unsrer Betrachtung gestanden, so haben an dieser ideellen Rüstung alle deutschen Stämme mitgearbeitet, und vielleicht sind Mitteldeutsche und Süddeutsche darin dem nüchternen, aber kulturarmen Norden überlegen gewesen. Wir müßten die ganze deutsche Geistesgeschichte uns vergegenwärtigen, wollten wir erkennen, wie tief der Baum deutschen Wesens gewurzelt ist, der uns das Edelholz liefert, aus dem unsre Soldaten geschnitzt sind. Es mag in diesem Zusammenhang genügen, darauf hinzuweisen, was uns auch für die vaterländische Entwicklung unsre großen

Digitized by Google

klassischen Dichter gewesen sind, die im Zeitalter Friedrichs des Großen und der Freiheitskriege lebten. Freilich scheinen gerade die größten unter ihnen dem vaterländischen Gedanken fernzustehen. Goethe lächelte noch im Frühjahr 1813 über Theodor Körners Waffenbegeisterung und meinte: „Ihr werdet es nicht zwingen, er ist euch zu groß," und selbst Schillers Gedanken bewegten sich mehr in der allgemeinen Richtung auf Freiheit und Würde des Menschen, so viel flammende Worte er auch für die vaterländische Begeisterung im „Wilhelm Tell" gefunden hat. Trotzdem sind beide Dichter deutsch bis ins Mark. Nicht nur, daß sie der deutschen Sprache neue Flügel geliehen haben und das deutsche Gemütsleben aufs tiefste beeinflußten: sie haben auch, im Gegensatz zur französischen Aufklärung, das Ideal der Freiheit und der Menschenwürde in deutscher Weise zur Darstellung gebracht. Indem sie den Sinn für antike Heldengröße wieder weckten und zugleich die höchsten Ideale des freien Menschentums erneuerten, haben sie den Boden geschaffen für das Ideal des freien deutschen Mannes, wie es uns dann Ernst Moritz Arndt in einer vaterländisch orientierten Form vorgehalten hat.

Schiller hat uns den tiefen Gedanken, der sich jetzt von neuem bewährt, zu eigen gemacht: die Weltgeschichte ist das Weltgericht, und hat uns unveräußerliche ethische Maßstäbe gereicht, an denen wir das Weltgeschehen messen. Der „Rütlischwur" im „Wilhelm Tell":

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr,
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben,
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen"

ist unserm Volk zur Losung geworden, und sein flottes Reiterlied in „Wallensteins Lager" mit seinem Schluß:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

hat den Ton angeschlagen für die vaterländische Soldatenpoesie der Freiheitskriege, die in Theodor Körner ihren besten, heute von neuem wirksamen Sänger gefunden hat. Goethe hat dem schwunghaften Pathos der Volksbegeisterung ferner gestanden, und doch hat gerade seine innere Vertiefung deutschen Wesens Gestalten geschaffen, die unvergänglich sind. Er hat dem oft nivellierenden Geist preußischer Ordnung das geistige Gegengewicht gegeben in der geistigen Persönlichkeitskultur des freien Menschen. Er hat die Seele der Deutschen wieder erfüllt mit dem Glauben an Wahrheit und Schönheit und zugleich die Lebenskunst gezeigt, wie wir in der rauhen Welt der Wirklichkeit unsre höchsten Ideale behalten. Herder aber hat das deutsche Volk wieder erinnert an seine alte Volkspoesie und die Romantiker haben alte Sage und Dichtung wieder lebendig gemacht zur Stärkung des Heldenmuts und der tiefempfundenen Begeisterung.

Digitized by Google

Wir müssen der Versuchung widerstehen, hier auf dies große Stück deutscher Geistesgeschichte näher einzugehen. Aber auf den inneren Zusammenhang mit der Gestaltung deutscher Wehrkraft mußten wir hinweisen. Hier liegt auch die Widerstandskraft in schwerer Zeit. Ein Wort der Königin Luise, kurz vor ihrem Tode geschrieben, drückt die ideale Gesinnung jener Zeit, die auch Fichtes Reden beseelte und Schleiermachers Predigten ihre Kraft gab, am schönsten aus: „Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht: deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung eines Weges zum besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen: wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will! Alles, wie er will! Aber ich finde Trost, Kraft und Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Uebergang! Doch wir müssen durch! Sorgen wir nur, daß wir mit jedem Tage weiser und besser werden." In diesen Worten ist christlicher Vorsehungsglaube, Schillerscher Idealismus und Goethesche Seelenvertiefung miteinander vereint. Aus diesem Geiste heraus haben auch die Männer gearbeitet, die uns in der schwersten Zeit des Niedergangs die Grundlage für die deutsche Wehrordnung schenkten. Männer wie Scharnhorst, Gneisenau und Boyen hatten wohl den preußischen Grundgedanken in sich aufgenommen, wie Gneisenau ihn formulierte:

„Begeistere du das menschliche Geschlecht
Für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht."

Aber sie haben gewußt, daß den Pflichten auch Rechte entsprechen. Ihre Armeereform, die jeden waffenfähigen Staatsbürger für eine Zeit zum Heeresdienst für das Vaterland bestimmte, war ja nur ein Glied in der großen Umgestaltung des Rechtslebens durch die Steinsche Gesetzgebung. Der alte Reichsfreiherr aus dem Nassauer Land arbeitete ja mit Bewußtsein darauf hin, alle Untertanen in die Selbstverwaltung mit hineinzuziehen und ihnen in einer allmählichen Entwicklung reichere Interessen, mehr Rechte und dadurch auch mehr Freude am vaterländischen Leben zu geben. Zugleich sollte durch die Förderung des Schulwesens und die Entwicklung der Universitäten die allgemeine Durchschnittsbildung des ganzen Volkes gehoben werden. So wurde die allgemeine Wehrpflicht gleichzeitig mit der Erhöhung der wirtschaftlichen Selbständigkeit auf dem Lande, mit einer Erweiterung der Selbstverwaltung in den Städten und mit einer Reform des Heeres selbst eingeführt. Letztere bezog sich auf die Ergänzung des Offizierkorps auch aus bürgerlichen Kreisen, auf die Beseitigung der ausländischen Werbung und die Abänderung der militärischen Strafen in Rücksicht auf ein verfeinertes Ehrgefühl. So allein konnte das Heer ein Volksheer werden, in dem zu dienen jedem Mann ohne Unterschied zur höchsten Ehre gereicht. Schon bald nach dem Frieden von Tilsit (1807) wurde mit dieser Reform begonnen, und gleich nach dem Kriege von 1814 konnte die allgemeine

Digitized by Google

Wehrpflicht zum Gesetz erhoben werden. Scharnhorst und Gneisenau hatten das Werk begonnen, Boyen gelang es unter vielen Schwierigkeiten, die nicht zum wenigsten auch von dem alten Adel herkamen, die Sache durchzuführen. Die alten Offiziere aus der Zeit Friedrichs des Großen konnten sich gar nicht in die neue Zeit finden. Auch Bedenken, die jetzt in England erhoben werden, es leide unter der allgemeinen Wehrpflicht die wirtschaftliche Kraft des Landes, sind auch damals in Preußen erhoben worden. Man hat den Mut gehabt, über sie hinwegzugehen. Am 3. September 1814 wurde das Wehrgesetz unterzeichnet. Im nächsten Jahre wurde es durch die Landwehrordnung ergänzt. Das Ganze ruhte damals auf dem idealistischen Vertrauen, daß sich das preußische Volk in diesen Dienst einleben würde und daß die Wehrordnung Hand in Hand mit der politischen und wirtschaftlichen Reform ein großes, starkes Staatswesen zu begründen geeignet sei. Nicht alle diese Hoffnungen sind auf einmal in Erfüllung gegangen — aber den Enkeln ist geglückt, was den Vätern versagt blieb. Das Heer hat seinen Charakter bewahrt, auch das Offizierkorps hat sich seinen alten Ehrbegriff erhalten; die ideellen Hoffnungen, welche die Reformer im Auge hatten, dem selbständigen freien deutschen Mann Freude an dem Vaterland zu geben, das er zu verteidigen berufen war, sind doch wenigstens mit der Zeit verwirklicht worden. Nur in Verbindung mit den von ihren Begründern von vornherein ins Auge gefaßten idealen Zielen hat die preußische Wehrordnung zur wesentlichsten Grundlage der deutschen Wehrkraft werden können.

In unmittelbarer Nachwirkung der religiösen und sittlichen Erneuerung des deutschen Geisteslebens, wie sie durch Fichte, E. M. Arndt, Schleiermacher und W. v. Humboldt herbeigeführt wurde, war es zuerst die Schulreform, die der preußischen Staatsverwaltung gelang. Eine staatliche Schulpflicht hatte Preußen schon seit 1717; auch hatte die pädagogische Reformbewegung des achtzehnten Jahrhunderts bereits eine Fülle neuer Anregungen für die Entwicklung des Schulwesens gegeben, besonders unter Pestalozzis Einfluß. Nun aber machte die preußische Regierung diese Ideen für das Volksschulwesen wirksam. Die durchschnittliche Höhenlage der Volksschule wurde wesentlich gehoben; der Lehrerstand erhielt eine methodische feste Ausbildung, und die Volksschule wurde auch in finanzieller Richtung wohl versorgt. Ebenso entfalteten die Gymnasien ein reiches Leben unter dem Einfluß der Erneuerung des Verständnisses für das klassische Altertum. Die Universitäten aber, voran die neugegründete Universität der Hauptstadt, wurden zu Mittelpunkten reichen geistigen Lebens. Dadurch wurde auf allen Stufen der Volksbildung ein so hoher Durchschnittsstand erreicht, wie es bis dahin ganz unbekannt gewesen war. Man hat deshalb schon nach der Schlacht bei Königgrätz davon gesprochen, der preußische Volksschullehrer habe eigentlich den Sieg gewonnen. Ist das auch übertrieben, so kann es doch keine Frage sein, daß die allgemeine Hebung der Volksbildung, wie sie jetzt ein Gemeingut Gesamtdeutschlands geworden ist, die allgemeine Wehrkraft wesentlich erhöht hat. Kann doch fast jedem Soldaten ein gewisses Maß selbständigen Handelns anvertraut werden, und die Unteroffiziersbildung

Digitized by Google

reicht so weit, daß im Notfall auch die Führung eines Zuges oder gar einer Kompagnie solchem Mann anvertraut werden kann.

Die Universitäten und Technischen Hochschulen sind zu Hauptpflegestätten vaterländischen Geistes geworden, und die studentische Jugend versagt nie, wo es die Verteidigung des Vaterlandes gilt. Die höhere Bildung ermöglicht es, das Reserveoffizierkorps ausreichend zu ergänzen. So ist die Entwicklung des Schul- und Bildungswesens auf allen seinen Stufen eine der wichtigsten Grundquadern in dem Aufbau der vaterländischen Wehrkraft geworden.

Selbstverständlich ist mit der wachsenden Bildung auch der Anspruch auf ein politisches Mitverwaltungsrecht für den Staatsbürger größer geworden. Schon nach den Freiheitskriegen drängte alles auf Ausführung dieser selbstverständlichen Folge der Einführung allgemeiner Wehrpflicht. Es war eine schwere Enttäuschung gerade für die gebildeten Kreise der Nation, daß diese Entwicklung unter dem Einfluß des Bundes mit Rußland und Oesterreich sich so langsam vollzog. Auf diesem Gebiete versäumte es die Regierung, die Führung selbst zu übernehmen. Sie ließ sich drängen und schließlich zwingen zu dem, was sie hätte geben müssen. Aber es hat vielleicht auch sein Gutes gehabt, daß die Entwicklung eine gehemmte und daher langsamere war. Durch das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht erkannte Bismarck die Folgerungen an, welche die Reorganisation des Heeres unter Wilhelm I. von neuem haben mußte.

Es liegen schwere Mängel in diesem Wahlrecht des neuen Deutschen Reiches, aber sie werden aufgehoben durch den Vorzug der Anerkennung gleicher staatsbürgerlicher Rechte aller Wehrpflichtigen. Die Haltung aller Parteien hat es bewiesen, daß in den großen Entscheidungsstunden sich niemand mehr den großen Notwendigkeiten des Staatslebens entziehen kann. Die neue Aufschrift, die jetzt das Reichstagsgebäude erhält, „Dem deutschen Volke", gibt der Anerkennung dieses Rechts einen symbolischen Ausdruck. In dem Maße, als jeder Staatsbürger mitwirken darf, übernimmt er auch einen Teil der Mitverantwortung für die Interessen des Ganzen. Niemand soll politische Forderungen aus der Erfüllung seiner vaterländischen Pflicht ableiten — aber die Anerkennung der Volksrechte ist doch mit der Aufrichtung der allgemeinen Volkswehr im Prinzip gegeben. Die innere geistige Selbständigkeit unsrer Wehrleute, das Selbstgefühl des freien Mannes verträgt sich mit jedem Gehorsam im Dienst, nicht aber mit noch so wohlgemeinter patriarchalischer Bevormundung im politischen und wirtschaftlichen Leben. Daß unser Reichsheer ein Heer von freien, gleichgeachteten Männern ist, macht seine Disziplin so leicht und seine moralische Gewalt so stark.

Eng mit dieser politischen Entwicklung verbunden ist die ebenfalls durch die gesteigerte Allgemeinbildung geförderte wirtschaftliche Entfaltung. Nicht allein etwa der Wille des Herrschers, sondern die natürliche Ausbreitung des deutschen Handels und der Erwerb deutscher Kolonien hat die Ausdehnung unsrer Wehrhaftigkeit auch auf das Meer notwendig gemacht. Der immer erneute Ausgleich der Interessen von Industrie und Landwirtschaft durch die starke Hand der Regierung hat dazu geführt, die eigenständige Volksernährung durchzuführen und

Digitized by Google

zugleich die finanzielle Leistungsfähigkeit des Reichs ins Ungemessene zu steigern. Unsrer Industrie verdanken wir Geschosse aller Art, Ersatz des Salpeters und der Baumwolle und damit das Waffenarsenal für den Kampf gegen eine Welt von Feinden; der Landwirtschaft danken wir die Ernährung und Unterhaltung des Riesenheeres und der heimatlichen Bevölkerung. Diese Dienste aber haben unsrer Wehrkraft nur geleistet werden können, weil die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit Handel und Industrie gewährleistet blieb und zugleich der Arbeiterstand durch methodische Fürsorge kräftig erhalten wurde. Der fast allmächtige Staatssozialismus, in dem wir uns während des Krieges befinden, wird ja zugunsten der Freiheit der Eigenbewegung wieder eingeschränkt werden, ohne die Großes auf die Dauer nicht bleiben kann. Aber zunächst wird der Ausgleich wirtschaftschaftlicher Interessen geschaffen, den wir brauchen, auf der auch die wahre Freiheit des Einzelnen beruht. Auch bis in die alten Hochburgen des Landadels wird sich diese Bewegung fortsetzen und die wirtschaftliche Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit jedes deutschen Mannes sichern.

Damit hängt es denn auch zusammen, daß ein hohes Maß der Ausgleichung der Standesunterschiede notwendig wird, nicht um Pflicht und Autorität zu verdrängen, um Männer und Frauen, Führer und Geleitete ohne Ueberlegung gleichzumachen oder alle Unterschiede der Geburt, der Erziehung und Bildung zu beseitigen. Aber die innere Gleichachtung der Stände untereinander ist so eng mit der Allgemeinheit und Gleichheit der Wehrpflicht verknüpft, daß eine freie innere Gleichachtung jeder Arbeit und jedes Standes alle Vorurteile beseitigen und das gegenseitige Vertrauen der Volksklassen zueinander heben muß. Es ist ja kein Zweifel, daß die Aufnahme des Bürgertums in den Offizier- und Beamtenstand diesem nicht geschadet hat; ebensowenig wird es jetzt unserm Heere schaden, wenn viele aus den mittleren Klassen in Offizierstellen eingerückt sind oder wenn gelernte Arbeiter sich eine neue Stufe im sozialen Leben erworben haben. Wird daraus keine schablonenhafte Gleichmacherei, werden die alten Ueberlieferungen der Offiziersfamilien geehrt und geachtet, behalten Bildung und Gesinnung ihren maßgebenden Wert, so kann auch jede ehrliche Arbeit ihre Anerkennung im sozialen Leben finden. Der soziale Frieden und die Wehrkraft des deutschen Volkes steigen oder fallen miteinander. So mag der Krieg der Gegenwart dazu dienen, uns dem sozialen Frieden auch mit der arbeitenden Klasse näherzuführen, wie er vor hundert Jahren uns mit der allgemeinen Wehrpflicht auch die Aussöhnung zwischen Adel und Bürgertum brachte, ohne doch ihre geschichtliche Eigenart zu verwischen.

Sind wir damit am Ende? Läßt sich über die Grundlagen der deutschen Wehrkraft reden, ohne der Religion zu gedenken:

„Wer ist ein Mann? Der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut!"

So hat es uns Ernst Moritz Arndt gesungen, und wir lassen dabei zunächst alle konfessionellen Unterschiede zurücktreten. Es ist nicht nur der Zwang des Burg-

Digitized by Google

friedens — es ist ehrliche Ueberzeugung, daß wir jetzt auch unseren katholischen Brüdern die Hand reichen, die mit uns das Vaterland verteidigen. Die Grundstimmung festen christlichen Gottvertrauens, die Ueberzeugung, daß Gott mit uns ist im heiligen Krieg, verbindet uns und läßt uns schweigen von dem, was uns trennt. Das alte Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott" ist jetzt im Felde von evangelischen und katholischen Soldaten miteinander gesungen worden. Die herrlichen Psalmen des Bibelbuchs sind uns gemeinsam, und die Selbstbesinnung darauf, daß Gott nur einem frommen Volke helfen kann, ist in unseren Tagen eine weitverbreitete. Jede Konfession wird aber diese Frömmigkeit in ihrer Art ausgestalten und zum Ausdruck bringen. Wir Evangelischen können nicht anders: wir geben uns der vaterländischen Gemeinschaft ohne Vorbehalt; wir kennen auf Erden nur ein Oberhaupt. Das ist unser Deutscher Kaiser; wir haben keinen Herrn jenseits der Berge. Auch sind wir überzeugt, daß treue Vaterlandsliebe und freier Mannesmut des Wehrmanns da am tiefsten wurzeln, wo die Freiheit des Christenmenschen bekannt ist, die zum freien Herrn aller Dinge macht, niemand untertan und doch in der Liebe zugleich zum dienstbaren Knecht aller und jedermann untertan.

Wir sind auch bei der Beurteilung der geschichtlichen Entwicklung davon überzeugt, daß es ein Segen gewesen ist, daß unsre Hohenzollern treue Schirmherren des evangelischen Glaubens wurden. In dem Unterbau, den der Große Kurfürst schuf, war der evangelische Grundcharakter seines Staats ein wesentliches Moment. Friedrichs des Großen Eigenart ist nicht denkbar gewesen ohne die protestantische Gewissensfreiheit; Friedrich Wilhelm III. und die Begründer der allgemeinen Wehrpflicht begründen zugleich die evangelische Union, und Kaiser Wilhelm I., Roon und Bismarck sind unverständlich ohne die feste Grundlage evangelischen Glaubens. Das hat auch unser Kaiser noch oft bezeugt. So lassen wir Evangelischen es uns auch nicht nehmen, daß wir den innersten Kern deutscher Wehrhaftigkeit nach unserer Ueberzeugung mit der Innigkeit und Festigkeit eines selbständigen persönlichen Glaubens in Verbindung setzen, der keinen andern Herrn kennt als Gott den Herrn selbst und keine andere Wahrheit als die innere Befreiung von Schuld und Tod durch unseren himmlischen Erlöser. Deshalb war Luther ein so guter Deutscher; deshalb wollen wir es bleiben, unserer Eigenart treu, ohne andersdenkende deutsche Brüder zu mißachten.

Hier verankert sich die deutsche Wehrhaftigkeit am tiefsten. Deshalb fand das Wort Bismarcks so lebendigen Widerhall: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt." Unsre Krieger, das ganze deutsche Volk beweisen jetzt, daß sie die ganze Welt nicht fürchten. Wir wollen aber dafür sorgen, daß auch der erste Satz des Bismarckwortes wahr bleibt. Wir fürchten Gott und vertrauen ihm als dem Vater unsres Lebens.

Digitized by Google

Briefe von Jakob Burckhardt und Paul Heyse

Mitgeteilt von

Erich Petzet (München)

Wer das „Italienische Liederbuch" Paul Heyses kennt, wird nicht leicht die Widmung an den Verfasser des „Cicerone" vergessen, die mit unvergleichlicher Anmut persönliche Erinnerungen mit einer feinsinnigen und klar umrissenen Zeichnung des Wesens und der Formen des italienischen Volksliedes verbindet. Dem großen Romanisten unter unsern Kunst- und Kulturhistorikern konnte kein entsprechenderes Angebinde gegeben werden von dem Dichter, der wie kein andrer das Schönheitsideal südlicher Kunst bewahrt und festgehalten hat. In ihrer warmen Liebe zu Italien, die übrigens doch nicht blind war für die naive sittliche Unbedenklichkeit des Volkes und die daher seiner politischen Zuverlässigkeit in späteren Jahren kein volles Vertrauen mehr zu schenken vermochte, und in ihrer leidenschaftlichen Verehrung seiner großen Kunst, die ihnen immer gleich teuer blieb, stimmten beide völlig überein, und gemeinsam verlebte Tage in Rom hatten diese Uebereinstimmung noch fester begründet. Aber auch darüber hinaus waren sie einander enge verbunden durch die gemeinsame Treue gegen Franz Kugler, unter dessen Augen sie beide in Berlin die entscheidenden Grundlagen ihres geistigen Wirkens gelegt hatten, und gegen sein gastliches Haus, aus dem sich ja Heyse die erste Gattin geholt hatte, vor allem aber durch die sichere Erkenntnis, welche überragende Bedeutung der Persönlichkeit des andern zukam. Für Heyse war der große Baseler Humanist mit seinem gerne betonten Goetheschen Dilettantismus so recht ein Gelehrter nach seinem Herzen, dessen künstlerisch überlegene Gestaltung erst der umfassenden genialen Forschung den Ewigkeitswert verlieh. Burckhardt aber erkannte in dem Freunde den Typus des Künstlers, den er am höchsten stellte und der ihm in Raffael und Goethe verkörpert war; weil er seine Werke mit diesem hohen Maßstab messen und in einer Gegenwart unkünstlerischer Tendenzen als echt befinden konnte, darum bewahrte er ihnen eine sich immer wieder erneuernde Teilnahme, die auch in den schweigsameren späteren Lebensjahren nicht erlosch. Hierfür legen die folgenden Briefe[1]) beredtes Zeugnis ab. Sie wollen nicht aus der sturmbewegten Gegenwart heraus beurteilt, sondern aus ihrer Zeit verstanden werden; dann wird niemand verkennen, welcher dauernde Wert für die deutsche Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihnen liegt.

[1]) Der vollständige Briefwechsel zwischen Jakob Burckhardt und Paul Heyse soll, von Erich Petzet herausgegeben, im Laufe dieses Sommers im Verlage von J. F. Lehmann in München erscheinen.

Digitized by Google

1. Jakob Burckhardt an Paul Heyse.

Basel, 16. September 1860.

Liebster Paul!

Hiermit sende ich Dir mein neuestes Opus,[1]) um Dir für Deine viele treue Freundschaft wenigstens ein kleines Sinnbild meiner Dankbarkeit zu stiften.

Excipe pacato, Caesar Germanice, vultu
Hoc opus etc.[2])

d. h. ärgert euch nicht, ihr Deutschen, wenn ich den Welschen einige Prioritäten vindiziere, die ihnen gehören. Ich bin noch ziemlich vorsichtig gewesen und habe einiges weggelassen, was geschrieben stand, und andres in Baumwolle gehüllt, doch immer nur was den Ausdruck belangte, denn die Sachwahrheit habe ich weder verhüllt noch weggestrichen.

Derjenige, welchen ich mit der Widmung heimsuchte, ist Ofionide,[3]) mein alter Lehrer, Kollege und Freund. Wir haben uns inzwischen, wie viele vernünftige Leute, mit dem Hause Sardinien ralliiert[4]) und fürchten nur, unsre guten Gesinnungen möchten par distance nicht viel helfen. Wir konnten uns mit Ehren ralliieren, da besagtes Haus nach Kräften seine eignen Wege geht.

Wird nun nicht ein gewisser Jemand[5]) doch allgemach für euch Poeten reif? „Herr, er stinket schon."[6]) Im übrigen wird die Welt jetzt sehr unterhaltend, so daß man mein Buch vielleicht wenig lesen wird. Dies ist mir aber, nun es einmal lanciert ist, gleichgültig. Das Fertigmachen und Herausgeben hat eine solche dumpfe Mattigkeit bei mir hinterlassen, daß ich an das Schicksal des Buches gar nicht denke. Mein Verleger hat freilich das Recht, andrer Meinung zu sein. Er hat das Ding nobel ausgestattet, so daß ihn das Papier allein per Exemplar über einen Gulden kostet.

Am 27. d. gedenke ich nach Paris abzureisen und Ende Oktober wieder zu kommen. Ich verspüre wieder einen heftigen Durst nach älteren Kunstsachen und bedarf noch eines rechten Schluckes fremder Luft, ehe ich mich in das Wintersemester stürze. Die Abende sitze ich diesmal nicht in den Theatern, sondern im Kaffeehaus. Erstens spare ich Geld, zweitens erkälte ich mich nicht

---

[1]) „Die Kultur der Renaissance". Basel 1860.

[2]) Vgl. Ovids Fasti lib. I, V. 3 f., die Widmung an Germanicus.

[3]) Deckname für Luigi Picchioni, Professor am Gymnasium und an der Universität Basel.

[4]) Noch am 22. Februar 1859 mochte Burckhardt wie sein Freund Picchioni dem „Bonapartisch-Cavourischen Lager" nicht angehören. Nach dem Frieden von Villafranca aber, bei dem Napoleon die italienischen Hoffnungen so sehr enttäuschte, konnten sie beide in der Tat sich mit Viktor Emanuel um so mehr „ralliieren", als dessen und Cavours weitere Erfolge nicht mehr Frankreich zu verdanken waren, sondern im Gegensatz zu diesem mit schweren Opfern erkauft waren.

[5]) Napoleon III.

[6]) Vgl. Evangelium Johannis, Kap. 11, Vers 39.

Digitized by Google

beim Heimgehen aus jenen Glutöfen. Louvre und Kaffeehäuser sind mein ganzes bis jetzt bekanntes Programm, außerdem viel Spazierengehen.

Grüße schön Frau Klara[1]) und die ganze werte Familie.

Wenn Geibel irgend Lust verspüren sollte nach meinem Buche, so schicke ich ihm auch ein Exemplar.

Auch noch eins: auf pag. 2 verspreche ich „in einiger Zeit" ein zweites Werk über Kunst der Renaissance.[2]) Damit hat es gute Weile, ich habe das Schreiben völlig satt und bereue jenes Versprechen schmerzlich.

Nun lebe wohl, liebster Paul, in Treuen Dein

J. Burckhardt.

P. S. Bei unserm Universitätsjubiläum[3]) sah ich Windscheid[4]) in krebsrotem Talar und Barett, worin er sich ganz verwünscht ausnahm. Ribbeck[5]) sah ich nur sehr flüchtig, wie man die Leute bei diesen gargantuinischen Riesenfesten[6]) sieht.

2. Paul Heyse an Jakob Burckhardt.

Mit schönstem Gruß erfolgt hierbei ein langer gedruckter Brief,[7]) der schon längst reisefertig war, Dich aber noch nicht zu Hause anzutreffen glaubte.

---

[1]) Heyses Schwiegermutter, Klara Kugler, geb. Hitzig, die nach dem Tode ihres Gatten Franz Kugler (1808—1858) nach München übergesiedelt war.

[2]) Das Werk über die Kunst der Renaissance, soweit es überhaupt ausgeführt wurde, ist erst 1867 als erster Teil des IV. Bandes von Kuglers Geschichte der Baukunst erschienen; Malerei und Plastik hat Burckhardt nach der freien Darstellung des „Cicerone" nicht mehr systematisch behandelt.

[3]) Die Universität Basel, 1459 vom Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) gestiftet und 1460 eingeweiht, feierte im Jahre 1860 ihr vierhundertjähriges Stiftungsfest.

[4]) Der Jurist Bernhard Windscheid (1817—1892), der zu den Freunden Paul Heyses zählte, war als Vertreter der Universität München, der er von 1857 bis 1871 angehörte, zu dem Feste gekommen; von 1847 bis 1852 war er Professor in Basel gewesen.

[5]) Der Philolog Otto Ribbeck (1827—1898), der nächste Jugendfreund Heyses, war als Vertreter der Universität Bern, an der er von 1856 bis 1861 wirkte, zu dem Feste gekommen.

[6]) Rabelais (1495—1553), in dessen satirischem Roman Gargantua und Pantagruel das animalische Wohlbefinden bei Völlereien und Gastereien eine so große Rolle spielt, war Burckhardt wohl vertraut, aber wenig erfreulich: „Nur ungern mischen wir diesen Namen in unsre Forschung; was der gewaltige, stets barocke Franzose gibt, gewährt uns ungefähr ein Bild davon, wie die Renaissance sich ausnehmen würde ohne Form und ohne Schönheit." („Kultur der Renaissance". 1. Ausgabe 1860, S. 431.)

[7]) Der lange gedruckte Brief Heyses ist seine Einleitung zum „Italienischen Liederbuch", das bei Wilhelm Hertz (1860) erschienen war. In dieser in Briefform gehaltenen Abhandlung heißt es: „Wenn der Waffenlärm jenseits der Alpen, der gegenwärtig mit den Musen auch den Gesang der Vögel, „die auf den Zweigen wohnen", verscheucht, verschollen und die Frucht so vieler heroischer Mühen geerntet ist, werden in dem freien und einigen Italien die Blicke sicherlich nicht zuletzt auf die heimische Volkspoesie zurückgelenkt und die Forschungen im größeren Maßstabe wieder aufgenommen werden." (S. XXII f.)

Digitized by Google

Da Du Dich mit dem Hause Sardinien ralliiert hast, brauche ich mich wegen der einzigen kompromittierenden Stelle (welche die Augsburgische Babylonierin[1]) mir ohne Zweifel aufmutzen wird), den Passus meine ich von der „Frucht so vieler heroischer Mühen", nicht zu entschuldigen.

Im übrigen, wenn Du es mir verübeln solltest, daß ich Deinen Namen unnützlich geführt habe, so kann ich nur bemerken, daß es von Herzen gerne geschehen ist und mir eine stille süße Schadenfreude gewährt, insbesondere wenn ich diese meine zwang- und formlose Zudringlichkeit[2]) mit Deiner Aufschrift „Herrn Professor P. Heyse" vergleiche. Wir Höflinge und Schranzen sind am Ende doch bequemere Menschen als ihr freie Schweizer, die ihr einen armen Poeten erst zum Professor machen müßt, ehe ihr ihm ein gelehrtes Buch gönnt.

Nun aber meinen erstaunlichsten, dankbarsten Dank für diesen Thesaurus, dessen Gewicht mir an so manchem leeren oder leichtfertigen Tage die Seele ins Gleichgewicht gebracht hat. Ich bin vorgestern endlich aus der Pfalz[3]) zurück, wo ich die vier Wochen Herrendienst noch viel stümperhafter und innerlich unseliger zugebracht hätte ohne diesen Schatz. Im Innersten hat mich die Weite des Blicks, die einzige Frische und Unverfrorenheit des Urteils, und — was bei meiner Wenigkeit immer stark mitspricht — die Anmut Deines Stils — leichtschenklig, rasch, mit Lichtern sparsam und an der rechten Stelle mit allen Kunstmitteln zu plastischen Bildern freigebig — vor allem die hohe Ironie, die wie ein ätherisches Salz alle Poren durchwittert, wahrhaft bezaubert. Dieses ist eines von jenen Büchern, die eben nur Euer Liebden zustande zu bringen vermögen und deren Substanz ebensowenig veralten und jemals nach dem Schrank schmecken wird, wie die Bücher eines gewissen Gibbon[4]) und Konsorten, und wenn auch ganze Bibliotheken von alten Kodizes neu entdeckt würden. Denn was einmal mit jenem Salze gewürzt ist, — wie soll es je dumm werden? Klüger wird die Welt ja ohnehin nicht, wenn man ihr auch einen steten Fortschritt zum Guten und Sittsamen lassen muß.

An Spruner,[5]) dem Geographen, hast Du einen sehr hitzigen Bewunderer gefunden. Das ist ein schweres Buch! rief er einmal übers andere. Sybel habe ich einstweilen davon nur zu naschen gegeben und ihm die Zähne lang gemacht.

---

[1]) So bezeichneten Burckhardt und Heyse die italienfeindliche, österreichfreundliche „Augsburger Allgemeine Zeitung".

[2]) Heyses Widmung lautet einfach: An Jakob Burckhardt in Basel.

[3]) Ueber die Reise in die Pfalz, die Heyse auf Wunsch des Königs Maximilian II. in dessen Gefolge mitgemacht hatte, vgl. seine Jugenderinnerungen, Bd. I, S. 270—275.

[4]) Mit Edward Gibbon (1737—1794) setzt auch Carl Neumann Jakob Burckhardt in einen geistvollen Vergleich. S. „Deutsche Rundschau", Bd. 94 (1898), S. 383 f.

[5]) General Karl Spruner von Merz (1803—1892), der sich als Historiker und Geograph große Verdienste erworben und sich auch als Dichter versucht hat, gehörte zu den Teilnehmern an den Symposien des Königs Maximilian II. Ebenso Heinrich v. Sybel (1817—1895), mit dem Heyse in freundschaftlichem Verhältnis stand.

Digitized by Google

Frau und Kind sind wohl, Frau Klara und die Jungen ebenfalls, Luise[1]) ist seit 14 Tagen bei uns, völlig übergesiedelt. Alle grüßen Dich aufs herzlichste. Geibel habe ich seit der Rückkehr noch nicht wiedergesehen. Leb wohl, mein Liebster, und nimm mit diesem hastigen Wisch vorlieb. Ich habe die Hast der Reise noch in allen Adern.

Dein

München, 12. November 1860. Paul Heyse.

3. Jakob Burckhardt an Paul Heyse.

Basel, Freitag, 16. November 1860.

O lieber Paul, wie grenzenlos hast Du mich überrascht, daß ich heute den ganzen Tag präokkupiert bin und mir es erst mit Mühe zurechtlegen muß, wie und wasmaßen Du mir dieses Meisterwerk dediziert hast! — Ich glaube, Du würdest hell auflachen, wenn Du sähest, wie dies mit meinem ganzen hiesigen Dasein kontrastiert; ich bin so sehr Philister als möglich, spiele mit Philistern Domino, gehe mit Philistern (und Kollegen, die sich ebenfalls bemühen, Philister zu sein) spazieren, trinke meinen Schoppen sans prétention, kannegießere und bin Sonntagabends ohne Ausnahme bei meinen Verwandten, halte meine Vorlesungen und Stunden schlecht und recht — und siehe, da fliegt mir die liebenswürdige Bombe ins Haus! Ach Paul, welchem Spott setzest Du mich aus mit dem Mythus von meinem Gesang![2]) bei unsern moquanten Leuten, die mich nie haben singen hören, ausgenommen wenn alle Welt singt, d. h. im fünften Akt unserer Zunftmähler und anderer Festessen; — es ist aber für mich noch etwas Bitteres dabei, indem ich mich ernstlich habe erinnern müssen, wie egoistisch und ungenießbar ich Anno 47 gewesen sein muß.

Freilich, die Vergeltung ist nicht ausgeblieben und ich bin jetzt so weit, daß bei jedem freundlichen Begegnen mein Herz sehr zur Dankbarkeit gestimmt ist. Es hat mir seit jenen Tagen gar zu oft auf den Hut geschneit. Irgendein apartes Glück begehre ich nicht mehr; wenn nur alles bleibt wie es ist.

Das Büchlein habe ich heut in meinem erschütterten Gemüt an manchen Stellen angelesen und bin einstweilen schon deshalb betroffen, weil ich sehe, wie viel mir noch fehlt, um die wahre Signatur des italienischen Geistes zu kennen.

---

[1]) Die Schwester Franz Kuglers. Sie blieb übrigens doch nicht dauernd in München, ondern zog wieder nach Bremen.

[2]) In seinem Widmungsbriefe zum „Italienischen Liederbuch" erinnert Heyse den Freund an die gemeinsam verlebten Abende bei Franz Kugler: „Als wäre es gestern gewesen, stehen mir die Abendstunden vor der Erinnerung, wo ihr beide am Klavier einander abzulösen pflegtet. Noch klingt es mir im Ohr, wie Dein Liebling, die Luvisella, dem berühmten Te voglio bene assai fast den Rang ablief und die zierliche Serenade Buona notte amata bene gegen Pergolesis mutwilliges Morgenständchen einen schweren Stand hatte, bis wir uns aus den Orangenhainen des Südens nach unserm deutschen Wald zurücksehnten und Kugler mit seiner tiefen, edlen Stimme die schönen Eichendorffschen Lieder sang, in denen des Knaben Wunderhorn von neuem erwacht zu sein scheint."

Digitized by Google

Mir ist, ich müßte jetzt viele Stellen meines Buches ausmerzen und umschreiben; ich muß blind gewesen sein, um die ganz spezielle Verschmelzung von Geist und Leidenschaft nirgends in meinen bisherigen Studien so zu erkennen, wie diese Liedersammlung sie handgreiflich offenbart. Aber da schreibe einmal einer Kulturgeschichte, wenn man keinen Menschen um sich hat, der einen aufrütielt und in die Ohren kneift. Ofionide hat mir zwar unbewußt viel geholfen, weil er mir das Maß eines steinalten, kerngesunden, liebenswürdigen Lombarden von großen literarischen Kenntnissen gab, allein auf unsere filtrierten Gesichtspunkte ist er eben deshalb nicht eingeschult, weil er naiv vor sich hinlebt.

Was ich Gutes habe, das habe ich doch am ehesten von Kugler, der auch in den vielen Gebieten, wo er nur Dilettant war, die Ahnung aller wesentlichen Interessen hatte und zu wecken verstand. Mein Gott, wie genügsam und wie dünkelhaft sind selbst die meisten großen Spezialgelehrten im Vergleich mit ihm! Ein panoramatischer Blick, wie der seinige war, würde sie freilich nur stören und ihnen ihre Sorte von Arbeit verleiden. Und was er für ein Spezialgelehrter in seinen eigentlichen Fächern war, das beliebten sie zu ignorieren. Genug von Sollichen! Sie werden es meinem Buch ebenso machen, und ich und mein Verleger sind darauf gerüstet. Billige Leute von einigem „Grütz" werden vielleicht dafür zugeben, daß dieses Buch aus innerer Notwendigkeit geschrieben werden mußte, auch wenn die Welt keine Notiz davon nimmt.

17. November. — Die Lieder sind über alle Maßen merkwürdig, ja in ihrer Gesamtheit eine Haupturkunde. Ich würde freilich lange sinnen und studieren, bis ich den Nationalkontur, der sich daraus ergibt, in wenige Worte fassen könnte. Bei Deiner Einleitung wird mir jedesmal schwarz vor den Augen, weil sie zugleich an meine Wenigkeit ganz speziell adressiert ist. Es ist nicht recht, einen so urplötzlich zu verblüffen, und was werde ich erst noch leiden müssen. Du kennst die kleinen Städte nicht. Ich bin neulich vierzehn Tage in London und elf Tage in Paris gewesen, hauptsächlich um ein großes neutrales Wellenbad zu nehmen, unter lauter fremden Leuten englisch zu radebrechen und französisch zu schwatzen, denn letzteres kann ich wie eine Atzel. Aber das bißchen Objektivität, das ich mit nach Hause gebracht, ist schon nahezu wieder verduftet, und die Pappenheimer, die ich kenne und die mich kennen, haben mich wieder in der Gewalt.

Apropos von London: gehe nicht hin, wenn Du nicht Geld genug hast, um beständig Kabriolett zu fahren. Acht Stunden Fußreise per Tag, wie ich, hältst Du nicht aus. Die Omnibusse helfen nicht so wie man denkt. Summa: ich bin ungeheuer froh, dort gewesen zu sein, aber zu bloßem Besuch gehe ich nicht mehr hin. Etwas anderes wäre es, einmal ein halbes Jahr dort zuzubringen: die Leute haben mir viel besser gefallen, als wenn man sie auf dem Kontinent sieht. Paris ist geistlos geworden und fürchtet sich vor seinem eignen Schatten. Der Rest ist Schweigen, Kartenspiel und Billard. In den Theatern

Digitized by Google

prädominiert die Feerie mit ihrem künstlichen Unsinn. Mich wundert, was Du dazu sagen würdest, u. a. zu Orphée aux enfers.[1])

Einstweilen möchte ich nur auch eine Idee haben, wie es Dir mit der Bühne geht. Aus den vereinzelten Zeitungsnotizen erfährt man so gut als nichts. Gegenüber vom deutschen Theater war ich, wie Du weißt, immer ein Zweifler, weil ich das Publikum noch nie etwas andres als Zerstreuung habe suchen sehen. Wenn ich Deinen admirablen lyrischen Geist in Betracht ziehe, so fürchte ich, Du vertraueſt demselben zu wenig und hoffst von den Brettern zu viel. Wer diese italienischen Volkslieder so verdeutschen kann, für den ist es schade, wenn er das Theaterpublikum berücksichtigt.

An Herrn v. Spruner meine ehrerbietige Empfehlung; ich bin seit zwanzig Jahren für seinen Atlas[2]) dankbar. — An Sybel will ich durch den Verleger ein Exemplar meines Buches schicken lassen, damit es in seiner Zeitschrift sub. tit. Literatur seinerzeit rezensiert werde.[3])

Meine besten Grüße an die Frauen und an Geibel, namentlich auch an Louise, zu deren Uebersiedelung ich bestens Glück wünsche.

Nochmals tausend Dank von Deinem getreuen und verblüfften

J. Burckhardt.

4. Jakob Burckhardt an Paul Heyse.

Basel, 1. Januar 1862.

Lieber Paul!

Herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahr! Ich höre von Ribbecks, daß es der werten Frau besser geht und nehme vollen Anteil an Eurem Schicksal.[4]) Gebe es der Himmel, daß recht bald eine völlige Genesung erfolge! — Ich denke recht viel an Euch, liebe Leute.

Meiner werten Person geht es insoweit gut. Wenn ich über das Jahr 62 so gut hinüberkomme wie über 61, so will ich gänzlich zufrieden sein. Ich habe doch im Sommer einen Ausflug in das Kastanien- und Freskenland machen können und bin keine Stunde krank gewesen. Jetzt habe ich sehr viel zu tun und muß selbst diesen Neujahrsmorgen der Arbeit abstehlen, aber ich sehe doch ein Ende der Ueberladung vor, nämlich den 15. Februar, an welchem Tage ein sehr mühsamer Extrakurs erlischt.

---

[1]) Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" war im Jahr 1858 zuerst in Paris auf die Bühne gekommen.

[2]) Spruners historisch-geographischer Handatlas zur Geschichte der Staaten Europas war in Gotha von 1837—1850 erschienen.

[3]) In Sybels historischer Zeitschrift, Bd. VI, S. 520—522 (1861), erschien dann eine Besprechung von Burckhardts Buch.

[4]) Paul Heyses Gattin war im April 1861 nach ihrem vierten Wochenbette schwer erkrankt, und im September zog er mit ihr nach Meran, um dort den Winter zu verbringen.

Digitized by Google

Ribbeck hat mir Deinen Rafael[1]) zu lesen gegeben. Das Thema ist ungemein schön — die Künstlerin, welche noch vor dem Beginn ihres letzten Schicksals ihren Leitstern kennen lernen will —, aber ich habe sonst einige Bedenken.

Nach der orthodoxen Rechnung der Leidenschaft können die Dinge nicht so enden. Rafael darf nicht entsagen, weil der Schwager ein desperater Satan ist; er ist zu weit in seinen Liebesausbrüchen vorgegangen, als daß die Sache mit Sonetten abgetan sein könnte. Außerdem bleibt nun, noch immer, für ihn die Pflicht bestehen, bei Julio II. ein sachtes Donnerwetter zu provozieren, der Papst muß die schon ins Kloster Aufgenommene (laut der poet.-moral. Gerechtigkeit) geradeso gut von ihrem Gelübde entbinden können als am Tage vor der Aufnahme.

Zweites Bedenken: Jetzt wär's genug mit Künstlergeschichten! Ueber diesen Rafael und die feine Verschlingung des Schicksals von Künstler und Künstlerin bringst Du es doch nicht mehr hinaus: für das, was Du in historisch berühmte Meister hineinlegst, zerstört der übel wuchernde sog. historische Roman allmählich den feinern Sinn der Nation, und man dankt Dir's nicht mehr; — und was die unberühmten betrifft, so glaube ich, Ihr Dichter laboriert da an einem πρῶτον ψεῦδος; nicht nur sind die Künstler im ganzen prosaischere Leute, als Ihr annehmt, sondern auch die sehr ausgezeichneten empfinden ihr Schicksal und ihre Leidenschaft usw. weniger schön, naiv und jugendlich als mancher sog. Philister. Ich glaube, die Künstler fragen sich bisweilen selber mit Verwunderung: woher es doch wohl komme, daß die Dichter sich so viel mit ihnen abgeben mögen? — Natürlich lassen sie sich's gefallen und helfen sich selber weiter poetisieren.

Drittes Bedenken: Wenn Du nicht Quellen hast, von denen Quatremère und Passavant[2]) nichts wissen, so darfst Du dem Rafael nicht eigenmächtig auf zwei Sonette hin eine solche Geschichte, wie diese, oktroyieren. Mit Michelangelo[3]) war es ein ganz andrer Fall. — Ueberlege nur die Konsequenzen: Wohin geriete der arme Rafael, der schon mit der urkundlichen Fornarina[4]) bisweilen seine liebe Not gehabt haben mag, wenn ihn alle Dichter des Abendlandes Jahr um Jahr mit neuen Liebschaften beladen dürften? oder wenigstens mit Aventuren? Wo behielte er Zeit und Kraft zur Arbeit? (Ich glaube, er war un cuore

[1]) Rafael, eine Novelle in Versen, erschien zuerst in dem von Geibel herausgegebenen Münchener Dichterbuch (Stuttgart 1862), S. 299—360.

[2]) Quatremère de Quincy, Histoire de la vie et des ouvrages de Raphaël. 3. ed. Paris 1835. Hier sind zwei Raphael zugeschriebene Sonette abgedruckt. S. 451. — J. D. Passavant, Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. 3 Bände. Leipzig 1839—1858. Hier sind im VII. Anhang des I. Bandes, S. 523—525, „Entwürfe zu drei Sonetten von Rafael" mitgeteilt.

[3]) Heyses „Michelangelo Buonarotti, ein Monolog" (1852), war in den „Hermen" 1854 erschienen.

[4]) Die „Fornarina" wurde später ebenfalls von Heyse dichterisch behandelt, in einem Trauerspiel 1895.

Digitized by Google

d'angelo und fand wenig Widerstand, namentlich bei herzguten Frauen von zwanzig bis dreißig Jahren.)

Die Arbeit aber an dem Gedichte ist sehr schön und streng, und um des Stiles willen würde ich sie tale quale vom Stapel laufen lassen, da doch nicht mehr geändert werden kann, ohne das Ganze wesentlich zu stören. Ein paar Bagatellen[1]) sind: auf S. 1, Vers 7: Die Jahreszeiten haben hier nichts zu tun und können fortbleiben. — S. 2: Laß den Schirokko weg, er hat mit erhöhten Zuständen nie etwas zu schaffen. Ein Zephyr oder so was. — S. 11, Vers 10: Von Euch usw., den Vers verstehe ich nicht recht. — S. 41: Carlo Valori würde ich weglassen; ein nomen proprium stört hier. — Summa: Es ist besser, das Gedicht geht in die Welt, da es doch durch seine Vorzüge, namentlich auch durch die Schlußworte im ganzen bezaubert. Die vollkommene Unbefangenheit, mit der Du die Geschichte tanquam re bene gesta abschließest, als wäre alles in Harmonie, muß den Leser verblüffen und hat auch mich verblüfft. Dann kritisierte ich wieder, las wieder rückwärts und fand dann doch: Imprimatur!

Dein neuer Novellenband[2]) ist süperb und wird Dich wieder um einen tüchtigen Ruck voran bringen. „Annina", obwohl es eine Künstlernovelle ist und also unter meine allgemeine (siehe oben) Verdammung fällt, liest sich doch ganz herrlich und rührt auf das Tiefste. In der Oekonomie der Lokalfarben finde ich große Weisheit, es ist kein Strich zuviel. Der naive Glaube und Aberglaube, der die Katastrophe begleitet und herbeiführen hilft, ist unendlich rührend. Aber jetzt mußt Du nicht nur die Künstler, sondern auch die italienischen Hauswirtinnen in Frieden lassen; in der früheren Sammlung war es die vortrefflich nuancierte florentinische Dichterin[3]) mit ihrem schönen Schlußsonett, diesmal in einem Bande eine römische und eine venezianische Wirtin! Jetzt heißt es claudite iam rivos etc.[4]) Uebrigens ist namentlich letztere samt Töchterlein famos gegeben.

Wer so lange Chambre garnie gewohnt hat wie ich, dem kommen übrigens allerlei nützliche Gedanken bei Anlaß solcher Figuren. — „Im Grafenschloß" ist nach meiner Ansicht ganz vollkommen. Die Geschichte strömt dahin wie sie muß und gar nicht anders kann. Nur würde ich bei der nächsten Publikation ein paar Stellen ändern, wo die Alte zu gebildet spricht, es betrifft Kleinigkeiten. — „Andrea Delfin" ist in Ton und Behandlung höchst vollkommen, hat

---

[1]) Die Bemerkungen Burckhardts zu einzelnen Versen sind von Heyse sämtlich berücksichtigt worden.

[2]) Die vierte Sammlung der Novellen, Iwan Turgenjeff gewidmet, war Ende 1861 mit der Jahreszahl 1862 erschienen.

[3]) Die Florentiner Dichterin, auf die Burckhardt anspielt, ist die nach dem Leben gezeichnete Signora Eugenia der Novelle „Erkenne Dich selbst" (1856) — vgl. Heyses Jugenderinnerungen, Bd. I, S. 175 —, die römische Wirtin in „Annina", die venezianische in „Andrea Delfin".

[4]) Vgl. Vergil, Ecloga IV. V. 111.

Digitized by Google

aber einen unrichtigen Schluß, denselben, welcher mich in Viktor Hugos „Le roi s'amuse“ (und in dessen Nachbild Rigoletto) immer von neuem stört.[1]) Ich würde, scheint mir, den Malapiero einfach durch Delfin töten lassen, nur daß dabei zum Vorschein kommen müßte, daß D. M.s unehelicher Sohn oder etwas der Art wäre. Ferner ist mir die Objektivität des Gesandtschaftsattachés um einen Grad zu edel und riecht zu wenig nach dessen Heimat. Das Leben überhaupt müßte mir noch um einige derbe Züge der Verlotterung reicher werden; es braucht ja nicht Casanova zu sein, wenn es nur dessen Voraussetzungen teilt. Delfin müßte allgemach entdecken, daß seine eigne Familie und seine Geburt mit all dem Wesen verflochten ist und daß, was er tut, einem Selbstmord zu gleichen beginnt. Seine Gestalt an sich ist höchst meisterhaft.

Ueberhaupt kommt mir vor, Du habest gewaltige Fortschritte in der Kunst gemacht, welche fast niemand mehr kann: nämlich den Charakter in der Handlung auszudrücken und wachsen zu lassen. — „Auf der Alm“ — auch dazu gratuliere ich und habe meinen heimlichen Spaß daran, daß also doch ein Berliner Kind hat kommen müssen, um die beste Bergnovelle zu schreiben. Deinem Rezensenten in der „A. A. Z.“ sah man auf die pläsierlichste Weise den oberbayerischen Aerger an.[2])

Nun muß ich aber schließen, statt weiter mit Dir plaudern zu können. Und die Widmung des italienischen Liederbuches liegt mir noch auf dem Herzen und ich bin und bleibe ein armes Tier, das sich nicht revanchieren kann! — Herzliche Grüße und Glückwünsche an die werte Frau!

Lebe wohl Dein getreuer

J. Burckhardt.

[1]) In Viktor Hugos Trauerspiel „Le roi s'amuse“ und in Verdis Oper „Rigoletto“ fällt wie in „Andrea Delfin“ durch Irrtum ein unschuldiges Opfer an Stelle des beabsichtigten.

[2]) In der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ (Beilage zu Nr. 361 vom 27. Dezember 1861) waren Heyses Novellen ziemlich süßsauer besprochen worden, wobei von „Auf der Alm“ gesagt wird: „Den Schluß bildet eine ganz liebenswürdige Arbeit „Auf der Alm“, mit welcher der neue Landsmann einen sehr glücklichen Griff in die Charakterfülle des oberbayerischen Gebirgslebens getan hat. Einen Tadel, welcher bei einer nächsten Ausgabe wohl umgangen werden könnte, wollen wir jedoch dieser letzten Novelle nicht vorenthalten. In einem im Morgenblatt erschienenen Gedichte rühmte Paul Heyse von sich, daß seine Sprache allzeit nur simples Hochdeutsch geblieben sei. Nun kam aber der Schriftsteller in vorliegender Almgeschichte mit seinem Programm etwas schief zu stehen. Infolge seines Bekenntnisses verschmähte er es, den Dialekt schriftgemäß zu stilisieren, konnte aber doch zuweilen der Verführung, vom simplen Hochdeutsch etwas seitab zu äugeln, nicht ganz widerstehen. Einiges wäre besonders leicht zu vermeiden gewesen, oder aber hat der „Berufene“ in seiner neuen Heimat noch keinen dialektfesten Freund gewonnen, der ihn darauf aufmerksam zu machen sich nicht entbrechen durfte, daß der altbayerische Dialekt Imperfekta und Plusquamperfekta nur in konjunktiver Bedeutung kennt, und daß seine innerlich so vortrefflichen Schnaderhüpflproben, welche meistens mit geringen Wendungen zu retten wären, in dieser Verballhornisierung des „simplen Hochdeutsch“ ein Gesicht schneiden als wären sie Freiherrn v. Stritzows leibhaftige Uebersetzungen.“

Digitized by Google

5. Paul Heyse an Jakob Burckhardt.

Meran, 15. März 1862.

Liebster Freund, ich hätte nicht so lange gezögert, für „gnädige Straf" zu danken, wenn mir nicht daran gelegen gewesen wäre, zugleich mit der Versicherung, „daß ich's gewiß nicht wieder tun werde", Beweise einer tätigen Reue vorzulegen. Diese werden nun in den nächsten Tagen auf dem langsamen, aber sicheren Buchhändlerwege zu Dir gelangen, in der bescheidenen Gestalt eines „den Bühnen gegenüber als Makulatur" gedruckten Ludwig der Bayer,[1]) bei welchem ich die Beruhigung habe, daß alles, was Fiktion an ihm sein mag, wenigstens urkundlich erlogen ist. Um die Einführung dieses Buches in die bayerischen Schulen darf mir also nicht bange sein, und da mein höchster Ehrgeiz nur darauf zielt, auf einem Gymnasialredeaktus durch die von zwei Tertianern deklamierte Trausnitzszene einen patriotischen Succès d'Estime davonzutragen, so kann ich über diese Sünde ruhiger schlafen, als über manche, die ich ferner noch zu begehen entschlossen bin. Dem Succès d'Ennui, den mir das Buch bei Dir eintragen wird, sehe ich nicht ohne Schadenfreude entgegen. Ich weissage Dir, daß Du lebhaft wünschen wirst, dieser Biedermann hätte ebenfalls einige unorthographische Sonette hinterlassen, aus denen sich apokryphe Novellen hätten spinnen lassen. Wie traurig steht es um unser Handwerk, wenn es der Drang der Umstände fügt, daß wir uns nolentes volentes mit gebundenen Händen der historischen Wahrheit überliefern müssen, wenn wir für unser Tun und Lassen keine andre Entschuldigung haben als jenes: Ja, es ist wahr, es ist wirklich wahr, man hat mir's geschrieben![2])

Und doch drängt die liebe Kritik, die nicht weiß, was sie will, und doch zu wissen meint, was wir sollen, die gesamte historische Dramatik mehr und mehr zwischen die Hecken und Zäune unsrer modernen Wissenschaft, wo man keinen Ellbogen frei hat, ein unbequemes Motiv beiseite zu schieben und einer Figur, die sich schwerfällig in den Weg stellt, einen dramatischen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. — Ich habe trotz meines eifrigen Studiums der Volksfeste Bayerns es noch nicht dahin gebracht, ein Sacklaufen mit zu erleben. Aber nach allem, was ich davon höre, muß es eine deutliche Satire auf unser historisches Drama sein. Gesunde und frische Glieder voll Lebenslust und drastischer Behendigkeit; aber der Sack sorgt dafür, daß sie nicht ungestrauchelt und nicht zu früh ans Ziel kommen.

---

[1]) „Ludwig der Bayer", Schauspiel in fünf Akten, erschien, Emanuel Geibel gewidmet, Berlin 1862. — Ueber die Entstehungsgeschichte und über den unerwarteten Erfolg vgl. Heyses Jugenderinnerungen, Bd. I, S. 261 und 288—291: anstatt daß das Drama an den bayerischen Schulen gelesen worden wäre, wurde es auf Betreiben der klerikalen „Patrioten" wegen der Szene zwischen dem Kaiser und dem päpstlichen Legaten nach einer einzigen Aufführung am 29. April 1862 auf der Münchener Hofbühne vom Spielplan abgesetzt.

[2]) Vgl. den Abschluß von Schillers Distichen über Ludwig den Bayern, „Deutsche Treue": „Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben!" rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Digitized by Google

Wenn Du bedenkst, daß ich Jahr und Tag den Strick dieses Sacks an der Kehle fühlte, wirst Du mich noch loben über die Mäßigung, mit der ich von meiner Freiheit jenen Sonetten gegenüber[1]) Gebrauch gemacht habe. Ja, mich dünkt, der Kasus beim Michelangelo war ein viel heiklerer, die Nase, die ich der historischen Vittoria gedreht habe, eine viel schändlichere.[2]) Und zu alledem habe ich mich noch viel sorgfältiger gehütet, meinen Raffael mit den Fetzen moderner Kunstphilosophie zu behängen, sondern ihn in dem bescheidensten Negligé eines liebenswürdigen Juvenils dargestellt. Daß er als solcher für unsre Phantasie immer noch einen beträchtlichen Vorsprung vor andern Muttersöhnen hat, ist eine Tatsache, die man sich ja wohl zunutze machen darf. Wahrhaftig nicht, weil die „Künstler" schon eo ipso die geistreichere und interessantere Menschensorte sind, sondern weil man ihnen unbesehens die feinere und stärkere Sinnlichkeit zutraut, ein Liebesabenteuer mit besonderem Dank und gutem Erfolge durchzukosten.

Deine Anmerkungen zu den Novellen haben mir viel zu denken gegeben. Aber das Neue ist der Feind des Alten, und die Brutwärme dieses einsamen Winters hat ein halb Dutzend junge Schößlinge, die jenseits des Brenner nur langsam Augen ansetzten, in so vehementen Trieb gebracht, daß ich meine liebe Not habe, sie mir nicht über den Kopf wachsen zu lassen, und nach älteren Jahrgängen gar nicht mehr umschauen kann. Am Delfin jedoch werde ich jedenfalls noch einmal bei einer Ausgabe letzter Hand nachhelfen müssen,[3]) den Oesterreicher schärfer und Andreas Ende breiter herausarbeiten. Nur meine „Wirtinnen" bitt' ich, in ihren Würden zu lassen.

Uebermorgen abend erwarten wir unsre Kinder, und dann hätten wir so ziemlich alles hier, was uns von Münchnern in diesem Winter gefehlt hat. Diese Zugvogelexistenz hat ihren Nutzen und die Vogelperspektive klärt über vieles auf. — Wie wär's aber, carissimo Lei, wenn Du Die Frühlingsferien zu einem Ausfluge in unsern Rosengarten benutztest und hier mit unsrer Armut vorlieb nähmst? Die Mädchen von Passeier können's wohl einmal mit den Lombardinnen aufnehmen, der Terlaner Wein wird entschieden das Feld behaupten, nur was Fresken betrifft, die trägt das Land nicht. Ich habe großes Verlangen, mit Dir zu sprechen, obwohl mir bange ist, daß ich das Sprechen gar verlernt haben möchte. Auch das Lesen beinahe. Du wirst lachen, wenn Du meine Bücherei siehst! Drei Bände Schopenhauer, ein Band Shakespeare,

---

[1]) Die bei Quatremère und Passavant mitgeteilten Sonette Raffaels.

[2]) Das Bedenken, das Heyse hier gegen die freie Erfindung einer häßlichen Nase der Vittoria Colonna in seinem „Michel Angelo Buonarotti" äußert, setzte sich bei ihm später so sehr fest, daß er die bedeutende Jugenddichtung in seiner Gesamtausgabe der Epischen Dichtungen (2 Bände, Stuttgart und Berlin 1912) — sehr zu Unrecht — völlig wegließ.

[3]) In späteren Ausgaben des „Andrea Delfin" ist nichts gegenüber der ersten Fassung geändert; der Reiz der neuen Arbeiten war stärker als die kritischen Bedenken gegen die älteren.

Digitized by Google

Niccolo de' Lapi[1]) (den ich sehr schätzen gelernt habe), und mein teurer Giusti,[2]) an dem ich in müßigen Stunden herumrätsele. Dagegen schwillt die letteratura casareccia immer bedenklicher an, denn „Dichten ist ein Uebermuth",[3]) und seit ich aus dem Elend des vorigen Jahres aufgetaucht bin, leb' ich con amore ins Zeug hinein, trotz meiner heut vollendeten zweiunddreißig Jahre, für die ich um stilles Beileid bitte. — Frau und Sohn grüßen aufs beste. An Ribbecks einstweilen schönsten Dank für seinen Brief und die innigsten Wünsche, daß Frau Emma[4]) baldigst wieder in alter, ewiger Jugend grünen und blühen möge. Sei herzlich umarmt von Deinem

Paul Heyse.

6. Jakob Burckhardt an Paul Heyse.

Basel, 22. April 1862.

Liebster Paul!

Während Ribbecks nach dem Genfer See in Ferien gegangen sind, ergreife ich die Feder, um Dir für den Bayernfürsten zu danken, von welchem übrigens auch Ribbeck höchlichst erbaut ist. In Deinem werten Brief von Mitte März taxierst Du mich doch etwas nieder, wenn Du von einem „Succès d'ennui" bei mir sprichst. Was ich schon Kugler gegenüber verfocht, war nur immer das, daß auch das beste historische Drama heutigestags nicht mehr durchschlägt, sondern beiseite gelegt wird, sobald der Tendenzphilister seine Rührung daran gehabt hat...

Zuerst gebe ich Dir als Historiker das Zeugnis, daß Deine Pietät gegen die wirkliche Geschichte in der Tat unglaublich groß ist, mehr als diese „wirkliche Geschichte" verdient. Es sind, ein paar chronologische und kausale Freiheiten abgerechnet, eigentlich lauter historische Bestandteile. — Höchst außerordentlich ist nun meines Erachtens, daß es Dir gelungen ist, den Ludwig nicht nur zu einem lebendigen und interessierfähigen Charakter, sondern ganz sichtbarlich zu einem mächtigen, die andern bestimmenden Menschen zu machen, neben welchem Leopold und Friedrich so deutlich als bloß bedingt und einseitig erscheinen. In jeder Szene strömt Ludwig lauter Kraft und Herrschaft aus und ist dabei völlig individuell, während man sonst bei solchen mittelalterlichen Leuten nichts als Harnische und Edelmut zu genießen bekommt. (Wir pflegen hier gewisse Schlachtenbilder, die auf Ausstellungen nicht ganz selten sind, ein „Rittermus" zu nennen, marmelade de Chevaliers.) Von Deinem Ludwig wird nirgends apart beteuert, daß er ein Hauptkerl sei, aber es geht sonnenklar und von selbst aus jeder Szene hervor. Sehr schön ist der Reflex seines Wesens auch im Benehmen der

[1]) Der 1841 erschienene Roman von Manzonis Schwiegersohn Massimo d'Azeglio (1798—1866).

[2]) Mit dem Studium und der Uebersetzung Giuseppe Giustis (1809—1850) beschäftigte Heyse sich schon seit Jahren, und die Uebersetzungsproben aus seinen politischen Gedichten, die er im März 1858 im Literaturblatte gegeben hatte, waren nur die Anfänge weiterer liebevoller Bemühungen um ihn.

[3]) Vgl. Goethe, Westöstlicher Diwan, Buch des Sängers: „Derb und tüchtig".

[4]) Frau Emma Ribbeck, geb. Baeyer.

Digitized by Google

Sprecher des Bürgertums geschildert, welche überhaupt meisterliche Figuren sind, ohne falsche Biderbigkeit. — Ich glaube, der einzige plausible Einwurf, den man Dir machen wird, möchte der sein, daß mit dem vierten Akt die Hauptsache schon entschieden ist. Aber ich nehme hier doch Deine Partei mit einem Distinguo: im historischen Drama mag man die Bagage beschränken, so sehr man will, es ist nicht zu vermeiden, daß auch die sekundären Interessen ihren Ablauf, ihre Befriedigung oder Nemesis erhalten, und da kann die Peripetie nicht immer so liegen, wie sie z. B. in einem Drama aus der Phantasiewelt liegen könnte oder müßte.

Ein zweifelhaftes Motiv erscheint mir die Scheingefahr von seiten des Herzogs Albrecht, welches Dir dazu dient, die Münchener Bürger zu introduzieren und die Spannung zu steigern, die dann mit Friedrichs Erscheinen in die größte Ueberraschung übergeht. Ueberlege Dir's einmal, ob sich etwa durch Verschmelzung von Akt 4 und 5 etwas gewinnen ließe, aber so viel glaube ich doch zu ahnen, daß — doch nein, ich kann doch keine Idee geben, und wo ich nicht raten kann, da will ich lieber schweigen.

Eines fällt mir immer von neuem recht traurig aufs Herz: daß ein Meisterwerk wie dieses doch nur eine provinziale Möglichkeit bleiben soll und schon kaum über Stuttgart hinaus, geschweige denn über den Thüringer Wald gehen wird. Und Deutschland provinzialisiert sich in diesen Dingen immer mehr. Und greift der Dichter auf Themen, die der allgemeinen deutschen Reichsgeschichte angehören, so wird der Lärm erst recht groß. Wenn Schiller heut mit dem Wallenstein käme, er würde von den Parteien zerrissen darob und hieße ein gemütloser Achselträger.[1])

Von wegen der Künstlernovellen wollen wir einen Kompromiß eingehen: versprich mir, drei Jahre die Künstler in Frieden zu lassen — das ließe sich doch hören? Hernach erlaube ich Dir eine neue Reihe von diesem Stoff — dann wieder drei Jahre Ferien usw. Ich hätte dann meinen Spaß daran, die stufenweise Veränderung des Standpunktes auszuschnüffeln. Was den „Rafael" betrifft, so habe ich trotz aller Bedenken mein Lascia passare mit vollem Nachdruck ausgesprochen. Er hat so souveräne Partien, daß seine sehr baldige Epiphanie dringend zu wünschen ist.

Ich hatte vor, dieses Jahr unsre vier Wochen Hundstagsferien auf eine Reise nach Wien zu wenden, rein nur um der Arbeit willen, mit vier bis sechs Stunden täglich Notizenmachen im Belvedere. Nun kommen aber wegen der Frage der eidgenössischen Universität[2]) wieder ziemliche Unsicherheiten in unser

[1]) „Ludwig der Bayer" ist in der Tat außer in München nur noch in Karlsruhe und Stuttgart, an beiden Orten aber mit gutem Erfolg, aufgeführt worden. Den von Burckhardt wieder gestrichenen Einwand wegen der Scheingefahr im V. Aufzug erhebt auch Heinrich v. Treitschke, dessen Urteil im übrigen dem Burckhardts völlig widerspricht; vgl. seine Historischen und politischen Aufsätze, Bd. 4, S. 111—125 (1897).

[2]) Die Frage einer eidgenössischen Universität fand eine negative Lösung; nur das Polytechnikum in Zürich wurde eidgenössisch, die Universitäten blieben den einzelnen Kantonen überlassen.

Digitized by Google

Dasein oder doch mindestens einige Unruhe, so daß ich mir [so!] doch wohl nur an einem unsrer Seen vor Anker legen werde, mit dem beständigen Vorbehalt, bei beharrlich schlechtem Wetter ins Fresken- und Kastanienland hinüberzuschlüpfen.

Gestern machte ich meine Aprilfahrt per Alamanniam, Säckingen, Laufenburg, Waldshut, halb Eisenbahn und halb per pedes.

Die Genesung Deiner werten Frau Gemahlin und die Versammlung der ganzen Familie in Meran hat uns mit großem Trost erfüllt. Hoffentlich wird auch Frau Emma frisch und gesund von Clarens heimkommen. Ihre Gesundheit war durchaus nicht wesentlich erschüttert, sie hatte nur Fieber von einer Erkältung.

Im übrigen lebe ich meine Jahre nun so hin und bin froh, wenn jeder Tag seine eigne, aber nur mäßige Plage hat und da und dort gute Tage dazwischen sind.

Mit liebevollem Gruß

Dein J. Burckhardt.

P. S. Hier eine kleine Chicane de détail: Akt 5, Szene I: Anno damals gab's noch keine Kapuziner, und man mußte die Messe anderswo hören.[1])

7. Jakob Burckhardt an Paul Heyse.

Basel, 30. November 1862.

Mein lieber, guter Paul!

Ich will Dir keinen Kondolenzbrief schreiben, da es sich bei unsäglichen Verlusten wie der Deine doch nie um Trost handeln kann.[2]) Oft aber denke ich an den betrübten Winter, den Du nun mit Deiner Familie zubringen wirst, und muß mir auch die vortreffliche Frau Klara lebhaft vorstellen, wie sie nun von der Großmutter wieder zur Mutter werden muß. Der Himmel gebe Euch allen wenigstens die Gesundheit, um Euer Schicksal auszuhalten.

Wir haben also hier Ribbecks verloren.[3]) Ich muß mir nun hinterdrein sagen, daß ich mich ihnen hätte auch mehr widmen sollen usw., unnütze Klagen, da sie nun fort sind. Eine Kleinigkeit, gegen welche ich anfangs nicht lebhaft genug protestierte, war das Wohnen außerhalb der Stadt, welches eben doch sehr dazu beitrug, sie zu isolieren, zumal als Frau Emma krank wurde. Das reut mich nun, daß ich nicht stärker für eine sonnige Wohnung in der Stadt, nicht weit von der Universität, plädierte, als ich mit Ribbeck Logis besah. Da-

[1]) Die von Burckhardt zu Akt V, Szene 1 gegebene Berichtigung hat Heyse in der für ihn so trüben Zeit, in der sie an ihn gelangte — Burckhardts Glückwunsch zur Genesung von Frau Grete war ein schmerzlicher Irrtum —, einzufügen versäumt und auch später vergessen; der „Kapuzinerberg" ist stehen geblieben.

[2]) Am 30. September 1862 war Frau Grete Heyse, geborene Kugler, in Meran gestorben.

[3]) Ribbeck war im Oktober 1862 nach Kiel berufen worden, nachdem er nur anderthalb Jahre an der Baseler Hochschule gewirkt hatte.

Digitized by Google

gegen lasse ich nichts auf unser Klima kommen, bei welchem wir alle gesund und alt werden: die guten Leutchen sind eben beide von Haus aus schwacher Gesundheit. — Für unsre Universität und Schule ist Ribbecks Abgang ein sehr schwerer Verlust. In die Ernennung des Ersatzmannes habe ich glücklicherweise nicht zu reden, und bin froh, daß ich nichts weiß. Ich hörte schon Namen nennen, da klappte ich hübsch die Ohren zu. Mit zunehmendem Alter habe ich eine wahrhaft sonderbare Scheu davor, irgendwie in jemandes Schicksal einzugreifen.

Ich arbeite nun an der „Kunst der Renaissance", die eigentlich ein Werk von zwei oder drei Bänden werden sollte, nun aber nur als einbändiger „Grundriß" von höchstens fünfhundert Seiten ans Licht treten soll.[1]) Ich mag nicht die doppelte Zeit mit Schreiben und Korrigieren verderben und dem Verleger doppelte Kosten machen. Auch hätte ich die Arbeit wohl überhaupt liegen lassen, wenn nicht die Vorarbeiten in sauberer Vollständigkeit in meinem Schubfach gelegen und mich täglich gemahnt hätten. So entschloß ich mich denn, diesen Winter daranzuwenden und alle irgend entbehrlichen Stunden dafür zusammenzusparen. In einer solchen Zeit pflege ich eigentlich nicht zu leben und schlage alles sonstige Dasein in die Schanze, um nur fertig zu werden. Auch tue ich hohe und heilige Gelübde, nie mehr eine Arbeit, welche Jahre verlangt, zu unternehmen. Das ist gut für unabhängige Leute, aber nicht für unsereinen.

Dagegen freue ich mich töricht lebhaft auf die Zeit, da ich die Lektüre eines Jahres für ein Programm oder einen Aufsatz von zwei bis drei Bogen mit Bequemlichkeit und Nachdenken werde vernutzen können. Ich habe so ein paar Themata vor Augen, die mich wahrhaft bezaubern. Das warnende Beispiel von Onkel Franz,[2]) der eben doch an kolossalem systematischem Arbeiten gestorben ist, blieb für mich nicht verloren. Ich habe jetzt zwei volle Jahre, seit Sommer 60, nur das laufende gearbeitet und (außer den Vorlesungen des letzten Winters, der noch außerdem ein mühsames Semester war) keine große Anstrengung gehabt; deshalb will ich nun den „Grundriß" machen, solange ich aufgesparte Kräfte habe — hernach aber nichts mehr von der Art.

Nun wage ich nach dieser egoistisch-gesprächigen Auseinandersetzung meiner Sachen gar nicht, auf das Deinige überzugehen. Was Du diesen Winter produzierst, wird ja durch Schmerzen geweiht sein, und noch in den spätesten Jahren wirst Du dann sagen: Dies und das schrieb ich in dem düsteren Winter 62/63! Für uns Draußenstehende ist es eine rechte Lehre, daß die Hervorbringungen des wahren Dichters eine Notwendigkeit sind. Wir sehen daraus, daß es geistige Kräfte der feinsten und höchsten Art gibt, die über dem Schicksal stehen. Istas propitias nunc habeto!

---

[1]) Der Grundriß der Kunst der Renaissance kam nicht zustande bis auf den Teil über die Architektur, der erst 1867 erschien.

[2]) Franz Kugler.

Digitized by Google

Deinen Onkel[1]) habe ich zweimal verfehlt; wenn er jetzt bei Euch ist, so lasse ich ihn herzlich grüßen, dito Geibel, dessen Lieder aus Griechenland im „Münchner Dichterbuch" für mich „der reine Zucker" waren. Ich halte sie für vielleicht in Griechenland gedichtet, aber erst in der neuesten Zeit, auf der Höhe seines Stiles, umgedichtet. Oder irre ich mich?

Nun lebe wohl, liebster Paul, es denkt sehr viel an Dich und die Deinen

J. Burckhardt.

P. S. Dem Bernhard habe ich noch immer nicht für seine Abhandlung über die Fürsten von Antiochien[2]) gedankt, da ich seinen Aufenthalt nicht wußte. Das ist eine bedeutende kritische Forschung, die sehr viel Zukünftiges verspricht. Für mich Erzdilettanten war einige Demütigung dabei, indem ich sah, welche Methode Sybel in seinen eignen Studien hat und seiner Schüle beibringt. Ich werde nie eine Schule gründen!

Seelische Massenerscheinungen im Kriege[3])

Von

Prof. Dr. A. Hoche (Freiburg i. Br.)

Ein vernunftbegabtes Wesen, welches, von einem fremden Weltkörper aus, alle Vorgänge auf unserm Erdball gleichzeitig aufzufassen vermöchte, würde im jetzigen Augenblick Zeuge eines der seltsamsten Schauspiele werden: Hunderte von Millionen der Erdbewohner aus ihrem normalen Geleise gerissen, erregte Massenunruhe und systematisierte Massentätigkeit, gegenseitige Vernichtung in einem Maßstabe, der alle Wirkungen elementarer Katastrophen der Erdgeschichte hinter sich läßt. Einen Sinn in dieser ungeheuerlichen Zerstörung von menschlichen Leben und materiellen, mühsam erworbenen Werten würde dieser fernstehende Beobachter so wenig zu entdecken vermögen, als wir in dem unruhvollen Gewimmel eines durch den Stich mit dem Spazierstock aufgescheuchten Ameisenhaufens.

Sein Erstaunen würde nicht geringer werden, wenn er gleichzeitig mit dem Bilde der äußeren Geschehnisse die seelischen Vorgänge in den bewegten Massen wahrnehmen könnte: die in bestimmten geographischen Abgrenzungen erkennbare, völlig gleichgerichtete Einstellung der Stimmung und des Denkens unter Aus-

---

[1]) Der Philolog Theodor Heyse, hielt sich von 1861 bis 1864 in Deutschland, meist in München, auf, um dann aber wieder nach Italien zurückzukehren.

[2]) Bernhard Kuglers auf Sybels Anregung entstandenes Buch „Boemund und Tankred, Fürsten von Antiochien", ein Beitrag zur Geschichte der Normannen in Syrien, war in Tübingen 1862 erschienen.

[3]) Nach einem im „Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien" in Stuttgart gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

löschung von Vorstellungen und Gefühlen, die sonst einmal bestimmend waren, eine hoch ansteigende Flut von Zorn und Haß, von Lüge und Verleumdung, neben einer unerhörten Steigerung der allgemeinen seelischen Leistungen an aktiver Energie, an Dulden und Opfern.

Das am wenigsten Verständliche würde aber für diesen objektiven Zuschauer der Umstand sein, daß alle diese gegeneinander wütenden Massen, jede für sich, vom festesten Glauben an die Gerechtigkeit ihrer eignen Sache getragen werden.

Wenn wir, die wir unlösbar in die Wirrnisse dieser Tage verstrickt sind, uns auch nicht auf den kühlen und fernen Standpunkt des Marsbewohners stellen können, wenn wir als selbst handelnde und leidende Einzelwesen überhaupt Mühe haben, den Dingen gegenüber, die uns in jedem Augenblick so nahe angehen, auch nur einigermaßen sachlich zu bleiben, so muß doch die wissenschaftliche Betrachtungsweise erstreben, eine von Stimmungen unbeeinflußte Auffassung der seelischen Vorgänge bei den Teilnehmern der großen geschichtlichen Geschehnisse zu gewinnen; wir müssen versuchen, uns gleichzeitig von außen als ein mitgerissenes Atom in einer Riesenwelle und von innen als bewußten Träger aller der psychischen Prozesse zu sehen, aus deren Summierung sich die gewaltigen Ströme des Völkerwollens ergeben.

Dem Beobachter, der aus Neigung oder Beruf dazu disponiert ist, geistige Erscheinungen zu analysieren, bietet sich jetzt ein Schauspiel, dessen Wiederholung hoffentlich wenigstens der lebenden Generation erspart bleiben wird; der Weltkrieg macht am Seelenleben der Menschheit ein psychologisches Experiment in riesenhaften Dimensionen.

Ein Ausschnitt aus diesem Interessenkreise soll uns heute hier eine Weile beschäftigen, die Frage nach dem Zustandekommen und der Art der seelischen Massenerscheinungen, wie sie uns heute von allen Seiten her entgegentreten.

Als Voraussetzung dürfen wir bei Prüfung dieser Frage die Ueberzeugung an die Spitze stellen, daß der europäische Mensch in den Grundlinien seines Wesens, in gewissen seelischen Eigenschaften, über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg derselbe geblieben ist, so daß wir genügend Grund haben, in historisch überlieferten großen Bewegungen dieselben inneren Vorgänge für wirksam zu halten wie in unsern heutigen Erlebnissen; ebenso dürfen wir als feststehend betrachten, daß jenseits aller nationalen und rassemäßigen Unterschiede in dem modernen Erdbewohner ein großes Gebiet allgemeinster menschlicher Gesetzmäßigkeiten anzunehmen ist, welche die inneren Beziehungen des Einzelnen zu seiner jedesmaligen geistigen Umwelt bestimmen.

Wir sehen bei uns ebenso wie bei unsern Feinden und den sog. Neutralen in gleicher Weise den merkwürdigen Vorgang der Zusammenschweißung vieler Millionen Exemplare von Einzelbewußtsein zu einem großen Volkssammelbewußtsein, von dem der Einzelne viel mehr empfängt, als er zurückgibt, obgleich es doch sein Material nur aus den Einzelnen bezieht; die Ueberzeugungsstärke in diesem Sammelbewußtsein ist für jedes Volk die Quelle seiner Kraft im

Digitized by Google

Kriege, aber auch — bei dem Vorgang, den wir als nationale Verblendung bezeichnen — die Ursache seines schließlichen Unglücks. Diese allgemeine Ueberzeugungsstärke, die immer ein nicht geringes Kulturniveau voraussetzt, erwächst zum Teil selbsttätig als notwendiges Denkergebnis einer intelligenten Volksgemeinschaft, z. B. in einem Verteidigungskriege, wie er uns Deutschen aufgedrängt wurde, zum Teil in künstlicher Züchtung durch einen kleinen Kreis von Personen, welche die technischen Mittel besitzen, um in allen Gehirnen diejenigen Meinungen zu erwecken und zu unterhalten, die ihren Zwecken dienlich sind, wie in Frankreich oder England. Bei diesen großen und allgemeinen Vorgängen, ebenso wie bei dem Entstehen gleichgerichteter geistiger Strömungen in engeren Kreisen, ist das grundsätzlich Gemeinsame die Uebertragung seelischer Prozesse von bestimmender Stärke — Vorstellungen, Gefühle, Entschlüsse — in fremde Köpfe, dasselbe, was seit einigen Jahrzehnten Suggestion genannt wird.

Der Laie ist zunächst immer geneigt, hierbei nur an die hypnotische Suggestion zu denken. Diese verschwindet indessen, der Häufigkeit nach, vollkommen hinter der viel allgemeineren sog. Wachsuggestion, die uns auf Schritt und Tritt umgibt und uns viel mehr beeinflußt, als wir im allgemeinen wissen. Der Vorgang ist so alltäglich, daß er in der Regel übersehen wird.

Es bestehen zahlreiche Möglichkeiten, in das Bewußtsein eines andern psychische Vorgänge zu übertragen oder Vorgänge von einer bestimmten Richtung oder gewollten Art zu erwecken.

Eine der alltäglichsten Methoden bedient sich dazu der Einhämmerung bestimmter Eindrücke durch die unausgesetzte Wiederholung. Ein großer Teil aller Reklamewirkungen beruht hierauf. Wenn der Straßenpassant genügend oft gedruckt gelesen hat, daß „Maggis Suppenwürze die beste" ist, glaubt er es schließlich und zieht daraus die Folgerungen, die Maggi wünscht. Die gleiche suggestive Absicht durch die Wirkung der Wiederholung liegt dem System zugrunde, bei politischen Wahlen diese oder jene Persönlichkeit durch allerorten angeheftete Plakate u. dgl. besonders empfehlenswert erscheinen zu lassen, ebenso wie Greuellegenden schließlich geglaubt werden, wenn sie der Leser alltäglich vorgesetzt erhält.

Die Wirkung der Wiederholung wird verstärkt, wenn sie mit lebhaften Sinneseindrücken verbunden wird, wie sie die abendliche Lichtreklame der Großstädte benutzt. Ein andermal wird die Wirkung auf das fremde Bewußtsein durch die besonderen Umstände, unter denen sie versucht wird, hervorgerufen, wenn z. B. ein Schauspieler dazu gewonnen wird, in einer seiner großen Rollen die Empfehlung irgendeines Arzneimittels einfließen zu lassen. Die katholische Kirche weiß sehr wohl, was sie tut, wenn sie lebhafte Sinneseindrücke zur Erzeugung und Verstärkung von Stimmungen benutzt und dabei gleichzeitig durch den mystischen Schimmer der bunten Glasfenster, durch Musik und Weihrauch an drei verschiedene Sinne appelliert.

Der suggestiven Wirkung von Klangfarbe, überzeugtem Tonfall oder mitreißendem Pathos begabter Redner sind wir alle schon unterlegen. Was hätten

Digitized by Google

Wahlreden sonst für einen Sinn, wenn nicht diesen? Bekannt ist das energische Mißvergnügen des naiven Soldatenkönigs, als er sich von den gegeneinander plädierenden Anwälten in einem Prozesse von jedem in gleicher Weise überzeugt sah. Noch heute feiert die forensische Beredsamkeit ihre Triumphe der Beeinflussung fremden Denkens vor den Geschworenen, die nicht wie die Richter gegen die suggestive Wirkung der Advokatenzunge berufsmäßig abgehärtet sind. Wir wissen alle aus eigner Erfahrung, daß solche einmaligen suggestiven Wirkungen am Momente hängen und meist am nächsten Tage verflogen sind; wer für einen bestimmten Zweck, etwa zur Gründung eines Vereins, Mitglieder werben will, legt, wenn er klug ist, die Einzeichnungslisten unmittelbar nach seinem Vortrag aus.

Die alltäglichen suggestiven Wirkungen auf uns wären nicht möglich, wenn nicht vermöge unsrer mitgebrachten Geistesanlage in uns die Empfänglichkeit dafür dauernd bereit läge.

Eines dieser vorbereitenden Momente ist in dem angeerbten allgemeinen Nachahmungstriebe gegeben, der durch die gegenseitige Abhängigkeit mimischer Aeußerungen und seelischer Vorgänge auch auf das Innere zu wirken vermag. Es bedarf eines besonderen, bewußt gefühlten Willensaufwandes in uns, wenn wir uns in dem Tempo unsrer Schritte dem Rhythmus einer vorbeiziehenden Militärmusik entziehen wollen. Auf den Bahnhöfen wirken die mimischen Aeußerungen der Eile andrer Reisender, die es tatsächlich eilig haben, auch auf denjenigen ein, der durchaus keinen Anlaß hätte, seine Schritte zu beschleunigen. Weitgreifende Strömungen in Sitte und Mode mit ihrer scheinbar zwingenden Beeinflussung der meisten Menschen beruhen auf diesem Herdeninstinkte der Nachahmung, so etwa, wenn in dem letzten Jahre vor dem Krieg unsre ganze Jungmannschaft anfing, nach englischem Vorbild ohne Hut herumzulaufen. Der Schauspieler, der sich eine Claque hält, tut dies nicht wegen des Beifallsgeräusches, das diese paar bezahlten Hände hervorrufen, sondern weil er weiß, daß der irgendwo im Theater losbrechende Beifall sich weiter fortpflanzt. Die suggestive Wirkung der Nachahmung bei den Selbstmorden ist genügend bekannt. An demselben Balken eines Invalidenhauses in Paris erhängten sich nacheinander fünfzehn lebensmüde Insassen; ein nennenswerter Prozentsatz von Selbstmördern in München bevorzugt eine bestimmte, besonders hohe Brücke; eine Zeitlang las man in den Zeitungen von aufeinander folgenden Selbstmorden in einem Nauheimer Teich, und in ähnlicher Weise pflegt ein in bestimmter auffallender Weise verübtes Verbrechen ähnliche Taten nach sich zu ziehen. Eine der Gefahren der Kinotheater, namentlich für jugendliche, nicht gefestigte, somit leichter beeinflußbare Individuen liegt in dieser Richtung.

Ein andres vorbereitendes Moment in uns liegt in dem Gemütszustande der Erwartung und Spannung, der sogar zu einer direkten Fälschung von Sinneswahrnehmungen führt. Die mystischen Vorbereitungen, die Dunkelheit bei spiritistischen Sitzungen disponieren zur Wahrnehmung dessen, was die Teilnehmer erwarten oder was ihnen angekündigt wird. Die Angst, die mehr wie

Digitized by Google

alle andern Gemütsbewegungen die geistigen Vorgänge störend zu beeinflussen vermag, wirkt in dieser Richtung am lebhaftesten. Der einsame Posten im Felde sieht in beliebigen unbestimmten Schatten die erwartete Annäherung des Feindes; aber auch eine Vielheit von Menschen, wenn sie nur durch die gleiche Gemütsbewegung der Angst vereinigt werden, erlebt identische Trugwahrnehmungen. Taine erzählt von der schiffbrüchigen Mannschaft, hinter deren Schiff eine Nacht hindurch der tags zuvor ertrunkene, durch sein Hinken auffallende Koch auf dem Meere gespenstisch nachzog, von allen mit Bestimmtheit erkannt, während das Tageslicht dann einen grauen Balken zeigte, der von den Wellen in auf und nieder gehende Bewegungen versetzt wurde. Auf demselben Boden der Erwartung und Spannung erwachsen die religiösen Massensinnestäuschungen, wenn ganzen Gemeinden die Muttergottes leibhaftig erscheint, oder wenn das Christusbild am Altare die Augen öffnet und schließt.

Diese letzten Beispiele zeigen uns nun schon den Einzelnen unter der Einwirkung einer Vielheit von Menschen, die sich in derselben Lage und Stimmung befinden. Während der Einzelne, auf sich allein gestellt, je nach seiner mitgebrachten seelischen Struktur leicht suggestibel oder mehr kritisch selbständig veranlagt ist, pflegen diese persönlichen Eigentümlichkeiten, wenn sie nicht ganz besonders stark ausgesprochen sind, unterzugehen, sobald der Einzelne Bestandteil der Masse ist.

Was heißt in diesem Zusammenhang „Masse"? Es genügt dazu nicht, daß eine gewisse Anzahl von Menschen sich gleichzeitig an einem übersehbaren Orte befindet; es genügt auch nicht, daß die gleichzeitig Versammelten eine bestimmte, etwa sehr große Zahl ausmachen. Es muß noch etwas andres dazukommen.

Wenn wir uns ein großes, von 2000 Menschen besetztes Theater vorstellen, so haben wir im normalen Lauf der Dinge darin noch keine Masse vor uns. Es sind nichts weiter als eben 2000 verschiedene Individuen verschiedener sozialer Schichtung, die sich, wenn auch nur zum Teil, mit der Schichtung in verschiedene Ränge deckt, Individuen von dem verschiedensten Bildungsgrade, dem verschiedensten künstlerischen Geschmack und Urteil, in deren Köpfen das Stück, dem sie beiwohnen, die verschiedensten seelischen Vorgänge: Zustimmung, Ablehnung, Begeisterung, Entrüstung oder Langeweile auszulösen vermag. Nun mag plötzlich auf der Bühne eine Kulisse in Brand geraten oder Rauch- und Brandgeruch in den Zuschauerraum eindringen, sofort wird aus diesen 2000 getrennten Einzelmenschen eine „Masse", d. h. ebensoviele ihrer Hilflosigkeit bewußte Kreaturen, die von dem Gedanken der drohenden Gefahr und dem Wunsche nach Rettung des Lebens gleichmäßig in dieselbe Denkrichtung hineingezwungen und zu denselben, vielleicht sehr unzweckmäßigen Fluchtbewegungen veranlaßt werden. Das Prinzipielle an diesem beliebig gewählten Beispiel finden wir immer dann wieder, wenn wir von Masse zu sprechen Anlaß haben: eine gemeinsame lebhafte seelische Regung von überragendem Einfluß auf das Denken des Einzelnen, unabhängig von der größeren oder kleineren Zahl. In diesem

Digitized by Google

Sinne ist es ebensosehr „Masse", wenn 1000 Menschen nach einem Banktrach oder dergleichen einen Sturm auf die Sparkassen unternehmen, oder wenn 20 Mann sich zusammenfinden, die einen Neger aus dem Gefängnis ziehen und auf dem Wege der Lynchjustiz aufhängen.

Für die unter dem Einfluß der Angst in der Masse ausbrechende Sinnesverwirrung mit Verlust der Besonnenheit und des Urteils ist ja die Bezeichnung der Panik üblich geworden, ein Massenseelenzustand, der übrigens nicht nur auf den Menschen beschränkt ist, sondern in gleicher Weise bei Tieren, z. B. Pferden (im Feldzug, bei Stallbränden usw.), auftritt. Es sind immer auserlesene geistige Persönlichkeiten, die bei Massenerlebnissen angstvoller Art sich nicht von dem allgemeinen Strome der Unvernunft mitreißen lassen.

Der Krieg mit seinen alles aufwühlenden Gemütsbewegungen ist ein besonderer Erzeuger des zur Panik disponierenden Geisteszustandes, dessen Wirkungen, wenn es sich um blinden Lärm handelt, für den psychologisch kühlen Zuschauer unter Umständen des Komischen nicht entbehren. Am Tage nach dem letzten Fliegerangriff in Freiburg betrachtete eine vielhundertköpfige Menge die Stelle auf der Straße, an der eine Bombe einen großen Trichter in den Boden gerissen hatte. Plötzlich ertönte in der Ferne eine dumpfe Detonation, von der draußen vor der Stadt vorgenommenen Entzündung eines Blindgängers herrührend. Obgleich jedermann, durch vielfache Erfahrung belehrt, sich sagen mußte, daß dies nach Richtung und Klang unmöglich ein Warnungsschuß sein konnte, wurde doch die ganze Masse unruhig, und als ein einzelner anfing davonzulaufen — was im übrigen gar keinen Sinn hatte, da im Falle wirklicher Gefahr die ringsherum offenen Häuser genügend Unterschlupf geboten hätten —, setzte sich die ganze Herde lautlos, aber schleunigst in Trab, alle in einer Richtung; nach wenigen Sekunden war die Straße leer.

Was sind das nun für merkwürdige Beziehungen zwischen der Vielheit der Köpfe, der Masse und dem einzelnen Bestandteil?

Nach Spencers Lehre sollen die Eigenschaften einer Masse gleich der Summe der Eigenschaften der Einzelbestandteile sein. Bei der unendlichen Vielgestaltigkeit der einzelnen Persönlichkeiten kann die Masse in ihrer Gesamttendenz nur das zum Ausdruck bringen, was wirklich allen Bestandteilen eigen ist. Gemeinsam in diesem Sinne sind, da die auserlesenen Persönlichkeiten immer nur eine kleine Minorität ausmachen können, nur die durchschnittlichen oder unter dem Durchschnitt liegenden Eigenschaften. Der Doppelsinn des Wortes „gemein", der sowohl das Gemeinsame als das Minderwertige bezeichnet, ist ein Niederschlag dieses Sachverhalts. Nordau hat einmal den Gedanken geäußert, ob bei der Zusammenstellung einer Reihe hervorragender Persönlichkeiten, von denen jede auf ihrem Gebiete ersten Ranges und einzigartig sein möge, durch Addierung etwas Besonderes herauskommen könnte. Wir werden ihm darin zustimmen müssen, daß, wenn wir uns etwa Goethe, Kant, Helmholtz, Darwin u. a. in einer solchen, etwa der Beratung einer bestimmten Frage dienenden Vereinigung denken, doch die hervorragenden Qualitäten jedes ein-

Digitized by Google

zelnen durch die auf seinem Gebiete durchschnittlichen der anderen überstimmt und unwirksam gemacht werden würden.

Tatsächlich erleben wir ja bei dem Versuche der Zusammenfügung einer Anzahl von Köpfen zu einem bestimmten intellektuellen Zwecke Ergebnisse, die unter dem bleiben, was jeder einzelne geleistet haben würde, wie z. B. Geschworenenurteile gelegentlich mit genügender Deutlichkeit erkennen lassen.

Versammlungen fassen Beschlüsse, deren Unvernünftigkeit jedem einzelnen bei einsamem Nachdenken sofort eingeleuchtet haben würde. Schiller hat sehr recht mit seinem Distichon:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus."

Als altrömisch wird ein boshafter Satz in der Literatur weiterzitiert, dessen richtiger Kern davon nicht berührt wird, daß die sprachliche Fassung den altrömischen Ursprung wohl ausschließt:

„Senator homo bonus, Senatus autem mala bestia."

Und Sokrates warf schon, noch dazu ohne den heutigen Parlamentarismus zu kennen, die Frage auf, wie man sich das denn denke, daß eine Anzahl von Männern durch gegenseitiges Hin- und Herreden nach einiger Zeit klüger würden, als sie anfangs gewesen seien.

Wieviel Richtiges an diesen über die Jahrtausende reichenden epigrammatischen Zuspitzungen ist, erkennt jeder, der einmal mit Humor Zeuge der Hilflosigkeit gewesen ist, mit der eine Versammlung versucht, gemeinsam den Wortlaut von Vereinsstatuten oder eines Telegramms an den Landesherrn zustande zu bringen. Wenn derartige Dinge gelingen sollen, muß sie ein Einzelner machen und vorschlagen, wie es denn ja auch von einsichtigen Vorsitzenden geschieht.

Ein Zeichen des Gefühls dieser Gesamtunfähigkeit großer Vereinigungen ist die Neigung, Einzelfragen einer „Kommission" zu überweisen. Daß dies dann sehr häufig nur ein ehrenvolles Begräbnis dieser Frage darstellt, beruht darauf, daß die meisten Kommissionen immer noch zu viel Köpfe enthalten. Mich hat immer ganz besonders die testamentarische Bestimmung eines alten Menschenkenners erfreut, welcher der Stadt, in der er starb, eine große Summe zur Errichtung eines monumentalen öffentlichen Kunstwerks hinterließ, mit der Einschränkung, daß die Stiftung hinfällig würde, sobald man mit der Ausführung seines Wunsches eine Kommission betraue. —

Wer sich selbst zu beobachten gelernt hat, vermag einzelne der psychischen Beeinflussungen direkt wahrzunehmen, denen er als Bestandteil einer größeren oder kleineren „Masse" unterliegt.

Das unmittelbar am deutlichsten Erkennbare ist die Minderung des Verantwortungsgefühls, dessen Linie sich im umgekehrten Sinne zu der Zahl der gleichzeitig Mitverantwortlichen bewegt.

Ein Zweites ist eine unbewußte Mehrung des Machtgefühls, wobei in einer nur festzustellenden, aber nicht näher zu zerlegenden Weise atavistische

Digitized by Google

Triebe, bis zur Grausamkeit, wach werden, Grausamkeit, die das Tier, der Wilde und der moderne Mensch als Kind in gleicher Weise besitzen und die in unserm heutigen Gesellschaftsleben nur noch in der abgeschwächten Form der Freude an Stierkämpfen, Ringkämpfen und Boxerduellen auftritt, welche die Analoga zu den antiken Gladiatorenkämpfen und der Opferung von Menschen an wilde Tiere darstellen.

Ein weiteres, oben schon gestreiftes Moment in der Masse ist der elementare Nachahmungstrieb, die ungeheuerlich ansteckende Wirkung lebhafter mimischer Aeußerungen, bei denen allerdings beträchtliche nationale Unterschiede bestehen. Es ist nicht ohne Grund, daß gerade die romanischen Völkerschaften mit ihrer lebhaften mimischen Ansprechbarkeit in Europa und in Amerika am meisten zu dramatisch verlaufenden politischen Bewegungen öffentlicher Art disponiert sind („Herrschaft der Gasse").

Zu alle dem kommt die gesetzmäßige Erscheinung, daß mit zunehmender Zahl der Einzelbestandteile der Masse die Stärke der Gefühle proportional steigt. Jeder Redner, der sich über die Technik seiner eignen rhetorischen Wirkungen klar ist, weiß, daß er die gefühlsmäßige Einstellung seiner Worte je nach der Zahl der Hörer wesentlich verschieden wählen muß. Eine auf die Erweckung gewisser Stimmungen berechnete Rede, die für ein Auditorium von einigen tausend Köpfen durchaus geeignet wäre, würde im kleinen Kreise vielleicht unwiderstehlich komisch wirken.

Alle diese Momente würden noch nicht erklären, warum die Ergebnisse einer seelischen Massenwirkung in intellektueller Beziehung immer hinter den sonstigen Wirkungen zurückbleiben müssen. Der Grund hiervon liegt darin, daß sich Gefühle, Stimmungen und Gefühlsäußerungen durch Summierung steigern lassen, verstandesmäßige Leistungen dagegen nicht. Ein Beherzter kann, soweit seine Stimme und sein Eindruck reichen, tausend andern Mut machen, der Ausdruck des Entsetzens in einem Gesicht kann hundert andre in die gleiche Stimmung mitreißen, aber keinerlei Aeußerung einer Intelligenz schafft um sich her hundert neue Intelligenzen. Die Gefühle in der Masse fördern sich gegenseitig, die intellektuellen Vorgänge heben sich gegenseitig auf. Ein zufälliger Eindruck, ein glückliches Wort, ein bedeutsames Symbol kann eine Masse zur Höhe der Begeisterung führen, aber keinerlei Vorgang auf dieser Welt kann in gleichem Maße die Intelligenz der Beteiligten steigern. Die Masse kennt deswegen Höhen der Stimmung, die dem einzelnen, auf sich selbst gestellten Individuum versagt sind; dafür aber ist ihr die geistige Höhe der besten in ihr vertretenen Bestandteile gänzlich verschlossen.

In dieser Verteilung der psychischen Kräfte in der Masse ist der Grund zu suchen für ihre Unberechenbarkeit, ihre Neigung zum Extremen nach der einen und nach der andern Seite, ebenso wie für das fortgesetzte Bereitliegen der Gefahr einer plötzlichen Explosion, die durch ein vielleicht zufälliges Moment, einen lebhaften Sinneseindruck, etwa den Schrei irgendeines Frauenzimmers in einem hysterischen Anfall, die „zwei Schüsse", die in den

Digitized by Google

deutschen revolutionären Szenen des vorigen Jahrhunderts eine Rolle spielten, ausgelöst werden kann.

Für die historische Betrachtung ist die Kenntnis der seelischen Massenerscheinungen unerläßliche Vorbedingung. Seit menschliches Geistesleben existiert, hat es sicherlich immer auch seelische Massenwirkungen gegeben, für die in der kulturgeschichtlichen Darstellung die Ausdrücke „seelische Volkskrankheiten", „psychische Epidemien" gebraucht werden. Beide Bezeichnungen sind irreführend insofern, als es sich nicht eigentlich um krankhafte Vorgänge handelt; das tertium comparationis, das diesem Vergleiche eine gewisse Berechtigung sichert, liegt in der rasch und über große Bezirke hin sich fortpflanzenden ansteckenden Wirkung bestimmter Ideenkreise, Stimmungen oder Impulse.

Die landläufige Meinung, daß das Mittelalter und die Jahrhunderte der Religionskriege eine besonders bevorzugte Epoche solcher psychischer Epidemien gewesen seien, eine Meinung, zu deren Bestätigung man auf die Kinderkreuzzüge, das Flagellantentum, die Judenverfolgungen, die Bewegung der Wiedertäufer und vieles andre hinweist, ist irrtümlich. Seelische Epidemien von grundsätzlicher Aehnlichkeit, wenn auch in immer neuen Gewandungen, reichen auch in unsre Tage hinein. Die Epidemie des Zungenredens in Cassel und Umgebung, die Gesundbeterei, die Sektenbildungen der verschiedensten Art wären hier zu erwähnen. Für den Kundigen war von vornherein zu erwarten, daß die besondere Erregung der Gemüter mit ihrer hochgradigen Spannung und Unruhe, wie sie in den Augusttagen 1914 herrschte, einen günstigen Nährboden für seelische Massenerscheinungen abgeben würde. Wenn es im Mittelalter die Juden waren, die durch Brunnenvergiftung die Pest hervorriefen, so waren es 1914 die russischen Studenten, die Cholerabazillen in unsre Wasserleitungen praktiziert haben sollten. Und wer damals Zeuge der Spionenjagd in unsern größeren Städten gewesen ist, wird nicht ohne Beschämung daran zurückdenken.

Eine gewisse allgemeine Erregung ist zu allen Zeiten disponierendes Moment gewesen, mochte es nun ein Komet oder ein angekündigter Weltuntergang oder ein großes wirkliches Unglück in Form einer Seuche sein, das die Allgemeinheit in länger dauernde Erregung versetzte.

Heute lebt ein großer Teil der Kulturwelt in dem Ausnahmezustand einer besonderen seelischen Dauererregung, die nach außen hin in ihren charakteristischen Nationaleigentümlichkeiten dadurch so besonders deutlich wird, daß alle Kulturvölker, soweit sie an dem Kriege aktiv oder gefühlsmäßig beteiligt sind, in merkwürdiger Weise jedes für sich zu einem einheitlichen Organismus verwandelt worden sind.

Ich habe dabei nicht nur die wirtschaftliche Organisation im Auge, die wenigstens bei uns in Deutschland sich erfolgreich bemüht, nach der Art eines ökonomisch arbeitenden belebten Tier- oder Menschenkörpers jedem Teil und jedem Organ das für seine Existenz notwendige Minimum an Nährstoff zu sichern und zuzuführen, sondern noch viel mehr die durch die Technik ermöglichte einheitliche und gleichzeitige Schwingung der Bewußtseinsbestandteile, die wir

Digitized by Google

mit dem Sammelnamen der Volksseele bezeichnen. Wir können uns in unsrer jetzigen Epoche, in welcher Telegraph, Telephon, drahtlose Telegraphie, Rotationspresse usw. fast alle zeitlichen und räumlichen Hemmungen der geistigen Uebermittlung aufgehoben haben, kaum eine Vorstellung davon machen, wie es in früheren Kriegen in diesem Punkte bestellt war. Die Nachricht von der Schlacht bei Jena hat Tage gebraucht, bis in Berlin etwas Authentisches darüber bekannt wurde, und gleichzeitige Schriftsteller klagen darüber, daß die durch den optischen Zeigertelegraphen übermittelten Nachrichten, etwa von der französischen Revolution, immer dann gerade durch Nebel unterbrochen wurden, wenn die entscheidenden Punkte der Meldung kommen sollten.

In unserm modernen Volksorganismus sind die Telephon- und Telegraphendrähte in mehr als bildlichem Sinne die Nerven, durch welche fast im gleichen Augenblick bis zu den äußersten Teilen des Körpers hin dieselben Wellenbewegungen hindurchschwingen. Fast im gleichen Augenblick, mit ganz geringer zeitlicher Verschiebung, bewegt sich in ganz Deutschland jedes Einzelbewußtsein in der Freude an der Nachricht über einen versenkten englischen Kreuzer oder in der Entrüstung über eine neue anmaßende amerikanische Note.

Diese Vereinheitlichung der einzelnen Nationen bewirkt es, daß wir mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen können, was der einzelne Vertreter eines fremden Volkes, dem wir begegnen, zu dieser oder jener Frage für eine Stellung einnehmen wird. Auch die ganze Publizistik rechnet in ihrer Sprechweise mit diesem einheitlichen Charakter der Nationalorganismen.

Das Hauptmittel, vermöge dessen national einheitliche seelische Massenzustände hervorgerufen werden, ist natürlich die Presse, namentlich wenn sie, wie es jetzt der Fall ist, durch eine auch wieder national abgestufte Zensur nur die nach Meinung der Machthaber dem Zwecke der Einheit dienlichen suggestiven Wirkungen in die Einzelköpfe fließen lassen darf. Mit welchem Erfolg dieses Werkzeug bei genügender Skrupellosigkeit durch Verschweigen und Lügen zur Züchtung beherrschender Ideen und ganzer Gedankenkreise verwendet werden kann, zeigt ja jeder Blick in die Zeitung des feindlichen Auslands.

Alle diese Vorgänge lassen jetzt die verschiedenen Nationaltypen durch das Hervortreten der charakteristischen Züge, durch die Nivellierung aller übrigen Eigenschaften gewissermaßen in Reinkultur erscheinen. Die Summierung schafft den Typus. Der Krieg bringt ja in dieser Richtung auf geistigem Gebiet nichts Neues hervor, aber er enthüllt, er unterstreicht, er verstärkt in gutem und bösem Sinn alle seelischen Qualitäten. Wenn deutsche Spruchweisheit annimmt, daß man seine näheren Familienmitglieder erst dann kennen lernt, wenn man mit ihnen zusammen eine Erbschaftsteilung durchgemacht hat, so können wir jetzt sagen, daß erst diese kriegerische Auseinandersetzung uns unsre näheren und ferneren Nachbarn feindlicher und sog. neutraler Richtung kennen gelehrt hat.

Wenn wir in Deutschland überhaupt auf diesem Gebiete belehrbar sind, was noch nicht ausgemacht ist, so haben wir heute die Gelegenheit zum Lernen.

Digitized by Google

Von unsern Feinden mag von den Russen in diesem Zusammenhang am wenigsten die Rede sein. Wir haben es nicht nötig, Rußland die Ehre anzutun, es zu den europäischen Staaten zu rechnen, und wir wissen ja, daß die dortigen Regierungs- und Verwaltungsgebräuche ein wirkliches Bild der russischen Volksseele doch nicht deutlich werden lassen.

Auch in bezug auf Italien haben wir kaum etwas Neues zu lernen. Der unbefangen dort Reisende hat nie den Standpunkt der gelehrten Italienschwärmer geteilt, die aus den Kulturverdiensten des Altertums und der Renaissancezeit einen genügend großen Mantel schnitten, um damit die Blößen des heutigen italienischen Charakters zu decken; er hatte recht daran, wenn er nicht geneigt war, in der Unzuverlässigkeit, der Neigung zum Betrug usw. nur wohlwollend zu belächelnde Reste naiven Heidentums zu sehen; den meisten wäre Italien weit lieber gewesen, wenn sie seinen Reiz ohne — Italiener hätten haben können.

An den heutigen Franzosen sehen wir in merkwürdiger Weise die unter bestimmten Umständen über Jahrtausende hinweg reichende Konstanz des Volkscharakters, wenn wir Cäsars Schilderungen der Gallier mit unsern heutigen Eindrücken vergleichen. Ihre ewige Unruhe, das Bedürfnis nach Wechsel, die reizbare Eitelkeit, ihre Fähigkeit, durch Phrasen sich hinreißen zu lassen, ist als dauernde Disposition der französischen Massenseele durch die Jahrhunderte rückwärts zu verfolgen. Am erstaunlichsten ist uns heute vielleicht die große, allgemeine Selbsttäuschung, in der das angeblich „freie" französische Volk sich durch Vorenthalten von Tatsachenmaterial und klingende Worte ohne Inhalt durch die Handvoll Advokaten, die sich als seine Regierung bezeichnen, halten läßt, die Selbsttäuschung, in der das einmal stolze Nationalbewußtsein unempfindlich geworden ist gegen das Gefühl der Rolle, in die es England erfolgreich hineingedrängt hat; es sind noch immer dieselben Franzosen, die noch nach der Schlacht bei Sedan als Friedensbedingungen für möglich hielten: unbehelligter Abzug der deutschen Heere aus Frankreich und Zahlung einer Kriegsentschädigung durch Deutschland. Ich habe im Laufe des Krieges vielfach Gelegenheit gehabt, mit gefangenen intelligenten und historisch interessierten französischen Offizieren auch höherer Grade eingehend zu diskutieren, und immer wieder mit Erstaunen die Gleichmäßigkeit der politischen Ueberzeugungen uns gegenüber feststellen können: Deutschland seit vierzig Jahren auf dem Sprunge, Frankreich zu überfallen, die Geschichte der letzten Jahre eine fortgesetzte Reihe von Versuchen, Frankreich zu demütigen, der deutsche Kronprinz die treibende Kraft aller deutschen Kriegswünsche, und so fort. Ein charakteristischer, die nationalen Unterschiede der Anschauungen scharf beleuchtender Einzelzug war mir die französische Unfähigkeit, die Unzulässigkeit des Franktireurwesens und die Selbstverständlichkeit der unserseits daraus zu ziehenden Konsequenzen einzusehen; es erinnert dies an die halb anerkennende, halb verächtliche Art, mit der Napoleon feststellte, daß ihm 1812 von seinen durch Deutschland ziehenden Flüchtlingen aus dem russischen Winter kein einziger durch unsre Bevölkerung erschlagen worden sei. Auf wie wenig Verständnis deutsche

Digitized by Google

Regungen von Gerechtigkeit und politischer Anständigkeit drüben zu rechnen haben, zeigt der eingehend begründete Gedankengang eines französischen, geistig hochstehenden Majors: wenn Deutschland wirklich des Sieges so sicher wäre, wie es sagt, würde es in bezug auf Friedensbedingungen nicht so bescheiden sein, wie die bisherigen Aeußerungen erkennen lassen. Das alte Lied — wenn wir gutmütig sein wollen, empfindet der Franzose das als ein Zeichen der Schwäche. —

Die bittersten Enttäuschungen hat zahlreichen Deutschen sicherlich die Enthüllung der englischen Massenseele gebracht; selbst die lebhaftesten Bewunderer sind — wenigstens für eine Weile — stille geworden, diese Bewunderer englischen Wesens nach allen Richtungen, deren Hauptbeweismittel meist die Qualität der von ihnen in England genossenen Gastfreundschaft war, wobei es ihnen nicht zum Bewußtsein kam, daß nur auf dem Hintergrunde der üblichen deutschen geringen Selbsteinschätzung anständige Behandlung in England für sie so hoch im Preise stehen konnte.

Der heutige Zustand der englischen Massenseele ist ein lehrreiches Beispiel für die Wirkung geographischer Besonderheiten — der insularen Lage — auf psychisches Wesen eines Volkes; zwischen Shakespeare und dem heutigen Engländer liegt die ganze Hinwendung des nationalen Denkens auf die Handelsgesichtspunkte und die Ersetzung geistiger Interessen durch materielle Motive; es liegt aber auch Cromwell dazwischen, dessen Nachwirkungen viel einschneidender sind als etwa die des ersten Napoleon. Cromwell, selbst noch ein ehrlicher, überzeugter Mann, ist der Ahnherr der heuchlerischen Verquickung religiösen Scheines mit politischer Unmoral geworden, die uns so von Herzen widerwärtig ist. Wir verachten die paar verkommenen Kapitäne, die im Baralong-Fall und gegenüber der Mannschaft von „L. 19" ihre privaten Qualitäten enthüllten; aber was wir weit tiefer empfinden, ist der rohe Gemütszustand der Geistlichen, die von der Kanzel diese Taten preisen, und der Damen, die zugunsten der Täter Sammlungen veranstalten. Haftbar sind uns nicht jene armseligen Verbrecher auf ihren Schiffen, sondern die englische Gesamtpsyche; es ist nicht geschmackvoll, als ständigen Gruß die Formel: „Gott strafe England" zu gebrauchen; aber eines ist gewiß: wir verdienen es, daß Gott uns strafe, wenn wir jene Dinge jemals vergessen. —

Noch weniger verständlich als die Psychologie unsrer Feinde ist uns zu unsrer schmerzhaften Ueberraschung die neutrale Massenseele; die oft aufgeworfene und in verschiedener Weise beantwortete Frage: „Warum hassen uns die Völker?" ist nur allzu berechtigt angesichts des kalten Sumpfes von Unfreundlichkeit, absichtlichem Nichtverstehen und offener Abneigung, der von allen Seiten um uns aufsteigt. Auch wenn wir von denjenigen Nationen absehen, die bewußtermaßen nur scheinbar neutral sind oder aus Angst vor England oder aus geschäftlichen Motiven Stellung nehmen, bleibt noch genug des schwer zu Verstehenden übrig. Zum Teil erkennen wir aus der jetzigen Stimmung erst, was in diesen Seelen vor dem Krieg an unbemerkten Strömungen vor-

Digitized by Google

handen war: die Angst vor dem zu groß werdenden Deutschland, die Abneigung gegen das fleißig arbeitende Volk, das die Maßstäbe der im Wettbewerbe notwendigen Anstrengungen in so unbequemer Weise verschob; auch ohne direkten Anlaß zu feindlicher Stellungnahme hatten manche Neutrale sicherlich angesichts der deutschen Kriegsnöte dasselbe Gefühl der Befriedigung, das die Mehrzahl der Schüler empfindet, wenn der brave Musterknabe der Klasse auch einmal in Schwierigkeiten gerät. Alles das würde eines noch nicht erklären: die durchschnittliche ästhetische und ethische Stumpfheit der Neutralen gegenüber dem Schauspiel — rein als Schauspiel genommen —, das der deutsche Riesenkampf der Welt bietet, wenn dabei nicht derselbe seelische Mechanismus wirksam würde, der die durch eine Begnadigung um den Reiz einer Hinrichtung gebrachte Volksmenge in Schimpfreden gegen den Begnadigten ausbrechen läßt; wir bringen, so leid es uns tut, die Neutralen um die Freude, dem großen Sensationsdrama unsers Unterganges beiwohnen zu können. —

Von unsrer eignen deutschen Massenseele wollen wir heute nicht allzuviel reden; das ist im Laufe dieser Kriegsmonate mit deutscher Gründlichkeit genügend geschehen; nur einzelne Punkte mögen herausgegriffen sein.

Es ist schon Mode geworden, das Abflauen des schönen Schwunges aus den Augusttagen 1914 mit dem Tone des Vorwurfs zu beklagen; diejenigen, die aus dieser an sich nicht zu bestreitenden Tatsache Anlaß zu trüben Betrachtungen ableiten, sind schlechte Kenner seelischer Möglichkeiten. Alle unsre Gemütsbewegungen haben ihren gesetzmäßigen Ablauf; ein Höhepunkt der Stimmung kann nie über längere Zeiten hin festgehalten werden — zu unserm eignen Heil; wohin sollten wir kommen, wenn nicht auch unsre Trauer dem Gesetze langsamen Abklingens unterworfen wäre? Es ist in der Ordnung und auch ganz genügend, daß der anfängliche Enthusiasmus von einer kalten und besonnenen Entschlossenheit abgelöst worden ist. Viel bedenklicher wäre es, wenn der jetzige Vorsatz, die im Kriege gewonnenen Einsichten in bezug auf unser Verhältnis zur übrigen Welt nicht zu vergessen, alsbald wieder der deutschen Michelhaftigkeit Platz machen sollte, die noch immer und zum Teil schon wieder ihr Haupt erhebt. Wie unwürdig die wiederkehrenden Ueberschriften in einzelnen Zeitungen: „Englisches Lob deutscher Tapferkeit" — „Ein Schwede über Deutschlands wirtschaftliche Kraft" usw.! Warum müssen wir unsre Selbstschätzung erst vom Auslande approbiert erhalten, wie leider schon Kleidermoden oder Klubgewohnheiten!

Schon jetzt wieder bei Erörterung der Friedensbedingungen die alten deutschen Erbfehler: doktrinäre Anschauungen, theoretisch konstruierte Bedenken, Mitleid am falschen Platze, Idealismus ohne Augenmaß, törichte Vermengung der Gesichtspunkte privater und staatlicher Moral. Für den Staat gelten die zehn Gebote nicht; er hat, wie Rümelin einmal sagt, keine Eltern, die er ehren müßte; er muß Instrumente zum Töten herstellen; es muß ihn gelüsten nach seiner Bürger Geld; und „Nächstenliebe" in den Beziehungen der Staaten untereinander ist ein unsinniger Begriff. Es schadet gar nichts, wenn einzelne

Digitized by Google

Kreise in ihren Forderungen für den Friedensschluß enthusiastisch über die Linie des Möglichen oder Zweckmäßigen hinausgreifen; es ist im Gegenteil eine notwendige Kompensierung der herabziehenden Tendenz der Pessimisten. Es ist nicht jedem gegeben, mit elastischem Herzen den Druck der Zeit zu tragen, und diejenigen sind durch sich selbst schon gestraft, die auch jetzt noch ihr eignes trübes Medium nicht verlassen können. Aber eines dürfen wir von den Pessimisten verlangen: daß sie schweigen.

Des alten Kant Grundsatz, sein Tun so einzurichten, daß seine Maxime Gesetz des allgemeinen Handelns werden könne, gilt jetzt mehr wie je für jeden einzelnen, der sich zwar als Atom, aber doch als verantwortlichen Mitträger aller Schwingungen der deutschen Massenseele fühlt.

Bedarf es der Gewinnung überseeischer Stützpunkte, um den Verkehr künftighin gegen maritime Absperrmaßregeln Englands zu sichern?

Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D.

So viele große Kriege unsern Erdteil durchtobt haben, seitdem die napoleonische Herrschaft auf dem Schlachtfeld von Waterloo der vereinten Kraft Preußens und Englands gegenüber endgültig zusammengebrochen war, so hat doch das britische Reich an keinem dieser weiteren Kriege mehr aktiv teilgenommen. Wohl geschah dies im Krimfeldzug, wo neben französischen, türkischen und piemontesischen Truppen auch ein bedeutendes britisches Kontingent auf europäischem Boden mitfechtend zu der Eroberung von Sebastopol beitrug, allein ebenso nach dem Schauplatz jenes Unternehmens wie nach dessen Organisation und schließlichem Ergebnis beurteilt, trägt es doch weit eher die Merkmale eines überseeischen Kolonialfeldzuges als eines eigentlichen Festlandskampfes. Auf diese Weise vollzogen sich die historischen Ereignisse, welche im Lauf des letzten Jahrhunderts die politische Karte unsers Weltteils wesentlich veränderten, vor allem die nationale Einigung Italiens, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs und der Umschwung der Dinge auf der Balkanhalbinsel, ohne daß England durch andre als durch bloß diplomatische Mittel darauf Einfluß genommen hätte. Ehedem, vermöge der Personalunion mit Hannover bis zu einem gewissen Grad auch eine europäische Kontinentalmacht, sah England mit dem Regierungsantritt der Königin Viktoria dieses lockere Band gelöst und konnte, nunmehr zum reinen Inselstaat in Europa geworden, seiner direkten Festlandsinteressen ledig, um so ungehinderter die vielgepriesene Politik der splendid isolation sich zur Richtschnur nehmen und seine ganze Kraft in andern Weltteilen zur Geltung bringen. Der Erfolg dieser

Digitized by Google

Betätigung war groß; trotz manchen Rückschlägen wurde der britische überseeische Besitz fast ins Ungemessene ausgedehnt. Erst der jetzige Weltkrieg machte es klar, daß diese Politik dem Londoner Kabinett zugleich das Mittel schuf, die Gestaltung der Dinge auf dem europäischen Kontinent weit stärker zu beeinflussen, als dies in den Tagen Wellingtons und Nelsons geschehen konnte. Freilich galt England auch schon in jener Zeit als die erste Seemacht und konnte nach dem Sieg bei Trafalgar diesen Rang gewiß unbestrittener beanspruchen als in der Gegenwart angesichts der Heldentaten der deutschen Kreuzer und Unterseeboote. So sehr der Besitz des Inselreichs in Asien und Afrika während der letzten Jahrzehnte sich vergrößerte, so gewaltig die zahlenmäßige Ueberlegenheit der englischen Marine noch immer ist, so andauernd die Anstrengungen Englands sind, im Weltkrieg Millionenarmeen zu improvisieren — nicht zu reden von seinem allerdings auch schon Zeichen beginnender Erschöpfung zeigenden Reichtum, so gewinnen diese Faktoren doch erst durch einen besonderen Umstand ihr volles Gewicht, der auch die führende Rolle Englands in der Reihe der Ententemächte erklärlich macht. Diesen Umstand finden wir in der Tatsache, daß die Verkehrsverhältnisse und die Lebenshaltung der gegenwärtigen Generation von jenen, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschten, sich so wesentlich unterscheiden. Auf keinem Gebiet haben die technischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte revolutionierender gewirkt als im Verkehrswesen. Im Zeitalter der Schnelldampfer und der Expreßzüge, des Telegraphen und des Telephons aufgewachsen, gewohnt, die Erzeugnisse der fernsten Erdteile fast ebenso zu den Alltäglichkeiten des Lebensbedarfs zu rechnen wie die heimischen Produkte, fühlen die Menschen von heute sich räumlich einander so nahegerückt, daß die Erinnerung an Verhältnisse, die noch unsern Großeltern geläufig waren, anmutet, als riefen sie Bilder aus mittelalterlichen Zeiten in unser Gedächtnis. In diesen heutigen Verhältnissen, die uns zur zweiten Natur geworden sind, ist durch die Teilnahme Englands am Weltkrieg und durch die Absperrungsmaßregeln, welche diese seebeherrschende Nation rücksichtslos anwendete, um die Zentralstaaten niederzuzwingen, ein großer Riß entstanden. Nach dem Plane der britischen Machthaber sollte Mitteleuropa mit seinen 120 Millionen Menschen vom Weltverkehr abgeschnitten, durch Aushungerung jener Erfolg erzielt werden, der den Waffen Englands und seiner Alliierten bisher versagt geblieben ist. Wie harmlos scheint im Vergleich mit dieser Maßregel die vom ersten Napoleon gegen England dekretierte Kontinentalsperre, die wohl den Handel, nicht aber die Existenz des Britenvolks bedrohen konnte!

Die englischerseits praktizierte Hemmung des Verkehrs scheute vor der Verletzung der Interessen der Neutralen in keiner Weise zurück; sie stellte sich in offenen Gegensatz zu dem klaren Buchstaben von internationalen Abmachungen, die längst anerkannte Grundsätze des Völkerrechts geworden waren. Die Akte brutaler Willkür, welche England durch seine maritimen Machtmittel zur Anwendung bringt, begründen die seitens seiner Gegner aus Notwehr dagegen ergriffenen Repressalien. So trägt England in erster Linie schuld an der

Digitized by Google

steigenden Erbitterung, die zu den beklagenswertesten Begleiterscheinungen des Völkerdramas gehört und deren Nachwehen bedauerlicherweise noch lange nach dem Friedensschluß zu verspüren sein werden.

Es sollte sich bald zeigen, daß die wenn auch bis zum Aeußersten verschärften Absperrverfügungen Englands sich als untaugliches Mittel für den angestrebten Zweck erwiesen. Allerdings ließen ihre Folgen kaum irgendwelche Bevölkerungskreise unberührt; Industrie und Handel, der Wohlhabende wie der wenig Begüterte mußten selbstverständlich die Störung empfinden, welche die Unterbindung des Verkehrs, das Ausbleiben des Nachschubs an überseeischen Rohstoffen, Nahrungsmitteln u. dgl. nach sich zog. Allein rascher, als zu erwarten war, konnte der bösartige Anschlag vereitelt werden. Der gute Wille der Völker Mitteleuropas, der Unbequemlichkeit der Lage ungeachtet durchzuhalten und auf so manche gewohnte Bequemlichkeit zu verzichten, das Geschick, welches die leitenden Stellen an den Tag legten, um durch entsprechende Organisation mit den vorhandenen Mitteln das Auslangen zu sichern, der Erfindergeist, dem es gelang, ausreichende Ersatzstoffe für das Fehlende zu schaffen, wirkten harmonisch zusammen mit dem Ergebnis, daß die Berechnung unsrer Feinde vollkommen fehlschlug. Angesichts dieses überzeugenden Beweises der auf ihrer inneren wirtschaftlichen Kraft beruhenden Stärke der beiden Kaisermächte kann wohl selbst England auf einen positiven Erfolg der Absperrung nicht mehr ernstlich hoffen, zumal seitdem infolge der Herstellung des Verkehrsweges nach dem Orient der Bannkreis so bedeutend erweitert und dadurch der Austausch wichtiger Gebrauchsgegenstände namhaft erleichtert worden ist.

Unter solchen Umständen ist die englischerseits als Kriegsmittel ausgedachte Maßregel in ihrer praktischen Wirkung gleich Null und einer bloßen Schikane gleichzuachten. Dennoch oder vielmehr gerade deswegen empfinden wir das Unternehmen der britischen Regierung als eine Unerträglichkeit. Sollen zwei Staaten wie Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die auf hundert Schlachtfeldern ihre militärische Ueberlegenheit gegenüber einer Welt von Feinden erwiesen haben, mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß ein Machtspruch Englands wieder einmal eine Situation gleich der heutigen schaffe? Welchen Schutz gegen eine solche Eventualität vermöchten künftige internationale Verträge zu gewähren angesichts der hinsichtlich der Mißachtung bestehender Rechtsnormen gemachten trüben Erfahrungen? Die britische Seeherrschaft ruht auf zwei starken Pfeilern, deren einer die mächtige Kriegs- und Handelsflotte, der andre die den wichtigsten maritimen Verkehrsstraßen entlang angelegte Reihe von befestigten Häfen, Kohlenstationen und Arsenalen ist. Die Technik des modernen Dampferverkehrs hat zur Folge, daß er weit mehr als seinerzeit die Segelschiffahrt solcher Stützpunkte bedarf. An Tonnengehalt ist zwar die englische Kriegs- und Handelsmarine unbestritten die erste, die deutsche strebt aber rüstig nach, hat in bezug auf Qualität von Mannschaften und Material gewiß keinen Vergleich zu scheuen und erweist in der Organisation der großen Schiffahrtsgesellschaften eine unbestreitbare Ueberlegenheit.

Digitized by Google

Diese Tatsachen begründen die Annahme, daß, wenn das Deutsche Reich über ähnliche maritime Stützpunkte zu verfügen gehabt hätte wie England, der Versuch einer Aushungerung unmöglich gewesen wäre. Auch darf in diesem Zusammenhang auf die enorme Benachteiligung verwiesen werden, welche die Helden der „Emden" sowie des Kreuzergeschwaders des ruhmreichen Vizeadmirals Grafen Spee unter den bestehenden Verhältnissen erdulden mußten.

Die Frage drängt sich auf, ob Deutschland und Oesterreich-Ungarn im Interesse der Sicherung ihrer zukunftsreichen Handelsbeziehungen mit dem fernen Osten ihre Aufgabe nicht darin erblicken sollten, wenigstens an einzelnen Punkten des Indischen Ozeans festen Fuß zu fassen, um dort durch die Anlage von Handels- und Kriegshäfen einige Zwischenstationen für den Schutz der deutschen Schiffahrt zu schaffen. So verlockend dieser Gedanke auch sein mag, und angenommen selbst, daß seine Ausführung, etwa in der Form einer Gebietsabtretung nach siegreicher Beendigung des Krieges, durchsetzbar wäre, scheinen doch gewichtige Bedenken allfälligen Kombinationen und Plänen solcher Art entgegenzustehen.

Zunächst ist es wohl ohne weiteres klar, daß, wenn vielleicht die Erwerbung englischer Kolonien, wie Hongkong oder Singapore, ins Auge gefaßt werden sollte, die beide von China wie von Japan als deren Interessenkreis zugehörend angesehen werden, der Nachfahr des gegenwärtigen Besitzers mit dem entschiedenen Uebelwollen jener beiden Staaten, vor allem Japans in seiner Rolle als Vormacht Ostasiens, zu rechnen hätte. Der stagnierende Zustand der alten französischen und portugiesischen Niederlassungen in Ostindien ließe eine Ansiedlung der Zentralmächte auf dem dortigen Boden wohl kaum begehrenswert erscheinen, und nicht wesentlich anders würde sich die Sache verhalten, wenn an Stellen der ostafrikanischen oder südarabischen Küste zum Zweck der Schaffung eines derartigen Seestützpunktes gedacht werden sollte. Alle Projekte solcher Art weisen ein gemeinsames Merkmal, nämlich die Schwierigkeit auf, den von den heimatlichen Hilfsquellen weit entfernten Stützpunkt im Falle des plötzlichen Eintretens kriegerischer Verwicklungen festzuhalten. Die jüngst mit Kiautschau und andern überseeischen Niederlassungen gemachten Erfahrungen sprechen davon nur zu deutlich.

Müssen wir daher vielleicht mit verschränkten Armen einer künftigen abermaligen Verhängung von Sperrmaßregeln zur Unterbindung unsers Außenhandels gewärtig sein? Sicherlich nicht; die Zentralmächte sind vielmehr unsers Erachtens sehr wohl in der Lage, der Seetyrannei Englands wirksam zu begegnen, und zwar in doppelter Richtung, durch materielle wie durch moralische Mittel.

In ersterer Hinsicht wäre der Suezkanal vermöge seiner außerordentlichen verkehrspolitischen Bedeutung in Betracht zu ziehen. Als Großaktionär des Unternehmens und im angemaßten Besitz Aegyptens stehend, verfügt England gegenwärtig nach alleinigem eignen Ermessen über diesen Verkehrsweg. Den jetzigen Zustand der Rechtswidrigkeit zu beseitigen, die Internationalität des

Digitized by Google

Kanals sicherzustellen, läge im augenscheinlichen Interesse aller andern seefahrenden Staaten. Die militärische Kraft der mit der Türkei verbündeten Mittelmächte, die ausreichte, um den Anschlag auf die Dardanellen glänzend zunichte zu machen, wird gegebenenfalls auch am Suezkanal Ordnung zu schaffen wissen. Dadurch wäre zugleich das Hauptzugangstor zu dem Verkehr nach dem fernen Osten zum allgemeinen Besten dauernd eröffnet.

Die zweite Aufgabe, mit der Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich zu befassen hätten, bedarf zu ihrer Lösung keines kriegerischen Aufgebots; sie bestünde vielmehr darin, die durch tendenziöse Darstellungen der Ententepresse irregeleitete Meinung des Auslandes auf den richtigen Weg zurückzuführen, sie zur Einsicht zu bringen, daß, wenn die Kaisermächte für die Freiheit der Meere eintreten, sie dadurch ebenso wie die eignen auch die Interessen der Allgemeinheit verfechten. Ist es einmal gelungen, dieser durch alle Entstellungen des gegnerischen Lagers auf die Dauer nicht zu verdunkelnden Wahrheit Geltung zu verschaffen, dann wird das moralische Gewicht der Interessensolidarität der seefahrenden Nationen sich genügend stark zeigen, um der unerträglichen Alleinherrschaft einer einzelnen Macht ein Ende zu machen, das Rule Britannia in die gebührenden Schranken zu verweisen.

Mitte Februar 1916.

Zur Psychologie des Staates[1])

Von

Prof. Dr. Adolf Menzel,

dz. Rektor der Universität Wien

Die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse, die sich vor unsern Augen abspielen, ergreifen nicht nur unser Herz und Gemüt, sie geben auch viel zu denken für denjenigen, welcher mit dem Auge des Forschers an sie herantritt. Es gibt kaum eine Wissenschaft, welche von den welthistorischen Vorgängen unsrer Zeit tiefer berührt wird als die Staatslehre; ist doch der Staat wieder in den Mittelpunkt der menschlichen Kultur gerückt. Es sind Wandlungen im Aufbau des Staates und in seiner Wirkungsweise hervorgetreten, deren Bedeutung von jedem gefühlt wird, der die Augen offen hält. Aufgabe der Wissenschaft ist es nun allerdings, nicht nur diese Wandlungen zu schildern, sondern auch ihre inneren Ursachen festzustellen, sie in den geschichtlichen Verlauf einzureihen und mit aller gebotenen Vorsicht Schlüsse auf die zukünftige Entwicklung zu ziehen.

Der Staatsgedanke hat in der jüngsten Zeit eine Macht erlangt, welche ihm seit vielen Jahrhunderten nicht innewohnte. Man muß auf die Zeit der

[1]) Rede zum Antritt des Rektorats der Universität Wien, gehalten am 23. Oktober 1915. Als Sonderdruck (mit den hier weggelassenen Anmerkungen) zu beziehen durch den Verlag von A. Holzhausen, Wien.

Digitized by Google

antiken Republik zurückgehen, wenn man eine so großartige Konzentration aller physischen, geistigen und moralischen Kräfte in der politischen Gemeinschaft auffinden will. Insofern ist uns das klassische Altertum mit seinem Kultus der Staatsidee wieder ein Stück lebendiger Gegenwart geworden. Seinen Feldherren und Staatsmännern, seinen Dichtern und Denkern fühlen wir uns näher gerückt. Das ist — nebenbei bemerkt — kein schlechtes Argument für die Beibehaltung des humanistischen Gymnasiums.

Die Staatsidee hat wieder einen unbestrittenen Sieg über alle Strömungen davongetragen, die sich ihr im Laufe der geschichtlichen Entwicklung entgegengestellt haben. Diese Opposition kommt hauptsächlich von zwei Seiten, vom Egoismus des Einzelmenschen, welcher selbstherrlich und unabhängig seine Interessen verfolgen will, aber auch vom Egoismus der gesellschaftlichen Klassen, welche das Interesse ihrer Gruppen zum Leitstern ihres Handelns erheben. Diese Gruppen bilden zusammen das, was man als Gesellschaft im Gegensatz zum Staate zu bezeichnen pflegt. Ihre Bedeutung im Kulturleben der Neuzeit tritt schon darin hervor, daß die Wissenschaft von der Gesellschaft sich in den letzten Jahrzehnten einer außerordentlichen Pflege erfreute, während die eigentliche Staatslehre verhältnismäßig in den Hintergrund trat.

Gegenwärtig erscheint jedoch nicht nur der einzelne Staatsbürger in seiner individuellen Betätigung erheblich eingeschränkt, sondern wir können auch beobachten, wie die gesellschaftlichen Klassen in ihrer gegenseitigen Kampfesstellung und in ihrem Ringen um die politische Macht vom Schauplatze zurückgedrängt sind. Dies gilt nicht nur von den Interessenverbänden innerhalb des Staates, sondern auch von jenen, welche dessen Grenzen überschreiten. So hat namentlich der Internationalismus der organisierten Arbeiterpartei seine Bedeutung zurzeit völlig eingebüßt. Auch die geistigen und kulturellen Gemeinschaften verblassen jetzt gegenüber der Allgewalt des Staatsbewußtseins. Gewiß hat das religiöse Gefühl nichts von seiner hohen Bedeutung verloren; man könnte mit mehr Recht eine Verstärkung desselben feststellen. Aber die kirchliche Gemeinschaft als solche übt keine politische Wirkung aus; sie stellt keine Scheidewände auf, welche verschieden wären von den staatlichen Grenzen. Noch markanter ist die Abschwächung, welche der bis vor kurzem noch so mächtige Gedanke der nationalen Gemeinschaft gegenüber der Staatsidee erfahren hat; der Nationalismus als treibendes politisches Prinzip scheint seine Rolle vorläufig ausgespielt zu haben. Welche geringe Bedeutung anderseits die Idee des Weltbürgertums oder der Menschheit als eines Gesamtverbandes derzeit in praktischer Beziehung besitzt, bedarf kaum einer näheren Ausführung. So erscheinen gegenwärtig alle der Staatsidee im Laufe der Geschichte entgegentretenden Hemmungen — Individualismus, Klasseninteresse, Nationalismus, Kosmopolitismus — überwunden. Man mag diese Erscheinung beklagen oder begrüßen, jedenfalls ist sie eine unbestreitbare Tatsache.

Ein weiterer Charakterzug in der neuesten Entwicklung des Staates liegt in der Verstärkung jener Eigenschaft, welche Aristoteles als Autarkie (Selbst-

Digitized by Google

genügen) bezeichnet, namentlich in der wirtschaftlichen Abschließung, in der Versorgung der Staatsbürger mit den Produkten des eignen Landes, in der Loslösung von der Weltwirtschaft. Auffallend ist ferner, daß die gesamte Staatsgewalt in jenem Organe vereinigt erscheint, das man als Exekutive bezeichnet; die gesetzgebende Gewalt hat selbst in solchen Staaten, die als streng parlamentarisch gelten, nur einen dekorativen Charakter. Genauer ausgedrückt ist es die militärische Gewalt, welche alle Fäden des Staatslebens in sich vereinigt. So wie das Staatsvolk gegenwärtig überwiegend in der Gestalt des Heeres in die Erscheinung tritt, besitzt auch der Inhaber der Militärgewalt ohne Rücksicht auf die Art der Staatsverfassung die volle Souveränität, die Jura majestatis. Von ihr hängt es auch ab, wie weit die noch in Geltung stehenden Freiheiten der Staatsbürger, insbesondere die Freiheit der Meinungsäußerung praktischen Wert besitzen. Die tiefen Eingriffe in das Wirtschaftsleben, beispielsweise die Beschlagnahme von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die teilweise Verstaatlichung der industriellen Produktion, die scharfe Kontrolle über Handel und Verkehr, seien nur andeutungsweise erwähnt, um das Bild zu vervollständigen, welches die Allmacht des Staates gegenwärtig bietet.

Gewiß haben wir es hier zum Teile mit vorübergehenden Erscheinungen zu tun, welche bei Eintritt friedlicher Verhältnisse verschwinden werden. Dies gilt von den Einschränkungen der bürgerlichen Freiheitsrechte und der Zurückdrängung der gesetzgebenden Gewalt. Es ist zu erwarten, daß die Idee des Rechtsstaates wieder feste Wurzeln fassen wird. Auch die Militarisierung der Volkswirtschaft wird größtenteils beseitigt werden. Allein es ist nicht zu bezweifeln, daß die angedeuteten Erscheinungen länger andauernde Nachwirkungen ausüben werden. Dies gilt vor allem von dem Uebergewichte der Staatsidee über die nationalen und gesellschaftlichen Gemeinschaften. Eine so einschneidende Veränderung im Seelenleben der Völker, wie sie der Weltkrieg mit sich brachte, kann nicht in enge, zeitliche Grenzen gebannt werden. Das zum Heere organisierte Volk wird auch nach Eintritt des Friedens nicht sofort jene seelische Verfassung annehmen, in welcher es sich vor dem Ausbruche des Krieges befunden hat. Daher wird auch der Staat noch eine geraume Zeit jenen Charakterzug an sich tragen, den ihm die weltgeschichtlichen Ereignisse gegeben haben. Denn der Staat ist ein Erzeugnis des menschlichen Seelenlebens; in ihm und nicht in den äußeren Veranstaltungen hat das politische Gemeinwesen seine eigentlichen Wurzeln. Das ist bisher nicht genügend gewürdigt worden. Es ist charakteristisch, daß in einer übrigens vorzüglichen Darstellung der allgemeinen Staatslehre nur eine einzige Seite des umfangreichen Werkes diesem Thema — der psychologischen Theorie des Staates — gewidmet wird, noch dazu unter dem unzutreffenden Gesichtspunkte der Lehre von der Rechtfertigung des Staates. Mit der allgemeinen Feststellung, daß der Staat auf psychischer Wechselwirkung beruhe, ist noch wenig gewonnen. Dies trifft mehr oder weniger ja für alle Kulturerscheinungen zu, auch für Religion und Sprache. Es müssen die spezifischen seelischen Erscheinungen der politischen Gemeinschaft

Digitized by Google

herausgearbeitet werden. Dazu ist aber vor allem nötig, ihre Struktur ins Auge zu fassen.

Der Aufbau des Staates beruht auf zwei sich durchkreuzenden Veranstaltungen, auf der genossenschaftlichen und auf der herrschaftlichen Verbindung, oder, wie man auch sagen kann, auf Solidarität und Autorität, auf Gemeinschaft und Unterordnung. Keines dieser beiden konstruktiven Elemente erscheint entbehrlich; das Stärke- und Mischungsverhältnis derselben zeigt jedoch im Laufe der geschichtlichen Entwicklung die mannigfaltigsten Abstufungen; hierauf beruht die bunte Formenfülle in der politischen Organisation. So zeigt z. B. das Altertum neben der orientalischen Despotie, in der das herrschaftliche Prinzip auf das höchste gesteigert ist, die klassische Republik, in welcher die genossenschaftliche Struktur überwiegt. Doch enthält die römische Verfassung in dem Imperium der Magistrate ein autoritatives Element, welches kein Vorbild in der griechischen Polis findet. Bekannt ist der genossenschaftliche Grundzug des mittelalterlichen Staates; er ist so ausgeprägt, der Mangel einer einheitlichen Autorität so fühlbar, daß — allerdings mit Unrecht — die staatliche Natur dieses Gemeinwesens in Zweifel gezogen wurde. Der neuzeitliche Absolutismus bringt jedoch das volle Uebergewicht der herrschaftlichen Struktur des Staates. Erst der moderne Verfassungsstaat trägt wiederum in den Institutionen der Volksvertretung und der Selbstverwaltung in erhöhtem Maße dem genossenschaftlichen Gedanken Rechnung, jedoch in verschiedener Stärke, entsprechend den geschichtlichen Traditionen und dem Volkscharakter.

Diese beiden Gestaltungsprinzipien der staatlichen Gemeinschaft sind zwar schon bisher in der Wissenschaft beachtet worden. Allein man beschränkte sich doch zumeist auf die Beschreibung der äußeren Formen, ohne ihre inneren Ursachen näher zu erforschen. Diese liegen nun vornehmlich — neben der geographischen und historischen Umwelt — in der seelischen Konstitution der zum Staate vereinigten Menschen. Verstandesmäßige Erwägungen spielen dabei eine sehr geringe Rolle; Utilitätsgründe geben selten den Ausschlag. Vielmehr sind besondere Vorstellungen, Gefühle und Willensregungen kollektiver Natur als die Träger jener staatlichen Organisationsprinzipien zu bezeichnen.

Die genossenschaftliche Vereinigung beruht auf der Vorstellung der Einheit, auf dem Gefühle der Sympathie und auf dem Bestreben, im Interesse des Ganzen Opfer zu bringen. Der herrschaftliche Grundzug im Staate beruht auf der Vorstellung der Ueber- und Unterordnung, auf dem Gefühle der Ehrfurcht vor den führenden Persönlichkeiten und auf dem Willen, den anerkannten Autoritäten zu gehorchen.

Auf seiten der Herrschenden findet sich hinwieder neben dem Bewußtsein der Macht, mindestens in jedem echten Gemeinwesen, das Gefühl der Verantwortung. Das seelische Bild wäre unvollständig, wenn man nicht auch die oppositionellen Strömungen berücksichtigen würde, unter welchen das individuelle Freiheitsgefühl die wichtigste Rolle spielt. Es ist die Aufgabe der Staatspsychologie, die Entstehung dieser seelischen Erscheinungen, die Ursachen ihrer

Digitized by Google

Verstärkung und Abschwächung sowie ihre politischen und kulturellen Wirkungen auf geschichtlicher Grundlage zu erforschen. Es gilt auch den Zusammenhang der einzelnen Staatsformen mit den seelischen Dispositionen der verschiedenen Völker und Zeiten nachzuweisen, worüber bereits Montesquieu in seinem „Geist der Gesetze" einige, allerdings ziemlich oberflächliche Betrachtungen angestellt hat. Einen großen Fortschritt bedeuten in dieser Richtung die Forschungen des jüngst verstorbenen hervorragenden Historikers Karl Lamprecht, wenn auch ihre Ergebnisse noch nicht vollkommen befriedigen.

Im Mittelpunkte solcher Untersuchungen liegt natürlich jene Seelenstimmung, welche man als Patriotismus zu bezeichnen gewohnt ist. Mit ihm besitzt einerseits das dynastische Gefühl, anderseits das Heimatsgefühl, letzteres gewissermaßen der psychische Reflex des staatlichen Territoriums, eine innige Verwandtschaft. In zusammengesetzten Staaten bestehen doppelte Gefühle dieser Art, indem sich sowohl die Zugehörigkeit zu dem engeren politischen Verband, als jene zum großen Gesamtstaate im Bewußtsein widerspiegeln. Je nach dem Uebergewichte dieser Stimmungen ergeben sich föderalistische oder unitarische Strömungen im politischen Leben solcher Staaten. Eine besondere Bedeutung hat im geschichtlichen Verlauf das Nationalgefühl erlangt, welches ursprünglich aus dem Bewußtsein gleicher Abstammung entsteht, später jedoch wesentlich durch die Sprach- und Kulturgemeinschaft bestimmt wird. Es kann mit dem Vaterlandsgefühle verschmelzen, aber auch unter Umständen auf dasselbe eine hemmende Wirkung ausüben. Seine größte politische Bedeutung hat das Nationalgefühl im neunzehnten Jahrhundert besessen; gegenwärtig ist seine Macht, wie schon früher angedeutet wurde, erheblich zurückgedrängt. Die Staatspsychologie muß aber auch das der Religionsgemeinschaft entsprechende Solidaritätsgefühl in seinen Beziehungen zum Patriotismus und zum Nationalgefühl auf geschichtlicher Grundlage untersuchen.

Hier hat die Wissenschaft noch manche Arbeit zu verrichten. Ohne auf Einzelheiten eingehen zu können, möchte ich nur ein Grundgesetz erwähnen, das sich mir zu ergeben scheint, wenn man die Beziehungen zwischen den genannten sozialpsychischen Erscheinungen — Patriotismus, Nationalgefühl, religiöses Gemeinschaftsgefühl — untereinander in Betracht zieht. Man könnte dieses Gesetz als die Enge des Bewußtseins in der Volksseele bezeichnen. Sobald nämlich eine der genannten Grundstimmungen eine gewisse Stärke erreicht hat, sei es das Nationalgefühl, das religiöse Gefühl oder der Patriotismus, können sich daneben die andern sozialpsychischen Erscheinungen nicht mehr zur Geltung bringen, geradeso wie in der Einzelseele eine herrschende Vorstellung, ein starkes Gefühl oder ein mächtiges Streben alle andern psychischen Regungen unterdrückt. So ließ die Uebermacht der religiösen Grundstimmung im Mittelalter und zur Zeit der Religionskriege jene Gefühle nicht aufkommen, welche wir als Patriotismus und Nationalgefühl bezeichnen. Die jüngste Gegenwart bietet das Bild eines durch die Bedrohung der staatlichen Existenz und durch die allgemeine Wehrpflicht intensiv und extensiv aufs höchste gesteigerten Patriotismus.

Digitized by Google

Daß gleichzeitig die nationalen und religiösen Gemeinschaftsgefühle in den Hintergrund treten, beruht, wie schon erwähnt, auf der Enge des Bewußtseins in der Volksseele.

Wenn man auf geschichtlicher Grundlage in das Wesen des Staates tiefer eingedrungen ist, verliert die neueste Steigerung des Vaterlandsgedankens ihren überraschenden Charakter. Die Zusammenfassung aller im Volke schlummernden Energien ist in der Natur der politischen Gemeinschaft tief begründet. Nur bildet diese Konzentration der Kräfte in den Zeiten des Friedens einen latenten Zustand, der sich bei einem gesunden Staatswesen in volle Aktivität verwandelt, wenn seine Existenz bedroht erscheint. Dann tritt klar zutage, daß der Staat nicht bloß eine Schutzanstalt im Interesse der einzelnen Bürger, nicht nur ein Schiedsrichter ihrer widerstreitenden Interessen, sondern ein mächtiges Lebewesen mit selbständigen Zielen bedeutet, dem sowohl die Einzelnen als die gesellschaftlichen Klassen untergeordnet sind. Die neueste Entwicklung steht daher sowohl mit der individualistischen Staatslehre des alten Liberalismus als mit der sozialistischen Theorie der Klassenherrschaft, derzufolge der Staat nur Funktionär der herrschenden Klasseninteressen sei, in vollem Widerspruch. Auch die Anschauung eines berühmten Soziologen, wonach die menschliche Gesellschaft sich immer mehr vom militärischen Typus entferne, weil sie den industriellen Typus annehme, erscheint unhaltbar. Im Gegenteil hat der in den letzten Jahren emporgewachsene industrielle Charakter der Kulturnationen den staatlichen Willen zur Macht eher gesteigert als abgeschwächt; der Mechanismus des Krieges hat durch ihn eine Verstärkung erfahren, wie sie die Weltgeschichte bisher nicht aufzuweisen hat.

Die bisherigen Bemerkungen sind allgemeiner Natur; sie gelten für alle in den Weltkrieg verwickelten Staaten, zum Teile sogar für jene, welche neutral geblieben sind. Werden doch auch diese Staaten durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen und zu einer Konzentration ihrer Kräfte, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete, gezwungen. Von ganz besonderer Bedeutung erscheint aber die neueste Wandlung im Staatsleben für unser Vaterland. Die Abschwächung des Nationalgedankens ist zwar schon für die eigentlichen Nationalstaaten insofern von Wichtigkeit, als sie ihre äußere Politik jetzt mehr nach militärischen und nach wirtschaftlichen als nach rein nationalen Gesichtspunkten gestalten. Für einen national gemischten Staat, wie ihn Oesterreich darstellt, bedeutet aber die Mäßigung des Nationalismus noch unendlich mehr, man kann sagen, die Möglichkeit einer vollständigen Regeneration. Gewiß wäre es unzutreffend, zu behaupten, daß uns bisher ein einheitliches Staatsgefühl gefehlt habe; sicher ist es aber, daß es durch das Ueberwuchern des nationalen Gedankens in den letzten Jahren des öftern zurückgedrängt oder mindestens bedroht wurde. Es war eine der größten Ueberraschungen für unsre Feinde, daß die nationalen Gegensätze, welche das innere Leben unseres Staates vielfach gestört haben, bei der ungeheuren Kraftentwicklung nach außen zurzeit völlig verschwunden sind, daß die österreichische Staatsidee einen mächtigen Aufschwung genommen hat.

Digitized by Google

Wie kräftig auch die Union unsers Staates mit den Ländern der Stephanskrone seelisch gewachsen ist, mehr als staatsrechtliche Formeln zum Ausdruck bringen, davon legen feierliche Kundgebungen der jüngsten Zeit beredtes Zeugnis ab.

In diesem geschichtlichen Augenblicke, der vielleicht niemals wiederkehren wird, muß es als die Aufgabe weitblickender Staatsmänner bezeichnet werden, diese an den Tag getretene Energie patriotischen Fühlens nicht unbenutzt zu lassen und solche äußere Einrichtungen zu schaffen, welche dem erhöhten Seelenleben der politischen Gemeinschaft entsprechen. Der Geist der Heeresorganisation, welcher so Wunderbares geleistet hat, muß auch in die innere Staatsverwaltung eindringen. Ich meine, daß auch hier eine auf einheitliche Ziele gerichtete Zusammenfassung aller Kräfte anzustreben ist, wobei jedoch den unteren Verwaltungsorganen ein größeres Maß von Selbständigkeit in der Durchführung ihrer besonderen Aufgaben, verbunden mit vollster persönlicher Verantwortung, zuzubilligen wäre. Ebenso sollte in der Richtung das Vorbild der Heeresorganisation maßgebend werden, daß die Auswahl der beamteten Personen und ihr Aufstieg in der Hierarchie der Verwaltung ausschließlich vom Gesichtspunkte der persönlichen Befähigung und der praktischen Bewährung im Dienste geleitet werden, wogegen jede andre Rücksicht zurücktreten müßte. Vielleicht könnte durch eine solche Reform der Verwaltung, welche nicht so sehr die Institutionen als die Personen ergreift, ein bisher ungenützter Schatz administrativer Begabung für den Staat fruchtbar gemacht werden. Von ganz besonderer Dringlichkeit ist jedoch die Regelung der Sprachenfrage vom Standpunkte der Bedürfnisse der Staatsverwaltung. Die Erfahrungen des Krieges haben es klar gemacht, was übrigens schon früher kein Geheimnis war, daß es ein Gebiet des Sprachenrechtes gibt, welches ausschließlich durch die allgemeinen Interessen einer geordneten Verwaltung bestimmt wird, ein Gebiet, für welches Rechte der Staatsbürger oder der Volksstämme gar nicht in Betracht kommen. Nur kurz andeuten möchte ich noch, daß nunmehr auch der staatsbürgerlichen Erziehung erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden sein wird, damit auch in den kommenden Generationen das Gefühl der staatlichen Einheit und die Erinnerung an die Großtaten unsrer Monarchie stets von neuem erweckt werden. In dieser Richtung hat die österreichische Unterrichtsverwaltung vor kurzem in dankenswerter Weise eine kräftige Initiative entfaltet.

Soll dieser Wiederaufbau des Staates gelingen, so bedarf es neben einer großzügigen Leitung der Regierungsgeschäfte auch einer verständnisvollen Mitarbeit des Volkes. Das deutsche Volk in Oesterreich ist sicherlich bereit, an einer solchen Regeneration des Vaterlandes mit allen seinen Kräften mitzuarbeiten. Es hat von jeher den österreichischen Staatsgedanken hochgehalten, wenn ihm auch die Mitarbeit am Staate nicht immer leicht gemacht wurde. In der Seele der Deutschösterreicher gibt es jetzt weniger als je einen Konflikt zwischen nationalem Fühlen und staatlicher Gesinnung. Sie haben das Bewußtsein, sich in den Dienst ihres Volkes zu stellen, wenn sie ihre politischen Kräfte dem Staatsleben zuwenden; Arbeit für den Staat ist ihnen zugleich nationales Wirken, da

Digitized by Google

Oesterreich durch unauflösliche, in Blutopfern geheiligte Bande mit dem großen deutschen Nationalstaate verbunden ist. Aber auch die rein kulturelle Tätigkeit für das deutsche Volk in Oesterreich kann in dem freudigen Bewußtsein fortgesetzt werden, daß dadurch dem Vaterlande Förderung zuteil wird. Dieser schöne Zusammenklang völklichen und staatlichen Fühlens muß als eine überaus glückliche Konstellation angesehen werden, bildet aber auch eine ernste Mahnung, uns mit nie ermüdender Kraft der großen Gemeinschaft zu widmen. Besonders wichtig erscheint in diesem Lichte die Aufgabe der deutschen Hochschulen. Mit vollem Eifer werden Lehrer und Lernende in diesen Brennpunkten des deutschen Geisteslebens ihre Kräfte entfalten; gilt es doch in den kommenden friedlichen Zeiten jene Störungen zu beseitigen, welche der Krieg auch an diesen höchsten Werkstätten der Bildung verursacht hat. Mit verdoppelter Energie werden wir alle an dem großen Werke mitarbeiten, aber auch darüber wachen, daß der nationale Charakter unsrer deutschen Hochschulen stets gewahrt werde, in dem erhebenden Bewußtsein, daß wir dadurch auch den Interessen unsres Vaterlandes den besten Dienst erweisen.

Der deutsche Ackerbau im Kriegsjahre 1916

Von

Prof. Dr. F. Wohltmann (Halle a. S.)

Die konservative Gesinnung des deutschen Landwirts erstreckt sich auch auf seinen Beruf. Daß er dabei Neuerungen und Aenderungen nicht grundsätzlich abgeneigt ist, beweist wohl die glänzende Entwicklung unsrer Landwirtschaft in den ganzen letzten hundert und vornehmlich in den letzten vierzig Jahren in trefflicher Weise. Aber der Landwirt tritt doch zumeist mißtrauisch, zögernd und sorgsam abwägend an eine jede Aenderung und Neuerung des Betriebes heran, und das mit Recht, weil solche nicht für sich allein zu betrachten sind, sondern stets im Rahmen des ganzen Betriebes, der durch jeden noch so kleinen Eingriff in seinem organischen Gefüge beeinflußt zu werden pflegt. Dazu kommt, daß das, was für einen Wirtschaftsbetrieb als Neuerung paßt, für einen andern grundfalsch sein kann. Nicht genügend erwogene Wirtschaftsänderungen haben sich daher schon oft genug als arge Mißgriffe erwiesen! So kommt es, daß der Landwirt an den alten erprobten Wirtschaftsmaßnahmen im allgemeinen gern festhält und sich nicht immer leicht für eine bessere gewinnen läßt. Dieses gilt nun auch besonders für den Fruchtanbau und den Fruchtwechsel! Nur schwerwiegende Gründe pflegen den Ackerwirt zu einer Aenderung hierin zu veranlassen. Ueber tausend Jahre wurde die Dreifelderwirtschaft befolgt, Jahrhunderte wird die Koppelwirtschaft oder Feldgraswirtschaft in stets gleicher Form betrieben. Bestimmte Fruchtfolgen, welche auf die Verträglichkeit und Unverträglichkeit der

Digitized by Google

Früchte miteinander sowie auf die Pflanzenkrankheiten und ihre Uebertragungen sorgsamst Rücksicht nehmen, haben sich in den Rüben- und Kartoffel-, in den Sand-, Marsch-, Moor- und Lößwirtschaften u. a. ausgebildet, so daß man nicht gern an ihnen zu rütteln wagt. Aber „Not bricht Eisen", und die Kriegsnot stellt gerade an den Ackerwirt die schwersten Anforderungen, denen er, wenn irgend möglich, auch gerecht zu werden bestrebt ist.

Nachdem unsre Feinde zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß sie uns auf dem Schlachtfelde nicht bezwingen können, haben sie den Krieg fast ausschließlich auf das Wirtschaftsgebiet verlegt und versuchen, uns auf alle mögliche offene und geheime, erlaubte und nicht erlaubte Weise wirtschaftlich zu vernichten. Wenngleich hierbei auch die neutralen Staaten, welche uns angrenzen, in ihrer Selbständigkeit brutal vergewaltigt werden, so wird dieser Wirtschaftskrieg doch rücksichtslos durchgeführt, und wir müssen damit rechnen, auch ohne erhebliche fremde Zufuhren durchzuhalten. Leicht ist das nicht! Viele Industrien und Fabriken sind bereits oder werden vollständig lahmgelegt. Ihnen ist nicht oder kaum zu helfen! Wohl aber müssen wir Bedacht darauf nehmen, uns die notwendigsten Nahrungs- und Bekleidungsmittel im Lande selbst zu beschaffen, und daher treten an die Landwirtschaft sehr ernste Aufgaben heran, die um so schwieriger zu lösen sind, als dabei die Privatwirtschaft des Landwirtes mit der Volkswirtschaft in Konflikt geraten kann. Dem deutschen Landwirte liegt es heute ob, nicht nur die Ernährung der Bevölkerung und des Viehstandes sicherzustellen, sondern auch — wenn irgend angängig — wie einst vor fünfzig Jahren für Bekleidungsstoffe zu sorgen. Dabei bezifferten sich die Einfuhrwerte aller landwirtschaftlichen Rohstoffe, welche wir vor dem Kriege aus dem Auslande bezogen, alljährlich weit auf über 4 Milliarden Mark; sie betrugen 1913: 71 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, wovon 42,56 Mark auf koloniale Stoffe und 28,52 Mark auf solche der gemäßigten Zone entfielen.

Da nun der deutsche Grund und Boden nicht mehr ausreichte, die heimische Bevölkerung genügend zu ernähren, so ist es sehr schwierig, zu bestimmen, welche Früchte jetzt der Landwirt beim Anbau zu bevorzugen hat. Eine staatliche Regelung ist hierin noch nicht eingetreten und auch kaum durchführbar, aber die Zeitungen bemühen sich, bald diese, bald jene Frucht dem Landwirt zum Anbau wärmstens zu empfehlen. Auch die landwirtschaftlichen Ministerien lassen es an Hinweisen nicht fehlen. Oelsaaten sollen angebaut werden, um den Fettmangel zu lindern, andre empfehlen Hanf und Flachs, auch Nesseln, der Rübenbau soll erweitert oder wenigstens in der früheren Ausdehnung beibehalten werden, der Kartoffelbau soll vermehrt werden, nicht minder der Gemüse- und der Futterbau. Die Viehstände, welche vor dem Kriege für 1 Milliarde Mark Futterstoffe aus dem Auslande beanspruchten, sollen erhalten bleiben, damit es an Milch, Käse, Fleisch und Eiern in Zukunft nicht mangelt u. dgl. mehr. Wo bleibt bei allen diesen Wünschen der Getreidebau? Bulgarien, Rumänien und die Türkei sind nicht imstande, uns dauernd genügendes Getreide zu liefern, und unsre eignen Weizen- und Gersteernten reichen nicht aus! Wir sind daher nicht in der Lage,

Digitized by Google

zugunsten andrer Früchte den Getreidebau einzuschränken, sondern müssen an seinen früheren Flächen mindestens festhalten!

In der Praxis des Landbaues ist man bemüht, den Anbau bewährter Früchte zu wahren und jedes unsichere Experiment abzulehnen. Man tut recht daran! Die leitenden Gedanken sind hier etwa folgende:

1. Der Roggenbau muß in seinem früheren Umfange beibehalten und, wo angängig, noch erweitert werden, weil diese Frucht in Deutschland nicht nur die sicherste, sondern auch die wichtigste und Hauptbrotfrucht ist. Unsre Ernte genügte früher und ließ sogar noch eine Ausfuhr von Korn und Mehl zu. Die Anbaufläche betrug 1914 6298956 Hektar und dürfte infolge der günstigen Herbstbestellung in diesem Jahre wohl wieder wie 1913 über 6400000 Hektar ausmachen, vielleicht 6500000 Hektar.

2. Der Weizenbau ist dort, wo er sicher ist und genügend Kraft im Boden vorhanden, gleichfalls beibehalten, sonst und wo es an Kunstdünger fehlt, durch Roggen ersetzt worden. Wir führten vor dem Kriege alljährlich 2 Millionen Tonnen Weizen ein und ernteten rund 4 Millionen Tonnen. Die Anbaufläche betrug einschließlich Spelz 1914 2265235 Hektar. Ich schätze sie für 1916 auf 2300000 Hektar, wenn der Winterweizen gut durchwintert.

3. Der Hafer ist nur dann eine sichere Frucht, wann und wo genügend Feuchtigkeit vorhanden. Er mißriet 1915 in erschrecklicher Weise. Das läßt sich 1916 vermeiden, wenn sein Anbau nur in feuchten Gegenden stattfindet. Wir bauten vor dem Kriege ungefähr so viel Hafer, wie wir zur Viehfütterung benötigten. Jetzt hat der Krieg bereits einen Teil unseres Pferdebestandes verbraucht, daher ist weniger Hafer als früher nötig. Sein Anbau kann 1916 unbedenklich von 4388146 Hektar (1914) auf 4000000 Hektar eingeschränkt werden, so daß rund 400000 Hektar für andre Früchte frei werden.

4. An Gerste hat es in Deutschland von jeher gefehlt, so daß auch die Brauereien auswärtige Gerste mit verbrauten und große Mengen Futtergerste, namentlich für die Schweinemast, eingeführt werden mußten (1913: 3080963 Tonnen für 364719000 Mark). Der Gerstenanbau ist daher zweckmäßig über die frühere Anbaufläche von 1600000 Hektar hinaus zu erweitern, vielleicht nahezu um jene Fläche, welche dem Hafer genommen wird. Gerste beansprucht zwar einen Boden in hoher Kultur, jedoch weniger hohe Düngergaben als der Hafer, und das ist bei der Knappheit an künstlichen Düngemitteln auch sehr beachtenswert. Gerste liefert obendrein wegen ihrer kurzen Wachstumszeit auch in trocknen Jahren, in denen der Hafer versagt, noch gute Ernten.

5. Der Anbau der Hülsenfrüchte ist nach Möglichkeit zu erweitern, weil diese mit ihrem hohen Eiweißgehalt bei dem Fleischmangel das tierische Eiweiß ersetzen müssen. Es kommt hinzu, daß die Hülsenfrüchte Stickstoffdüngungen entbehren können und diese alsdann dem Getreide und den Hackfrüchten zugute kommen. Was die Hülsenfrüchte an mineralischen Düngemitteln benötigen, kann ihnen 1916 geboten werden.

Digitized by Google

Auf Sandböden ist dem vermehrten Anbau der Lupinen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden!

6. Unter den Körnerfrüchten verdient auch der Buchweizen vermehrte Beachtung, da er ein ausgezeichnetes gesundes menschliches Nahrungsmittel darstellt, welches man in Norddeutschland, besonders in Schleswig-Holstein, sehr schätzt. Der Buchweizen, auch Heidekorn genannt, kommt mit sehr geringem Boden aus und gedeiht auch ohne Düngung, verschmäht sogar die Stallmistdüngung, verträgt eine sehr späte Aussaat noch Ende Mai und Anfang Juni, da er nur zehn bis zwölf Wochen Wachstumszeit nötig hat, und liefert bei günstigem Wetter verhältnismäßig sehr hohe Erträge.

7. Der Anbau von Oelfrüchten war einst in Deutschland sehr beliebt und weit verbreitet. Er wurde bis auf geringe Flächen nach und nach eingeschränkt, weil uns aus den Tropen und Subtropen billige Oelrohstoffe zugehen, welche unsre Oelfrüchte zum Teil auch an Güte übertreffen. Da es uns zurzeit so sehr an Oelen und Fetten fehlt und auch in Zukunft weiter fehlen wird, wäre ein umfangreicher Oelfruchtanbau im Lande sehr erwünscht. Er ist auch vom preußischen Landwirtschaftsministerium sehr befürwortet worden. Indessen verdient doch eigentlich nur der Winterraps und der Mohn diese warme Empfehlung. Rübsen und Sommerraps, auch Dotter, die noch in Frage kommen, liefern nicht genügend hohe Erträge. Wenn der Krieg noch über 1916 hinaus dauern sollte, dann müssen wir im Sommer 1916 einen umfangreichen Rapsbau ins Auge fassen, was im Sommer 1915 versäumt wurde. Für das Frühjahr kommt die Erweiterung des Mohnbaues in Betracht, und diese ist zu empfehlen! Auch der Leinbau ist zu erweitern, er liefert Oel und Faser. Gleichfalls verdient der Senfbau etwas mehr Beachtung als früher.

8. Der Kartoffelbau hat sich von neuem als eine sichere Stütze der deutschen Volksernährung erwiesen. Er liefert auch in der Regel sichere und hohe Erträge und am meisten Stärkemehl auf 1 Hektar. Wir bebauten 1915 etwa 3500000 Hektar mit Kartoffeln, und von dieser Ernte werden nach meiner Schätzung verbraucht:

Für menschliche Ernährung . . .	gegen	200000000	Doppelzentner
„ Viehfütterung	etwa	180000000	„
„ Aussaat 1916	„	77000000	„
„ Brennerei und Stärkefabrikation	„	30000000	„
Dazu Verlust durch Fäulnis . . .	„	30000000	„
Gesamternte gegen		517000000	Doppelzentner.

Es empfiehlt sich, die Kartoffelanbaufläche 1916 noch zu erhöhen, wozu ein Teil der Neukulturen, welche durch die Kriegsgefangenen bearbeitet werden und wohl bereits 100000 Hektar ausmachen, herangezogen werden können.

9. Der Zuckerrübenbau ist im letzten Winter viel umstritten worden. Man hatte 1915 die frühere Anbaufläche von 530000 bis 570000 Hektar auf

Digitized by Google

370000 Hektar vermindert. Das war damals angesichts großer Zuckervorräte und Mangel an Kunstdünger sowie in der Hoffnung auf einen baldigen Friedensschluß auch nicht zu verurteilen. 1916 liegt die Sache jedoch anders! Die Zuckerüberschüsse früherer Jahre fehlen. Die Ernte von 1915 brachte nur etwa 16000000 Doppelzentner Rohzucker, welcher infolge des Fettmangels ausschließlich der Volksernährung vorzubehalten ist. Es entfallen 1916 auf den Kopf der Bevölkerung etwa 24 Kilogramm Zucker, während sie 1913 20 Kilogramm verzehrte, und in England und Amerika alljährlich über 40 Kilogramm verbraucht werden. Die Behauptung, daß ein starker Zuckerverbrauch den Zähnen schädlich sei und namentlich kranke Zähne schneller zerfallen lasse, steht zwar einem großen Zuckerverbrauch entgegen. Aber bei richtiger Bemessung der Nahrung und vor allem bei genügender Mineralstoffzufuhr dürfte ein starker Zuckergenuß dem menschlichen Körper nicht schaden!

Die Zuckerrübe hat für uns nun aber nicht allein Wert als Zuckerlieferer, sondern sie bietet in ihren Nebenerzeugnissen, Blade, Schnitzel und Melasse, nicht nur große, sondern auch sehr wertvolle Massen Viehfutter, die namentlich in den trockenen Gegenden Deutschlands mit unter 550 Millimeter Jahresniederschlag — in denen die Wiesen und Weiden mangeln — einen Hauptstützpunkt der Viehhaltung bilden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn gerade aus diesen Kreisen der Landwirtschaft, welche zurzeit bei der Beschlagnahme eines Teiles der Schnitzel besonders leiden, die Forderung nach einer 1916 zu erweiternden Rübenanbaufläche laut geworden ist. Man verlangt, sie sogar auf 600000 Hektar auszudehnen! Diese Forderung ist sicherlich wohlbegründet. Sie wird sich jedoch nicht voll durchführen lassen. Mag es auch mit Hilfe der Kriegsgefangenen möglich sein, die Arbeiten des Anbaues und der Ernte von 600000 Hektar zu bewerkstelligen, mögen auch für Zucker und Rüben festgesetzte Preise den Landwirt zum vermehrten Anbau anreizen, es wird immer an dem erforderlichen Stickstoffdünger im Lande fehlen, den gerade die Zuckerrübe besonders reichlich und unbedingt beansprucht. Es muß nach Ansicht sachverständiger Schätzer damit gerechnet werden, daß dem deutschen Ackerbau in diesem Frühjahr gegen früher kaum die Hälfte stickstoffhaltiger Düngemittel geliefert werden kann, so sehr auch unsre Industrie bemüht ist, die neuen Stickstoffquellen für das Heer und die Landwirtschaft auszunutzen. Jene Tatsache bedeutet nun, den Anbau solcher Pflanzen nicht über Gebühr auszudehnen, welche besonders als Stickstoffresser bezeichnet werden, und hierzu gehört die Zuckerrübe. Nach meiner Ansicht sollte man für 1916 den Anbau von 500000 Hektar Zuckerrüben anstreben, welche bei auch etwas verminderter Stickstoffzufuhr 20000000 Doppelzentner Rohzucker versprechen. Ich glaube übrigens, daß eine größere Fläche Zuckerrüben auch schon aus dem Grunde nicht angebaut werden wird, weil die Bewegung zur Vermehrung des Rübenbaues zu spät einsetzte. Die Rübe verlangt eine tiefe Pflugfurche, welche im Spätherbst und Winter zu bewerkstelligen ist. Die Zeit dafür ist jetzt verpaßt, und auf im Winter flachgepflügtem Acker Zuckerrüben anzubauen, dürfte in den meisten Fällen doch sehr bedenklich sein.

Digitized by Google

10. Von andern Wurzelgewächsen verdienen die Runkelrüben, vornehmlich die Mohrrüben und ferner Zichorien 1916 noch besondere Anbauerweiterung, und schließlich der Gemüsebau. Man darf wohl sicher sein, daß hierfür so viel Flächen zur Verfügung gestellt werden, wie nur irgend zu bearbeiten sind. An Samen fehlt es für den Anbau nicht! Er könnte 1916 eine Vermehrung der früheren Flächen um 200000 Hektar sehr wohl vertragen!

11. Am meisten Sorge macht eben die Viehfütterung und die Durchhaltung der deutschen Viehbestände. Daher täte 1916 ein stark erweiterter Futterbau, wie er in den Zeilen zuvor schon vorgesehen wurde, am meisten not. Aber woher die Flächen nehmen? Wollte man den starken deutschen Viehbestand ohne Einfuhr ausländischer Futterstoffe ernähren, so müßte die heimische Futterfläche um 2000000 Hektar erweitert werden. Daß dieses gänzlich unmöglich ist, lehrt die nachfolgende Zusammenstellung der landwirtschaftlichen Bodennutzung Deutschlands vor dem Kriege 1913:

Es betrugen:	das Acker- und Gartenland	26059200	Hektar
„	Wiesenland	5991700	„
die	Weiden und Hutungen	2592500	„
„	Obstanlagen auf dem Felde . .	51800	„
„	Weinberge	118600	„
	Zusammen	34813800	Hektar.

Von den 26 Millionen Acker- und Gartenland waren 1913 gewidmet:

		Gesamtfläche		in Prozent
dem	Körnerbau (Getreide und Hülsenfrüchte)	16250900	Hektar	62,4
„	Hackfruchtbau	4995000	„ [1])	19,2
den	Gartengewächsen (Gemüsen)	128300	„	0,5
„	Handelsgewächsen	112300	„	0,4
„	Futterpflanzen	2655400	„	10,2
der	Ackerweide und Brache	1380700	„	5,3
den	Haus- und Obstgärten	536600	„	2,0
	Zusammen	26059200	Hektar	100,0

Aus diesem Bilde ergibt sich, daß, wenn wir die Ernährung unseres Viehstandes im Lande selbst sichern wollten, wir nicht nur die gesamte Brache (1913 etwa 2,5 Prozent) abschaffen, sondern auch noch etwa 6 bis 7 Prozent von den 62,4 Prozent der Körneranbaufläche zum Futterbau heranziehen müßten. Die Verminderung der Körneranbaufläche dürfte dabei auch nur die Brotfrüchte Weizen und Roggen betreffen, denn die andern Körnerfrüchte, Hafer, Gerste, Bohnen, Erbsen usw., dienen ja in der Hauptsache der Viehfütterung. Unsern

[1]) Hiervon entfallen auf den Kartoffelbau . . 3412201 Hektar
„ „ Zuckerrübenbau . 532843 „
Zusammen 3945044 Hektar.

Digitized by Google

Weizen- und Roggenbau, welcher 1914 zusammen über 8500000 Hektar beanspruchte, irgendwie zu vermindern, ist ausgeschlossen. So bleibt uns 1916 nichts andres übrig, als eine starke Ertragssteigerung unsrer Futterflächen durch sorgsamste Kultur und starke Mineraldüngung nach Möglichkeit anzustreben. Ist die Witterung günstig, so kann 1916 sehr wohl mehr als das Doppelte an Klee, Heu und sonstigem Futter geerntet werden als in dem futterarmen Jahre 1915, schlägt sie fehl, dann bleibt nichts andres übrig, als unsern Rindvieh- und Schweinebestand — je nach dem Ausfall der Futterernte — zu vermindern Damit müssen wir nötigenfalls rechnen! Auch bereits im Frühjahr 1916 werden wir diese Frage ernstlich zu prüfen haben, wenn Weideaustrieb und Grünfuttergewinnung nicht frühzeitig einsetzen. Im übrigen können wir hoffen, daß uns der Orient sowie Polen und Kurland 1916 bereits mit ihren Ernte- und Viehüberschüssen unterstützen.

12. Angesichts dieser Sachlage bedarf es wohl kaum einer breiten Erörterung, daß für den Anbau von Gespinstpflanzen, wie Flachs, Hanf, Nessel, für 1916, so bedauerlich es auch ist, nur wenig Raum in der deutschen Ackerwirtschaft übrig bleibt. Wo ihr Anbau noch betrieben wird, mag man ihn belassen, denn große Flächen werden ihm nicht mehr gewidmet. Aber die Landwirte anzuregen, den Anbau dieser Früchte, der doch auch immer erst neu erprobt werden muß und Lehrgeld kostet, vorzunehmen, ist nicht ratsam. Es mag der zukünftigen Friedenszeit vorbehalten bleiben, die Frage des Flachs- und Nesselbaues, deren Rohstoffe wie Fabrikate Stapelprodukte liefern, bei uns zu lösen!

13. Ebenso empfiehlt es sich zurzeit auch nicht, neuen Kulturpflanzen das Wort zu reden. Wenn uns die alten in diesem schicksalsschweren Jahre 1916 treu bleiben und keine der seit Jahrhunderten erprobten versagt, dann werden wir mit Gottes Hilfe schon durchkommen; lassen sie uns im Stich, dann können uns auch die neuen nicht retten!

Nicht mit neuen Versuchen soll sich jetzt der Landwirt das Leben erschweren, sondern alles dransetzen, seinen gut fundierten Betrieb zur höchsten Entfaltung zu bringen, um der Natur in diesem Jahre alles abzuringen, was sie nur herzugeben vermag.

Aber alle Sorge und alle Arbeit der deutschen Landwirtschaft wird vergeblich sein, wenn nicht die ganze Bevölkerung willig alle Einschränkungen und Entbehrungen auf sich nimmt, welche dieser Wirtschaftskrieg erfordert. Sein Gewinnen hängt daher ebensosehr von der Entsagungsfähigkeit der deutschen Bevölkerung und der Charakterstärke und Sparsamkeit der deutschen Hausfrau ab wie von der Leistungsfähigkeit des deutschen Ackerbaues. Die deutsche Landwirtschaft ist sich der Schwere ihrer Aufgabe und Verantwortung voll bewußt, das Volk kann sich auf sie verlassen!

Halle a. d. Saale, den 22. Januar 1916.[1])

[1]) Anmerkung der Redaktion. Der Abdruck des Aufsatzes verzögerte sich durch zwingende äußere Umstände.

Digitized by Google

Königin Elisabeth von Rumänien oder Carmen Sylva

Nach Selbsterlebtem von Z.

Es gibt nur ein Glück: die Pflicht.
Nur einen Trost: die Arbeit.
Nur eine Freude: das Schöne.

Elisabeth von Rumänien.

Man kann nicht darüber streiten, ob Elisabeth von Rumänien größer sei oder Carmen Sylva. Carmen Sylva ist nur groß geworden durch Elisabeth von Rumänien. Die Königin war ein großer Geist, sie war sehr bedeutend in allem, was sie tat. Als im Jahre 1889 das Denkmal des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, von Meister A. Donndorf entworfen und hergestellt, enthüllt wurde, da waren auch König und Königin von Rumänien als Gäste auf dem fürstlichen Schlosse. Bei der Vorfeier, zu welcher ich die Festrede hielt, saßen Donndorf und einige Freunde nachher noch gemütlich beisammen bei einem Glase Sekt. Es kam die Rede auf Carmen Sylva, und die Herren aus unsrer Gesellschaft konnten sich nicht genugtun, Carmen Sylva zu loben und bis in den Himmel zu erheben. Donndorf sagte kühl: „Wenn Carmen Sylva nicht Königin wäre, dann würde sie auch nicht so gelobt werden." Das reizte die Herren zum Widerspruch. Da wandte sich Donndorf zu mir und sagte in einem etwas ärgerlichen Tone: „Sie sagen gar nichts und kennen doch die Königin am besten von uns allen. Warum sprechen Sie nicht?" Ich antwortete nur das eine: „Abwarten!" Am andern Tage fand auf dem fürstlichen Schlosse großes Festmahl statt. Die höchsten Herrschaften sprachen mit den Eingeladenen. Auch die Königin zog mich in ein Gespräch. Plötzlich sagte sie: „Ist das nicht Donndorf, der bei Ihnen stand?" Auf meine Bejahung antwortete sie: „Führen Sie ihn mir zu." Ich antwortete nicht ohne ein Lächeln: „Wenn Eurer Majestät Donndorf schon vorgestellt ist, ja, andernfalls darf ich das nicht tun, sonst würde mir Herr v. A. (der Hofmarschall) schöne Grobheiten machen." Die Königin entgegnete mit ihrem bestrickenden Lächeln: „So schicken Sie A. zu mir her, und nun will ich Donndorf sprechen." Ich winkte Donndorf herbei, und die beiden sprachen immer lebhafter miteinander. Die Königin hatte die Gewohnheit, wenn sie sich angeregt unterhielt, auf den Zehen zu wippen und um eine halbe Fußlänge dabei zurückzuschreiten. So kamen sie beide ungefähr in die Mitte des Saales, Donndorf wie in einem Bannkreise der Königin folgend. Der Hofmarschall kam schon einige Male und sagte der Königin mit einer Verbeugung: „Die Herrschaften warten auf Eure Majestät." Sie antwortete kurz: „Ich komme sofort." Als sie endlich Donndorf mit einem Kopfnicken und herzgewinnenden Lächeln verabschiedete, faßte dieser ihre Hand und drückte sie warm. Wie Donndorf zu uns kam, sagte ich nur das eine Wort: „Nun?" Der sonst so ruhige Donndorf rief begeistert aus: „Wenn sie die

Digitized by Google

Pferde ausspannen an ihrem Wagen, dann ziehe ich den Wagen voran. Sie ist eine Frau voll Geist und Wissen, wie keine auf einem europäischen Throne sitzt. Glücklich das Land, das sie Herrscherin nennt."

Elisabeth war viereinhalb Jahre jünger als König Karl, der am 20. April 1839 zu Sigmaringen geboren ward. Sie hatte das Licht der Welt erblickt am 29. Dezember 1843 zu Neuwied. Am 12. Oktober 1869 trifft der Fürst von Rumänien mit der Prinzessin Elisabeth von Wied in der Flora zu Köln zusammen. Eine viel gelesene deutsche Zeitung hat in diesen Tagen, nach dem Tode der Königin Elisabeth, gemeldet, daß der Fürst schon seit 1864 mit Elisabeth von Wied verlobt gewesen wäre. Dem ist nicht so. Im Jahre 1861 hatten sich die beiden am königlichen Hofe zu Berlin zufälligerweise gesehen, ohne eine Ahnung zu haben, daß sie sich einstens nahe stehen würden. Es ist das eine Verwechslung mit König Karls flüchtiger Neigung, die er 1864 zu Paris am kaiserlichen Hofe zu einer französischen Prinzessin, einer Verwandten des Kaisers Napoleon III., gefaßt hatte.[1]) Man kann von Glück sagen, daß König Karl diese Prinzessin niemals zu seiner Frau machte. König Karl war, so sehr er auch seine neue Heimat Rumänien liebte, so stark er auch an Volk und Land, das er beherrschte, hing, doch im Herzen ganz deutsch geblieben, wiewohl er mit der Anerkennung, die er in Deutschland fand, nicht vollständig zufrieden war. Und das nicht mit Recht. Ich habe nie gefunden, daß die Bestrebungen König Karls ihm die Liebe, Hochachtung und Zuneigung der Deutschen nicht zugebracht hätten. Kaiser Wilhelm I. sowie Kronprinz Friedrich Wilhelm waren ihm mit herzlicher Freundschaft, die bei dem Kaiser etwas Väterliches hatte und bei dem Kronprinzen immer brüderlich genannt werden darf, zugetan. Aber hätte der König eine Französin geheiratet statt einer Deutschen wie Elisabeth, so würden naturgemäß die französischen Bojaren, ich meine die Bojaren in Rumänien, welche in ihrem Herzen immer mehr französisch waren, sich zu der Französin geneigt haben, und König Karl wäre es noch schwieriger geworden, seine deutschen Neigungen zu betätigen, wie er das noch in dem Staatsrat kurz vor seinem Tode getan hat.

Schon die erste Begegnung in der Flora zu Köln war für den Fürsten Karl entscheidend, wiewohl Fürst und König Karl eher langsam und bedächtig in seinen Entschlüssen genannt werden kann als rasch. „Kunktator" hieß ihn einmal ein deutscher Schriftsteller, und der König hat das nicht übel aufgenommen. Schon in Baden-Baden erfolgte bald darauf die Verlobung, und am 15. November 1869 fand im Schlosse zu Neuwied die Verheiratung des Paares statt.

Königin Elisabeth war eine Deutsche, mit jeder Faser ihres Herzens hing sie an Deutschland, an ihrem Vaterlande, an ihrer Heimat.

„Siehst die Männer so frei, die Frauen so frank,
Als wär' es ein adlig Geschlecht,"

[1]) Vgl. S. 175 in „Fürst Karl Anton von Hohenzollern. Ein Lebensbild". Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

so singt Karl Simrock in seinem unübertroffenen Rheinlied. Und so war die Königin Elisabeth. Wer sie nur einmal sah, erkannte sofort die Deutsche in ihr. Wohl hat sie, von dem Weihrauch umgeben, der ihr als Carmen Sylva gestreut wurde, sich dem französischen Einfluß nicht zu entziehen gewußt. Ein Loti, der Schöngeist in französischer Seeoffiziersuniform, und ein französischer Senator haben die Carmen Sylva bis in den Himmel erhoben. Ob sie dabei die Königin meinten oder Carmen Sylva, lasse ich dahingestellt. Ob sie, indem sie Carmen Sylva lobten, die rumänische Herrscherin auf ihre Seite bringen wollten, wagen wir nicht zu entscheiden. Nach den Vorgängen von 1914 bis 1916 ist es wahrscheinlich.

Zu Anfang der 1870er Jahre war die Fürstin mit ihrem Gemahl im Herbst auf der Weinburg. Fast täglich wurden nach Tisch gemeinschaftliche Ausflüge gemacht, wobei man einen großen Teil des Weges zu Fuß zurücklegte. Eines Tages kehrten wir von Altstätten her nach der Weinburg zurück. Plötzlich kam der Erbprinz Leopold von Hohenzollern zu mir und rief mich zur Fürstin Elisabeth. Diese begann: „Sie sind aus Bonn, Sie sind also Rheinländer," und fügte hinzu: „dann sind wir ja Landsleute. Auch ich bin vom Rhein, bin eine Deutsche, eine Rheinländerin, und liebe mein Vaterland sehr." Nach einer Pause, als wäre der Eindruck, den sie wachgerufen, auf sie eingedrungen, hub sie wieder an: „Sie sind auch in Bonn auf der Universität gewesen?" Als ich es bejahte, fragte sie mit der Lebhaftigkeit, die sie bis in ihr hohes Alter beibehielt: „Dann können Sie auch Studentenlieder singen. Nun wollen wir zusammen singen, lauter Studentenlieder, ich kenne sie alle." Und wir sangen in den wundervollen Abend hinein alle Studentenlieder, die mir einfielen, und sie begleitete mich getreulich. Man sah ihr die Liebe zur Sache an. Ich fragte sie, ob sie auch Studentenstreiche kenne. Sie antwortete: „Nein, aber ich habe viel davon gehört; erzählen Sie." Im Gespräch kam ich dann auch auf die damalige Sitte des Studentenlebens zu sprechen, die schon im Absterben begriffen war und den bemoosten Häuptern als „Onkeln" bekannt ist. Sie antwortete lebhaft: „Jawohl, das kenne ich. Das kommt auch bei den alten Studentenfahrern vor." Ich erzählte ihr dann von drei Studenten, welche sich von der Universität, da ihr Wechsel ganz erschöpft war, nach Hause „geonkelt" hatten. Eines Tages kamen sie zu einem Pfarrer, der sie gern aufnahm und nur zur Entschuldigung angab, daß er ein Requiem zu halten habe, die Sänger seien aber mit allen Männern und Frauen zur Ernte aufs Feld gegangen. Einer von den Studenten entgegnete, daß sie singen würden. Kurz erzählt: Wer beschreibt des Pfarrers Erstaunen am Altar, als er lauter Studentenlieder von der Orgel herab in getragener, feierlicher Weise hörte: „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus", und ferner: „Integer vitae scelerisque purus" usw. Die alten Frauen, welche in dem Requiem waren, sagten in der Folgezeit, daß sie nie eine schönere Totenmesse gehört hätten. Die Fürstin lachte, daß sie sich schüttelte.

Wenn Gegensätze, zueinander gestellt, eine gute Verbindung geben sollen, dann durfte man die Ehe Karls von Rumänien mit Elisabeth von Wied sofort beim

Digitized by Google

Anfang eine gute heißen. Es können nicht leicht zwei solche Gegensätze im Charakter und im ganzen Innern gefunden werden, wie Karl von Rumänien und Elisabeth, seine Gemahlin. Karl war ruhig, ernst über sein Alter hinaus und für die rumänischen Bojaren, die in Paris ihre Bildung genossen, unbegreiflich einfach, nüchtern und wenig auf Freuden des Lebens bedacht. An lärmenden Gelagen, an leuchtenden Festen mit schönen Frauen fand er kein Gefallen. Alles diente ihm zum Zweck, und dieser Zweck war: die Größe seines Vaterlandes, der Aufschwung Rumäniens in jeder Beziehung, in landwirtschaftlicher, in militärischer und politischer Hinsicht. Das war den französischen Bojaren geradezu unbegreiflich. Elisabeth dagegen war schwärmerisch, impulsiv, von Jugend auf eine Dichterin (man kann ihre dichterischen Anlagen nicht bestreiten), aber pflichtgetreu und herzensgut. Wohl liebte sie den richtigen Glanz, doch nicht den Flitter. Bald ward sie Mutter eines Töchterchens, das sie aber schon im vierten Jahre seines Alters durch den Tod verlor. Der allzu frühe Tod des begabten Kindes hat auf die Eltern einen nie zu verwischenden Eindruck gemacht. Sie blieb kinderlos. Um so mehr wandte sie alle ihre Liebe, ihre Pflege und ihre Zuneigung den Kranken, den Armen und den Notleidenden ihres Landes zu. Als im Jahre 1877 der Fürst Karl auf verzweifeltes Rufen der Russen jenen zu Hilfe eilte und Unsagbares sowohl durch den Hochmut der Russen als auch durch die Unbilden des Wetters, die grausame Härte des Krieges duldete, da war es Elisabeth von Rumänien, die in den großen rumänischen Krankenhäusern in Bukarest die Verwundeten pflegte, wo die verwundeten Russen die rumänischen Verwundeten an Zahl weit überstiegen, und sich keine Ruhe gönnte Tag und Nacht. Nach dem Kriege ließ sie nicht ab in ihrer Fürsorge für die Bedürftigen. Sie gründete viele Vereine, die nur das Wohl der Notleidenden im Auge hatten. Um nur eines zu nennen, so rief sie auch die „Vatra Luminoasa" (Der leuchtende Herd) ins Leben. Und es ist in der Tat ein leuchtender Herd für die Blinden, die hier ein Asyl gefunden, und deshalb heißt es auch „Blindenasyl Königin Elisabeth". Hier findet jeder sein Gotteshaus, mag er Christ — orthodox, Katholik oder Protestant — sein, mag er der jüdischen oder der türkischen Religion angehören; denn jedem Bekenntnis ist in der neuen Kirche daselbst Raum geboten für das religiöse Bedürfnis. Die Liebe zu den armen Menschen, die ihres Augenlichts beraubt sind, hat den Blinden ein eignes Heim geschaffen, das die rechte Würze erhält durch die Arbeit und die Hoffnung auf die Zukunft insofern, als die Blinden lernen, ihr eignes Brot zu verdienen. Da wird jede und jeder nach der ihm eigentümlichen Fähigkeit beschäftigt, und es gibt Blinde, die am Ende der Woche bis zu 10 Franken in ihr Sparkassenbuch eingetragen bekommen, eine Summe, die den Ertrag ihrer Arbeit um soviel überschreitet. Das ist nicht so sehr das Verdienst der Carmen Sylva, sondern der Königin Elisabeth.

Man lese nur ihr Testament, das der Justizminister kurz nach ihrem Tode eröffnete, und man wird finden, daß Elisabeth eine wahre Mutter ihres Volkes, der Rumänen, war, wie Karl I. Pater patriae genannt werden darf.

Digitized by Google

Wir haben zu Beginn unsers Aufsatzes ein Wort der Königin angeführt. Ich habe es von ihr selber, und der Augenblick, in welchem sie mir es gab, spricht wahrlich für sie. Im Jahre 1896 weilten König und Königin von Rumänien auf der Weinburg. Man machte eines Tages einen Ausflug nach Gais bei St. Gallen. Ein Teil der Gesellschaft ging zu Fuß über St. Gallen nach der Weinburg zurück, und mehrere Wagen brachten die übrigen nach Altstätten im Rheintal. Hier kam man zu früh an, der Zug war noch nicht da, die Königin war ernst gestimmt. Sie erzählte mir von dem schweren Dasein des Königs, das er geführt, besonders während des Krieges 1877, wie sie da erst die Leiden des Volkes erkannt habe. Ich vermag nicht alles wiederzugeben, was sie erzählte, nur schloß sie mit den tiefempfundenen Worten: „Glauben Sie mir, es gibt nur ein Glück, die Pflicht, nur einen Trost, die Arbeit, nur eine Freude, das Schöne." Sie schwieg und ging tief in Gedanken versunken hin und her. Plötzlich sah sie zwei barmherzige Schwestern da stehen, eine alte und eine junge. „Glauben Sie," wandte sie sich zu mir, „daß ich mit denen dort sprechen darf?" — „Gewiß," entgegnete ich, „es wird den Schwestern wohltun." — „Aber sagen Sie nicht, wer ich bin!" befahl die Königin. Hierauf wandte sie sich an die Schwestern und begann mit ihnen zu sprechen mit der ihr eigentümlichen Liebenswürdigkeit, so daß den Schwestern sehr rasch ihre anfängliche Zurückhaltung schwand. Da hörte ich den Zug kommen und sagte der Königin leise: „Majestät, der Zug kommt." Sie reichte den Schwestern mit größter Freundlichkeit die Hand, die ihr verwundert nachschauten. „Darf ich den Schwestern nicht sagen, wer mit Ihnen gesprochen?" fragte ich die Königin, „es würde ihnen sehr wohltun, wenn es auch Schweizerinnen sind." — „Wenn Sie glauben, ja." Ich sagte es rasch der älteren Schwester, die schon zu dem Zuge geschritten war, in den sie einstieg, während die jüngere zurückblieb, wer mit ihnen gesprochen und wer die Dame sei. Darauf begab ich mich zu den Herrschaften. Da sah ich die jüngere Schwester gelaufen kommen, die Hand der Königin fassend und sie küssen. Die Königin schien etwas verwirrt zu sein, faßte sich aber sogleich wieder, nahm König Karl bei der Hand und sagte einfach und schlicht: „Und das ist mein Mann, der König."

Carmen Sylva war zweifellos bedeutend, aber bedeutender, weit größer ist Elisabeth von Rumänien. Die Geschichte wird von ihr schreiben als der Wohltäterin Rumäniens, als der Guttäterin der Armen und Notleidenden, solange es eine Geschichte Rumäniens gibt, noch viel länger als der Stern von Carmen Sylva leuchtet, sie wird noch von ihr zu erzählen wissen, wann jener längst verblichen ist.

Und nun, nachdem Königin Elisabeth nicht mehr unter den Lebenden weilt, da auch König Karl nicht mehr lebt, wäre es vielleicht am Platze, auf das vielbesprochene Werk zu kommen: „Aus dem Leben König Karls[1]) von Rumänien".

---

[1]) Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Stuttgart, Bd. 1 bis 4.

Digitized by Google

Wir sind sicher, wenn Fürst Karl Anton das Buch noch erlebt hätte, so würde er es gebilligt haben. Es entspricht ganz seinem Charakter und seiner Ansicht. Nicht alle Mitglieder des fürstlichen Hauses haben es gebilligt, daß es schon bei Lebzeiten König Karls das Licht der Welt erblickte. König Karl war weniger seinem Vater ähnlich geartet im Charakter als seinem Großvater, dem Fürsten Karl, während er in seinem Aeußern ganz der Großmutter, einer französischen Prinzessin, nachschlug, wiewohl seine Augen und seine Nase den Hohenzollern verrieten.

Und nun zu dem Buche! Meiner Ansicht nach — es ist nicht möglich, hier alle Gründe anzuführen — ist Fürst Karl im großen und ganzen der „Augenzeuge", der Verfasser. Man muß seinen Fleiß, seine Zähigkeit, seine Arbeitskraft gekannt haben, um das fassen zu können. Darin war er ganz der Vater, der auch unglaublich viel schrieb — und das hatte alles Hand und Fuß. Der Enkel des Fürsten Karl Anton, Fürst Wilhelm, geht darin wieder in den Fußstapfen des Großvaters. Die Gräfin von Flandern sagte mir einmal: „Mein Neffe liebt ganz den Schreibtisch wie sein Großvater." Nun ist nicht ausgeschlossen, daß die Königin Elisabeth ihm vielfach geholfen hat. Das fertige Buch wurde abgeschrieben unter Aufsicht der Fürstin und dann gedruckt. Und Mite Kremnitz, die mit dem Werke viel in Verbindung gebracht wurde? Sie hat vielleicht die musterhafte Nachprüfung und das vortreffliche Inhaltsverzeichnis gemacht.

Die diplomatische Vorgeschichte des Krieges der Vereinigten Staaten gegen Spanien

Von

Baron Hengelmüller

Im Februar 1895 war in Kuba die letzte Insurrektion ausgebrochen, welche in ihrem Verlaufe zu dem unglücklichen Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien führen sollte. Ueber die Geschichte der früheren Insurrektionen und der von den Vereinigten Staaten Kuba gegenüber befolgten Politik war in der „Revue des deux Mondes" im Jahre 1897 ein interessanter Artikel erschienen; über die Art der Herbeiführung des letzten Aufstandes hat einer von dessen Führern in der „North American Review" vom Mai 1898 Veröffentlichungen gemacht.

Als dieser Aufstand ausbrach, war Mr. Cleveland Präsident der Vereinigten Staaten. Seine Politik war nicht auf die Unterstützung der Insurrektion gerichtet. Er wünschte weder die Annexion Kubas, noch glaubte er, daß die auf der Insel vorhandenen Elemente die Schaffung eines unabhängigen Staates unter für Ordnung und Zivilisation günstigen Umständen ermöglichten. Sein Staatssekretär, Mr. Gresham, hatte mir im April 1895 auseinandergesetzt,

Digitized by Google

daß die kubanische Bevölkerung ein schwer zu regierendes Element, die Annexion der Insel angesichts ihrer Schuldenlast für die Vereinigten Staaten ein schlechtes Geschäft wäre und die Errichtung eines unabhängigen Staates zur Vernichtung des weißen Elementes und Schaffung einer Negerrepublik führen würde.

Mr. Gresham hatte aber hinzugefügt, daß diese Anschauungen von der überwiegenden Mehrheit seiner Landsleute nicht geteilt würden; dessenungeachtet hat sich Mr. Cleveland bis zum Ende seiner Amtsführung von denselben leiten lassen. Er war eben ein sehr starker, unabhängiger Charakter und zugleich am Ende seines zweiten Präsidentschaftstermines, hatte also für seine politische Zukunft nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten.

Spanien war zur Bekämpfung des kubanischen Aufstandes auf das Wohlwollen der Vereinigten Staaten angewiesen. Dieses ist ihm seitens der öffentlichen Meinung der Union stets versagt geblieben, und so gemäßigt auch die Gesichtspunkte der Clevelandschen Administration waren, hat auch diese es nicht unterlassen, die Inferiorität der Lage Spaniens zur Erreichung wohlfeiler Triumphe auszubeuten. Illustrationen hierzu bieten der „Allianza"-Zwischenfall im März 1895 und die Bezahlung des Mora-Anspruchs im darauffolgenden Sommer.

Am 12. März kam der amerikanische Postdampfer „Allianza" aus Colon in Neuyork mit der Meldung an, daß er auf der Höhe von Kuba von einem spanischen Kanonenboot angeschossen worden sei. Laut der Erzählung des Kapitäns soll die Begegnung der beiden Schiffe am 8. März ungefähr 6 Meilen von der Küste entfernt erfolgt sein, der amerikanische Dampfer zwar dem spanischen Kreuzer Salut geleistet, dessen Signale zum Beilegen aber nicht beachtet haben, worauf dieser zuerst blind, dann dreimal scharf gefeuert habe, ohne zu treffen, die „Allianza" aber dank ihrer größeren Geschwindigkeit der Verfolgung entronnen sei.

Auf Grundlage dieses Berichtes erließ Mr. Gresham sofort eine sehr peremtorische Note nach Madrid, worin er von der spanischen Regierung die Desavouierung des Vorfalls, den Ausdruck ihres Bedauerns und die unverzügliche Erlassung von Instruktionen an ihre Schiffskommandanten zur Hintanhaltung jeglicher Behinderung des amerikanischen Handels in der Wasserstraße zwischen Kuba und dem Kontinent forderte. Er erklärte hierbei ausdrücklich, daß die amerikanische Regierung eine gewalttätige Unterbrechung der Fahrten ihrer Schiffe nicht dulden würde, ob sie nun innerhalb der 3 Meilen Jurisdiktion oder in einer größeren Entfernung an der Küste vorüberführen.

Die amerikanische Note war kaum geschrieben, als sie auch schon veröffentlicht wurde. Wie mir der damalige spanische Gesandte, Muruaga, mitteilte, erschien sie in den Zeitungen, bevor sie in Madrid übergeben sein konnte.

In Wirklichkeit scheint die „Allianza" dem „Conde de Venadito" $1^1/_2$ Meilen von der Küste begegnet und der letztere den gegründeten Verdacht gehabt zu haben, daß das amerikanische Schiff Waffen für die Insurgenten an Bord hatte. Mit der Erörterung dieser Frage sowie der näheren Umstände des Falles hielt sich indessen niemand auf, vielmehr feierte die gesamte amerikanische Presse das

Digitized by Google

Vorgehen des Staatssekretärs, das echt amerikanische Metall seiner Note und die verdiente Züchtigung spanischer Frechheit in langen Kolonnen.

Spanien tat, wie die Not gebot. Es fügte sich in alle amerikanischen Forderungen und verhing die seiner patriotischen Eigenliebe geschlagene Wunde mit der Erklärung, daß nach genauer Untersuchung des Falles die „Allianza" zur Zeit, da sie angeschossen worden sei, sich beinahe 6 Meilen von der Küste, also außerhalb der spanischen Jurisdiktion befunden habe.

Daß die Insurgenten aus den Vereinigten Staaten Geld und Waffen erhielten, unterliegt keinem Zweifel, wie denn der ganze Aufstand seine Nahrung aus dem Boden der Union zog. Mr. Cleveland erließ zwar die korrektesten Neutralitätsproklamationen, aber deren Ausführung scheiterte an der Beschaffenheit der amerikanischen Institutionen nicht weniger als an den gegenteiligen Sympathien seiner eignen Kabinettsminister und ihrer untergeordneten Organe. Ueberdies lebten auf dem Gebiete der Union an 40000 Kubaner, deren Ueberwachung der Bundesregierung sehr unwillkommene Mühe und Kosten verursachte und deren Führer im Kongreß einflußreiche Gönner und Protektoren besaßen.

Im Juni darauf bezahlte die spanische Regierung $1^1/_2$ Millionen Dollar für den sog. Mora-Claim. Dieser sehr zweifelhafte und auch von manchen angesehenen amerikanischen Politikern für anrüchig gehaltene Anspruch datierte aus dem kubanischen Aufstand der siebziger Jahre. Mr. Moret hatte ihn als spanischer Minister des Aeußern anerkannt, die Cortes aber den bezüglichen Kredit verweigert. Jetzt griff die Bundesregierung die Sache neuerdings auf und erzwang die Bezahlung.

Die Maßregeln, welche die spanische Regierung zur Niederwerfung des kubanischen Aufstandes ergriff, fielen nicht in das Gebiet meiner persönlichen Wahrnehmung und gehören nur insofern in den Rahmen der gegenwärtigen Erinnerungen, als sie auf die Politik der Vereinigten Staaten von Einfluß waren. Sie waren verschieden nach verschiedenen Epochen, und ihre Natur knüpft sich an die Namen der drei sukzessive nach Habana geschickten Generalkapitäne. Im ersten Jahre versuchte das Mutterland den Aufstand niederzuparlamentieren und betraute mit dieser Aufgabe den Marschall Martinez Campos. Im zweiten Jahre geschah der Versuch ernster und rücksichtsloser Bekämpfung, welche General Weyler zuwege bringen sollte. Im dritten und letzten Jahre sollte General Blanco die zu spät bewilligten Reformen durchführen, wurde aber hieran durch den Ausbruch des Krieges verhindert. Ueber diese Materie gibt ein in der „Contemporary Review" vom Juni 1898 erschienener Artikel von Dillon: „The ruin of Spain" eine Fülle interessanter Aufschlüsse.

Während die spanischen Generale auf Kuba mit gleichem Mißerfolg parlamentierten, kämpften und reformierten, fiel dem spanischen Gesandten in Washington die Aufgabe zu, die Bundesregierung bei guter Laune zu erhalten, die verschiedenen Frittionen, welche sich aus den ewig auftauchenden Konflikten amerikanischer Staatsbürger mit den spanischen Behörden ergaben, zu glätten und zugleich den

Digitized by Google

Polizeidienst über das Tun und Treiben der kubanischen Junta auf amerikanischem Boden zu versehen. Diese Aufgabe erforderte nicht nur ein großes Maß von Takt und Geschicklichkeit, sondern auch von Selbstverleugnung, da die Sprache, welche nicht nur in der Presse, sondern vor allem im Kongreß gegen Spanien geführt wurde, auch das phlegmatischste und resignierteste Naturell in Entrüstung bringen mußte. Mr. Dupuy de Lome, welcher Spanien vom Frühjahr 1895 bis Februar 1898 in Washington vertrat, ist dieser Aufgabe bis zu seinem Sturze mit Geschick und Erfolg nachgekommen, und wenn er schließlich einem elenden Briefdiebstahl zum Opfer fiel, so war dies mit ein Teil des Verhängnisses, welches in der ganzen Frage gegen Spanien sich erklärt zu haben schien.

Im Dezember 1895 trat der Kongreß zusammen. Die Botschaft, welche Mr. Cleveland an denselben richtete, war der treue Ausdruck der mir von Mr. Gresham vor Monaten erklärten Politik. Er verkündete, seine aus den Neutralitätsgesetzen fließenden internationalen Pflichten unerschüttert erfüllen und nicht dulden zu wollen, daß der Boden der Union von den Insurgenten als Pivot zur Förderung des Aufstandes mißbraucht werde.

Die Majorität des Kongresses befand sich mit dieser Politik durchaus nicht im Einklange und war entschlossen, das Land und dessen Regierung in eine andre Richtung, und zwar die der aktiven Teilnahme für den kubanischen Aufstand, hineinzutreiben. Fürs erste kam der Gegensatz zwischen den beiden Gewalten nicht zum Ausbruch, weil der akute Stand der Venezuelafrage den Kongreß hinter dem Präsidenten scharte. Sobald aber diese Sache in ein ruhigeres Geleise getreten war, bemächtigte sich der Kongreß der kubanischen Frage und ließ dieselbe nie wieder zur Ruhe kommen. Das Mittel, dessen er sich zu diesem Zweck bediente, war die Einbringung von Beschlußanträgen zur Anerkennung der Insurgenten als kriegführender Macht, und wenn auch hiervon angesichts der Auffassung und des Charakters des Präsidenten ein praktischer Erfolg zunächst nicht erwartet werden konnte, so mußten doch die leidenschaftlichen Debatten über die Frage und die fortgesetzten Beschimpfungen Spaniens eine Verhetzung der Gemüter auf beiden Seiten herbeiführen und die Agitation in Permanenz erhalten.

Es ist schwer zu beurteilen, welche Motive für die Haltung des Kongresses den Ausschlag gaben. Haß gegen Mr. Cleveland und der Wunsch, für die bevorstehenden Präsidentschaftswahlen politisches Parteikapital herauszuschlagen, haben sicher mitgespielt, aber ebenso sicher ist, daß sich unter dem Einfluß eines langen Friedens und dadurch beförderter materieller Erstarkung in den Vereinigten Staaten die Jingotendenzen mächtig entwickelt hatten. Eroberungslust lag diesen in keiner Weise zugrunde, ihnen war es nur um die Betätigung ihres Machtgefühls nach außen zu tun, sie wollten den Krakeel um des Krakeels willen, und ihre Träger fühlten sich sicher, in der vorliegenden Frage die Mehrzahl ihrer Mitbürger für sich zu haben.

Die leidenschaftlichsten Kongreßdebatten über Kuba fanden in den Monaten Februar und März 1896 statt. Ich war damals in Kalifornien und las die

Digitized by Google

Berichte in den dortigen Zeitungen. Als ich in den letzten Märztagen nach Washington zurückkam, schien es schon ziemlich sicher, daß die Agitation diesmal noch im Sande verlaufen und der Präsident sich von seiner Politik nicht abdrängen lassen werde. Ich fand meinen spanischen Kollegen in zuversichtlicher Stimmung und voller Anerkennung über die seinem Vaterlande gegenüber nicht nur korrekte, sondern sogar freundliche Haltung der Bundesregierung. Mr. Olney, welcher Herrn Gresham im Juni 1895 als Staatssekretär nachgefolgt war, machte aus seiner Mißbilligung der agitatorischen und in die konstitutionellen Befugnisse des Präsidenten übergreifenden Haltung des Kongresses kein Hehl.

Indessen konnte Präsident Cleveland sich nicht verhehlen, daß die Politik des Kongresses der öffentlichen Meinung seines Landes sympathischer war als die seinige, noch auch, daß das Fortschleppen des Aufstandes die Durchführung der letzteren unmöglich mache und die Beziehungen beider Länder ernstlich bedrohe. Er ließ daher im April 1896 die spanische Regierung auf die Gefahren der Lage aufmerksam machen und legte ihr nahe, den Aufstand durch Reformen zu beenden und sich zu diesem Zwecke der Vermittlung der Vereinigten Staaten zu bedienen. Er wies darauf hin, wie die von Spanien in Aussicht gestellte rasche Niederwerfung der Insurrektion sich nicht verwirklicht, diese vielmehr ungeachtet aller Truppenverstärkungen und der Entsendung des besten spanischen Generals nicht ab-, sondern zugenommen habe. Er erklärte offen, daß die Vereinigten Staaten einer neuen zehnjährigen Verlängerung des Aufstandes nicht ruhig zuschauen würden, und riet zur Pazifikation der Insel durch friedliche Mittel, bevor dieselben als der Not und Schwäche abgerungene Konzessionen erscheinen würden. In Madrid perhorreszierte man aber nichts mehr als den Gedanken amerikanischer Vermittlung zwischen Spanien und seinen rebellischen Untertanen, und Herr Canovas de Castillo, der damals Spanien regierte, stellte sich auf den Standpunkt, daß Spanien dem amerikanischen Rate bereits durch die in der letzten Thronrede enthaltenen Reformversprechen zuvorgekommen sei, daß aber, bevor von deren Ausführung und Weiterentwicklung die Rede sein könne, die Insurgenten sich erst unterwerfen müßten. Mr. Clevelands Anerbieten wurde Anfang Juni von seiten Spaniens höflich, aber entschieden abgelehnt. Die bezügliche Korrespondenz ist im amerikanischen Blaubuch, „Foreign relations of the U. S.“, Jahrgang 1897 (herausgegeben 1900), S. 540 ff., veröffentlicht worden.

Obgleich dem Schritt der Bundesregierung kein drohender Charakter innegewohnt hatte und ihre Vorstellungen im freundschaftlichen Tone gehalten waren, scheint man in Madrid über die Sache doch erschrocken zu sein. Als ich Ende Mai in London ankam, wurde ich dort durch die Mitteilung überrascht, daß die spanische Regierung gegen die drohende amerikanische Intervention einen Appell an die europäischen Mächte zu richten beabsichtige und der englische Botschafter in Madrid uns die Initiative zu einem in Entsprechung dieses Appells in Washington zu unternehmenden Schritt zudenke. Noch mehr war ich bei meiner Ankunft in Wien überrascht, als ich sah, daß dort der Sache lebhaftes Interesse

Digitized by Google

entgegengebracht und für meine Rückkehr schon die Erteilung entsprechender Instruktionen in Erwägung gezogen wurde.

Aus dem ganzen Projekt ist glücklicherweise nichts geworden. Spanien hat jenen Hilferuf an die Mächte niemals gerichtet. Mr. Taylor, der amerikanische Gesandte in Madrid, hatte von der Sache Wind bekommen und die dortige Regierung auf deren Gefahren aufmerksam gemacht. Mir hat es immer geschienen, daß die Engländer das Projekt für ihre eignen Zwecke lanciert hatten. Jedenfalls zogen sie sich aus demselben heraus, sobald es ihnen nicht mehr in den Kram paßte. Im Frühjahr 1896 standen die Aussichten für die Beilegung des Venezuelakonflikts und die englisch-amerikanischen Beziehungen noch sehr zweifelhaft. Sie besserten sich im Laufe des Sommers; es entstand zuerst der spezielle, dann der allgemeine Schiedsgerichtsvertrag, und mit der Aenderung in den beiderseitigen Beziehungen änderte sich auch die englische Auffassung der kubanischen Frage und der englische Wunsch, den Vereinigten Staaten mit europäischen Mächten Verlegenheiten zu schaffen. Merkwürdigerweise erschien im Monat Dezember in den amerikanischen Blättern eine im ganzen wahrheitsgetreue Darstellung dieser Episode, in welcher nur Englands Anteil ganz unterdrückt und Oesterreich-Ungarn als der eigentliche Spiritus rector des Projekts hingestellt war.

Mittlerweile hatte in den Vereinigten Staaten die Präsidentschaftskampagne begonnen, welche mit dem Siege der Republikaner endigen sollte. In derselben spielten Fragen der auswärtigen Politik nur eine untergeordnete Rolle. Die leidenschaftliche Aufmerksamkeit des Landes war auf die Verfechtung oder Bekämpfung des von den Demokraten aufgestellten Programms freier Silberprägung und einer gegen das große Kapital berechneten sozialen Gesetzgebung gerichtet. Dennoch fanden es beide Parteien geboten, während der Wahlkampagne ihre Sympathien für die kubanischen Insurgenten zu betonen, und am entschiedensten taten dies die Republikaner, welche die Unabhängigkeit Kubas geradezu auf ihr Banner schrieben oder, wie die amerikanische Sprechweise lautet, eine auf diese Unabhängigkeit abzielende Planke in ihre Plattform aufnahmen. Wäre es indessen Spanien gelungen, in jenem Sommer oder Herbst mit dem Aufstand fertig zu werden, so wäre der amerikanischen Agitation das Feuer ausgegangen, und die Welt hätte aller Wahrscheinlichkeit nach längere Zeit von Kuba nichts gehört.

Das war aber nicht der Fall. General Weyler, welcher Marschall Martinez Campos als Gouverneur in Habana nachgefolgt war, hatte mit seinen energischen Maßregeln nicht mehr Glück, als jener mit seinen Versuchen einer Versöhnung. Spanien schickte Geld und Truppen, aber die Insurgenten behaupteten sich in den Bergen und östlichen Provinzen und machten sogar Streifzüge bis in die Nähe von Habana. Jeder partielle Erfolg, den sie errangen, wurde von den amerikanischen Zeitungen entsprechend aufgebauscht und gleichzeitig die Kampagne gegen die angeblichen Grausamkeiten General Weylers begonnen, dessen Name in den Vereinigten Staaten bald mit dem eines unmenschlichen Unholdes gleichbedeutend wurde.

Digitized by Google

Als ich nach der Präsidentenwahl im November 1896 nach Washington zurückkehrte, fand ich die Situation wesentlich verschlechtert. Mr. Olney erklärte mir, daß er mit dem Gang der Dinge auf Kuba sehr unzufrieden und es für die Vereinigten Staaten sehr hart sei, mit verschränkten Armen zuschauen zu sollen, wie die an ihren Toren gelegene reiche Insel durch einen end- und ergebnislosen Krieg verwüstet werde und ihre eignen Interessen hierbei erheblichen Schaden litten. Er gab mir auch zu erkennen, daß die Anschauungen, welche bisher für die Politik Mr. Clevelands maßgebend gewesen waren, sich geändert hätten, und bemerkte, daß die neueren Berichte, welche die Bundesregierung aus Kuba erhalte, dahin lauten, daß auch der überwiegende Teil der weißen Bevölkerung auf seiten des Aufstandes, und diese stark genug sei, um ihre Stellung gegenüber dem farbigen Element auch für alle künftigen Eventualitäten zu behaupten.

Die präsidentielle Botschaft vom Dezember 1896 trug den Stempel des Eindrucks, welchen die lange Dauer des Aufstandes und die dadurch in den Vereinigten Staaten unterhaltene Gärung auf Mr. Clevelands politische Auffassung gemacht hatten. Den wesentlichen Gesichtspunkten seiner früheren Anschauungen blieb er treu und erklärte auch jetzt noch, den Ausgleich zwischen der empörten Kolonie und dem Mutterlande unter Anerkennung der Souveränität des letzteren und Bewilligung weitgehender Autonomie für die beste aller Lösungen anzusehen. Aber er fügte hinzu, daß die Geduld der Vereinigten Staaten nicht ewig dauern würde und die weitere Fortsetzung des gegenwärtigen, aussichtslosen und verwüstenden Kampfes deren Intervention herbeiführen müsse.

Die von Mr. Cleveland gewünschte Lösung scheiterte an der Haltung Spaniens nicht minder als an der der Insurgenten. Mr. Canovas de Castillo beharrte auf seinem Standpunkt, daß die Rebellen sich vor allem unterwerfen müssen, und diese erklärten, keinen spanischen Versprechungen mehr trauen zu wollen. Diesem Einwurf wollte der Präsident durch eine von den Vereinigten Staaten für die Ausführung der Reformen zu übernehmende Garantie begegnen, aber eine solche Einmischung war Herrn Canovas ebenso widerwärtig wie die dadurch bedingte Rückkehr zum Gehorsam an das Mutterland den Insurgenten. In Madrid glaubte man eben nicht, daß die Amerikaner jemals bis zum Kriege schreiten würden, und die Insurgenten rechneten auf ihre Freunde im Kongreß und die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten.

Der Kongreß war kaum zusammengetreten, als er sich auch schon der kubanischen Frage bemächtigte und seiner Unzufriedenheit über die bezügliche Politik des Präsidenten in allen Tonarten Ausdruck gab. Im Senat war das Jingotum noch stärker vertreten als im Repräsentantenhause, und demgemäß waren die dort geführten Debatten noch leidenschaftlicher und für Spanien beleidigender. Die eingebrachten Resolutionen gingen teils auf die Anerkennung der Insurgenten als Kriegführende, teils auf die der Unabhängigkeit Kubas, teils auf die offene Kriegserklärung, hatten aber alle den gleichen Zweck, die Administration zur offenen Parteinahme für den Aufstand anzuweisen. Schließlich

Digitized by Google

kristallisierten sie sich in der Resolution des Senators Cameron, welche die kubanische Unabhängigkeit anerkennen und zugleich Spanien die Vermittlung der Vereinigten Staaten zur Herstellung des Friedens mit den Insurgenten auf dieser Basis anbieten wollte. Die Debatten über diese Vorschläge wurden mit berechneter Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit geführt, und die gegen Spanien und seinen unglücklichen Generalkapitän losgelassenen Beschimpfungen dürften in der Geschichte parlamentarischer Debatten kaum ihresgleichen finden.

Vorläufig war dies alles bloß Kolophoniumfeuer. Mr. Cleveland war entschlossen, sich aus seiner Haltung nicht herausdrängen zu lassen und die letzten Monate seiner Amtsführung nicht mit einer Kriegserklärung zu beschließen. Aber Spanien durfte die Bedeutung des grollenden Donners nicht überhören und sich keiner Illusion darüber hingeben, daß die ihm zur Bewältigung seiner Kolonie gewährte freie Hand nicht von langer Dauer sein werde. Mr. Cleveland war nur ein vorübergehendes, der Senat ein bleibendes Element in der politischen Konstellation, und wenn Gerechtigkeit, Mäßigung und staatsmännische Auffassung auf seiten des ersteren standen, so entsprachen die interventionslustigen, aggressiven und draufgängerischen Tendenzen des letzteren besser der im Lande herrschenden Stimmung.

Die letzten Monate der Clevelandschen Administration vergingen in fortwährenden Reibungen zwischen Präsident und Senat. Der letztere drängte ihn nicht nur in der kubanischen Frage, er bekrittelte, amendierte und verwarf ihm auch seinen Schiedsgerichtsvertrag mit England. Und doch hat Clevelands Behandlung der Venezuelafrage den Grund zur Herstellung der guten Beziehungen mit England gelegt, welche die Kriegspartei später in ihrem Vorgehen mit solcher Zuversicht erfüllt haben.

Am 4. März 1897 zog der neue Herr in das Weiße Haus ein. Außerhalb der Vereinigten Staaten war sein Name der Welt bis dahin nur durch einen der extremsten Zolltarife bekannt geworden, durch welchen Amerika die Erzeugnisse der andern Länder von seinem Boden auszuschließen bemüht war. In der Tat soll er aber gar nicht der wirkliche Vater dieses Tarifes gewesen, sondern nur durch eine Reihe von begünstigenden Umständen dazu geführt worden sein, demselben seinen Namen haben leihen zu können. Seine Nomination zum Präsidentschaftskandidaten der republikanischen Partei verdankte er einem mächtigen und geschickten Syndikat von Politikern und Finanziers, an deren Spitze der nachmalige Senator für Ohio, Mr. Hanna aus Cleveland, stand. In den eleganten Kreisen Neuyorks galt er für einen Politiker gewöhnlichen Schlages, ohne starke Ueberzeugungen, und wenngleich er während der Kampagne das Panier der Goldwährung oder, wie es damals hieß, des „guten Geldes", zu tragen berufen war, waren seine eignen Neigungen in dieser Frage nicht zu jeder Zeit außer Zweifel gestanden. Aber sein Glücksstern hatte es so gefügt, daß das von seinem demokratischen Gegner aufgestellte Programm alle konservativen Elemente um sein Banner scharte, weil sie in Mr. Bryan die ökonomische und soziale Revolution verkörpert sahen.

Digitized by Google

Mr. Mac Kinley hatte die Plattform von St. Louis in allen Punkten unterschrieben; nichts deutet aber darauf hin, daß er das Weiße Haus mit ausgeprägten Anschauungen oder gar einem festen Programm bezüglich des kubanischen Problems bezog. Mr. Dupuy de Lome wollte in Erfahrung gebracht haben, daß er Mr. Cleveland zu den Ausführungen seiner letzten Botschaft seine Zustimmung ausgesprochen und erklärt habe, nach seiner Inaugurierung die gleiche Politik befolgen zu wollen. Aehnliche Versicherungen sollen gleich nach seinem Amtsantritt auch nach Madrid gegeben worden sein. In der Inaugurationsrede war Kuba mit keinem Wort erwähnt, jede Eroberungs- und Expansionspolitik aber zurückgewiesen worden. Dupuy de Lome trug wieder die Zuversicht zur Schau, daß alles beim alten bleiben, viel gesprochen und geschimpft, aber von der Bundesregierung nichts werde getan werden.

Diese rosige Stimmung sollte aber nicht lange währen. Wenn aus der ziemlich farblosen Inaugurationsrede irgend etwas mit Bestimmtheit hervorging, so war es das Bestreben Mr. Mac Kinleys, sich mit dem Kongreß gut zu stellen. Dessen Tendenzen standen aber nicht im Zweifel und sollten in wenigen Tagen eine neue Manifestation erfahren.

Am 15. März war der Kongreß zu einer außerordentlichen Session zusammengetreten zu dem ausschließlichen Zwecke, um einen neuen Zolltarif zu beraten. Im Senat wurde aber sofort ein neuer Antrag auf Anerkennung der Belligerenz der Insurgenten eingebracht und ungeachtet des hartnäckigen Widerstandes einer kleinen, aber durch Talent hervorragenden Minorität auch angenommen. Dem ungewöhnlichen Ansehen des Sprechers Reed und der strammen Parteidisziplin der Republikaner im Repräsentantenhause gelang es, zu verhindern, daß der Antrag dort zur Beratung gelangte. Im andern Falle wäre dessen Annahme keinem Zweifel unterlegen und Mr. Mac Kinley gleich zu Beginn seiner Präsidentschaft vor die Alternative gestellt worden, einen Kongreßbeschluß mit Veto zu belegen oder eine Maßregel zu sanktionieren, welche aller Wahrscheinlichkeit nach in Kürze zum bewaffneten Konflikt mit Spanien führen mußte.

In der Ungewißheit über die Widerstandskraft des Präsidenten gegen die mit Sicherheit zu erwartende fortgesetzte Pression des Kongresses bestand für Spanien die Gefahr der Lage. Der spanische Gesandte fühlte dieselbe, und ich hatte ihn bisher nie so besorgt gesehen wie in jenen Mai- und Junitagen. Mr. Sherman, der neue Staatssekretär, hatte sich geweigert, die im März in Madrid erteilten beruhigenden Versicherungen jetzt zu wiederholen und Herrn Dupuy bemerkt, wie unangenehm es für den Präsidenten sei, Kubas wegen im Kongreß und in der Presse fortwährend angegriffen zu werden. Es war klar, daß die Beendigung der kubanischen Wirren der Bundesregierung drängender wurde, und daß, wenn sie auch nicht mit sich im reinen war, wie sie dieselbe herbeiführen würde, irgendein Schritt der Einmischung früher oder später zu erwarten stand.

Noch einmal gingen die Wolken vorüber. Der Kongreß votierte dem Präsidenten 50000 Dollar für in Kuba durch die Kriegsereignisse notleidend

Digitized by Google

gewordene Amerikaner, Mr. Mac Kinley schickte einen Vertrauensmann nach der Insel, um über deren wahre Lage Bericht zu erhalten, und ernannte einen neuen Gesandten nach Madrid, den General Woodford. Bis zum Wiederzusammentritt des Kongresses im Dezember war der Friede gesichert, aber Spanien mußte sich sagen, daß es für die Niederwerfung des Aufstandes nur mehr eine Galgenfrist besäße.

Um diese Zeit tauchte auch das Projekt des Verkaufes Kubas seitens Spaniens wieder auf. Neu war dasselbe nicht. Schon General Grant und Marschall Prim hatten über dasselbe verhandelt, und vielen gemäßigt denkenden Amerikanern erschien es stets als das naturgemäße Ende der Streitfrage. Mr. Cleveland hatte es auch in seiner letzten Botschaft als eine der Berücksichtigung werte Lösung bezeichnet, die nur der Einwendung ausgesetzt sei, daß sie Spaniens Einwilligung voraussetze, wofür bis jetzt keinerlei Indizien vorhanden wären. Nun kam Mr. Mac Cook aus Neuyork, welcher ursprünglich für einen Kabinettsposten in der neuen Administration in Aussicht genommen war, nach Washington und machte dem Präsidenten den Vorschlag, den Ausgleich auf die Art herbeizuführen, daß die Insurgenten zuerst die Souveränität Spaniens anerkennen, dieses ihnen aber sodann dieselbe gegen eine von den Vereinigten Staaten zu garantierende Geldindemnität verkaufen solle. Als Preis wurden 200 Millionen Dollar genannt, und Mr. Mac Cook wollte das Geschäft finanzieren. Mr. Mac Kinley erwiderte dem freiwilligen Unterhändler, daß er nicht die Absicht habe, im gegenwärtigen Stadium der Frage zu intervenieren und an Spanien mit einem solchen Projekt heranzutreten. Sollte aber dieses demselben zuneigen, so würde er es gerne in sympathische Erwägung ziehen. Mac Cook begab sich sodann zu dem spanischen Gesandten, wo er indessen einen entschiedenen Korb erhielt. Dupuy de Lome bezeichnete alle derartigen Ideen für Illusionen und Hirngespinste und fügte hinzu, daß, wenn sich wirklich eine spanische Regierung finden sollte, die geneigt wäre, auf ein solches Geschäft einzugehen, er der erste sein würde, ihr den Gehorsam aufzusagen.

Die spanischen Taten standen indessen mit diesen stolzen Worten nicht im Einklang. Obgleich die Spanier 200000 Mann Truppen nach Kuba geschickt hatten, beherrschten diese tatsächlich nicht mehr Boden, als sie mit ihren Füßen einnahmen. Die Insurgenten waren nur eine Bande von Flibustiern, und ihre sogenannte Regierung existierte nur auf dem Papier. Aber die spanischen Truppen kamen ihnen in ihren Schlupfwinkeln nicht bei, die gegenseitige Verwüstung des Landes dauerte fort und wurde durch General Weylers Rekonzentrierungsorders auf die Spitze getrieben. Um den Insurgenten alle Zufuhr an Lebensmitteln und materiellem Bedarf zu entziehen, ersann der Generalgouverneur den Plan, die ganze Landbevölkerung in den Städten und um dieselben herum zu konzentrieren, ihre Plantagen zu zerstören und das Land in eine Wüste zu verwandeln. Der greifbarste Erfolg dieser Maßregel war aber der, der Agitation in den Vereinigten Staaten neue Nahrung zu geben, das natürliche Mitgefühl mit dem Elend der „Reconcentrados" auch in die weiten,

Digitized by Google

bis jetzt indifferent gebliebenen Schichten der Bevölkerung zu tragen und Wasser auf die Mühle der Jingos zu treiben.

Im September 1897 kam der neue amerikanische Gesandte in Spanien an. Der Tenor seiner Instruktionen war kein unfreundlicher. Er war beauftragt, auf die Dringlichkeit der Beendigung des Aufstandes aufmerksam zu machen, die Abberufung des Generals Weyler und die Einführung gründlicher Reformen auf Kuba zu verlangen und die Vermittlung der Vereinigten Staaten anzubieten.[1]) Mr. Mac Kinley tat also damals nicht viel mehr als sein Vorgänger getan hatte, und das Kabinett der Liberalen, welches in Spanien bald nach Herrn Canovas' Ermordung ans Ruder gekommen war, setzte den amerikanischen Vorschlägen nicht mehr dieselbe starre Ablehnung entgegen. Von der Vermittlung der Bundesregierung wollte es zwar auch nichts hören, aber im übrigen zeigte es sich bereit, den Boden der Konzessionen zu betreten. General Weyler wurde abberufen, ein Autonomieprojekt ausgearbeitet und zu dessen Durchführung General Blanco als Generalkapitän nach Kuba geschickt. Die Situation erschien wieder in freundlicherer Beleuchtung. Mr. Sherman erklärte in Washington akkreditierten Diplomaten, daß die von Spanien gewährte Autonomie mehr sei, als die Insurgenten verdienten, Dupuy de Lome war des Lobes voll über die friedfertigen Gesinnungen Mr. Mac Kinleys und gab zu Ehren des hier nach Kuba durchreisenden früheren Justizministers Canalejas ein Bankett, an welchem alle in Washington weilenden Kabinettsminister und sonstigen politischen Sommitäten teilnahmen.

Ueber diese Phase der Frage und die weitere Vorgeschichte des Krieges, von der Ankunft Woodfords in Spanien bis zur Verschlechterung der Lage im Januar, ist in den englischen Blättern im April 1898 eine Reihe diplomatischer

---

[1]) Mr. Woodfoord hat seither Veröffentlichungen gemacht, in denen er den versöhnlichen Charakter seiner damaligen Instruktionen mit dem ganz unvorbereiteten Zustande der amerikanischen Kriegsmacht motiviert hat. Er erklärte, es wäre ein großes Glück für die Vereinigten Staaten gewesen, daß das liberale Ministerium in Madrid auf der Weigerung des Herzogs von Tetuan, Weyler zu entlassen, nicht beharrt habe. Er habe Auftrag gehabt, im Fall der Nichterfüllung dieser Forderung seine Pässe zu verlangen, und in den amerikanischen Arsenalen hätten sich weder damals noch auch Mitte Februar, als die „Maine" in die Luft flog, genügende Munition für Kanonen und Mannschaft befunden. Aus diesem Grunde habe er auch später die Dinge hinziehen müssen, da man in Washington erst bis Mitte April einigermaßen mit den Kriegsvorbereitungen fertig sein konnte.

Woodford scheint nicht zu fühlen, daß er seine eigene Regierung der Doppelzüngigkeit beschuldigt. Was er über den Mangel an Vorbereitung sagt, ist sicher wahr, ebenso auch seine Behauptung, daß seine Bemühungen, einen für Amerika vorzeitigen Ausbruch des Krieges zu verhindern, am meisten durch die spanische Haltlosigkeit unterstützt worden sind, aber unrichtig sind seine weiteren Erklärungen, als wäre ohne Englands Freundschaft und die Unterstützung Sir Henry Drummond Wolfes die Erfüllung dieser Aufgabe unmöglich gewesen. Keine einzige europäische Macht hat daran gedacht, Spanien zur Erklärung des Krieges zu drängen, keine einzige ihre Hilfe oder Parteinahme in Aussicht gestellt, und so sehr auch deren Sympathien auf spanischer Seite gewesen sein mögen, ihre Aktion in Madrid hat sich immer darauf beschränkt, zur Nachgiebigkeit zu raten.

Digitized by Google

Veröffentlichungen erschienen, welche den Sachverhalt wahrheitsgetreu und erschöpfend darstellte und den Beweis lieferte, daß die amerikanische Regierung von den spanischen Reformbestrebungen befriedigt und die Kriegsgefahr in die Ferne gerückt schien.

Im Dezember trat der Kongreß wie gewöhnlich zusammen, und die Botschaft, welche der Präsident über die kubanische Frage an denselben richtete, berechtigte zu der Hoffnung, daß die Vereinigten Staaten ihre bisherige Haltung der Nichtintervention fortsetzen würden. Ihr wesentlicher Inhalt lief darauf hinaus, daß das Ministerium Sagasta dem amerikanischen Verlangen nach Herstellung eines dauernden Friedens auf Kuba durch Einführung von Reformen entsprechen zu wollen scheine und es ein Gebot der Gerechtigkeit sei, ihm zur Ausführung seiner Absichten Zeit und Gelegenheit zu gewähren. Mr. Mac Kinley sprach sich entschieden gegen die Anerkennung der Insurgenten als kriegführender Macht aus und erklärte, daß, wenn später die Vereinigten Staaten in der Sache mit Gewalt zu intervenieren gezwungen sein sollten, dies auf eine Art geschehen müsse, welche ihnen die Zustimmung und den Beifall der ganzen zivilisierten Welt sichern würde. In der Form dürften die präsidentiellen Ausführungen über die Natur des spanischen Regimes in Kuba Spanien weniger angenehm berührt haben. Aber wenn man gerecht sein will, darf nicht übersehen werden, daß Mr. Mac Kinley nicht die spanische Eigenliebe, sondern vor allem die Stimmung seiner unmittelbaren Zuhörer zu berücksichtigen hatte und seinen internationalen Pflichten genug getan zu haben glauben konnte, wenn er dem aktionslüsternen Kongresse eine Politik des weiteren Zuwartens empfahl.

Ein kurzes Resümee des bisher Erzählten läßt die damalige Sachlage wie folgt erscheinen:

Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten hatte mit dem kubanischen Aufstande von allem Anfang an sympathisiert, und aus diesen Sympathien hatte derselbe immer neue Nahrung und Lebenskraft gezogen.

Die Bundesregierung war indessen dem Aufstande gegenüber neutral geblieben. Als derselbe aber ein Jahr gewährt hatte und seiner Beendigung nicht nähergerückt schien, war Präsident Cleveland in Madrid über die Gefahren der Lage vorstellig geworden und hatte seine Vermittlung zwischen Spanien und den Insurgenten angeboten.

Canovas de Castillo, welcher Spanien vom März 1895 bis August 1897 regierte, hatte diese Vermittlung immer perhorresziert und sich auf den Standpunkt gestellt, daß der Aufstand vor allem militärisch niedergeworfen werden müsse.

Mittlerweile hatten seine Generale in Kuba nichts ausgerichtet, und die Führer der Aktionspartei im Senate, die Herren Morgan, Cullom, Davis, Lodge, Mason, Thurston, Money usw., immer mehr für den Krieg geschürt. Den fechtenden Insurgenten auf Kuba ging es nicht schlechter als sonst, ihren intriganten Führern von der Junta in Washington und Neuyork aber viel besser.

Digitized by Google

Der neue Präsident stand der Pression des Kongresses und seiner Parteianhänger nicht mit derselben Unabhängigkeit gegenüber wie sein Vorgänger und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß er für Kuba etwas tun müsse.

Er griff daher den Clevelandschen Vorschlag kubanischer Reformen und amerikanischer Vermittlung auf und instruierte seinen neuen Gesandten in dessen Sinne.

Dieser empfing die Antwort nicht mehr von Herrn Canovas, sondern von Herrn Sagasta. Spanien zeigte sich bereit, den Standpunkt unbedingter Niederwerfung des Aufstandes zu verlassen und den Versuch zu unternehmen, seine Kolonie durch Einführung eines autonomen und liberalen Regimes zu pazifizieren.

Es schien nun an den Vereinigten Staaten, Spanien zur Erprobung seines Versuches Zeit zu lassen, und dies war auch die Politik, welche Mr. Mac Kinley dem Kongresse empfahl. Bei der strammen Parteidisziplin der Republikaner im Repräsentantenhause und der immerhin ansehnlichen Minorität friedliebender, gemäßigter und dem Präsidenten ergebener Senatoren konnte Spanien im Dezember 1897 hoffen, daß die unmittelbare Kriegsgefahr noch einmal abgewendet sei und es über die bedenkliche Periode der Kongreßsession hinüberkommen werde.

Die Dinge kamen aber anders. Rasch und unvermittelt trat ein Wechsel in der Stimmung der Bundesregierung ein, welcher vor allem in der verschiedenen Beurteilung der spanischen Reformmaßregeln Ausdruck fand. Waren dieselben früher für die Kubaner beinahe zu gut gewesen, so zweifelte man jetzt, ob von denselben überhaupt etwas herauskommen würde. Mr. Sherman malte mir im Januar die Lage in Kuba in den düstersten Farben, und zu derselben Zeit sprach sich Vizepräsident Hobart im vertraulichen Kreise sehr besorgt über die Situation aus und äußerte seine Zweifel an der Möglichkeit der Erhaltung des Friedens. Die neue Stimmung erhielt in den letzten Tagen Januar greifbaren Ausdruck durch den Beschluß, das Kriegsschiff „Maine" nach Habana zu entsenden.

Es war hier eine psychologische Wandlung eingetreten, für deren Erklärung bis heute der positive Schlüssel fehlt. Keine neue Tatsache hatte sich ereignet, kein neues Element war in die Situation hineingetragen worden. In Habana hatten Demonstrationen der Spanien ergebenen Teile der Bevölkerung gegen das Autonomieprojekt stattgefunden und waren von den amerikanischen Hetzblättern in sensationeller Weise aufgebauscht worden, sie waren aber rasch vorübergegangen, hatten keine amerikanischen Interessen verletzt, und weder ihre Natur noch ihr Umfang waren geeignet, über das Projekt den Stab brechen zu lassen und ein Abgehen von der Politik loyalen Abwartens zu rechtfertigen. Generalkonsul Lee stellte allerdings den Autonomieentwurf als wertloses Blech hin, berichtete, daß außerhalb des infolge desselben ernannten kubanischen Ministeriums es in Habana nicht dreißig Anhänger desselben gäbe, und tat das Seinige, um der Bundesregierung jeden Glauben an die Möglichkeit einer Pazifizierung der Insel durch Spanien zu benehmen. Aber den Ruf nach Kriegsschiffen hatte er auch schon früher ausgestoßen, ohne daß man es in Washington für nötig befunden hätte, demselben zu entsprechen. Die Junta in Neuyork war von den

Digitized by Google

spanischen Konzessionen freilich nicht befriedigt, die gelbe Presse, allen voran „New York Journal", hetzten weiter zum Kriege, und der Kongreß fügte sich nur widerwillig in die von Mr. Mac Kinley empfohlene Politik. Aber diese Tatsachen waren weder neu, noch wohnte ihnen für den Moment eine zwingende Gewalt inne.

Kurz vor der Entsendung der „Maine" nach Habana hatte im Repräsentantenhause eine neue kubanische Debatte stattgefunden, in deren Verlaufe auf die für Spanien bedrohliche Stimmung im Weißen Hause neues Licht fiel. Von seiten der Demokraten war Mr. Mac Kinley der Vorwurf gemacht worden, daß er nicht energisch genug und der kubanischen Sache nur lau zugeneigt sei. Mr. Hitt, Vorsitzender des Komitees für Auswärtige Angelegenheiten und ein besonderer Vertrauensmann der Administration, verteidigte den Präsidenten mit dem Hinweis, wie dessen Sympathien mit denen des Kongresses im Einklang stünden, wie er von Spanien die bedingungslose Freilassung aller in Kuba verhafteten Amerikaner, die Abberufung des Generals Weyler und die Gewährung der Autonomie erlangt habe. Keine unabhängige Regierung würde sich Erklärungen, wie Mr. Mac Kinley selbe in Madrid habe abgeben lassen, anders als unter dem Zwange außerordentlicher Umstände gefallen lassen. Der Kongreß könne daher das feste Vertrauen haben, daß der Präsident in der bisher befolgten Richtung weitergehen werde.

Die Chancen des spanischen Versöhnungsversuches wurden durch die Absendung der „Maine" sicherlich nicht gesteigert. Gelingen konnte derselbe überhaupt nur, wenn die amerikanische Regierung ihren Einfluß bei den Insurgenten für denselben verwendete. Dies hat sie nie getan. Indessen war auch Spaniens Haltung nicht geeignet, ihr den Entschluß zu solcher Einwirkung zu erleichtern. Zweimal hatte Spanien die angebotene amerikanische Vermittlung bei den Insurgenten zurückgewiesen, und noch anfangs Februar soll es neuerdings in einer Note erklärt haben, daß es lieber den Krieg akzeptieren als dieselbe zulassen würde.

Es ist schwer abzusehen, welchem wirklichen und wünschenswerten Zwecke die Absendung der „Maine" nach Habana damals entsprechen sollte. Leben und Eigentum amerikanischer Bürger in Kuba waren nicht bedroht,[1]) und unter den Umständen konnte das Erscheinen des amerikanischen Kriegsschiffes nicht anders denn als eine Demonstration zugunsten der Insurgenten und als Bedrohung Spaniens aufgefaßt werden. Daß dasselbe im Hafen von Habana in die Luft fliegen würde, daran konnte allerdings niemand denken, aber der Staatssekretär des Aeußern hatte sich gefallen, mir auseinanderzusetzen, wie leicht aus der Landung betrunkener amerikanischer Matrosen ein Konflikt mit spanischen Soldaten entstehen könne, und wie leicht es wäre, die „Maine" von den Forts Habanas

[1]) Wie soeben erwähnt, hatte die spanische Regierung dem gleich nach dem Amtsantritt Mr. Mac Kinleys gestellten Begehren nach Freilassung aller in Kuba verhafteten amerikanischen Staatsangehörigen sofort bedingungslos entsprochen.

Digitized by Google

aus zusammenzuschießen. Wenn der Präsident, dessen Absichten die berechnete Herbeiführung eines Konfliktes sicherlich ferne lag, sich ungeachtet aller Bedenken zur Absendung entschloß, so war dies ein Beweis seiner Nachgiebigkeit gegenüber dem Kongresse.

Spanien machte gute Miene zum bösen Spiele, akzeptierte den Besuch der „Maine" als Akt internationaler Courtoisie und erwiderte denselben durch den Gegenbesuch der „Viscaya" in Neuyork. Beide Schiffe liegen heute auf dem Grund der See. Indessen hätte Spanien wohl besser getan, auf seinem formellen Rechte in dieser Frage zu verharren und den Besuch des amerikanischen Schiffes abzulehnen; ebenso auch dem Generalkonsul Lee das Exequatur zu entziehen, statt dessen Abberufung als einen Akt der Freundschaft im Interesse der beiderseitigen guten Beziehungen in Washington zu erbitten. Man hat aber in Madrid im Verlauf der ganzen Frage niemals die richtigen Gelegenheiten zum Nachgeben oder Beharren zu wählen verstanden. (Schluß folgt)

Kriegslandwirtschaft an der galizischen Front

Von

Freiherrn von la Valette St. George

Das Gelände, in welchem sich die Kämpfe um den Dnjestr, die Zlota Lipa abspielten und heute noch an der Strypa fortdauern, ist eines der fruchtbarsten und landwirtschaftlich interessantesten der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie. Hochragende, gut gepflegte Eichenwälder, meist in Potockischem Besitz, wechseln mit unübersehbaren Getreide- und Kartoffelfeldern, in den tief eingeschnittenen, von Nord nach Süd zum Dnjestr streichenden Tälern sieht man gute, wenn auch teilweise etwas versumpfte Weiden, durch die sich träge, schmutziggelbe Flüßchen schlängeln, deren riesige, seenartige Aufstauungen dem Landschaftsbilde ein charakteristisches Gepräge aufdrücken.

Kleine Landstädtchen mit edel geformten Barockkirchen, Regierungsgebäuden und Schulen erwecken Erinnerungen an die galizischen Kavalleriegarnisonen, die so oft literarisch geschildert worden sind. Als grüne Oasen in den weiten Getreideflächen oder im Mittelpunkte der Dorfschaften erblickt man die Meierhöfe der polnischen oder jüdischen Großgrundbesitzer, meist auch von jüdischen Pächtern verwaltet.

Die Dörfer selbst ziehen sich kilometerlang auseinander oder sind tief in die schluchtartigen Verzweigungen der Talmulden eingebettet. Bäuerliche Einzelgehöfte finden sich nirgendwo.

Der Boden trägt fast durchweg eine viele Meter tiefe, äußerst fruchtbare, weiche, schwarze Ackerkrume auf sehr leicht verwitterndem kreidigem Kalkgrund. Infolge dieser Bodenverhältnisse, der starken Entwaldung, der sommerlichen

Digitized by Google

Hitze, der großen Feuchtigkeit im Frühling und Herbst und der starken Schneefälle im Winter bilden sich an den kahlen Berghängen viele Hundert Meter lange, 20 bis 30 Meter hohe und bis zu 100 Meter breite Wasserrisse. Die Wege sind infolge des schlechten Steinmaterials, falls überhaupt ein solches verwandt wird, bis auf wenige gut unterhaltene Reichsstraßen in trostlosem Zustande, tiefe Brunnen geben reichliches, aber nicht immer gutes Wasser. Cholera und Typhus dürften endemisch sein, waren es wenigstens in diesem Feldzuge. Auf den großen Gütern wird die Landwirtschaft fast durchweg mit modernen Maschinen betrieben, die Gebäude sind neu und geräumig, die Bauern arbeiten aber noch mit den primitivsten Mitteln und leben teilweise in den elendesten, schmutzigsten, mit Stroh gedeckten Hütten. Eine Ausnahme von der Regel macht gewöhnlich das schon an seinem Blechdache und kleinem Vorbau kenntliche Haus des Pfarrers und die Schule. Auf den großen Gütern werden zumeist Hafer, Gerste, Weizen, Kartoffeln und Bohnen in sehr großen Feldrainen angebaut, die Kleinbauern pflanzen auch sehr viel Mais, besonders in den geschützteren Tälern. Bohnen werden allein oder auch zwischen den Kartoffeln in großen Massen gezogen. Das vorgefundene Vieh war nicht gerade sehr guter Qualität, die Pferde sehr klein, aber zäh, Rindvieh und Schafe geringwertig, anstatt des rauhhaarigen, auf Fett gezüchteten ungarischen Schweines fanden wir magere, glatthaarige, mäßig große Tiere vor. Einzelne Gutshöfe hatten vor dem Kriege die Zucht hochrassiger, selbst arabischer Pferde unternommen.

Beim Einmarsch der Russen wurden die Grundbesitzer, soweit sie nicht, wie fast alle Deutschen, Juden und Polen, geflohen waren, zunächst geschont, ja die ruthenischen Bauern wurden sogar mit allen möglichen Lockungen und Versprechungen einer Aufteilung des polnischen Grundbesitzes verhätschelt.

Ein Grund mehr, um die Kleinbauern zu unausgesetzten Plünderungen und Verwüstungen des Großgrundbesitzes zu veranlassen. Ein Umschlag in der Stimmung trat erst ein, als die Russen kein Hehl mehr daraus machten, eben auf diesem Besitze rein russische Bauern — man sprach von 300 000 — anzusiedeln. Und beim Rückzuge aus den Karpathen gab es auch keine Schonung mehr gegenüber den ruthenischen Bauern, geschweige denn von dem, was man dem Großgrundbesitz gelassen hatte. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde mitgeschleppt, verbrannt, verstreut. Sämtliche 22 Brennereien und alle Mühlen der Kreise Zborow und Tarnopol gingen in Flammen auf, in sämtlichen Meierhöfen wurden Ställe, Scheunen, Strohmieten, landwirtschaftliche Maschinen niedergebrannt, die Besitzer selbst und fast alles Vieh weggeschleppt. Nur wenigen gelang es, durch bare Bestechungen die mordbrennenden Kosaken fernzuhalten. Das hochstehende Getreide wurde grün verfüttert oder selbst durch Kavallerie niedergetrampelt. Von einzelnen Höfen und Dörfern waren vielfach nur die Schornsteine als Wahrzeichen russischen Vandalismus stehengeblieben. In den Städten waren durchweg die Judenviertel dem Boden gleichgemacht worden.

Digitized by Google

Doch mitten unter den Kämpfen, die das galizische Land Habsburgs Zepter wiedergewannen, entstand der Gedanke, den herrlichen Boden dem Allgemeinwohl wieder nutzbar zu machen und zu retten, was noch zu retten war. Nicht zum wenigsten war es der Initiative des Generals der Kavallerie Freiherrn Marschall — wohlbekannt in Berliner Kreisen als ehemaliger Gardedukorpskommandeur und Generaladjutant Seiner Majestät — zu verdanken, daß bereits Mitte Oktober ein Wirtschaftsausschuß für den ganzen Bezirk des gleichnamigen Korps gebildet wurde. Dieser nahm nun zunächst die Organisation der in diesem Jahr außerordentlich reichen Kartoffelernte unter regster Beteiligung der fechtenden Truppen und Kolonnen in die Hand.

Nicht weniger als 133000 Zentner Kartoffeln wurden in kurzer Zeit geerntet und eingemietet, bis der schroffe Temperaturwechsel den Arbeiten ein Ziel setzte.

Galizien hat nämlich ein reines Steppenklima, ähnlich wie Südrußland, Rumänien und in etwas milderer Form Ungarn. Sengende Hitze im Sommer, große Nässe und schroffer Temperaturwechsel, teilweise mit eisigen Schneestürmen im Winter, charakterisieren die Art dieses Klimas. Wir erlebten 28 Grad Celsius Kälte, und Unterschiede von 20 Grad in der Tages- und Nachttemperatur sind keine Seltenheit.

Infolge dieser klimatischen Umstände mußte auch sehr bald die Pflügerarbeit eingestellt werden, insbesondere auch, da keinerlei Dampfpflüge, die gerade bei den großen arrondierten Komplexen und dem leicht zu beackernden ebenen Boden ein gutes Feld der Tätigkeit gefunden hätten, vorhanden waren.

Daß diese reiche Kartoffelernte, worin die mindestens ebenso große der Kleinbauern nicht miteingerechnet ist, in der kurzen Zeit von wenigen Wochen geborgen werden konnte, ist in erster Linie der tätigen Beihilfe der Truppen zu verdanken, die sogar dicht vor der feindlichen Front nicht versagte. Weiter zurück wurden die unbeschäftigten Kleinbauern durch gute, bar ausgezahlte Löhne zur Mitarbeit — vielfach allerdings unter dem milden Zwange der Gendarmerie und geeigneter Unteroffiziere — angeregt und im Etappengebiet entsprechend die zahlreichen russischen Gefangenen beschäftigt. So wurden z. B. auf vier Meierhöfen des Grafen Potocki durch vier Unteroffiziere allein 17000 Zentner Kartoffeln geerntet.

Die Lösung der Arbeiterfrage war zunächst eine recht schwierige gewesen. Den ruthenischen Bauern war es ja unter der Herrschaft der Russen, solange diese noch den Besitz Galiziens zu behaupten hofften, erträglich ergangen. Der Bauer zeigte infolgedessen wenig Neigung, auf den Gütern, wie in früheren Jahren, zu arbeiten. Obgleich er bereits sein Getreide und die Kartoffelernte eingebracht hatte und infolgedessen fast beschäftigungslos war, bedurfte es militärischer Anstrengungen, die Bauern zusammenzubringen und unter Aufsicht arbeiten zu lassen.

Das Generalkommando hatte die Löhne festgesetzt und die anordnenden militärischen Stellen unter Einrichtung monatlicher Lohnlisten für die pünktliche

Digitized by Google

Auszahlung der Löhne verantwortlich gemacht. Der Erfolg war der, daß die gut und regelmäßig bezahlten Arbeiter sich nunmehr sehr bald auch gerne selbst stellten.

Eine große Schwierigkeit ergab sich aus den ungeheuren materiellen Verlusten, welche die polnischen und jüdischen Großgrundbesitzer und Großpächter erlitten hatten, und zum Teil auch aus dem geringen Betriebskapitale, mit welchem diese zu arbeiten gewohnt waren, und dessen Reste jetzt kaum für ihre und ihrer Familien persönliche Bedürfnisse ausreichten. Manche waren dadurch so mutlos geworden, daß sie an ihrem Besitz und an ihrer Zukunft verzweifelten und kaum den Entschluß zur Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit aus eigner Initiative finden konnten. In solchen Zwangslagen griff die Militärverwaltung helfend ein. Der dem Wirtschaftsausschuß angehörende Intendanturbeamte beschlagnahmte Getreide und gab dem Besitzer Vorschuß oder er kaufte die Ernte für die Heeresverwaltung und bezahlte die Arbeitslöhne vom Kaufpreis. Den am meisten geschädigten Großgrundbesitzern kam man vielfach durch freihändigen Ankauf von Heu, Stroh, Kartoffeln und Brennholz aus ihren Waldungen entgegen. Auch in dieser Beziehung dürfte sich die deutsche Heeresverwaltung, wie auch die musterhaft sich führenden Truppen, sehr im Gegensatze zu den mordbrennenden Russen, bei den Einwohnern des verbündeten Reiches ein dankbares Andenken erworben haben.

Die Truppen bezahlten selbstverständlich das in großen Mengen benötigte Brennholz stets, vielfach sogar in bar, aber auch das Holz zu den größeren Konstruktionen, Bedachungen, Barackenbau, Eisenbahnbrücken wurde nur gegen entsprechende Anweisung und Quittung entnommen. Leider ist dieser Teil von Galizien zum Schaden des Klimas, der Boden- und Wasserverhältnisse stark entwaldet. Die furchtbaren Oststürme können ungebrochen und schrankenlos über die freie Hochebene brausen, sie mit meterhohem Schnee bedecken und alles Lebende vernichten. Ist es doch wiederholt bestätigt worden, daß nach einem dieser Schneestürme, Ende November 1915, 800 Leichen erfrorener Russen in einer feindlichen Stellung an der Strypa gefunden wurden.

Staats- und Kirchenforsten gibt es wenige, nur einige polnische Magnaten, wie besonders die drei Brüder Potocki, verfügen über einen vorzüglich verwalteten, an die Hunderttausende von Morgen zählenden Waldbesitz. Der Bestand setzt sich aus Eichen und Buchen und wenigen jüngeren Tannenschonungen zusammen und zählt ein gutes Drittel schlagbares Eichenholz. Die Bauernholzungen sind durchweg, wie auch in den Karpathen, in einem trostlosen Zustande. Soweit die Bauern nicht alles gerodet haben, findet man hier und da sinn- und planlos ausgeplänterte Buchenbrennholzbestände, mit Birken vermischt, oder mit Krüppelholz bestandene Weiden.

Galizien könnte eine Wildkammer Oesterreichs sein, wenn nicht durch die fortschreitende Entwaldung und die bäuerliche Wilddieberei der Schutz des Wildes ein so geringer wäre. Sauen und Rehwild finden sich in den größeren Waldkomplexen noch in genügender Zahl, mit dem Niederwild sieht es schon

Digitized by Google

schlechter aus. Wachteln sind zahlreich, desgleichen an den großen, teilweise mit Schilf durchsetzten Stauseen Wassergeflügel aller Art. Rebhühner dagegen sind sehr selten und Fasanen überhaupt unbekannt, obschon gerade für diese vielfach alle natürlichen Bedingungen vorhanden sind. Außerordentlich zahlreich sind Raubvögel aller Art, unter denen besonders ein sehr großer Bussard auffällt, dessen helle Schwingen eine schwarze Zeichnung tragen, die fast wie das Eiserne Kreuz auf den Tragflächen unsrer Flugzeuge aussieht. Hasen finden sich fast nur in den Waldungen oder in deren Nähe. Kaninchen sind unbekannt, dagegen Füchse äußerst zahlreich, machen sich auch bei der unglaublichen Mäuseplage dieser Gegend recht nützlich. Die Flüsse und Flüßchen Ostgaliziens sind warm, schmutzig und wenig fischreich, wohl aber sind das die großen Stauseen, die unzählige Hechte, Karpfen und Schleien bergen.

Schonungslos haben die Russen durch vollständiges Ausfischen größtenteils diesen Fischbestand vernichtet, so z. B. auf dem Schlosse Ray, wo sie sich nicht einmal die Mühe gaben, die Schleusen zu öffnen, sondern einfach den gemauerten Damm des großen Forellenteiches durchbrachen. Wie gegenüber der eigentlichen Landwirtschaft, so hat auch in jagdlicher und fischereirechtlicher Beziehung das deutsche Oberkommando durch scharfe, einschränkende Bestimmungen eingegriffen, um wenigstens die Reste der von den Russen dezimierten Wild- und Fischbestände zu retten. Immerhin mußte diese Sorge gegenüber den weit größeren landwirtschaftlichen Notständen einigermaßen zurücktreten. So lag noch sehr viel ungedroschenes Getreide, besonders Gerstenstroh, schlecht eingemietet auf den Feldern, und es mußten schleunigst Maßnahmen zum Dreschen getroffen werden. Nun waren aber alle Dreschmaschinen vernichtet, die meisten Metallteile der Lokomobilen zerschlagen und die Treibriemen sogar zu Stiefelsohlen von den Russen verarbeitet worden. Von 50 solcher Maschinen waren nur vier brauchbar. Man half sich durch Auswechseln der noch brauchbaren Teile und konnte schließlich eine Anzahl gut funktionierender Dreschsätze zusammenstellen.

Auf welch originelle Weise man sich manchmal zu helfen wußte, beschreibt Leutnant Blumschein in einem Artikel über Kriegslandwirtschaft in der „Kriegszeitung" des Korps Marschall: „Wo ein Wille ist," heißt es dort, „da ist auch ein Weg. Das beweist ein Beispiel: an einer Dreschmaschine fehlte der Körnerelevator, ein kleines Baggerwerk, das das vom Stroh gedroschene, von der Spreu getrennte und in einen Sammelkasten nach unten durchgefallene Getreide noch einmal zur besseren Reinigung auf eine oben angebrachte Windfege befördert. Dieser fehlende Bagger war nicht zu bekommen. Am billigsten in Galizien sind die Menschen, und so wurde ein lebendes Baggerwerk hergestellt. An die Maschine wurden zwei Leitern gestellt, auf der einen trugen die Leute die Körner in Körben hinauf, auf der andern gingen sie mit leeren Körben wieder herunter — so war der Körnerelevator ersetzt." Bis Anfang Dezember wurden auf diese Weise über 10000 Zentner Getreide gedroschen, auf einem einzigen Gutshofe 4500. Und diesen Gutshof, auf dem auch noch 11000 Zentner Kartoffeln geerntet wurden, hatte das Militär vollständig herrenlos vorgefunden,

Digitized by Google

durch einen Offizier in eigne Regie übernommen und endlich mit dem aus Wien zurückkehrenden Besitzer auf Grund genauester Buchführung abgerechnet.

Ein schönes Beispiel altpreußischer Ordnung und Gewissenhaftigkeit! Wie würden wohl die Russen, die in Galizien und Ostpreußen nur sinnlos verwüsten konnten, sich in einem ähnlichen Falle benommen haben?

Auf diesem Gutshofe, wo vor kurzem noch die Schloßherrschaft auf edlen orientalischen Pferden zur Hasenjagd mit Windhunden hetzte, wurde, um auch der Viehzucht gebührend zu gedenken, eine Kartoffelmästerei für Rindvieh eingerichtet. Die edlen Pferde und Windhunde hatten allerdings die Russen nebst allen Wertobjekten über die Grenze geschafft.

Selbst auf industriellem Gebiete betätigte sich der Wirtschaftsausschuß. Die größte der zerstörten Brennereien wird demnächst wieder in Betrieb gesetzt werden können, und für die zerstörten landwirtschaftlichen Maschinen — meist englischen und amerikanischen Ursprungs — wird sich zum mindesten nach dem Friedensschlusse eine große Nachfrage, aber diesmal nach österreichischen und deutschen Fabrikaten, ergeben.

Der Frühling hat mit Macht in Galizien an die Türen gepocht, fast sommerliche Sonnentage waren uns schon im Februar beschieden. Hoffen wir, daß die Bodenbestellung auch im Bezirke des Korps Marschall weitere Fortschritte machen und uns wieder der Anblick fruchtbeladener grüner und goldener Auen in diesem köstlichen Erdenwinkel beschieden werde, wie im vergangenen Sommer und Herbst, zum Allgemeinwohl und zum Besten ihrer Besitzer und Landsleute, unsrer braven und tapferen Bundesgenossen von Oesterreich und Ungarn!

Berichte aus allen Wissenschaften

Tierpsychologie

Buchstabierende Tiere

Gewiß hat mancher Besitzer eines Hundes schon den Gedanken gehabt: Wenn das Tier sprechen könnte, so würde es oft seinen Gefühlen und Wünschen Ausdruck geben. Es ist aber unmöglich, einen Hund sprechen zu lehren, denn der Mund und Rachen des Hundes sind zum Aussprechen menschlicher Worte sehr wenig geeignet. Und doch ist das Problem in seinem wesentlichen Teile gelöst, indem Pferde und Hunde durch die neue Unterrichtsmethode zum Buchstabieren befähigt wurden. Es kommt ja vor allem darauf an, daß das Tier seine Gedanken kundgeben kann; ob dies durch Sprechen oder durch Buchstabieren geschieht, ist von untergeordneter Wichtigkeit.

Die neue Methode des Tierunterrichts hat wie jede bedeutende Entdeckung zuerst lebhaften Widerspruch hervorgerufen und wurde mit dem größten Mißtrauen aufgenommen. Aber nun sind so viele, so mannigfaltige und so interessante Ergebnisse erreicht worden, daß die Gegner und Zweifler ihre Einwände und Bedenken nicht aufrecht erhalten können. Das neue Verfahren gibt uns einen wunderbaren Einblick in das Denken und Fühlen des Tieres und ist für die tierpsychologische Wissenschaft von weittragender Bedeutung.

Digitized by Google

Unter dem Titel „Die Seele des Tieres" hat die „Gesellschaft für Tierpsychologie" vor kurzem eine Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse veröffentlicht.[1])

In dieser Zeitschrift habe ich schon früher über die merkwürdigen Leistungen der Elberfelder Pferde und des Mannheimer Hundes berichtet,[2]) und möchte nun erzählen, wie die Methode des Buchstabierens der Tiere entstanden ist und wie sie sich bis in die neueste Zeit weiterentwickelt hat. Der Entdecker der neuen Methode des Tierunterrichts ist Wilhelm v. Osten, und die Leistungen seines Pferdes, des „klugen Hans", haben bekanntlich vor etwa zwölf Jahren in Berlin großes Aufsehen gemacht. Aber man hielt die Sache für abgetan, als ein Berliner Psychologe in einer wissenschaftlichen Schrift die Behauptung vertrat, daß das Pferd gar keine eignen Gedanken äußere, sondern lediglich durch unwillkürliche Zeichen der vorführenden Person sich leiten lasse.[3]) Die neueren Erfahrungen haben nun gezeigt, daß diese sog. „Entlarvung" des klugen Hans ein Irrtum war.[4]) Es sind ja in der Geschichte der Wissenschaften schon manche Fälle bekannt, in welchen die Entdeckung eines Laien von wissenschaftlichen Autoritäten verworfen wurde und sich nachher doch als richtig und wertvoll erwiesen hat.

Wilhelm v. Osten lehrte dem Pferde das Zählen und Rechnen, wobei das Tier die Zahlen mit dem Fuße auf den Boden stampfte. Nachher stellte v. Osten eine Tabelle auf, nach welcher jeder Buchstabe durch eine Zahl bezeichnet war. So wurde das Tier befähigt, durch Klopfen von Zahlen Worte zu buchstabieren. Die Tabelle enthielt 42 Felder (Fig. 1) und war also weit umständlicher, als es nötig gewesen wäre. Zur Bestimmung eines Buchstabens waren zwei Fragen erforderlich; zuerst wurde gefragt, in welcher Horizontalreihe der Buchstabe stehe, und dann folgte die Frage, welche Stelle er in der Reihe einnehme. Es zeigte sich, daß das Tier die Tabelle in seinem Gedächtnis behielt und ohne Betrachtung der Tabelle beliebige Namen oder sonstige Worte zu buchstabieren vermochte. Aber irgendeine selbständige Aeußerung konnte der „kluge Hans" nicht geben, weil zur Nennung eines Buchstabens stets die beiden eben genannten Fragen gestellt werden mußten.

11 a	12 ä	13 ai	14 äu	15 au	16 b	17 ch
21 ck	22 d	23 e	24 ei	25 eu	26 f	27 g
31 h	32 i	33 ie	34 j	35 k	36 l	37 m
41 n	42 o	43 ö	44 p	45 q	46 r	47 ſ
51 s	52 ſch	53 ſſ	54 ſt	55 ß	56 ßt	57 t
61 tz	62 u	63 ü	64 v	65 w	66 y	67 z

Fig. 1

Die Verbesserung der Methode ist Karl Krall zu verdanken. Er unterrichtete in Elberfeld mehrere Pferde und ließ zweistellige Zahlen in der Art klopfen, daß die Einer mit dem rechten Vorderfuß, die Zehner mit dem linken Vorderfuß angegeben wurden. Es waren also zur Bestimmung eines Buchstabens keine Fragen mehr nötig, und nun zeigte sich, daß die Tiere manchmal auch von sich aus Worte buchstabierten. Diese Tatsache ist

[1]) Verlag von W. Junk in Berlin, Preis M. 1.50.

[2]) H. E. Ziegler, Die neuesten Versuche über den Tierverstand, „Deutsche Revue", Dezember 1912. Ein Besuch bei dem denkenden Hunde, ebenda, Februar 1914.

[3]) Oskar Pfungst, Das Pferd des Herrn v. Osten. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Stumpf. Berlin 1907.

[4]) Ich verweise auf die Kritik der Zeichenhypothese in der obengenannten Schrift „Die Seele des Tieres", S. 36—43.

Digitized by Google

	1	2	3	4	5	6
10	e E	n N	r R	s S	m M	c C
20	a A	h H	l L	t T	ä Ä	ch
30	i I	d D	g G	w W	j J	sch
40	o O	b B	f F	k K	ö Ö	y Y
50	u U	v V	z Z	p P	ü Ü	
60	ei	au	eu	x X	q Q	

Fig. 2

besonders hervorzuheben, denn die eignen Aeußerungen der Tiere haben weiterhin die größte Wichtigkeit erlangt.

Krall verbesserte auch die Buchstabiertafeln; seine erste Tafel war schon einfacher als diejenige von W. v. Osten, und eine spätere Tafel (Fig. 2) war wiederum vereinfacht. Mit staunenswerter Sicherheit behielten die Pferde die Buchstabiertafeln im Gedächtnis, und Krall konnte sogar von einer Buchstabiertafel zur andern übergehen, wobei die Tiere sich an die neue Tafel gewöhnten und nur ausnahmsweise einzelne Buchstaben noch nach der älteren Tabelle angaben.

Es ist begreiflich, daß die Elberfelder Pferde, wenn sie Worte buchstabierten, dies nicht in orthographischer Weise taten. Vielmehr gaben sie die Worte phonetisch an, d. h. sie buchstabierten nach dem Klange des Wortes. Außerdem ließen sie jeweils diejenigen Vokale weg, deren Laut schon in dem Namen des vorhergehenden Buchstabens enthalten war, also z. B. gn statt gehen, hfr statt Hafer. So entstand eine originelle Schreibweise mit ganz unerwarteten Wortbildern.

Ich will nun nicht weiter bei den Elberfelder Pferden verweilen, über welche ich schon in meinem früheren Artikel[1]) berichtet habe, und über welche nun schon eine ziemlich große Literatur erschienen ist.[2])

In bezug auf die selbständigen Aeußerungen werden die Pferde von den Hunden übertroffen. Ich erzählte schon in einer früheren Mitteilung von dem Airedale-Terrier „Rolf", welchen Frau Dr. Moekel in Mannheim unterrichtet hat und welcher durch seine Leistungen alle Besucher in Erstaunen setzt.[3]) Dieser Hund buchstabiert nach seiner eignen Tabelle (Fig. 3), und zwar ebenfalls in phonetischer Weise. Merkwürdigerweise läßt er ebenso wie die Elberfelder Pferde diejenigen Vokale weg, welche schon in dem Namen des vorhergehenden Konsonanten enthalten sind. Dies erklärt sich aus einem Fehler des Unterrichts, welcher sowohl bei den Pferden als auch bei dem Hunde gemacht wurde, aber in der Schule unsrer Kinder auf Grund alter Erfahrung vermieden wird. Wenn man bei den Konsonanten die Namen derselben lehrt, statt

1 f	5 l	9 b	13 i	17 t	21 x
2 o	6 n	10 e, ei	14 k	18 u	23 z
3 r	7 b	11 g	15 p	19 w	
4 a	8 m	12 h	16 s	20 v	

Fig. 3

[1]) „Deutsche Revue", Dezember 1912.

[2]) Karl Krall, Denkende Tiere, Leipzig 1912. — Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie, 8 Hefte, 1913—1915. — „Die Tierseele", Zeitschrift für vergl. Seelenkunde, Jahrgang 1913/14. — „Die Seele des Tieres", Berlin 1916.

[3]) „Deutsche Revue", Februar 1914.

Digitized by Google

der betreffenden Laute, so ergibt sich naturgemäß die irrige Meinung, daß z. B. k=ka, s=es, l=el, n=en sei, so daß man etwa das Wort essen einfach durch die zwei Buchstaben sn bezeichnen könnte.

Die Fähigkeit des Buchstabierens hat sich bei dem Mannheimer Hunde „Rolf" zu einer staunenswerten Höhe entwickelt. Seine Aeußerungen sind höchst mannigfaltig und eigenartig. Mit Zähigkeit an seinem Gedanken festhaltend, buchstabiert er mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Ausdauer. Viele Gelehrte haben ihn arbeiten sehen und über seine Leistungen berichtet. Noch weit mehr Besucher wären des Tieres wegen nach Mannheim gekommen, wenn es Frau Dr. Moekel möglich gewesen wäre, sie anzunehmen und ihnen das Tier vorzuführen. Aber ihr schweres Leiden, welches sich allmählich zu einer lienalen Leukämie entwickelte, nötigte sie, viele Anmeldungen abzusagen, was oft Groll und Mißtrauen erzeugte. Nur ein einziges Mal konnte Frau Dr. Moekel ihren berühmt gewordenen Hund öffentlich zeigen; sie entschloß sich dazu, trotz ihrem damals schon bedenklichen Gesundheitszustande, in der Absicht, der Kriegsfürsorge und dem Verein für Sanitätshunde Mittel zuzuführen. Der Erfolg war glänzend; der Saal war bis zum letzten Platz gefüllt, und die Leistungen des Hundes übertrafen alle Erwartungen.[1]) Aber leider trat in der Krankheit bald darauf eine Verschlimmerung ein. Die hochbegabte Frau, welche auch während ihres langen Leidens eine seltene Geisteskraft bewahrte, wurde am 25. November v. J. durch den Tod von ihren Schmerzen erlöst.

Ihre Entdeckung bleibt bestehen und wird nicht nur in der Wissenschaft zur Anerkennung kommen, in welcher es zurzeit noch manche Gegner und Zweifler gibt, sondern auch von zahlreichen Tierfreunden verwertet werden. Frau Dr. Moekel hat zuerst gezeigt, daß man einem Hunde das Buchstabieren lehren kann, aber der Erfolg ist nicht an ihre Person geknüpft. Schon zu ihren Lebzeiten hat „Rolf" auch ihrer Tochter und ihrer Mutter mittels der Klopfmethode Antworten gegeben. Außerdem wurden von dem berühmten Hunde Nachkommen gezogen, von welchen bis jetzt drei auch wieder gute Leistungen aufweisen. Der eine derselben kam in den Besitz eines Pfarrers, welcher ihn im Buchstabieren unterrichtete.[2]) Eines Tages ging der Pfarrer mit dem Lehrer über Land, und als sie im Wirtshaus sich niedersetzten, kam der Hund heran und buchstabierte „zeg". Der Pfarrer wollte ihm das ausreden und sagte, es werde wohl keine Zecke sein, aber der Hund wiederholte „zeg", und wirklich wurde bei genauerem Suchen an seinem Körper die Zecke gefunden. — Der Pfarrer hatte in der Küche ein Hähnchen gehalten, mit dem der Hund eine Tierfreundschaft schloß. Als dann das Hähnchen geschlachtet wurde, weigerte sich der Hund, die Knochen zu fressen, und buchstabierte: „Mein lib Kokl dod."

Ich weiß wohl, daß die Aeußerungen der Hunde so überraschend klug sind, daß gerade dadurch das Mißtrauen wachgerufen wird. Aber das kommt nur daher, daß man bisher den Verstand der Tiere unterschätzt hat. Es wäre falsch, die Ergebnisse der Buchstabiermethode deswegen zu verwerfen, weil sie uns scheinbar unglaubliche Ergebnisse liefert. Wir müssen vielmehr unsre bisherige geringschätzige Meinung von den möglichen Leistungen der Tierseele einer Revision unterziehen. Man muß der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode folgen, welche niemals auf einer bestehenden Ansicht unbedingt verharrt, sondern stets die Theorien mit den Beobachtungen, Erfahrungen und Experimenten in Einklang zu bringen sucht.

Es ist ratsam, die Seele des Tieres mit derjenigen eines Kindes zu vergleichen. Herkömmlicherweise spricht man den Kindern ebenso die Vernunft ab wie den Tieren. Aber niemand wird bestreiten, daß ein Kind von fünf Jahren, ja selbst ein kleines von

---

[1]) Ein Bericht über die öffentliche Vorführung vom 11. Mai ist in der Schrift „Die Seele des Tieres" (Berlin 1916) veröffentlicht.

[2]) Ein Bericht von Dr. Olshausen ist in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie" 1915, Nr. 4, veröffentlicht.

Digitized by Google

zwei oder drei Jahren doch schon Beweise seines Verstandes gibt. Also kann man bei vorurteilsloser Betrachtung auch einem Hunde oder Pferde einen solchen Verstand nicht absprechen.

Schließlich will ich nun über die neuesten Aeußerungen des Mannheimer Hundes berichten, welche noch nicht veröffentlicht sind. Am 30. November, also fünf Tage nach dem Tode seiner Herrin, buchstabierte er folgenden Brief an Herrn Dr. Neumann, welcher in der letzten Zeit als Arzt oft an das Krankenbett gekommen war. Der Brief wurde von Fräulein Luise, der ältesten Tochter von Frau Dr. Moekel, aufgenommen: „Lib, arm Lol (d. h. Rolf) is draurig, weil mei lib mudr is dod. Du soln gomn drsdn (sollst kommen trösten) arm Lol. Lol wil wisn wie lang wardn (warten), bis gan gn dsu ir (bis kann gehen zu ihr). Wisn Du? (Weißt Du?); Gus (Kuß) von dei arm Lol."

In diesem Briefe spricht sich nicht nur eine rührende Trauer aus, sondern auch eine beachtenswerte Unklarheit über das Wesen des Todes. Der Hund weiß wohl, daß seine Herrin gestorben ist, aber er hat in seiner Sehnsucht doch noch den Gedanken, daß er wieder zu ihr gehen könne.

Am 2. Januar d. J. besuchte ich Herrn Dr. Moekel in Mannheim und erhielt nur ausnahmsweise die Erlaubnis, mit „Rolf" einen Versuch zu machen, da eine letztwillige Verfügung verbietet, daß der Hund durch Vorführungen angestrengt werde. Ich hatte zwei Feldpostschachteln mitgebracht, deren Deckel mit einer Nadel durchlöchert waren, und in welche ich Käse und geräucherten Lachs, in Papier eingewickelt, gelegt hatte. Niemand wußte, was sich in den Schachteln befand. Rolf dachte sich wohl, daß ich ihm etwas zum Fressen mitgebracht hatte, aber er konnte auch nicht wissen, was es sei, um so weniger, als ich ihm bei früheren Besuchen Gebäck gegeben hatte.

Ich machte ihm klar, daß er an der Schachtel riechen solle und dann buchstabieren, was in der Schachtel sei. Er zeigte sich aber sehr ungeduldig und setzte sich nur ungern zum Buchstabieren neben Fräulein Luise hin; es ergaben sich die Worte: „Gb libr dsu sn" (geb lieber zu essen!).

Aber ich verharrte auf dem Plan; der Hund mußte an der Schachtel riechen und wieder buchstabieren. Nun kam eine lange Aeußerung: „Is Lags odr Bradn (Braten), weis nid gnau (genau), weil Sagdl (Schachtel) arg rign (riechen)." — Er konnte also nicht erkennen, was in der Schachtel war — es war Käse —, weil die Schachtel einen zu starken Geruch hatte; es ist daraus zu schließen, daß die Pappe einen für den Menschen weniger auffallenden, aber für den Hund stärker sich geltend machenden Eigengeruch besaß. Dasselbe bewies der zweite Versuch. Er roch an der zweiten Schachtel, welche Lachs enthielt, und buchstabierte: „Wird Wursd sei." Er konnte also den Inhalt wiederum durch die Schachtel hindurch nicht ganz richtig erkennen. Ich öffnete nun den Deckel und ließ ihn an dem Einwickelpapier riechen. Nun kam die richtige Antwort: „Rigd (riecht) dog (doch) wi bei Lags."

Jedenfalls ist es ein ziemlich gut gelungener, unbewußter Versuch; denn der Hund hat den Inhalt der Schachteln wenigstens annähernd richtig angegeben. Auch in dem letzten Falle konnte niemand wissen, was in dem Papier doppelt eingewickelt enthalten war, da ich mehrere Schritte von Fräulein Luise und den andern Personen entfernt stand, so daß kein Mensch eine Geruchswahrnehmung haben konnte. Einen ähnlichen Versuch hatte ich schon bei der erwähnten öffentlichen Vorführung gemacht, indem ich dem Hund einen Maikäfer aus Pappe zeigte, der mit Gebäck gefüllt war. Er erkannte den Inhalt am Geruch und buchstabierte „Meigfr in Sagdl, inn was dsu sn, nid frsn" (Maikäfer in Schachtel, innen was zum Essen, nicht fressen).

Nun frugen wir, ob der Hund meinen Namen noch wisse. Er antwortete: „Lib Dsiglr aus Sdugard." Dann sollte er sagen, wann ich zuletzt in Mannheim war; er antwortete: „Wo Lol (Rolf) aufdredn is." Ich war nämlich im Mai, an dem Tage der öffentlichen Vorführung, zuletzt in Mannheim gewesen. Rolf bezeichnete also die damalige Veranstaltung wie ein Künstler als sein „Auftreten".

Digitized by Google

Schließlich wollte ich noch einen unbewußten Versuch machen und nahm einen in der Nähe stehenden Band eines Konversationslexikons, schlug ein Bild auf, das sonst niemand sah — es waren schwarze Hühnerrassen — und wünschte, daß Rolf das Bild betrachte und darüber berichte. Aber Rolf war sehr unaufmerksam und lief im Zimmer umher. Herr Dr. Moekel versprach ihm nun etwas Gebäck, wenn er Antwort gebe. Daraufhin setzte er sich wieder hin zum Buchstabieren und sagte: „Wird nit sad (satt) son swards diren (Tieren) aufs Bild; ir frsn (fressen) gans dag." Diese Antwort war zwar nicht sehr höflich, aber vom Standpunkt des Hundes aus durchaus begreiflich. Er hatte die „schwarzen Tiere" auf dem Bild wohl bemerkt, aber er hielt sein Buchstabieren für eine allzu brotlose Kunst, besonders da wir kurz vorher Tee und belegte Brötchen gegessen hatten, was ihm in seinem Unwillen zu der etwas übertriebenen Behauptung Anlaß gab, daß wir „fressen den ganzen Tag".

Seit es eine Tierpsychologie gibt, ist es niemals möglich gewesen, in solcher Weise die Gedanken der Tiere zu erfahren. Ich sehe daher die Erfindung der Buchstabiermethode als den größten methodologischen Fortschritt an, der auf diesem Gebiete je gemacht wurde.

Prof. Dr. H. E. Ziegler (Stuttgart).

Literarische Berichte

Einmal muß wieder Friede werden. Von Ernst Zahn. Geheftet M. 2.40, gebunden M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Nach längerer Pause wendet sich der Schweizer Dichter wieder mit einer Gabe seines Schaffens an die große Gemeinde, die ihm seine ernste Kunst in seiner Heimat und bei uns in Deutschland geworben hat. In den vier Geschichten des Bandes erweist er sich wieder als der Meistererzähler, der auf knappem Raum, mit verhaltener Stärke der Empfindung erschütternde und erhebende Menschenschicksale vor uns so sicher und überzeugend hinzustellen weiß, daß wir in ihrem Anschauen des allgemeinen Menschenloses bewußt und über die eignen kleinen und großen Leiden hinausgehoben werden. Welche Stärkung und welchen Trost darum solche Kunst gerade in der heutigen Zeit bieten kann, die der Dichter, wie sein neues Buch in den Erzählungen wie in den sie begleitenden klang- und kraftvollen Gedichten bezeugt, im tiefsten Herzen miterlebt, das braucht kaum weiter ausgeführt zu werden. Ernst Zahn hat aufs neue bewiesen, daß er als Dichter und als Mensch den edelsten Ueberlieferungen der deutschschweizerischen Dichtung treugeblieben ist.

Eherne Sonette 1914. Gesamtausgabe von Richard Schaukal. München, Georg Müller.

Vorliegende Gesamtausgabe enthält 90 Sonette. Diese setzen sich zusammen aus 28 von den 30 der „Ehernen Sonette", 57 von den 69 der „Standbilder und Denkmünzen", die wir früher in der „Deutschen Revue" würdigten. Dazu kommen noch fünf neue Gedichte. Wir wünschen dieser Sammlung, die „den verbündeten Heeren" gewidmet ist, dieselbe gute Aufnahme, die die Einzelausgaben gefunden haben. Dr. E. M.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 70—75. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Einen Beitrag zum Bevölkerungsproblem bietet Dr. med. H. Paull im 70. Heft der Sammlung unter dem Titel „Die neue Familie". Immer neue Vorschläge werden gemacht, wie das unleugbare Vordringen des Zweikindersystems auch in Deutschland am besten zu bekämpfen sei; einen neuen Vorschlag macht auch Dr. H. Paull. Er sieht in einem großartigen, umfassend angelegten System einer „Familienversicherung" das beste Mittel dagegen, daß bei zunehmender Kinderzahl die materiellen Verhältnisse der Familie sich nicht verschlechtern. — Ueber die Notwendigkeit der Ansiedlung von Kriegsinvaliden ist sich der Verfasser der Schrift „Ansiedlung von Kriegsinvaliden", Dr. Hans Siegfried Weber (71. Heft der Sammlung), mit den vielen einig, die diese Forderung zuerst erhoben haben. Was aber den Betrachtungen Dr. Webers ihren besonderen Wert verleiht, ist der klare, praktische Blick, mit dem er seinerseits an die Sache herantritt. Er zeigt unwiderleglich, wie schädlich, ja verhängnisvoll eine ver-

Digitized by Google

allgemeinernde, schablonenhafte Durchführung des an sich so guten und gesunden Gedankens wirken müßte. Auf Einzelheiten der verdienstvollen Schrift kann hier nicht eingegangen werden; desto stärker sei betont, wie notwendig solche streng sachliche, auf praktischer Erfahrung und breiter Menschenkenntnis beruhende Betrachtung und Behandlung ist, wenn ein an sich guter und glücklicher Gedanke nicht durch Gemeinplätze und Schlagworte entwertet und verpfuscht werden soll. — „Imperialismus und Pazifismus in volkswirtschaftlicher Beleuchtung" ist der Titel des 72. Heftes. Der Verfasser, Dr. Karl Kumpmann, gibt in großen Zügen einen Ueberblick über die bisherige Entwicklung des Imperialismus und des Pazifismus, wobei es auffällig hervortritt, wie eine Geschichte des Imperialismus sich im Reich der historischen Tatsachen bewegt, eine Geschichte des Pazifismus überwiegend eine Geschichte von Theorien ist, und gelangt zu der Feststellung, daß britischer und deutscher Imperialismus wesentlich verschieden und streng auseinanderzuhalten sind. Deutschland als „Träger des Bundesgedankens", als Schutzmacht für den Zusammenschluß aller an einer freiheitlichen Weltentwicklung interessierten Nationen — das ist die Zukunftsforderung, in die Kumpmanns gedankenreiche kleine Schrift ausklingt. — Das Problem der „Ostjuden" ist darum ein so besonders wichtiges und schwerwiegendes, weil die Gebiete, die von den verbündeten Heeren der Mittelmächte auf der Westflanke des russischen Reiches besetzt worden sind, die dichteste jüdische Bevölkerung aufweisen. Die Schrift von Dr. M. J. Bodmer: „Ein neuer Staatenbund und das Ostjudenproblem" (Heft 73 der Sammlung), zeigt nicht nur den Umfang und die Tiefe des Problems, sie bringt auch sehr beherzigenswerte Vorschläge für dessen praktische Lösung im Sinne der großen Aufgabe, die den Mittelmächten in diesem Weltringen zugewiesen scheint: nämlich, im Gegensatz zu den verlogenen Phrasen der Vierverbandsstaaten, in Tat und Wahrheit den bisher von Rußland unterdrückten Nationalitäten eine größere geistige Atemfreiheit und menschenwürdige Existenzbedingungen zu verschaffen. — Die Frage nach der Deckung der Kriegskosten beschäftigt jetzt, da die neuen Steuerpläne der Reichsregierung veröffentlicht sind und demnächst im Reichstag zur Verhandlung kommen, die ganze Oeffentlichkeit aufs stärkste. So kommt die Flugschrift: „Kriegskosten und Deckung" von Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz (74. Heft der Sammlung) gerade zur rechten Zeit, um so mehr, als sie eine ganz ausgezeichnete Darlegung des Problems gibt, die, hoch über jedem engen Parteistandpunkt, einerseits die allgemeinen Gesichtspunkte kräftig herausarbeitet, anderseits eine Fülle klärender und belehrender Einzelheiten bietet und darum als ein vortrefflicher Handweiser in den jetzt beginnenden Erörterungen um die künftige Steuerpolitik des Deutschen Reiches aufs wärmste empfohlen werden darf. — „Der Vierbund und das neue europäisch-orientalische Weltbild" betitelt sich das 75. Heft der Sammlung, das Dr. Freiherrn v. Mackay zum Verfasser hat. Dr. v. Mackay stellt den Vierbund, die große Brücke „von Ostende nach Bagdad", in historische und rassenpolitische Zusammenhänge, die weit in vergangene Jahrhunderte der Geschichte, ja in die vorgeschichtliche Zeit der Erdteile Asien und Europa zurückreichen. So kühn diese Betrachtungsweise zunächst anmutet, der Verfasser weiß seine Leser zu überzeugen, daß es sich hier nicht um künstliche Konstruktionen, sondern um Tatsachen handelt. Und mit dieser zuverlässigen Begründung aus Tatsachen der Vergangenheit weckt er auch das Vertrauen in uns, daß der Vierbund über die augenblicklichen Aufgaben hinaus, die der Weltkrieg ihm stellt, Großes im Dienste der Zukunft vollbringen wird.

1914/15. Kriegsnovellen. Gesammelt von Heinrich Goebel. Bd. 1: Deutsche Sturmflut. Bd. 2: Ost und West. Preis jedes Bändchens M. 1.—. Berlin, Verlag von Morawe & Scheffelt.

In den Novellen, die in den vorliegenden Bändchen vereinigt sind, spiegeln sich kleine Ausschnitte, die mehr oder minder mit dem Kriege in Zusammenhang stehen. Der Herausgeber hat besonders Gewicht darauf gelegt, nur Wertvolles zu bieten, und deshalb eine Reihe namhafter Schriftsteller, u. a. Ernst Zahn, Hermann Hesse, Herbert Eulenburg, Frida Schanz, Fr. W. v. Oesteren, zu Mitarbeitern gewonnen. Wir können die Sammlung warm empfehlen, sie wird nicht nur von unsern im Felde stehenden Soldaten, sondern auch von den zu Hause gebliebenen gern gelesen werden. H.

Schule und Krieg. Sonderausstellung im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin. Mit 49 Abbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 3.—.

Wer dieses Buch in die Hand nimmt, wird zuerst durch die geschickt ausgewählten und in technischer Beziehung vortrefflich gelungenen Abbildungen gefesselt, die, auch dem Humor zu seinem Rechte verhelfend, allein schon beweisen, welche Fülle des Interessanten und Lehrreichen in jener Ausstellung „Schule und Krieg" zusammengetragen wurde. Geht man dann an die Lektüre — wirklich! an die Lektüre, denn das Buch ist nichts weniger als etwa nur ein dürrer Katalog! —

Digitized by Google

so erstaunt man immer von neuem, wie viele Seiten das Thema „Schule und Krieg“ doch hat, wie viele ganz neue Anregungen das große Völkerringen der Gegenwart den Pädagogen gebracht hat. Ueber alle diese Fragen, wie Kinderkriegszeichnungen, Kriegsaufsätze, Kriegsjugendschriften, Schulleben in der Kriegszeit, Krieg und jugendliches Seelenleben, militärische Vorbereitung der Jugend usw., geistvoll, feinsinnig und bedeutsam durch ausgezeichnete Sachkenner zu berichten und damit geradezu eine enzyklopädische Zusammenfassung von ihnen zu handlichem Gebrauche darzubieten, ist das große Verdienst des wertvollen Werkes.

Hans Zimmer.

Deutschland als geschlossener Handelsstaat im Weltkriege. Von Prof. Dr. Karl Diehl. Geheftet 50 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Absperrung Deutschlands vom Ausland und die großen Organisationen, die Staat und Private gebildet haben, um den schädlichen Folgen dieser Absperrung entgegenzuwirken, haben vielen, Gelehrten wie Laien, einen Vergleich der jetzigen Lage Deutschlands mit dem von Fichte entworfenen Bild eines „geschlossenen Handelsstaates“ nahegelegt und jene organisatorischen Maßnahmen als einen bedeutenden, ja entscheidenden Schritt zum Staatssozialismus erscheinen lassen. In der vorliegenden Broschüre weist der Freiburger Professor der Staatswissenschaften, Diehl, in sehr klarer und überzeugender Weise nach, daß die Parallele mit dem Fichteschen „Handelsstaat“ unzutreffend und irreführend ist, und daß all die Gesellschaften und sonstigen Einrichtungen, die der bestmöglichen Ausnutzung und Verteilung der im Land vorhandenen Vorräte dienen sollen, tatsächlich mit dem, was man bisher unter Staatssozialismus verstanden hat und verstehen muß, sehr wenig zu tun haben. Nachdem so der wahre Sachverhalt geklärt ist, zieht aus diesem der Freiburger Nationalökonom die praktischen und sittlichen Forderungen, vor die heute der Staat und die Einzelnen gestellt werden, um auch auf wirtschaftlichem Gebiet Deutschland zum endgültigen Sieg zu verhelfen.

Geschichte des Dreibundes. Von Arthur Singer. Leipzig, Rabinowitz.

Es ist ein kühnes Unterfangen, die Geschichte des Dreibundes zu schreiben, über den die eigentlichen Akten größtenteils noch unter Verschluß liegen und von dem selbst der Grundtext nur teilweise bekannt ist. Gleichwohl hat Singer insofern kein unnützes Werk getan, als er das Material, das bisher bis auf Crispis Denkwürdigkeiten vorliegt, zur Beleuchtung der Entstehung des Dreibundes verwertet und dann „Regesten“ angefügt hat, welche die parlamentarischen Aktenstücke im Auszug buchen. Daraus gewinnt man immerhin nützliche Aufschlüsse. Ein Anhang von Hans Helmolt sucht in Form einer diplomatischen Untersuchung den Inhalt des Dreibunds zu ermitteln; durch das zweite österreichische Rotbuch wird diesen Darlegungen eine ganz neue Grundlage gegeben. E.

Allgemeine Biologie. Von Paul Kammerer. Elfter Band des von Karl Lamprecht (†) und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart“. Subskriptionspreis des in Leinen gebundenen Bandes M. 6.—, Einzelpreis M. 7.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Verfasser dieser „Allgemeinen Biologie“, der ausgezeichnete Wiener Biologe Paul Kammerer, erzählt im Vorwort des Werkes, daß er die Arbeit daran ein paar Wochen nach der ersten Kriegserklärung des Sommers 1914 begonnen und sie im Februar 1915, kurz ehe er selbst zu den Waffen einberufen wurde, vollendet habe. Wenn uns das Vorwort andeutet, wie tief die Tatsache des Weltkriegs den Gelehrten ergriff, ja erschütterte, so verrät das Werk selbst nichts davon, dieses zeugt vielmehr nach Anlage und Ausführung von der denkbar stärksten Konzentrierung, von einer sozusagen leidenschaftlich sachlichen Hingabe. Ohne solche Eigenschaften wäre es schon fast unmöglich gewesen, den ungeheuren Stoff in einen zwar stattlichen, aber durchaus handlichen Band zusammenzudrängen und dabei mit der hierdurch gebotenen Knappheit doch volle Klarheit der Darstellung zu vereinigen, eine Klarheit, die gleichermaßen auf der Allgemeinverständlichkeit der Sprache wie auf dem Reichtum an gutgewählten „klassischen“ Beispielen aus dem fast unübersehbaren Tatsachenmaterial beruht. In zehn Kapiteln (Urzeugung, Leben und Tod, Reizbarkeit, Bewegbarkeit, Stoffwechsel, Wachstum, Entwicklung, Zeugung und Vermehrung, Vererbung, Abstammung) ist der Stoff vollkommen übersichtlich und sachgemäß gegliedert. Die Klarheit der Darstellung erleichtert es auch dem Laien, dem Verfasser zu folgen nicht nur bei der Schilderung der Tatsachen, sondern auch bei der Vorführung und Nachprüfung der Theorien, mit denen sich naturgemäß auch die sachlichste Darstellung der allgemeinen Biologie auseinandersetzen muß. Eine große Reihe instruktiver Textabbildungen und vier sorgfältig ausgeführte farbige Tafeln beleben und erhöhen die Anschaulichkeit des Textes.

Digitized by Google

Hauptfragen der modernen Kultur. Von Emil Hammacher. Leipzig, Teubner. Preis geb. M. 12.—. IV, 351 Seiten.

Diese ebenso fleißige wie geistvolle Arbeit ist besonders als Zeugnis für die Stimmungen, wie sie in den Kreisen der höchsten, von Hegel unmittelbar befruchteten philosophischen Intelligenz vor dem Kriege geherrscht haben, von bleibendem Werte. Die pessimistische Beurteilung der „modernen Kultur", zumal in Deutschland, erklärt sich besonders daraus, daß der Verfasser die Aufklärung, die verstandesmäßige Betrachtungsweise, den Rationalismus für eins der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Kennzeichen der modernen Kultur erklärt. Gegen den Rationalismus ist nun aber Hammacher, obwohl er Philosoph und obwohl er (oder weil er?) Hegelianer ist, von einer tiefen Abneigung erfüllt, so daß er sogar für die Mystik empfänglich wird, wie das merkwürdige Kapitel: „Zur Theorie der Mystik" erkennen läßt. Von diesem Standpunkte aus sind die Werturteile des ersten Teiles im wesentlichen gebildet, die dann der Kritik der modernen Kultur des zweiten Teiles zugrunde liegen. Der Inhalt dieses zweiten Teiles zeigt von neuem den bewunderungswürdig weiten Horizont des Verfassers. Doch hätten die politische und die wissenschaftliche Krise wohl noch mehr Beachtung verdient.

Zur Kritik der Hammacherschen Hauptthese wäre zu bemerken, daß seine Analyse der modernen Kultur den Herrschaftsbereich des Rationalismus offenbar überschätzt und zu einseitig hervorhebt und die entgegengesetzten, dem Rationalismus feindlichen Strömungen zu wenig der Beachtung für wert hält. Gewiß hat erst der Krieg sie in breitem Ausmaße steigen lassen. Aber daß sie schon lange vor dem Kriege vorhanden gewesen sind, kann niemand leugnen. Nicht sowohl systematische Voreingenommenheit scheint den Verfasser zu dieser Einseitigkeit verführt zu haben, als nicht genügend geklärte Vorstellungen über die geistesgeschichtliche Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts, in der die Gefühlsreaktionen gegen die Tyrannei des Verstandesmäßigen noch weit stärker hervorbrechen als im achtzehnten Jahrhundert.

Im übrigen muß man das inhaltreiche und fesselnde Buch selbst lesen, um sich von der Fülle von Anregungen, die es vermittelt, ein Bild zu machen. Neben den Arbeiten von Jonas Cohn, Adolf Dyroff, Karl Joël, Max Scheler, Georg Mehlis u. a. wird es als Zeuge eines hohen Idealismus seinen selbständigen Platz behaupten; es verdient auch jetzt während des Krieges und nach dem Kriege bei jedem, der den „Sinn" des Krieges auch philosophisch zu ergründen sucht, die lebhafteste Aufmerksamkeit.

Bonn. J. Hashagen.

Unsere Jugend eine Wehrmacht. Von Lic. jur. S. Cybulz. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. M. 1.50.

Die k. und k. Majorswitwe, die in dieser energisch zupackenden Schrift das Wort ergreift, tritt lebhaft ein für das Recht des Staates, ungenützte Kräfte zur Erfüllung seiner Aufgaben heranzuziehen. Es sind die Kräfte der Jugend beiderlei Geschlechts, die sie dabei im Auge hat, und sie kommt zu dem Ergebnis, daß eine Vereinigung von Pflege, Erziehung und Berufsausbildung der Jugend mit der sozialen Fürsorge im weitesten Sinne nicht nur möglich, sondern durch die Entwicklung auf allen Gebieten im Interesse der Gesamtheit und des Einzelnen geradezu geboten sei. Wie die Verfasserin diesen Grundgedanken eines „obligatorischen Staatsdienstes" auf den Sondergebieten der Vormundschaft, Berufsberatung, Kranken-, Armen-, Wöchnerinnen-, Säuglingspflege und so fort weiter ausführt, muß im Buche selbst nachgelesen werden: beachtlich ist er, namentlich für Regierungskreise, auf jeden Fall, zum mindesten deshalb, weil die hier vorgebrachten Vorschläge vielleicht eine wesentliche Verringerung der Kosten mit sich bringen können, die dem modernen Wohlfahrtsstaat aus der Erziehung der Jugend und der sozialen Fürsorge erwachsen.

Hans Zimmer.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Der Krieg einst und jetzt

Von

General der Infanterie v. Woinovich (Wien)

„Alle waffenfähigen Männer werden bei Kriegsbeginn entlang der bedrohten Grenze aufgestellt und verwehren dem Feinde den Einbruch." So stellte, halb scherzhaft, halb prophetisch, vor fast einem halben Jahrhundert ein geistreicher Militär den Zukunftskrieg dar, was damals fast komisch klang, heutzutage aber immerhin zu denken gibt.

Man könnte in der Tat leicht den Eindruck gewinnen, als ob sich der Krieg im Vergleich zu früheren Zeiten gründlich geändert hätte, namentlich wenn man nur die letzten Kriege in Betracht zieht. Dehnt man jedoch den Vergleich auf die entferntere Vergangenheit aus, so kommt man zur Ueberzeugung, daß sich im Laufe der Zeiten viele Erscheinungen des Krieges wiederholen und daß es meist nur Nebenumstände sind, welche in der allgemeinen Entwicklung ihren Grund haben, die dem gegenwärtigen Kriege in mancher Beziehung das Gepräge der Neuheit verleihen.

Man wird daher für den Krieg auch in der Zukunft noch Lehren aus der Vergangenheit zu schöpfen imstande sein; die Erfahrungen früherer Zeiten dürften niemals ganz wertlos werden. In dieser Erkenntnis hat schon Napoleon denjenigen, die das Wesen des Krieges gründlich kennen lernen wollen, empfohlen, möglichst viele — er sprach von hundert Feldzügen aller Zeiten und der größten Feldherren — zu studieren, denn nur auf diesem Wege — die persönliche Erfahrung reicht nicht aus — macht man sich mit einer Fülle von Erscheinungen bekannt, die sich wiederholen können, selbst wenn sie aus vergangenen Jahrhunderten stammen. Sind doch, um nur zwei Beispiele anzuführen, nicht nur die Handgranaten des achtzehnten Jahrhunderts, sondern selbst die Keulen der Urzeit im Weltkriege wieder zu Ehren gekommen.

Wollte man die Kriege von einst und jetzt miteinander eingehend vergleichen, so müßte man in der Geschichte sehr weit zurückgreifen. Es handelt sich jedoch bloß darum, im allgemeinen festzustellen, in welchen Beziehungen sich der gegenwärtige Krieg von seinen Vorgängern unterscheidet und ob und inwieweit solche Abweichungen neue Erscheinungen sind oder nicht. Zu diesem Zwecke scheint es unvermeidlich, vorerst einen Blick auf die friedlichen Beziehungen der Staaten

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

und Völker untereinander zu werfen, weil in ihnen zu allen Zeiten die Keime kriegerischer Verwicklungen zu suchen waren, die je nach ihrer Eigenart auf Verlauf und Intensität des Krieges Einfluß nahmen. Es waren dies vorzüglich Sucht nach Landerwerb, Bereicherung, religiöse Differenzen, Prestige und nationale Ansprüche. Im gegenwärtigen Kriege ist es die eingestandene Absicht der Ententeländer, Deutschland und das mit ihm verbündete Oesterreich-Ungarn niederzuringen, weil deren wirtschaftliche Entwicklung ihnen gefährlich schien. Oesterreich-Ungarn sollte bei dieser Gelegenheit zerstückelt und unter den heißhungrigen Nationalitäten verteilt werden. Der Kriegsgrund ist demnach so brutal wie jener, den Ludwig XIV. für seine Raubkriege oder wie jener, den Rom gegen Karthago in den Punischen Kriegen geltend machte. Den unmittelbaren Anlaß zum Kriege bot die Ermordung unseres Thronfolgers und seiner Gemahlin; also ein bestellter oder wenigstens gebilligter Mord, wie er in der Geschichte von Byzanz und des Erben seiner Kultur, Rußland, üblich war und noch ist. Der Weltkrieg ist also hauptsächlich auf das Streben nach materiellem Gewinn zurückzuführen, dem englische und russische Hypokrisie vergeblich ein nationales Mäntelchen oder die These von dem Schutze der kleinen Staaten umzuhängen bemüht waren. All dies, bis auf den Treubruch Italiens, war in der Geschichte früherer, finsterer Zeiten schon dagewesen, somit nichts Unerhörtes; wohl aber war es unerwartet nach dem hohen Stande der ethischen Kultur, den wir einzunehmen glaubten und als deren Vertreter sich insbesondere die Ententemächte betrachteten.

Völlig überraschend ist jedoch die fast unmenschliche Art, in der von der Seite der Entente wenigstens der Krieg geführt wird.

Wohl dürfte kaum jemand daran gezweifelt haben, daß künftige Kriege mit mehr Nachdruck und größerer Energie geführt werden würden, weil dies ja in Anbetracht des höheren Einsatzes natürlich schien. Die Erscheinungen jedoch, die uns der gegenwärtige Krieg zeigte, übertrafen die schlimmsten Befürchtungen. Verletzung aller Grundsätze des Völkerrechtes, des Privateigentums im See- und Landkriege, Neutralitätsbruch, völkerrechtswidrige Behandlung von Zivilpersonen ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, Mißhandlung von Konsuln u. dgl. sind an der Tagesordnung. Die Behandlung von Gebieten, die zeitweilig durch den Gegner besetzt wurden, wie Ostpreußen und Galizien durch die Russen, erinnert an die Verheerungen, die Deutschland im Dreißigjährigen Kriege erlitt. Jegliche Ritterlichkeit im Verkehr der Kriegführenden untereinander scheint völlig geschwunden zu sein. Den Gipfel der Rücksichtslosigkeit hat jedoch England erklommen durch seinen Versuch, die Bevölkerung der Zentralmächte auszuhungern; diese Maßregel sucht wohl in ihrer kalten, berechnenden, grausamen Systematik in der Geschichte aller Zeiten ihresgleichen! Auch die in großem Maße betriebene Versorgung der Ententemächte mit Kriegsmaterial aller Art durch die „neutralen" Vereinigten Staaten widerspricht allen bisherigen Begriffen von Neutralität, ist ein Novum und war angesichts unsrer Zivilisation kaum vorauszusehen!

Digitized by Google

Die Vorgeschichte und die bisherigen Ereignisse des Weltkrieges bieten demnach einen traurigen Ausblick auf die künftigen internationalen Verhältnisse. Man muß sich angesichts dessen fragen, ob denn in absehbarer Zeit überhaupt ein dauernder Friede im Vertragswege zustande kommen könne, wo doch alle bisherigen Uebereinkünfte, wenn noch so feierlich beschworen, von unsern Gegnern gebrochen wurden? Wenn dies dennoch der Fall sein sollte, so wird das künftige Nebeneinanderleben der Staaten wohl nur in jener Weise möglich werden, die Bismarck seinerzeit mit dem Zusammentreffen mehrerer unbekannter Männer im finstern Walde verglich, von denen jeder des Ueberfalles durch den andern gewärtig sein muß.

Allerdings konnten auch die Verträge der berühmten Kongresse von Wien, Paris, Berlin nicht für ewige Zeiten Geltung haben, sie wurden aber doch im ehrlichen Bestreben geschlossen, wenigstens als Grundlage künftiger Vereinbarungen zu gelten. Dies kann aber in Zukunft, beispielsweise von einem Staate wie Italien, dem Treu und Glauben fremd sind, kaum erwartet werden! Wir scheinen somit zu jenen Zeiten zurückzukehren, in denen man nur im Besitze von Faustpfändern einige Sicherheit zu finden vermochte.

Wie lange es überhaupt währen wird, bis sich die durch die ungerechten Verleumdungen unsrer Gegner aufgepeitschten Leidenschaften der Völker wieder beruhigt haben werden, steht dahin. In der Vergangenheit läßt sich hierfür kaum ein Anhaltspunkt finden, weil die Völker noch niemals so gründlich verhetzt waren wie gegenwärtig.

*

Wenden wir uns nun zu den Erscheinungen des Krieges selbst.

Die erste Frage ist jene nach der Dauer des Krieges. Der gegenwärtige, allerdings noch nicht abgeschlossene Krieg fällt durch überlange Dauer keineswegs auf, da wir eine große Anzahl von Kriegen kennen, die viel länger währten. Sieht man selbst vom Dreißigjährigen, vom Siebenjährigen und von den Erbfolgekriegen des Hauses Habsburg ab, so findet man in den französischen Revolutions- und in den Napoleonschen Kriegen, wenn man letztere im Zusammenhange betrachtet, Beispiele weit längerer Kriegsperioden. Selbst der Russisch-Japanische Krieg war nicht viel kürzer als der gegenwärtige. Die Ursachen der langen Kriege der Vergangenheit lagen vorwiegend in deren geringerer Intensität und in der schleppenden Kriegführung. Der Friede trat meist erst durch Erschöpfung der zu jener Zeit allerdings noch geringeren finanziellen Kräfte ein. In der neuesten Zeit nahm die Dauer der Kriege im allgemeinen ab, weil die Anstrengungen der Kriegführenden in jeder Beziehung höher wurden. Wenn der gegenwärtige Krieg den Anschein gewinnt, länger zu währen als seine unmittelbaren Vorgänger, so ist das speziell den politischen Komplikationen zuzuschreiben, welche ihn eine stetige Ausdehnung gewinnen lassen, eine Erscheinung, die übrigens auch bei den Napoleonschen Kriegen beobachtet werden konnte.

Digitized by Google

Ein wesentlicher Unterschied hat sich in neueren Kriegen durch die geringere Beachtung der Jahreszeit für den Beginn und auch für die Fortführung des Krieges ergeben. Wohl noch in Reminiszenz an die seinerzeitige matte Condottieri-Kriegführung in Italien, die Schonung von Mensch und Kriegsmaterial anstrebte, wichen die Kriegführenden auch später womöglich dem Winter aus. Man begann die Feindseligkeiten im Frühjahr und stellte sie in der Regel bei Einbruch des Winters ein. Ausnahmen hiervon bewiesen nur die Regel oder die besondere Energie des Feldherrn. Die Heere waren damals bei der Geldknappheit ein kostspieliges Instrument, das geschont werden mußte. Hieran hielt man mit wenigen Ausnahmen bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts fest. Erst Napoleon brach mit dieser Anschauung, wenngleich auch er die Operationen im strengsten Winter gerne einstellte. 1870/71 jedoch geriet man, weil unausweichlich, in einen Winterfeldzug, ebenso 1877/78. Die Erfahrungen, die dabei gemacht wurden, überwanden endgültig die Scheu vor den Winterfeldzügen, so daß die Operationen im gegenwärtigen Kriege schon den zweiten Winter ohne Rücksicht auf die geographische Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes, sofern es überhaupt die Elemente erlaubten, fast ununterbrochen fortgeführt wurden. Man hat den Wert von Schutzmitteln und sonstigen Behelfen gegen die Unbilden der Witterung kennen gelernt, welche es, wenngleich unter größerer physischer Inanspruchnahme, gestatten, auch im Winter Krieg zu führen.

Bevor zur Erörterung der Kriegshandlungen selbst geschritten wird, möge noch die Rolle des „Geldes" im Kriege erwähnt werden. Man hat sie lange Zeit hindurch überschätzt. Gewiß ist Geld für die Kriegführung unentbehrlich, wie schon Montecuccoli sagte — aber zu seiner Zeit war das Geld seltener und daher auch schwerer zu beschaffen; das Kreditwesen und die staatliche Finanzwirtschaft steckten noch in den Kinderschuhen. Heute belehrt uns die Erscheinung, daß selbst die ärmsten Staaten Geld und Kredit zum Kriegführen finden, darüber, daß der Mangel an Geld Kriege kaum zu verhindern vermag. Rußland, Serbien und die Türkei fanden in ihren Alliierten kräftige Geldquellen. Eine andre Frage ist allerdings jene nach den volkswirtschaftlichen Folgen. Verliert der Kriegführende sein Spiel, dann dürften sich diese höchst mißlich gestalten.

Entsprechend den gegenwärtigen Millionenheeren mit all ihren Erfordernissen erscheinen die einzelnen Kriegsschauplätze im Vergleiche zu früheren Zeiten räumlich sehr überlastet. War noch 1870 bei Beginn des Krieges die deutsche Armee nur in der preußischen Rheinprovinz und in der bayerischen Pfalz, die französische im Raume von Straßburg bis Metz aufmarschiert, so erstreckt sich die Bereitstellung der Streitkräfte im Weltkriege fast auf die ganze Grenzstrecke, also auf viele Hunderte von Kilometern, und zwar am westlichen Kriegsschauplatze vom Aermelkanal bis Belfort, am östlichen von der Ostsee bis zu den Karpathen. Hieraus erhellt, daß es gegenwärtig schon zu Beginn des Krieges an Raum für weit ausgreifende Operationen und Manöver gebricht, mit denen in früheren Zeiten die Feindseligkeiten so gerne begonnen wurden. Gerade, eng

Digitized by Google

massierte Vorstöße in den als entscheidend betrachteten Richtungen sind daher gegenwärtig und in Zukunft das Um und Auf der ersten Operationen.

Seit jeher war es ein Axiom der Kriegführung, dem Gegner im Angriffe zuvorzukommen. Man tat dies, selbst wenn man politisch in der Rolle des Verteidigers war, in der Ueberzeugung, daß man die eigene Absicht, selbst wenn sie nur in Erhaltung des Bestehenden gipfelte, nur durch Niederwerfung des Gegners erreichen könne. Man hoffte durch das Zuvorkommen mit dem Angriff die feindlichen Kräfte vielleicht noch nicht versammelt treffen, sie daher leichter schlagen und ihrer Hilfsquellen berauben zu können, was besonders für den an Zahl Schwächeren von Bedeutung war. Die Kriege Friedrichs des Großen und Napoleons waren Musterbeispiele hierfür. In Erkenntnis dessen entstand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Großmächten ein förmlicher Wettstreit in der Vorbereitung zur raschesten Bereitstellung der Streitkräfte bei Kriegsbeginn. Die Raschheit in der Mobilisierung und im Aufmarsch zu Beginn des Weltkrieges wird wohl kaum mehr zu überbieten sein. In weniger als drei Wochen nach der Kriegserklärung brachen Millionenheere in Belgien, Frankreich, Galizien und Russisch-Polen ein. Diesmal jedoch erwies sich dieses Vorgehen, weil von allen Kriegführenden gleichzeitig angewendet, nicht mehr als ausschlaggebend. Man hatte der Stärke der Defensive nicht genügend Rechnung getragen, welche diese infolge der Vervollkommnung der Waffen und durch die überraschend weitgehende intensive feldmäßige Verstärkung des Kampfgeländes gewonnen. Bei diesen Einleitungskämpfen zeigte es sich ferner, daß die Bedeutung schlagbereiter strategischer Reserven, die man vielleicht für ein Rezept der alten Schule hielt, unterschätzt worden war. Die Offensive kam nämlich allerorts nach einigen Anfangserfolgen zum Stehen; wären starke Reserven zur Stelle gewesen, so hätten sie vielleicht in diesem Moment den Krieg entscheiden können; alles war aber eben, im Drange nach einem ersten Erfolge, in die vorderste Linie gestellt worden. Tatsächlich dauerte es nun Wochen und Monate, bevor im Hinterlande Reserven zur Aufstellung gelangten und an die Front gebracht werden konnten, um das schwere Ringen neuerdings zu beginnen. Hierin lag die erste der Ursachen für die langwierigen, hin und her wogenden Kämpfe, die diesen Krieg charakterisieren sollten.

Der Mangel an derlei organisatorisch vorbereiteten Reserven hat Oesterreich im Jahre 1866 schon nach sechswöchiger Kriegsdauer, Frankreich 1871 nach halbjähriger zum Frieden genötigt. Auch Japan sah sich, nach siegreichen Kämpfen, aus gleicher Ursache genötigt, auf die Fortsetzung des Krieges zu verzichten. Diese Erfahrungen illustrieren die Bedeutung einer entsprechend weit ausblickenden Organisation der Streitkräfte schon in Friedenszeiten. Einer solchen ist wohl schon Frankreich während der großen Revolution im Prinzipe vorangeschritten, ihre Ausgestaltung durch intensive Ausnutzung des vorhandenen Menschenmaterials erhielt sie aber erst in Preußen während der Befreiungskriege. Seit jener Zeit war es insbesonders dieser Staat, der zielbewußt bestrebt war, die allgemeine Wehrpflicht bis zur Heranziehung aller Wehrfähigen

Digitized by Google

auszugestalten. Aber nicht mehr auf möglichste Ausnutzung und kriegerischer Ausbildung des gesamten Menschenmateriales beschränkt man sich in der Folge allerorten; in Voraussicht des schon 1870 sich zeigenden geänderten Charakters der Kriegführung und im Vorgefühle, daß sich die Intensität des Krieges in Zukunft noch wesentlich steigern werde, begann man in allen Staaten mit mehr oder weniger Glück und Geschick alle Zweige der Tätigkeiten unter dem besonderen Gesichtspunkt ihrer größtmöglichen Leistungsfähigkeit für Zwecke des Krieges zu organisieren. Daß dies in Deutschland besser als in den übrigen Staaten gelang, hat diesem Reiche den ungerechtfertigten Vorwurf des „Militarismus" eingetragen. Ungeachtet dessen wird in Hinkunft schon die allgemeine staatliche Organisation auf allen Gebieten den Zwecken des Krieges in erhöhtem Maße Rechnung tragen, namentlich aber die Sicherung der Volksernährung und der Erzeugung der Kriegsmittel ins Auge fassen müssen.

*

Aus dem Vergleiche der eignen mit den feindlichen Streitmitteln, und im Hinblick auf das anzustrebende Kriegsziel ergab sich in allen Kriegen die Art der Verwendung der Streitkräfte, ob offensiv oder defensiv, ihre erste Gruppierung und die Richtung ihrer Bewegung oder die Art ihres Verhaltens. Wie in der jüngeren Vergangenheit wird man auch in Zukunft bestrebt sein müssen, dem Gegner die Initiative zu entreißen. Nur in zwingenden Fällen — unser Verhalten gegen Italien — wird man sich, solange es eben sein muß, auf die reine Abwehr beschränken. Dadurch, daß sich im Weltkriege die Verteidigung als unerwartet stark erwiesen hat, darf man sich keineswegs zu ihrer Ueberschätzung verleiten lassen, ähnlich wie dies mit der Offensive zu Beginn des Krieges der Fall war. Angriff und Verteidigung wechseln eben auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, oder auf jedem derselben, nach Bedarf, örtlich oder zeitlich, getreu dem Moltkeschen Grundsatz, daß der Krieg ein System von Aushilfen sei.

*

Wie bisher wird die Kenntnis der Kräfteverteilung beim Feinde die Grundlage der operativen Entschlüsse der Heeresleitung sein. Sie zu gewinnen war Aufgabe der vorgeschobenen Kavallerie. An deren Stelle tritt nun der Hauptsache nach die Aufklärung durch die Flieger, der Kavallerie bleibt nur der Aufklärungs- und Sicherungsdienst im näheren Bereich der Truppen. Die Ausdehnung der von den modernen Heeren bedeckten Räume hat erwiesen, daß die Kavallerie den strategischen Aufklärungsdienst, ohne sich aufzureiben, nicht zu leisten vermag. Die Kavallerie verliert dadurch durchaus nicht ihre Existenzberechtigung; nächst den erwähnten Aufgaben wird sie zu raschem Vortragen des Feuers, zur Verfolgung des geschlagenen Feindes wirksamere Verwendung als bisher finden müssen.

War in dieser Periode kriegerischer Tätigkeit früher der Kampf der beiderseitigen Kavallerien deshalb nötig, um den Schleier, der die Gruppierung des

Digitized by Google

Feindes verdeckte, gewaltsam zu zerreißen, so wird sich analog vor Einleitung der Operationen künftig ein Kampf in den Lüften entspinnen, von dessen Ausgang nicht nur die bessere Orientierung über die Kräfteverteilung des Gegners, sondern auch ein gewaltiger moralischer Vorteil über denselben, durch Erschütterung seiner Zuversicht und seines Vertrauens, abhängt. Wie sich dieser Luftkampf gestalten dürfte, wird von der weiteren Entwicklung dieses Kampfmittels bedingt werden. Gegenwärtig scheint es, als ob in dieser ersten Phase des Krieges Luftschiffe die Beunruhigung des feindlichen Hinterlandes, der Bevölkerungszentren, der Eisenbahnen, Munitionserzeugungsstätten zur Aufgabe haben dürften, während den Fliegern die Beobachtung der feindlichen Heeresmasse obzuliegen hätte.

*

Von großem Interesse ist die Rolle der Befestigungen im Kriege, weil sie auf den Gang der Kriegführung wesentlich Einfluß nimmt. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts schuf Frankreich an seiner Nord- und Ostgrenze einen mehrfachen Gürtel von festen Plätzen in der Absicht, sichere Ausgangspunkte für den eignen Angriff oder Stützpunkte für die Verteidigung zu besitzen, um den Einbruch des Feindes verhindern zu können. Der Angreifer wurde dadurch genötigt, durch Wegnahme eines oder mehrerer fester Plätze in den Gürtel eine Bresche zu schlagen, bevor er die Offensive ins Feindesland trug. An Grenzstrecken, wo solche Plätze nicht vorhanden waren, behalf man sich mit mehr oder weniger ausgedehnten befestigten Linien (in Nachahmung der alten römischen Grenzschutzwälle), wie beispielsweise der Weißenburger und Stollenhofer Linie, an denen sich mitunter auch tatsächlich langwierige Kämpfe entspannen. Gelang der Durchbruch eines solchen Festungsgürtels oder solcher Linien, dann genügte jedoch in den meisten Fällen, um den Gegner zum Frieden zu zwingen, schon die Drohung mit dem weiteren Vormarsche ins Feindesland. Immerhin war dieser Festungs- oder Stellungskrieg sehr zeitraubend und wenig entscheidend. Trotzdem folgten im achtzehnten Jahrhundert dem Beispiele Frankreichs auch Oesterreich mit den böhmisch-mährischen, Preußen mit seinen schlesischen Festungen. Gegen die Türkei entstand ein förmlicher Festungskordon. Von diesen festen Plätzen versprach man sich im Kriege eine große Rolle. Auf sie baute man alle Operationspläne auf. Sie versagten jedoch in den folgenden Kriegen völlig, denn wenn man von den ersten Stadien der französischen Revolutionskriege absieht, spielten nur sehr wenige von den mit großen Kosten geschaffenen permanenten Befestigungen während der Napoleonschen Epoche eine besondere Rolle. In dieser Hinsicht ging Napoleon ganz neue Wege. Er ließ sich in seinen Plänen nur wenig durch die bestehenden permanenten Befestigungen einengen, sondern schuf sich erst während der Operationen in den eben in Betracht kommenden Abschnitten nach Bedarf feldmäßige oder provisorische Befestigungen, die den jeweiligen Anforderungen besser entsprachen und weniger Geld und Truppen verschlangen; er richtete sich somit sein Kriegstheater selbst her, z. B. in Zentralpolen 1806/07, an der Elbe und Oder 1813. Napoleon

Digitized by Google

tat somit den ersten praktischen Schritt zur eigentlichen fortifikatorischen Herrichtung der Kriegsschauplätze, indem er Punkte, Linien und Räume befestigte, die er tatsächlich brauchte, und seine Operationen nicht in ein System schon vorhandener Befestigungen einzwängte. Die Epigonen Napoleons schritten im neunzehnten Jahrhundert, wie sie glaubten, in seinem Sinn weiter fort, indem sie große permanente Lager-, Manövrier- und Armeefestungen an wichtigen strategischen Punkten und Linien erbauten, die nach ihrer Meinung im Kriege nicht außer acht gelassen werden konnten. So entstanden auf Grund der Kriegserfahrung das italienische Festungsviereck, die Rhein-, Mosel- und Maasbefestigungen, dann jene in Russisch-Polen und Galizien, vor allem aber die großartige Befestigung von Paris. Aber auch diese entsprachen im Bedarfsfalle nur unvollkommen den in sie gesetzten Erwartungen, ja einige waren sogar schuld an Katastrophen, wie z. B. Metz, Sedan. Die Erkenntnis hiervon führte gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts dazu, es bei den Grenzbefestigungen nicht mit der Fortifizierung einiger Punkte bewenden zu lassen, sondern ganze weite Räume, die voraussichtlichen Schlachtfelder, in die Befestigung einzubeziehen. So entstanden in Frankreich die befestigten Räume von Belfort, Verdun, Reims usw., die miteinander durch eine Reihe fortifizierter Plätze verbunden sind. In Russisch-Polen wurde die Gegend zwischen Weichsel, Bug und Narew zu einem großen Manövrier- und Kampfraum hergerichtet, Belgien zur Wahrung seiner Neutralität in ein förmliches befestigtes Heerlager umgewandelt.

Doch der Weltkrieg wies auch hierin neue Wege.

Der überraschende Zusammenbruch der belgischen und russischen Festungen ist allerdings der unerwarteten artilleristischen Ueberlegenheit der Zentralmächte zuzuschreiben, doch auch das unleugbar geistreich ersonnene und gut durchgeführte französische Verteidigungssystem entsprach nicht gänzlich den Hoffnungen, die man auf dasselbe gesetzt; selbst diese grandiose, für Angriff und Verteidigung bestimmte Schöpfung, unterstützt durch eine vorzügliche, zahlreiche Artillerie, gestützt auf die lebendige Kraft der starken französischen Armee, erwies sich nicht als ausreichend, um mit völliger Sicherheit dem methodischen, stets anwachsenden Druck des Feindes zu widerstehen. Die allerdings noch nicht abgeschlossenen Kämpfe bei Verdun lassen wenigstens darauf schließen. Besser als alle permanenten Befestigungen hingegen haben auf allen Kriegsschauplätzen die erst im Bedarfsfall geschaffenen Improvisationen auf feldfortifikatorischem Gebiete entsprochen. Sie haben geradezu Verblüffendes geleistet. Allerdings stellen auch sie keine neuen Ideen dar. Modlin (Nowo-Georgiewsk), Pultusk, Dresden, Hamburg hatten schon zur Zeit Napoleons gezeigt, was man in dieser Hinsicht zu leisten vermag; die Kämpfe in den Karpathen, an der Nidda, an der Strypa, vor allem aber jene in Flandern und am Isonzo werden jedoch die Kriegführung der Zukunft bahnbrechend beeinflussen, wenn sie auch nicht, wie man glauben möchte, zum Stellungskrieg zurückführen dürften. Gegen letzteren spricht der gelungene Durchbruch der russischen Stellungen bei Gorlice und jener der Serben bei Ravne im November 1914, die Erfolge der deutsch-österreichischen

Digitized by Google

Heere in Polen und Litauen, welche lehren, daß die Möglichkeit des Erfolges im offensiven Verfahren noch immer bestehe, wenngleich die Durchführung schwieriger und langwieriger geworden ist.

*

Während die Offensive in den Feldzügen des letzten halben Jahrhunderts und selbst noch zu Beginn des Weltkrieges in Belgien, Nordfrankreich, Galizien und Russisch-Polen ein rasches Fortschreiten zeigte oder wenigstens versuchte, änderte sich im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges ihr Wesen und insbesondere ihr Tempo. Das kam folgendermaßen: Solange die Feuerkraft des Verteidigers, namentlich seine Artilleriewirkung, noch nicht auf der gegenwärtigen Stufe stand und noch nicht durch feldmäßige Befestigungen in bisher noch nie dagewesener Stärke, Art und Ausdehnung gestützt wurde, konnte auf das Vortragen des taktischen Angriffes bis zur Entscheidung, gewissermaßen in einem Zuge, also an ein und demselben Tage oder in wenigen Tagen gerechnet werden. Das ist gegenwärtig nicht mehr durchführbar. Die Feuerlinien können nicht längere Strecken wie früher durcheilen, sie müssen Sprung für Sprung vorgehen, das erfordert Zeit, oft mehrere Tage, selbst Wochen. Sie müssen, bevor sie ihr Angriffsziel erreichen, wiederholt Zwischenstellungen schaffen, sich dort festsetzen und den weiteren Angriff vorbereiten. Dieses Verfahren besitzt viel Aehnlichkeit mit dem früher nur im Festungskriege üblichen Vorgang, bei dem auch Sappe und Mine, wie heute im Feldkriege, angewendet wurden. Dadurch kommt es zum schleppenden Gange des Angriffes, der überdies noch zur Voraussetzung hat, daß er noch durch langwieriges Artilleriefeuer vorbereitet werden muß. Bei unsrer ersten Offensive in Serbien 1914 währte es dergestalt über sechs Wochen, bevor der Angriff bis auf Sturmdistanz an die feindlichen Linien an der Macva herangelangt war. Das nimmt aber naturgemäß auch auf die Dauer der Kämpfe, das Tempo der ganzen Operation und selbst auf die Dauer der Kriegführung im großen einen verzögernden Einfluß. Es kommt eine Art Methodik in den Krieg, die sich schon im Russisch-Japanischen Krieg, ganz besonders aber im gegenwärtigen zeigte und die an die Zeit der Stellungskriege erinnert. Der Unterschied besteht aber gegenwärtig darin, daß man damals, selbst nach Brechung des feindlichen Widerstandes, nur selten daran dachte, den errungenen Vorteil zu einer Fortsetzung der Offensive auszunutzen, was allerdings mit den geringeren Kriegszielen, den kleineren Armeen, der Abhängigkeit von den Magazinen u. a. mehr zusammenhing, während gegenwärtig, sobald als nur möglich, wieder zum Angriff geschritten wird.

*

Die Schlachten dauerten in früheren Kriegen selten länger als ein oder zwei Tage. Erst mit der Zunahme der Heeresstärken wuchs ihre Dauer, weil die Heranbringung der größeren Massen auf das Schlachtfeld längere Zeit beanspruchte. Die Kämpfe um Leipzig währten dergestalt vom 14. bis zum

Digitized by Google

20. Oktober 1813. Im Russisch-Japanischen Kriege kamen infolge der schon berührten Umstände auch längere, oft wochenlang dauernde „Schlachten" vor, die aber durch jene des gegenwärtigen Krieges noch weit übertroffen werden. Obgleich es auf den Namen nicht ankommt, sei hier doch bemerkt, daß derlei Aktionen in ihrer Gesamtheit mit Unrecht als „Schlachten" bezeichnet werden. Als solche könnte eigentlich nur eine Teilaktion der gegenwärtig oft Wochen dauernden, auf Hunderten von Kilometern entbrannten Kämpfe bezeichnet werden. Das Charakteristikon der Schlacht bleibt doch nach dem bisherigen Sprachgebrauche die Begrenzung in Zeit und Raum. So sind z. B. die Affären von Krasnik, Komarow, Lemberg Schlachten im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Gesamtheit der Aktionen in Galizien und Russisch-Polen vom 26. August bis 11. September z. B. wäre demnach richtiger als „Kämpfe" in Galizien und Russisch-Polen zu bezeichnen. Wie dem auch sei, diese langwierigen Kämpfe und Schlachten sind ein besonderes Merkmal des Weltkrieges und eine der Hauptursachen seines bisherigen schleppenden Verlaufes.

*

Ebenso wie in entfernter Vergangenheit Masseneinbrüche in unverteidigte Länder, z. B. der Türken nach Ungarn und Oesterreich, der Franzosen nach Deutschland, Verteidigungsmaßnahmen an den Grenzen schufen, die sich mit der Zeit immer mehr ausgestalteten, so daß sie endlich den Angriff zum Positionskrieg erstarren ließen, zeigte sich gegenwärtig in gewissen Momenten fast an allen Fronten eine ähnliche Erscheinung, indem die großen Angriffsbewegungen an oft erst während des Krieges geschaffenen Verteidigungslinien zum Stillstand kamen — der Angriff hat somit heute, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, einen kürzeren Atem bekommen wie früher. Die längsten derlei Bewegungen waren jene von Dunajec und der Nidda bis an die polesischen Sümpfe und jene durch Serbien, Montenegro nach Albanien. Zu der Erscheinung der an verschiedenen Fronten hin und her wogenden Kämpfe trägt ohne Zweifel auch der Umstand bei, daß durch die intensive Ausnutzung eines wohl ausgebildeten Eisenbahnnetzes, das selbst den Massenschnellzugsverkehr gestattet, Truppen in verhältnismäßig kurzer Zeit innerhalb einer Front, z. B. von einem Flügel zum andern, aber auch von einer Front auf die andre geworfen werden können, z. B. von der deutschen Ostfront auf die Westfront oder umgekehrt. Derlei überraschende Veränderungen, die oft eine völlige Veränderung in der Kriegslage mit sich bringen, kannten frühere Kriege naturgemäß nicht.

*

Der Bewegungskrieg im Sinne der großen Feldzugsaktionen der Napoleonischen Aera und der Kriege 1866 und 1870 gehört aber deshalb keineswegs zu den abgetanen Dingen, im Gegenteil, er wird immer wieder eintreten müssen, wenn man zur Entscheidung gelangen will, man wird ihn nur gezwungen unterbrechen, wenn die Verteidigung des Gegners nicht in einem Zuge niederzuringen ist. Es

Digitized by Google

ist demnach ein Irrtum, zu glauben, daß der Clausewitzsche Satz: „die Verteidigung sei die stärkere Form" in Hinkunft in dem Sinne aufgefaßt werden wird, daß durch die Verteidigung allein ein positiver Erfolg möglich sei; das ist völlig ausgeschlossen, nur die Offensive vermag eine Entscheidung herbeizuführen. Die Defensive vermag aber allerdings unter Umständen ein wichtiges Hilfsmittel der Kriegführung abzugeben, indem sie den Gegner schwächt und für den Angriff reif macht. Das war z. B. bei unsrer Defensive 1915 in den Karpathen der Fall; ohne sie wäre der spätere Durchbruch bei Gorlice schwerlich gelungen. Auch das ist übrigens keine neue Erscheinung; stets war es klug und verständig, in dieser Art vorzugehen, und die Kriegsgeschichte aller Zeiten bietet hierfür zahlreiche lehrreiche Beispiele.

*

Die Ausnutzung des Sieges durch die Verfolgung auf dem Fuße schien lange Zeit hindurch in Vergessenheit geraten gewesen zu sein. Sie lebte erst wieder beim Auftreten zahlreicherer Heere auf. Daß sie den Sieg eigentlich erst vervollständigt, darüber besteht kein Zweifel. Sie setzt aber bei der obersten Führung einen mitleidlosen Willen voraus, der nicht häufig zu finden ist. Im gegenwärtigen großen Kriege finden wir zwei Musterbeispiele hierfür. Die Verfolgung des an der Drina und in der Macva geschlagenen serbischen Heeres im Spätherbst 1914 bis über die Kolubara hinaus, welches dadurch fast an den Rand des Verderbens gebracht wurde (der später eingetretene Rückschlag hatte besondere Ursachen), und die Verfolgung der russischen Massen nach dem Durchbruch bei Gorlice. Letztere ist nächst der Verfolgung des preußischen Heeres nach der Schlacht bei Jena wohl das glänzendste Beispiel dieser Art.

*

Wenn wir uns zum Schluß dieser Betrachtungen an das dornenvolle Gebiet der obersten Heeresleitung selbst heranwagen, so geschieht das wohl nur unter allen Kautelen, die in diesem Falle dem Theoretiker zur Pflicht werden. Die oberste Heeresleitung entbehrt heutzutage eines Momentes, das sie früher beherrschte und das ihr in hohem Maße dienlich war, und zwar des unmittelbaren persönlichen Kontaktes mit den Kämpfenden. Bis zu einem gewissen Grade wird sie hierfür wohl durch die modernen Verbindungs- und Verständigungsmittel, Telegraph, Telephon usw., entschädigt, ungeachtet dessen dürfte aber im gegenwärtigen Kriege wohl jedes höhere Kommando und insbesondere die oberste Heeresleitung gar manchmal bedauert haben, nicht auch mit dem physischen Auge sehen zu können, wie dies die in dieser Beziehung glücklicheren Feldherren früherer Zeiten konnten. Einen großen Vorteil bietet dafür der obersten Heeresleitung gegenwärtig, wie schon angedeutet, die großartige Ausgestaltung des modernen Verkehrswesens, namentlich zu Zwecken des Nachschubes, aber auch für überraschende größere Truppenverschiebungen. Dieser Umstand mag wohl der einzige gewesen sein, welcher so weittragende Entschlüsse in etwas zu

Digitized by Google

erleichtern vermochte, wie sie an unsre Heeresleitung herantraten nach den Septemberschlachten 1914 bei Lemberg und später im November hinsichtlich Aufgebens der Offensive und Rückzuges in rückwärtige Linien, welche die Wiederaufnahme der Offensive in einem geeigneten Moment ermöglichten, Entschlüsse, die an die Charakterfestigkeit der Leitung wohl die größten Anforderungen stellten.

*

Unerwartet — weil durch die bisherigen Kriege eher zweifelhaft — war die Möglichkeit der Durchführung solcher grandioser Manöver wie das letzterwähnte vom heerespsychologischen Standpunkt. Hatte man doch, auf die bisherigen Erfahrungen gestützt, allgemein den „ersten Erfolgen" eine durchschlagende Bedeutung für den Verlauf des ganzen Krieges beigemessen. Der Weltkrieg hat die Richtigkeit dessen, wie das angezogene Beispiel zeigt, verneint, obwohl man hätte glauben können, daß die gegenwärtige Struktur der Wehrkraft — meist kürzere Zeit dienende Leute — die Befürchtung eher zu verstärken geeignet sei, daß die ersten Erfolge auf die Moral der Kämpfenden einen noch intensiveren Eindruck machen würden als in früheren Zeiten. Zum Teil muß man den Grund hierfür wohl in der nachhaltigen Begeisterung unsrer Völker suchen, die sich durch die Wechselfälle des Krieges nicht nachteilig beeinflussen ließen, in der Hauptsache liegt aber der Grund in der militärischen Erziehung unsrer Völker und in der gründlichen organisatorischen Vorbereitung unsrer Wehrkraft, die es gestattete, für alle Verluste einen entsprechend zahlreichen und ausgebildeten Ersatz zu schaffen, endlich in der intensiven Pflege aller Kräfte auf den mannigfachsten Gebieten, um sie rechtzeitig in die erforderlichen Bahnen zu lenken, damit sie im Kriege als einheitliche, unwiderstehliche Kraft zur Gesamtwirkung zu gelangen vermögen. Dies wird in künftigen Friedenszeiten eine Hauptaufgabe nicht nur der militärischen, sondern auch der staatlichen Organisationsarbeit sein müssen.

*

Wir glauben somit gezeigt zu haben, daß die großen Lineamente der bisherigen Kriegführung gegenwärtig und höchstwahrscheinlich auch in Zukunft im großen so ziemlich dieselben geblieben sind. Wo sie eine Aenderung erfahren haben, sind äußere Umstände die veranlassenden Ursachen hierfür. Diese wechseln aber auch in Zukunft und können sonach wieder zu Erscheinungen zurückführen, die schon dagewesen sind. Dem verständigen Kriegsmann, der aufmerksamen Auges allen Peripetien der Kriegführung, allen Evolutionen in der Entwicklung des Krieges gefolgt ist, stieß auch im gegenwärtigen Weltkrieg nur wenig auf, was völlig unerwartet war. Ueberrascht konnte nur werden, wer sich bisher überhaupt keine Rechenschaft über Ursache und Wirkung kriegerischer Erscheinungen gegeben hatte.

Digitized by Google

Ostwärts den Blick

Die bürgerlichen Parteien des Reichstages haben kürzlich Anträge gestellt, aus welchen mehr oder weniger deutlich das Verlangen hervorgeht, daß die Reichsleitung sich in einer bestimmten Frage der Kriegführung den Wünschen der parlamentarischen Mehrheit unterordne. Es ist nicht an der Zeit, bei dieser betrübenden Erscheinung sowohl sachlicher wie schwerwiegender grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten zu verweilen. Vielmehr soll gern anerkannt werden, daß nur eine Vereinigung von tiefster Ueberzeugung und heißester Sorge um das Wohl des Vaterlandes solches Vorgehen eingegeben haben kann. Dies vorausgeschickt, darf man aber doch fragen: Wie erklärt es sich, daß hier die Volksvertreter, unter ihnen auch die Konservativen, einseitig die Stimme eines Ressorts zur Geltung brachten, während es in so ernsten Augenblicken hätte näher liegen sollen, derjenigen Stelle zu folgen, welche über den Ressorts steht? Die Lösung dieses Rätsels ist nicht nur in gegenwärtigen Unstimmigkeiten zu suchen; es bedarf dazu auch eines kurzen Rückblickes auf die geschichtliche Entwicklung unsrer Flotten- und Kolonialbewegung. Können wir uns doch nicht verhehlen, daß eben diese Bewegung durch den Kanal der Presse und Vereinstätigkeit einen bestimmenden Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen verstanden hat. Die Flotte wurde das Schoßkind aller Patrioten, Kiautschau, dies Wunder deutschen Fleißes, und die andern Stätten kolonialer Tätigkeit wurden der Gegenstand wärmsten Interesses. Aber diese Sympathien, so berechtigt sie an sich waren, hatten auch eine gewisse Einseitigkeit zur Folge. Denn je heller jene Zukunftsmöglichkeiten, die auf dem Wasser und jenseits des Wassers lagen, beleuchtet wurden, desto greller traten bis dahin ungekannte Reibungsflächen zwischen Deutschland und England zutage, desto geringere Aufmerksamkeit aber schenkten wir unsern festländischen Existenzbedingungen und der von Osten drohenden Gefahr, nämlich der immer mehr in den Bann der panslawistischen Propaganda gezogenen russischen Politik, desto besser verstand aber auch die letztere das sie deckende Halbdunkel zu nützen, um die Stühle so zu verrücken, daß wir keinen mehr fanden, sondern zwischen den Stühlen Platz nehmen mußten. Unsre etwas zu offenherzig zur Schau getragene Vorliebe für die eignen Kolonien und ihre Erweiterung, sowie für die Marine und ihre Ziele zeitigte drüben Mißtrauen, hier aber Ansprüche, welche nicht genügend vorbereitet waren, um in ihrem vollen Umfange verwirklicht werden zu können. Die so entstandene Mißstimmung aber suchte und fand einen Sündenbock: die schwächliche deutsche Diplomatie. Denn die öffentliche Meinung vergibt vielleicht solche Fehler am schwersten, an welchen sie selbst beteiligt ist. Aufgeklärte Kolonialfreunde dürften zugeben, daß unsre mannigfachen Verhandlungen mit England hätten glücklicher ablaufen können, wenn wir dem Beispiel eines klugen Käufers gefolgt wären, welcher, wenn er einen Gegenstand billig erwerben will, es zu verschweigen versteht, wieviel er ihm wert ist, und durch Geduld und

Digitized by Google

Beharrlichkeit zum Ziele kommt. Diese Dinge, welche, nicht ohne Mitschuld der Presse, uns zweifelsohne ganz überflüssige Demütigungen eingetragen haben, werden in der Geschichtschreibung unter dem Kapitel „Ursachen des Weltkrieges" ihre Erwähnung finden müssen. Sie liegen aber weit zurück, und die Verantwortung dafür nicht zeitlich zu begrenzen, sondern dem Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches als solchem aufzubürden, ja das Ansehen seiner derzeitigen Vertreter darunter leiden zu lassen, ist eine jener krassen Ungerechtigkeiten, an welche die Regierungen aller Länder gewöhnt sind, seitdem es Druckerschwärze gibt, um Tatsachen zu verdunkeln.

Neben diesen Rückwirkungen früherer Fehler auf den Kredit unsrer heutigen Reichsleitung liegt eine weitere Ursache für die augenblickliche Stellungnahme der bürgerlichen Parteihäupter gegenüber der Regierung in einer Ueberschätzung der Rolle Englands in diesem Weltkriege. Die „Tägl. Rundschau" und andre Blätter ihrer Richtung drücken dies etwa folgendermaßen aus: England ist das Rückgrat unsrer Feinde, folglich müssen wir es brechen, um zu siegen. Das Bild stellt die feindlichen Kräfte als einen Körper dar, dessen Bewegungen von Kopf und Rücken aus geleitet werden. Man hat sich also, wenn man das Bild weiter ausführen will, wohl unter den Armen und Beinen die russischen und französischen Heere zu denken. Das ist durchaus zutreffend. Denn so etwa haben die Machthaber an der Themse sich in der Tat den Hergang vorgestellt. Sie wußten, daß die Wegnahme von Kamerun und andern Kolonien die Grundlage unsrer Weltmachtstellung nicht erschüttern kann, und brauchten deshalb die langen Arme des russischen Millionenheeres, um uns zu fassen, zu umklammern und zu schwächen.

Und diese Rechnung hat getäuscht! Was wollen aber Kopf und Rückgrat ausrichten, wenn die Arme versagen? Sind sie dann nicht ohnmächtig? Jene Schlußfolgerung, daß man das Rückgrat brechen müsse, um eine Entscheidung herbeizuführen, erscheint also kaum beweiskräftig, um so weniger, als den Engländern die wirtschaftliche Absperrung Deutschlands nicht gelungen ist. Lehrt uns nicht vielmehr eine altbewährte Regel der Kriegskunst, den Feind nicht dort anzugreifen, wo er uns am stärksten erscheint, sondern dort, wo wir ihn am sichersten zu schlagen hoffen? Und weist die Anwendung dieser Regel nicht auf den Osten hin, wo große Erfolge eines ebenso sicheren wie vorsichtigen Führers und mannigfache Schäden des Gegners auch vertrauensvollen Ausblick in die Zukunft erlauben?

Gleichwohl ist vom Osten heute auffallend wenig die Rede. Warum? Glaubt man, daß Rußland bereits besiegt ist oder daß man es nunmehr zum Freunde gewinnen könnte — vielleicht gar gegen England? Oder hält man es für unbesieglich und deshalb eine Defensive geboten, welche uns wenigstens vor Enttäuschungen bewahren soll? Sowohl jener Optimismus wie dieser Pessimismus müssen den Kennern Rußlands gleich irrtümlich gelten. Das Rußland der Heiligen Allianz und des Drei-Kaiser-Bündnisses ist tot und begraben. Zu seinen Totengräbern gehören auch seine Zaren, Alexander II., welcher dem

Digitized by Google

Panslawismus die ersten Zugeständnisse machte, Alexander III., welcher ihm folgte, und Nikolaus II., welcher ihm unterlag. Wehe uns, wenn wir Geisterbeschwörern Glauben schenken wollten, die ein Gespenst zu uns reden lassen, um uns dadurch zu betören! Es kann und darf nicht unsre Aufgabe sein, durch einen billigen Frieden die Stellung der konservativen Kräfte des russischen Reiches befestigen zu helfen. Sie würden diese Stellung nicht behaupten können und sehr bald den Stürmern und Drängern überlassen müssen. Diese aber würden die Vorteile einer durch unsre Großmut gewährten äußeren Lage bald ausnützen, um sich aufs neue aggressiv gegen uns und Oesterreich-Ungarn zu wenden; solch ein Friede würde daher keinen Verzicht auf das panslawistische Programm bedeuten, sondern nur seine Verwirklichung vertagen und somit den Zwecken des deutsch-österreichischen Bündnisses und den Zielen unsrer gesamten Balkan- und Orientpolitik schnurstracks zuwiderlaufen.

Aber auch die Pessimisten haben unrecht. Denn wer an die Unüberwindlichkeit des russischen Kolosses glaubt, berücksichtigt zu wenig die faulen Stellen im inneren Organismus des Reiches und die organisatorische Impotenz der führenden Kreise, berücksichtigt nicht den dem Slawen eigentümlichen Mangel an Ausdauer und jene halborientalische Fähigkeit des Russen, gelassen nachzugeben, wenn er energisch bedrängt wird.

Eine nüchterne Vergleichung nicht nur der materiellen, sondern auch der moralischen Eigenschaften unsrer Gegner dürfte überhaupt von einigem Nutzen sein. Würden wir dann nicht entdecken, daß der Angelsachse, im schroffsten Gegensatz zu seinem slawischen Freunde, eine Widerstandskraft besitzt, deren Zähigkeit in dem Maße wächst, als er gereizt wird und seine Lage gefährdet sieht?

Die Engländer sind ja die Bestgehaßten unter unsern Feinden. Es bleibe dahingestellt, inwieweit solche Unterscheidungen berechtigt sind. Die Politik fragt nicht nach Moral, sondern nach Zweckmäßigkeitsgründen; sie darf sich weder von Gefühlen des Grolles verführen, noch von dem Schlagworte der Befreiung der Meere — wäre nicht die Befreiung der Balten ein positiveres Ziel? — blenden lassen, sondern muß das Erreichbare ins Auge fassen. Wenn nun dies Erreichbare gleichzeitig das Allernotwendigste und zugleich so bedeutungsvoll ist, daß es auch das Gesamtergebnis entscheidend beeinflussen muß, so sollte auch der öffentlichen Meinung die Wahl der Front, auf welcher sie die Entscheidung fallen sehen möchte, nicht schwer werden. Würde das nicht auch dem sittlichen Empfinden insofern entsprechen, als es die Rückkehr zum Ausgangspunkt des Krieges bedeutet? Denn wir haben diesen Krieg auf uns genommen, weil Oesterreich-Ungarn von unserm östlichen Nachbarn angegriffen wurde. Oesterreich-Ungarn, „dessen Erhaltung als einer unabhängigen starken Großmacht für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts ist, für das der Friede Europas mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann". Der Angreifer war Rußland, während, soweit der akute Fall in Frage kommt, die beiden andern Teilnehmer durch die automatische Wirksamkeit der Bündnisse fortgerissen wurden.

Digitized by Google

Gegen solche Folgerungen wird, wie gewöhnlich, der Einwand erhoben werden, daß sich während des Krieges die Dinge verschoben haben, daß sich der dritte Teilnehmer als schlimmster Feind offenbart hat. Hier kommt viel auf die Wahl der Worte an: Gewiß der stärkste, weil am schwersten verwundbare, und auch der zäheste Feind mag England sein; aber diese Tatsache macht die englische Gefahr nicht zur bedrohlichsten. Dazu würde die Fähigkeit gehören, uns tödlich zu treffen. Und diese bleibt dem Inselreich versagt. Denn an die Wurzeln unsrer Großmachtstellung, welche auf dem Festlande liegen, reicht es gar nicht heran. Das vermöchte nur sein jetziger Bundesgenosse Rußland, wenn wir ihn so stark und uns so schwach werden ließen, daß seine Armeen die unsrigen aus dem Felde schlügen. Und hierin liegt nach den gemachten Erfahrungen Beruhigung nach der einen, Ermutigung nach der andern Seite.

Petersburg vor vierzig Jahren

Von

A. v. Brauer

Es war im Frühjahr 1875, als ich bei Eydtkuhnen erstmals die Grenze Rußlands überschritt. Seit zehn Jahren führte ein ununterbrochener Schienenstrang von Berlin bis zur russischen Hauptstadt, so daß man nicht mehr, wie noch Bismarck, einen Teil des Weges im Schlitten oder Wagen zurücklegen mußte. Aber man fuhr hübsch gemächlich. Man brauchte achtundvierzig Stunden, um die Strecke zurückzulegen, die man jetzt in sechsundzwanzig Stunden durchfahren kann.

Der preußische Grenzkommissar, der mich zur russischen Grenzstation Wirballen begleitete, wurde von den zahlreichen russischen Bahn- und Zollbeamten und Gendarmerieoffizieren als guter Freund begrüßt und willkommen geheißen. Alle Grenzförmlichkeiten wurden glatt und rasch erledigt. Man setzte mich in ein vorbehaltenes Abteil, und bald fuhr der Zug in das weite Rußland hinein. Ich hatte noch kaum das Gefühl gewonnen, in einem fremden Lande zu reisen. Sprachen doch alle diese höflichen Beamten an der Grenze etwas Deutsch und sahen doch diese strammen russischen Gendarmen in ihren spitzen Helmen und blauen Waffenröcken fast wie preußische Soldaten aus. Ausländisch an ihnen berührte nur, daß die Knöpfe schlecht geputzt waren und daß die Säbel nach Kosakenart (mit dem Korb nach oben) an der Seite hingen.

Schlafwagen und Speisewagen gab es damals noch nicht. Aber bequeme, mit Holzöfen behaglich erwärmte Wagen, die wegen der größeren Spurweite und der langsamen Fahrt sehr ruhig liefen, machten die lange Reise ganz erträglich.

Petersburg, diese neuzeitige Stadt, die Peter der Große in den Sümpfen an der Newamündung erbaute und seinen Russen zur Hauptstadt aufzwang, hat entfernt nicht jenes eigenartige Gepräge der echten russischen Städte, das für

Digitized by Google

das Auge des Europäers so fremdartig und halbasiatisch anmutet. Es fehlen hier die zahllosen kleinen, vieltürmigen Kirchen, während der prächtige Isaaksdom und die der Peterskirche in Rom nachgebildete Kasansche Kathedrale fast wie westeuropäische Kultstätten in die Höhe ragen. Auch viele „ausländische" Kirchen (eine deutsch-lutherische, deutsch-reformierte, finnländische, armenische usw.) schmücken die schönsten Straßen der Stadt. Der Basar („Gostinnij Dwor"), der in Rußland wie im Orient den Mittelpunkt des Kleinhandels bildet, ist in Petersburg mehr zur Seite geschoben und stört nicht die europäische Wesenheit des Stadtbildes. Die Russen hatten deshalb nicht unrecht, wenn sie Petersburg ärgerlich eine halbdeutsche Stadt nannten. Auf der Straße hörte man viel Deutsch reden, und wenn man die russischen Buchstaben der Ladenaufschriften entzifferte, stieß man auf manchen Müller oder Schulze oder sonstigen deutschen Namen.

Die Zahl der als Hauptsprache Deutsch redenden Bewohner Petersburgs schätzte man damals auf 50000, also fast ein Zehntel der Einwohner. In dieser Zahl sind Balten und deutschrussische Kolonisten, Deutschösterreicher und Deutschschweizer inbegriffen. Die Reichsdeutschen wurden auf 12000 geschätzt.

Den angesehensten Teil der deutschen Kolonie bildeten die reichen Großkaufleute, die mit Engländern und wenigen Russen den Ein- und Ausfuhrhandel Rußlands beherrschten. Von Bedeutung waren auch die zahlreichen deutschen Handwerksmeister, die in „ausländische Aemter" nach ihren Zünften vereinigt waren. Uhrmacher, Bäcker und Wurstler waren fast alle Deutsche, nicht minder die Apotheker. Peter der Große hatte ausdrücklich bestimmt, daß kein Russe Apotheker werden dürfe. Er kannte seine Landsleute und traute ihnen nicht die Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit zu, die diese Hantierung erheischt.

Die deutschen Handwerker waren sehr gesucht und beliebt. Hier hatte das Handwerk noch einen goldenen Boden. „Njemezkaja Rabóta" (deutsche Arbeit) sagte man von jeder Art Handwerksleistung, die man als sorgfältig und dauerhaft ausgeführt bezeichnen wollte.

Im russischen Staatsdienst, in der Politik und in der Heeresleitung hatten die Deutschen seit Peters Zeiten eine Rolle gespielt, die in gar keinem Verhältnis stand zu ihrer doch vergleichsweise kleinen Zahl. Das war auch noch so unter Alexander II. Man konnte oft aus russischem Munde die bittere Klage hören, daß der Zar die Deutschen ganz ungerechtfertigt bevorzuge. Indessen war die deutsche Abstammung als solche wohl niemals ein Freibrief für gute Beförderung. Die Deutschen verdankten ihr rascheres Aufrücken in leitende und schwierige Aemter meist ihrer größeren Tüchtigkeit und Rührigkeit. Sie waren im Durchschnitt fleißiger, ehrlicher, gewissenhafter, wohl auch von tieferer Bildung als ihre slawischen Mitbewerber.

Eine russische Zeitschrift gab 1876 den Stellenanteil der Deutschen im Reichsrat auf 36 Prozent an, im Senat auf 33 und unter den Staatssekretären gar auf 43 Prozent. Den diplomatischen Dienst sah der baltische Adel fast als sein Eigengut an. Unter den Gesandten und Konsuln soll damals genau

Digitized by Google

die Hälfte von deutschem Blut gewesen sein. Aehnlich auch im Heer. Bei einer kaiserlichen Truppenschau hatte ich im Frontrapport der Generale und Regimentskommandeure der Garde 20 Offiziere mit deutschem, 20 mit russischem und 2 mit polnischem Namen gefunden.

Freilich war der Deutschklang des Namens nicht immer entscheidend. Manche dieser deutschen Abkömmlinge hatten den orthodoxen Glauben angenommen und waren ganz verrußt, suchten auch wohl nach Renegatenart ihre deutsche Herkunft durch besondere Deutschfeindlichkeit und — Unehrlichkeit vergessen zu machen. „Der Deutsche ist fast immer ehrlich; stiehlt er aber, treibt er's toller als wir," sagte mir ein Russe, der es wissen konnte. Aber wenn man von diesen Ausnahmen absah, blieb doch noch immer ein hoher Verhältnissatz russischer Beamten und Offiziere übrig, die ihr Deutschtum, ihre Religion und ihre guten deutschen Eigenschaften sich gewahrt hatten.

In den höheren Kreisen der Gesellschaft wurde Deutsch viel und gern gesprochen. Galt es doch als das untrüglichste Zeichen höherer Bildung, „die drei Sprachen" zu kennen. Darunter verstand man Deutsch, Französisch und Englisch. Französisch galt freilich als die wichtigste und vornehmste und wurde den andern Sprachen weit vorgezogen. Aber der gebildete und höfliche Russe legte Wert darauf, auch dem Deutschen oder Engländer in dessen Sprache antworten zu können.

Bismarck („Gedanken und Erinnerungen" I, 219) will diese Bildung und Höflichkeit nur noch in der ältesten Generation gefunden haben. In der Tat waren unter den jüngeren Herren des Militär- und Zivildienstes vielfach weniger gute Formen, Ueberheblichkeit und antideutsche Gesinnung zu beobachten. Man mißgönnte uns in diesen Kreisen die Erfolge von 1870 und wies mit Stolz darauf hin, daß das einzige Großheer des europäischen Festlandes, das von Preußens Waffen nicht besiegt worden (und auch nicht besiegt werden *könne*, wie man wohl hinzufügte), das russische sei.

Aber derartige Stimmungen waren doch noch vereinzelt. Die Wühlarbeit der Aksakow und Genossen und die Ideen des Panslawismus lagen erst in den Anfängen. Die Vorliebe der wohlhabenden Russen für Paris, für französische Romane und französische Lebensweise hatte noch wenig Einfluß auf die politische Gesinnung. Man hätte auf die Petersburger Gesellschaft beinahe ein bekanntes Goethewort in der Abänderung anwenden können: ein echter Russe kann die französische Republik und Politik nicht leiden; doch liebt er Paris — und Weiber, Weine und Waren, die aus Frankreich kommen. Man lebte ja noch in der Zeit der „turmhohen" Freundschaft zwischen Kaiser Wilhelm I. und seinem Neffen Alexander II. Es war die Zeit des Dreikaiserbündnisses und des besonders innigen politischen Einvernehmens zwischen dem Reich und Rußland.

Die russische Politik leitete noch immer Fürst Gortschakow, der ihr schon seit 1856 die Richtung gab. Auf Grund seiner unzweifelhaften Verdienste um die Neugestaltung Rußlands nach dem Krimkrieg und seiner Geschicklichkeit in der Aus-

Digitized by Google

nutzung europäischer Gruppierungen hatte er sich im In- und Ausland ein Ansehen zu geben gewußt, das ihn der damaligen Welt doch wohl größer erscheinen ließ, als der Wirklichkeit entsprach. Allerdings war es seiner Gewandtheit allein zu danken, daß der Besiegte des Krimkriegs nach Friedensschluß von den Siegern wie den Neutralen als ein besonders begehrenswerter Verbündeter hofiert wurde. Ebenso verstand er es, in den sechziger Jahren die Differenzen Preußens und Oesterreichs, später Deutschlands und Frankreichs geschickt zu benutzen, um das Schwergewicht der russischen Politik bald dieser, bald jener Macht fühlbar zu machen.

Bismarck hütete sich wohl, in dieser Zeit des deutschen Werdegangs den Alten an der Newa zu reizen. Er schrieb ihm liebenswürdige Briefe, ging auf seine Wünsche und Anregungen ein und packte ihn an seiner schwächsten Seite, der Eitelkeit, indem er sich seinen Schüler nannte. Trotzdem war Bismarck Gortschakows Unglück. Denn hätte es einen Bismarck nicht gegeben, so hätte Gortschakow so gut der größte Staatsmann der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geheißen wie Metternich der der ersten. Das vergaß der eitle Mann niemals. Er, der „Richelieu des Nordens", sollte sich von diesem Junker aus Pommerland in den Schatten stellen lassen? Unerträglich. Da glaubte er (gerade zur Zeit meiner Ankunft in Petersburg) den Augenblick gekommen, seinem „Schüler" den Meister zu zeigen. Der französische auswärtige Minister, Herzog von Decazes, war durch übertriebene Berichte seines Botschafters in Berlin und durch einen angeblich offiziösen Artikel der „Post" ängstlich geworden und bat in Petersburg um „Schutz" gegen einen, wie er glaubte, bevorstehenden kriegerischen Angriff Deutschlands. Gortschakow benutzte mit Freuden die Gelegenheit, nach Berlin eine ganz überflüssige Mahnung zum Frieden ergehen zu lassen und dann von dort aus, wohin er im Mai im Gefolge des Kaisers Alexander gekommen war, das berühmte telegraphische Rundschreiben zu erlassen, das mit den prunkvollen Worten begann: „La paix est assurée."

Wie der russische Staatsmann, der sich in der Rolle eines europäischen Friedensengels so wohl gefiel, demnächst von Bismarck hart angelassen wurde, ist in den „Gedanken und Erinnerungen" (II, 173) ergötzlich nachzulesen.

Einige Zeit nach diesem Zwischenfall lernte ich Gortschakow kennen. Der Botschafter hatte mich zu einer Besprechung mitgenommen, um mich ihm vorzustellen. Der Fürst benahm sich ganz so, wie ihn Bismarck schilderte: ein geistreicher, glänzender Redner, der es liebt, sich als solcher den fremden Diplomaten zu zeigen. Es war wirklich ein Genuß, wenigstens ein sprachlicher, den wohlgedrechselten Redeblumen seines eleganten Französisch zuzuhören. Er verbreitete sich u. a. über die russischen Erfolge in Mittelasien, die damals zu seiner besonderen Freude den verhaßten Engländern auf die Nerven gingen. Zur Erläuterung wollte er nach einer in der Nähe liegenden Karte greifen, erhob sich halb auf seine wackeligen Beine und wäre umgefallen, wenn ich nicht rasch zugesprungen wäre und ihn aufgefangen hätte. „Merci, jeune homme," sagte er, und indem er den Krückstock wie drohend gegen mich erhob, fügte er hinzu:

Digitized by Google

„Mais ne vous plaisez pas à croire que les bases de la Russie soient aussi fragiles que les miennes!“

Die schwungvolle Redewendung machte ihm sichtlich großes Vergnügen. Später soll er sie noch öfters wiederholt haben.

Es ging jetzt rasch bergab mit dem alten Fürsten. Erst körperlich, dann auch geistig. Doch konnte er sich nicht entschließen, seinem Amte und seiner Machtstellung zu entsagen. Und der gutmütige Kaiser wollte den verdienten Staatsmann nicht wider seinen Willen in den Abschied zwingen. Noch mußte man ihn auf sein dringendes Verlangen zum Berliner Kongreß ziehen lassen. Dort war er indessen unschädlich, weil die wirklichen Geschäfte vom Grafen Peter Schuwalow besorgt wurden, der auch das Ohr des Kaisers hatte.

Nach dem Kongreß wurde dem Fürsten Gortschakow in Herrn v. Giers ein dem Kaiser unmittelbar verantwortlicher „Gehilfe“ bestellt. Aber nur mit großer List konnte der Alte von den laufenden Geschäften ferngehalten werden. Es gelang ihm immer wieder, dem guten Giers das Leben recht sauer zu machen. Er sonnte sich jetzt im Glanze volkstümlicher Beliebtheit. Die von ihm beeinflußte Presse mußte ihn als den Befreier der Slawen vom Türkenjoch feiern und immer wieder erzählen, wie die Ergebnisse des Kriegs noch viel günstiger gewesen wären, wenn das eifersüchtige Deutschland, vorab der böse Bismarck, dies nicht verhindert hätte. Infolge dieser dauernden Pressefälschungen hat das russische Volk auch heute noch nicht die Wahrheit erkannt: daß es lediglich England war, das durch seine drohende Sprache die Ausführung des Vorfriedens von San Stefano verhinderte, und daß Bismarck es war, der auf dem Berliner Kongreß die englischen Begehren beschnitt und den russischen Wünschen vielfach zur Anerkennung verhalf.

Giers machte durchaus ehrliche Politik. Er war stets bestrebt, an der alten Tradition festzuhalten und die Beziehungen zu Deutschland zu pflegen. Bismarck sagte wohl einmal in ärgerlicher Stimmung: „Ich sehe in Giers nichts als das Schafskleid für die wölfischen Instinkte der russischen Politik.“ Im Grunde war er ganz zufrieden mit ihm, und Giers blieb auch, solange Bismarck im Amte war, dieser politischen Richtung treu. Dann mußte auch er der inzwischen übermächtig gewordenen Strömung folgen und die russisch-französische Verbrüderung vermitteln.

*

Eine Reichsduma oder sonst etwas, das einer europäischen Verfassung auch nur ähnlich gesehen hätte, gab es damals nicht im russischen Reiche. Der Kaiser aller Reußenländer war unbeschränkter Selbstherrscher, der mit seinem riesigen Beamtenheere, das Peter erdacht und geschaffen hatte, den Staat nach seinem Gutdünken lenkte. Wohl hatte man „Gesetze“ und Einrichtungen nach westeuropäischem Vorbilde. Neben dem dirigierenden Senat, dem Reichsrat, dem Heiligen Synod und den vier Abteilungen von „Seiner Majestät Eigener Kanzlei“ gab es wie in einem Rechtsstaat allerlei Ministerien, die die laufenden Geschäfte

Digitized by Google

zu besorgen hatten. Aber die Gewalt des Kaisers war in Theorie und Praxis eine derart unumschränkte, daß eigentlich von einem russischen Staatsrecht nicht füglich geredet werden konnte. Es gab wohl eine Professur für dieses Lehrfach an allen Rechtsschulen. Aber der Lehrer pflegte, wenn er von den Rechten der Untertanen, den Grenzen der Beamtenzuständigkeit, der Unabhängigkeit der Gerichte usw. sprach, stets hinzuzufügen: „Dies ist Rechtens, sofern nicht eine allerhöchste Entschließung in anderm Sinn ergangen ist." Der Schlußsatz stellte das ganze Lehrgebäude in Frage; aber er entsprach durchaus der Rechtslage. Solche, dem gemeinen Recht zuwiderlaufenden kaiserlichen Willensäußerungen wurden denn auch oft genug kundgegeben, besonders durch die berüchtigte „Dritte Abteilung".

Die Dritte Abteilung! Was ist über sie nicht alles geschrieben und gefaselt worden, über deren unsichtbar wirkende Macht die kühnsten Sagen gingen, die jedem gefährlich werden konnte und von jedermann gehaßt und gefürchtet wurde!

„Seiner Kaiserlichen Majestät Allerhöchsteigene Kanzlei. Dritte Abteilung". Dies war die Amtsbezeichnung, die mit keiner Silbe verriet, welche Macht hier vereinigt war: die geheime und politische Polizei mit ihrem riesigen Zubehör. An ihrer Spitze stand „der Chef", stets ein als tatkräftig bewährter General, der das besondere Vertrauen seines Kaisers hatte. Er war das Oberhaupt der politischen Polizei, der eigentliche Leiter der inneren Politik Rußlands. Täglich erstattete er dem Kaiser Bericht über alles, was in Rußland geheim oder öffentlich, amtlich oder häuslich vor sich ging. Die zahlreiche, über ganz Rußland verbreitete, streng militärisch gegliederte Gendarmerie war das sichtbare, eine unermeßliche Schar bezahlter und freiwilliger Spione und Geheimagenten das unsichtbare Rüstzeug seiner Macht. Er war zu Zeiten mehr gefürchtet als der Kaiser, der nicht so gut bedient war und nicht so rasch und still zugreifen konnte als der Chef seiner Dritten Abteilung.

Sämtliche Fäden des ausgedehnten Spionagesystems liefen in der Kanzlei des Chefs zusammen. Von da verteilten sie sich in alle Schichten der Bevölkerung. Nichts durfte ihm verborgen bleiben. Kein noch so unschuldiger Verein, der nicht einen Spion oder mehrere unter seinen Mitgliedern gehabt hätte, kein Stand, der nicht seine standesgemäßen Aufpasser hatte. Selbst Damen der Gesellschaft und der Halbwelt waren in Sold genommen; sie sollen nicht die schlechtesten Kundschafter gewesen sein.

Auf der untersten Stufe des ausgebildeten Spitzelwesens stand, er allein sichtbar und kenntlich, der Dwornik, zu deutsch Hausknecht. Aber dieser Dwornik, deren jedes Haus mindestens einen haben mußte, unterschied sich von seinem deutschen Kollegen dadurch, daß er sozusagen ein obrigkeitliches Amt bekleidete: er war wohlbestallter Spion und Polizeiagent für sein Haus. Er war für die richtige Anmeldung sämtlicher Hausbewohner verantwortlich und mußte über alles Auskunft geben können, was im Hause vorging. Kam Ungehöriges vor, das der Dwornik nicht gemeldet hatte, flog er ins Loch oder bekam seine wohl-

Digitized by Google

gemessenen Prügel. Wollte ein politisch Verdächtiger, der verhaftet worden, seinen Namen nicht nennen, mußten alle Dwornike der Stadt vor ihm erscheinen, und wenn er irgendwo auch nur eine Schlafstelle hatte, ward er sicher erkannt.

Die Dwornike waren meist geriebene Burschen, die der Geheimpolizei vortreffliche Dienste leisteten. Wollte man sie bestechen, nahmen sie wohl das Geld, verrieten aber den Geber doch an die Polizei. Für Hausbewohner, die ihnen schlechte Trinkgelder gaben, konnten sie recht gefährlich werden, wenn sie sie aus Bosheit der Polizei als politisch verdächtig anzeigten.

Der Chef der Dritten Abteilung hatte sich und andre daran gewöhnt, alles, was ihm gefiel (und besonders, was ihm nicht gefiel) in seinen Machtbereich zu ziehen. Die Veranstaltung öffentlicher Vorträge oder Schaustellungen bedurfte seiner Gutheißung, in der Provinz der Genehmigung des Chefs der Gendarmen des betreffenden Gouvernements, der dort im kleinen dieselbe wichtige Rolle spielte wie sein hoher Vorgesetzter in Petersburg. Mit den Theaterstücken westeuropäischer Einfuhr ging man streng ins Gericht. Ein Drama wie „Wilhelm Tell" (in dem auf die Obrigkeit geschossen wird!) war selbstverständlich verboten; ebenso „Die Räuber" und „Julius Cäsar". Die Rossinische Oper „Tell" durfte von den Italienern zwar gesungen werden, aber nur unter dem Namen „Carlo il Temerario" und dementsprechender Umarbeitung. Die „Grande duchesse de Gerolstein" prangte auf den Theaterzetteln unter dem Namen „Le sabre de mon père", und die „Grande duchesse" (Bezeichnung der russischen Großfürstinnen) wurde zu einer beliebigen Prinzessin aus dem Märchenland gemindert.

Die Zensur der Zeitungen wurde ebenfalls sehr streng geübt. Fast alle Artikel ausländischer Zeitungen über russische Verhältnisse wurden ganz oder teilweise geschwärzt. Oder man schnitt einen Teil der Zeitung einfach weg, bevor sie die Post dem Abonnenten auslieferte. Die fremden Botschafter und Gesandten erhielten ihre Zeitungen natürlich ohne Zensurstriche. Diese ungeschwärzten Zeitungen wurden von der Post in dicke Umschläge verhüllt, damit das Gift nicht weiterfressen konnte. Neugierige Leute kamen zuweilen mit ihren Zeitungen auf die Botschaft und baten um Einsicht in das ungeschwärzte Blatt. Sie waren meist enttäuscht, weil die geschwärzten Stellen lange nicht so anzüglich oder staatsgefährlich waren, als sie erwartet hatten. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Wilsons Niederlage

Im März-Heft Ihrer geschätzten Zeitschrift hatte ich die Ansicht ausgesprochen, daß die „Lusitania"-Angelegenheit höchstwahrscheinlich zu keiner ernsten Komplikation, noch zum Kriege zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika führen würde. Seitdem sind mehrere neue Momente hervorgetreten, welche mich in meiner ruhigen Auffassung der möglichen Folgen selbst des verschärften U-Bootkrieges bestärken.

Vor allem hatte der Kongreß Gelegenheit, in dieser wichtigen Frage Stellung zu nehmen. Das Staatsdepartement in Washington schien ferner für einen Augenblick sich dem deutschen Standpunkte nähern zu wollen, da Mr. Lansing in einer Note den Alliierten vorschlug, in Zukunft die Handelsschiffe nicht mehr zu offensiven Zwecken zu bewaffnen. In beiden Häusern des Kongresses wurden sodann Resolutionen vorgeschlagen, welche dieser Auffassung gerecht wurden, indem sie an den Präsidenten die Aufforderung richteten, amerikanische Staatsbürger vor der Benützung armierter Handels- oder Passagierdampfer der kriegführenden Mächte ausdrücklich zu warnen. Außerdem wurde ein Gesetzvorschlag eingebracht, wonach alle Handelsschiffe, von welcher Nationalität immer, die in einen amerikanischen Hafen einlaufen respektive aus demselben auslaufen wollen, nicht mit von Marinesoldaten bedienten Kanonen armiert werden dürfen. Indessen hatten die Regierungen der Alliierten die Anregung Mr. Lansings unter dem nichtigen Vorwande, daß ihre Handelsschiffe nur zur Verteidigung gegen U-Boote armiert würden, abgelehnt — eine Behauptung, welche durch die geheime Instruktion der englischen Admiralität Lügen gestraft wird. Mr. Wilson trat nun sofort den Rückzug an. Er erklärte in einem bombastischen — wenn ich nicht irre — an den demokratischen Senator Stone, Vorstand des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten, gerichteten Briefe, mit Rücksicht auf die Weigerung Großbritanniens und Frankreichs könne das international anerkannte Recht, Handelsschiffe zu armieren, einseitig nicht aufgehoben werden. Die Selbstachtung und Ehre der Nation stehen auf dem Spiele! Würde er heute ein einziges im Völkerrecht begründetes Recht aufgeben, so könnte morgen das ganze Völkerrecht zertrümmert werden. Merkwürdig ist dabei, daß das amerikanische Gesetz die Armierung der eignen Handelsdampfer verbietet und daß in keinem Völkerrechtsbuche das von Mr. Wilson so hochgehaltene Recht besonders besprochen wird.

Angesichts des nur zu bekannten Eigensinns des Präsidenten lief die amerikanische Nation Gefahr, durch dessen starres Festhalten an imaginären Rechten in einen akuten Konflikt mit Deutschland zu kommen. Zum Glück ließen die eingehenden Debatten im Kongreß keinen Zweifel darüber bestehen, daß die überwiegende Mehrzahl der Volksrepräsentanten und zum mindesten eine starke Minorität im Senat das Scharfmachen des Präsidenten entschieden tadle. Vor

Digitized by Google

allem betonten die demokratischen Wortführer, daß es sich gar nicht um eine Rechtsfrage, sondern eine Frage reiner Opportunität handle; daß das tollkühne Aufspielsetzen des eignen Lebens auf bewaffneten Schiffen der kriegführenden Nationen seitens amerikanischer Staatsbürger durchaus unpatriotisch, eine Art moralischen Verrates an ihrem Vaterlande sei, welches sie in grenzenlosem Leichtsinn den größten Gefahren aussetzen.

Der Umstand, daß die Mr. Wilson feindlichen Resolutionen in beiden Häusern des Kongresses nicht zur Annahme gelangten, sondern daß die Abstimmung über dieselben vertagt wurde, bedeutet keineswegs einen Sieg für den Präsidenten. Letzterer wollte im Gegenteil die Entscheidung erzwingen und versuchte durch die Androhung des Vetos gegen ihm nicht genehme Beschlüsse in gewohnter eigenmächtiger Weise die Volksrepräsentanten zu terrorisieren. Charakteristisch für das Verhältnis zwischen der Legislative und dem Chef der Exekutive ist es, daß ein republikanischer Senator eine Resolution vorschlug, derzufolge jede die nationale Ehre berührende Frage, ein zu stellendes Ultimatum oder der beabsichtigte Abbruch der diplomatischen Beziehungen, zunächst dem Kongreß vorzulegen seien; es widerspreche den Grundsätzen der demokratischen Verfassung der Vereinigten Staaten, daß die Nation durch die Handlung eines einzigen Menschen in den Krieg gestürzt werde. Hier zeigt sich also offenes Mißtrauen gegen das persönliche Regime des Präsidenten, welcher sich auch durch sein improvisiertes Rüstungsprogramm in offenen Gegensatz zu seiner Partei gestellt hat.

Durch das unzweideutige Eintreten des Kongresses für eine friedliche, versöhnliche Politik wurde Mr. Wilson die Möglichkeit genommen, ersteren vor eine vollzogene Tatsache zu stellen und das Land durch seine von Eigendünkel geleitete Schroffheit an den Rand des Krieges zu bringen. Für eine wirklich neutrale, Deutschland gegenüber inaggressive Politik treten zahlreiche Vertreter der südlichen, mittleren und westlichen Staaten ein. Die Deutschamerikaner, Irländer, die Arbeitergewerkvereine (Unions), die Bergwerksarbeiter, die Sozialisten, die Friedensfreunde, Bryan und sein engerer demokratischer Anhang sind unter den Adepten dieser friedlichen Politik zu finden. Das Votum dieser Millionen von Wählern ist auch für Mr. Wilson, der Tag und Nacht an seine Wiederwahl denkt, von viel zu großer Bedeutung, als daß er es wagen würde, durch eigenmächtiges Vorgehen den Bruch mit den Zentralmächten unvermeidlich zu machen. Demgemäß verlautet es denn auch, daß, falls bei der Torpedierung des Dampfers „Sussex" ein Amerikaner ums Leben gekommen sein sollte, die Frage der von Deutschland zu erheischenden Sühne vorerst dem Kongreß unterbreitet werden würde.

Von besonderem Gewicht zugunsten der vorsichtigen Behandlung der U-Bootfrage ist aber die neueste mexikanische Verwicklung. Die Expedition des Generals Funston mit einer ganz unzulänglichen Streitmacht, welche nicht über eine Eisenbahnlinie für den sicheren Nachschub von Munition und Proviant verfügt, kann jeden Augenblick zu einer lokalen Katastrophe und somit zum Kriege mit Mexiko

Digitized by Google

führen. Es ist ein Gebot elementarer Klugheit für die Vereinigten Staaten, welche nur eine rückständige Flotte und ein Landheer von 60000 Mann besitzen, wovon höchstens 25000 Mann im Auslande verwendbar sind, jede neue internationale Komplikation zu vermeiden.

Bismarck und die römische Frage

Von

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Hannover

Bismarcks hundertster Geburtstag ist mitten in die Zeit des großen Weltkriegs gefallen! Dieses Zusammentreffens hat es wirklich nicht bedurft, um in uns die Erinnerung an die Persönlichkeit und das Wirken des gewaltigen Mannes in den einzelnen Phasen des gigantischen Kampfes bei den großen Fragen, die dieser aufgerollt hat, wach zu erhalten.

Zu den großen Fragen gehört unstreitig und nicht in letzter Linie die sog. „römische": die Regelung der Stellung des Papsttums; sie hat sich seit dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg als unumgänglich notwendig ergeben.

Wie stand unser Bismarck zu dieser Frage? Daß er sich in den verschiedensten Perioden seines Lebens sehr eingehend mit ihr zu befassen hatte, ist bekannt.

Im folgenden seien seine charakteristischsten Meinungsäußerungen zur eigentlichen römischen Frage wiedergegeben.

Die Anerkennung des Königreichs Italien, das bereits ansehnliche Provinzen aus dem weltlichen Staate des Papstes in sich aufgenommen, hatte durch Preußen *schon* im Sommer 1862 stattgefunden, kurz ehe Bismarck Ministerpräsident geworden war. Weder damals noch während des Krieges von 1866, in welchem Italien sogar als Verbündeter an Preußens Seite stand und Früchte von dessen Siege einsammeln durfte, hat Bismarck Veranlassung genommen, sich an maßgebender Stelle über die römische Frage zu äußern oder zu ihr politisch Stellung zu nehmen. Wohl aber erließ er — auf die Klage Pius' IX. (Ende 1862) über die zunehmenden Umtriebe Italiens, um in den Besitz Roms zu kommen — eine Note nach Turin mit der Mahnung, von allem weiteren Verlangen abzustehen: Nur „sous toute réserve" sei das Königreich Italien von Preußen anerkannt worden.

Fünf Jahre später, am 2. November 1867, erklärte Bismarck dem englischen Botschafter Lord A. Loftus gegenüber hinsichtlich der zukünftigen Stellung des Papstes: Dieser müsse ein unabhängiger Souverän sein, wäre er auch nur der Besitzer von zehn oder hundert Morgen Land. Das Haupt der katholischen Kirche könne niemals der Untertan irgend eines Fürsten sein. Die Frage der Einkünfte zum Unterhalt des päpstlichen Stuhles müsse

Digitized by Google

von Italien durch Entschädigung des Papstes in derselben Art geregelt werden, wie der König von Hannover durch Preußen entschädigt worden sei. Der Papst müsse genügendes Einkommen haben, um die päpstliche Herrschaft in gehöriger Weise aufrecht erhalten zu können.[1])

Acht Tage darauf machte Bismarck, anläßlich des Zuges Garibaldis gegen Rom, den Vertreter Italiens darauf aufmerksam, daß Frankreich mit Recht Grund habe, den Papst bei der Verteidigung der Staaten des Heiligen Stuhles zu unterstützen. Auch dem französischen Botschafter Benedetti gegenüber hielt er als Vorbedingung zu der damals von Napoleon III. gewünschten Konferenz über die römische Frage die Forderung des Papstes für berechtigt, daß ihm seine ganze souveräne Macht garantiert werde.[2])

Wohl hatte Bismarck die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas bereits 1869, wenigstens indirekt, zu hindern gesucht; denn er sah folgenschwere Verwicklungen voraus, wenn auf dem Vatikanischen Konzil bindende Beschlüsse gefaßt würden über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, ohne daß ersterer „als gleichberechtigter Faktor zur Beratung gezogen" würde. Um solchen Konflikten vorzubeugen, dachte er an eine gemeinsame Einwirkung aller deutschen Regierungen auf die Kurie. Er schrieb demgemäß an den Gesandten des Norddeutschen Bundes in Rom, Harry v. Arnim, und an den bayerischen Ministerpräsidenten Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe, ohne jedoch auf seine Idee einer etwaigen Kollektivprotestation einzugehen (26. Mai und 11. August 1869). Für den schlimmsten Fall glaubte er „in der parlamentarischen Gesetzgebung eine durchschlagende Waffe gegen jeden ungerechten Uebergriff der geistlichen Gewalt" zu haben.

Er veranlaßte den Kultusminister v. Mühler zu einem vertraulichen warnenden Schreiben an die preußischen Bischöfe (vom 10. Oktober). Auf deren Vorgehen in Rom baute er in erster Linie. Dieses zu unterstützen empfahl er dringend dem Gesandten v. Arnim; dessen Vorschläge über eine offizielle Vertretung der Regierung im Konzil hatte er abgelehnt. Tatsächlich hatten die Bischöfe bereits in einem gemeinsamen Hirtenbrief zu Fulda Stellung genommen gegen die drohende Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas. Sie richteten im Januar 1870 im Verein mit den österreichisch-ungarischen Bischöfen an den Papst eine entsprechende Petition, die sich formell gegen die von ihm aus eigner Machtvollkommenheit erlassene Geschäftsordnung wandte.

Papst Pius IX. ignorierte die Petition vollständig!

Bismarck beobachtete weiter Zurückhaltung und Duldsamkeit.

Er beschränkte sich anfangs darauf, seinem Gesandten „eine möglichst ermutigende und stärkende Einwirkung auf die Bischöfe" zu empfehlen (5. Januar 1870).

---

[1]) Loftus, Diplom. reminisc. I, 2, S. 196; vgl. H. v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Diplomaten (1900), S. 37, 265 ff.

[2]) Ueber Garibaldis vergebliche Versuche, im Sommer 1867 mit Bismarck in Verbindung zu treten, vgl. Th. v. Bernhardi, Zwischen zwei Kriegen (1901), 65 ff., und Poschinger, a. a. O., 267.

Digitized by Google

Später aber unterstützte er ein warnendes Memorandum, das die französische Regierung Ende April an die Kurie richtete, durch eine Depesche an den Kardinalstaatssekretär Antonelli. Er wies darauf hin, daß die Konfessionen sich in Deutschland einander so genähert hätten, daß man hoffen dürfe, „alle lebendigen Kräfte der christlichen Bevölkerung zu vereinigen, um gemeinschaftlich die Irrtümer zu bekämpfen, deren Einfluß sich heute zum großen Schaden aller religiösen Gefühle geltend macht".

Eindringlich gehaltene „Vorstellungen" der preußischen und sonstigen Bischöfe der Minderheit vom 10. April, vom 8. Mai und endlich vom 17. Juli konnten den Gang der Ereignisse auf dem Konzil nicht mehr aufhalten. Am 18. Juli 1870 ward die päpstliche Infallibilität als Dogma proklamiert, dem sich bald auch die deutschen Bischöfe unterwerfen sollten.

Am Tage darauf (19. Juli) begann mit Napoleons III. Kriegserklärung der Kampf zwischen Deutschland und Frankreich. Er führte zu dem herrlichen Siege bei Sedan, dem der Einmarsch der italienischen Truppen in den Kirchenstaat am 11. September folgte.

Die Stellung des jungen Königreichs Italien, des Verbündeten von 1866, flößte Bismarck in diesem Kriege berechtigtes Mißtrauen ein. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß König Viktor Emanuel II. sich seit Mai 1869 auf Verhandlungen eingelassen hatte, die ein französisch-österreichisch-italienisches Bündnis erzielen wollten. Der König trug dabei nicht bloß dem Andenken an die Waffenbrüderschaft von Magenta und Solferino Rechnung, die ihm die Lombardei 1859 eingebracht hatte. Er hoffte, auf dem gleichen Wege die Lösung der römischen Frage beschleunigen zu können. Wohl war diese der Grund, weshalb Napoleon III. letzten Endes es nicht über sich gewinnen konnte, sich zu binden, gegenüber den kategorischen Forderungen des italienischen Ministeriums nach Wiederherstellung der Septemberkonvention von 1864, nach Abberufung der französischen Truppen aus Rom. Es war die Rücksicht auf seine innere Politik, auf die klerikale Partei; mit ihr wagte es Napoleon, wie stets,[1]) nicht zu verderben. Bei diesem Zaudern sollte er dann auch den günstigen Augenblick unbenutzt vorübergehen lassen.

Die drohende Gefahr der Abschwenkung Italiens zu Napoleon hatte bei Ausbruch des Krieges König Wilhelm I. sichtlich bedrückt. Die fesselloſe Begeisterung, welche ihn damals umjubelte, hatte von solchen Sorgen wenig geahnt. Jene Gefahr und der selbst nach Napoleons Sturz weiter währende Unmut über Italiens geringe Zuverlässigkeit beherrschten Bismarcks Empfindungen, beeinflußten seine Maßregeln, machten ihn wenig geneigt zur Unterstützung der italienischen Absichten auf Rom, auf die völlige Depossedierung des Papstes als weltlichen Souveräns — trotz allem Groll, den er diesem wegen der Unfehlbarkeitserklärung nachtrug.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Frankreichs Widerstand gegen die letzten Einheitsbestrebungen der Italiener" im April-Heft der „Deutschen Revue" 1915, S. 61 f.

Digitized by Google

Zwei entgegengesetzte Gefühle waren also bei Bismarck in der Politik gegenüber dem Papsttum mächtig.

Jenes fand eine gewichtige Unterstützung in den Empfindungen seines Königs. Wilhelm I. fühlte als Mensch herzliches Mitgefühl mit dem greisen Papste; als Monarch, als geborener Vertreter des monarchischen Prinzips, betrachtete er die Okkupation Roms als „Gewaltakt Italiens".

Demgegenüber trat bei Bismarck hinsichtlich des Papsttums das bittere Gefühl zurück, das genährt war durch die Erkenntnis der Absichten der vatikanischen Politiker bei Entstehung des französischen Krieges.

Klar hat sich Bismarck darüber in der Reichstagssitzung vom 5. Dezember 1874 geäußert: „Daß der Krieg im Einverständnis mit der römischen Politik gegen uns begonnen worden ist und daß das Konzil deshalb abgekürzt ist, daß die Durchführung der Konzilsbeschlüsse, vielleicht auch ihre Vervollständigung, in ganz anderm Sinne ausgefallen wäre, wenn die Franzosen gesiegt hätten, daß man damals in Rom wie auch anderswo auf den Sieg der Franzosen als auf eine ganz sichere Sache rechnete, daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die römisch-politischen jesuitischen Einflüsse, die dort in berechtigter oder unberechtigter Weise tätig waren, den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, einen Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde, und der ihn fast überwältigte, daß eine halbe Stunde der Frieden dort fest beschlossen war und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien nachgewiesen ist: über das alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugnis ablegen zu können."

Auf dieses Thema ist Bismarck später in seinen „Gedanken und Erinnerungen"[1]) noch einmal ergänzend zurückgekommen:

„Den Krieg vorausgesetzt, mußte der damalige Papst damit rechnen, daß der Sieg Frankreichs über das evangelische Preußen die Möglichkeit bieten werde, den Vorstoß, den er selbst mit dem Konzil und der Unfehlbarkeit gegen die akatholische Welt und gegen nervenschwache Katholiken gemacht hatte, zu weiteren Konsequenzen zu treiben. Wie das kaiserliche Frankreich und besonders die Kaiserin Eugenie damals zu dem Papste standen, ließ sich ohne gewagte Berechnung annehmen, daß Frankreich, wenn seine Heere siegreich in Berlin ständen, bei dem Friedensschlusse die Interessen der katholischen Kirche in Preußen nicht unberücksichtigt lassen würde ... Es würden sich die gesta Dei per Francos vielleicht um einige neue Fortschritte der päpstlichen Macht bereichert haben, und die Entscheidung der konfessionellen Kämpfe, die nach der Meinung katholischer Schriftsteller (Donoso Cortes de Valdegamas) schließlich

[1]) Bd. II, 168, ähnlich dort S. 83: „... Ultramontane Einflüsse, welche hofften, daß Frankreichs Siege, gesta Dei per Francos, die Ziehung weiterer Konsequenzen des Vatikanums in Deutschland, gestützt auf Allianz mit dem katholischen Oesterreich, erleichtern würden. Ihre ultramontanen Tendenzen waren der französischen Politik in Deutschland förderlich, in Italien nachteilig, da das Bündnis mit letzterem schließlich an der Weigerung Frankreichs, Rom zu räumen, scheiterte."

Digitized by Google

„auf dem Sande der Mark Brandenburg" auszufechten sind, würde durch eine übermächtige Stellung Frankreichs in Deutschland nach verschiedenen Richtungen hin gefördert worden sein. Die Parteinahme der Kaiserin Eugenie für die kriegerische Richtung der französischen Politik wird schwerlich ohne Zusammenhang mit ihrer Hingabe für die katholische Kirche und den Papst gewesen sein." —

Als in der zweiten Augusthälfte die italienische Regierung dem Gedanken einer Besetzung des päpstlichen Gebiets näher trat, erhielt der Gesandte Harry v. Arnim den Befehl, seinen derzeitigen Urlaub abzubrechen und sich sofort auf seinen Posten nach Rom zu begeben.

Der Vermittlungsversuch, den dieser, nach mehreren anderen, noch am 17. September 1870 zwischen Kurie und Italienern, übrigens ebenfalls vergeblich, machte,[1]) erfolgte ohne spezielle Ermächtigung seiner Regierung; aber er dürfte den allgemeinen Verhaltungsmaßregeln entsprochen haben, die Bismarck dem Gesandten für jenen leicht vorauszusehenden Fall gegeben hatte. Allerdings enthielten sie den Satz, „daß die Sympathien Preußens für den Heiligen Vater und der Wunsch, daß Seine Heiligkeit fortfahre, eine unabhängige und geachtete Stellung zu haben, ihre natürliche Grenze fänden in den guten Beziehungen Preußens und Italiens".[2])

Am 20. September erfolgte dann die Besetzung Roms durch die Truppen Viktor Emanuels.

Anfang Oktober richtete der Kardinal-Staatssekretär Antonelli an den Gesandten v. Arnim die offizielle Frage, ob der Papst für den Fall, daß er Rom verlassen wolle, auf die Unterstützung des Königs von Preußen rechnen könne, daß man ihn ungehindert und in schicklicher Form abreisen lasse.

Hierauf erwiderte Bismarck am 8. Oktober durch einen doppelten Erlaß,[3]) einmal an v. Arnim: „Seine Majestät der König habe befohlen, diese Frage bejahend zu beantworten;" sodann an den Gesandten des Norddeutschen Bundes beim König von Italien, Graf Brassier de Saint Simon in Florenz, nach Mitteilung jener Antwortnote, „daß die Freiheit und Würde des Papstes von der italienischen Regierung unter allen Umständen und auch dann geachtet werden wird, wenn der Papst wider Erwarten eine Verlegung seiner Residenz beabsichtigen sollte. Der König beauftragt Eure Exzellenz, diese Hoffnung auszusprechen. Seine Majestät der König hält den Norddeutschen Bund nicht für berufen zu unaufgeforderter Einmischung in die politischen Verhältnisse anderer Länder, glaubt aber, den norddeutschen Katholiken gegenüber zur Beteiligung an der

---

[1]) R. Cadorna, La liberazione di Roma nell' anno 1870 (1889), p. 171. — Ueber Graf v. Arnims Vermittlungstätigkeit in jenen Tagen vgl. auch das 1895 herausgegebene Grünbuch: Roma, Settembre—Ottobre 1870, p. 13, Nr. 7, und G. Goyau, L'Allemagne religieuse, IV (1909), p, 355 sqq.

[2]) H. Wiermann (H. Robolsky), Geschichte des Kulturkampfs (1885), S. 4 ff.

[3]) Ueber die Stellung der übrigen Mächte zu jener Frage vgl. meine soeben erschienene Schrift: „Die Stellung des Papsttums im Weltkriege" („Der Deutsche Krieg", herausgegeben von E. Jäckh, Heft 76), S. 15 f.

Digitized by Google

Fürsorge für die Würde und Unabhängigkeit des Oberhauptes der katholischen Kirche verpflichtet zu sein".

Die Antwort der italienischen Regierung versicherte, „man würde die Stellung des Papstes durchaus achten und danach verfahren, wenn er fort wollte".[1] Dem italienischen Gesandten in Berlin, Grafen Launay, drückte Staatssekretär v. Thiele die Hoffnung aus, daß Italien in seinem eignen Interesse wie in demjenigen der ganzen Welt und zumal Deutschlands nichts unversucht lassen werde, um sich mit dem Papste auszusöhnen.

Nach dem Entgegenkommen, das Bismarck dem Vatikan gegenüber bereits gezeigt hatte, war es durchaus nicht überraschend, daß sehr bald von der gleichen Seite der Versuch gemacht wurde, den Leiter der preußischen Politik für ein Eintreten zugunsten der Wiederherstellung des Kirchenstaats zu gewinnen.

Ein derartiges Anliegen war der Gegenstand einer Adresse, welche der Erzbischof von Posen und Gnesen, Miecislas Halka Graf Ledochowski, am 8. November 1870 — also einen Monat nach der Einverleibung des Kirchenstaates in das Königreich Italien — im Hauptquartier zu Versailles Bismarck überreichte.[2] Sie wollte den König zugunsten des Apostolischen Stuhles nicht bloß zu einer diplomatischen Intervention, sondern gegebenenfalls auch zu einem militärischen Einschreiten gegen Italien veranlassen. „Die Wiederherstellung des Kirchenstaats, die Befreiung des Heiligen Vaters aus der Gefangenschaft" bezeichnete sie als „eine Verpflichtung, die allen Mächten, auch den nichtkatholischen, obliege. Denn der Kirchenstaat sei Eigentum der Christenheit, und niemand sei es gestattet, ohne schreiende Verletzung der Rechte von 200 Millionen Katholiken dieses Besitztum anzutasten. Die Macht des Deutschen Reichs gegen Italien zu kehren, um es zur Herausgabe seines Raubes zu zwingen, sei der König von Preußen den vielen Millionen Katholiken schuldig, welche unter seinem glorreichen Zepter wohnten."

Eine solche Einmischung in die Angelegenheiten eines anderen Landes, die unberechenbare Folgen haben mußte und völkerrechtlich schwer zu begründen war, konnte nicht im Interesse der preußischen Regierung liegen. Das brachte bei allem Mitgefühl für die Lage des Papstes der König selbst dem hohen Prälaten gegenüber zum Ausdruck, wenn er als evangelischer Monarch einen derartigen Protest ablehnte, ihn berechtigterweise den katholischen Mächten überlassen wollte. Verständen diese sich zu einem solchen, „so würde Preußen erwägen, ob es sich diesem Schritt anschließen werde".[3] Entsprechend wußte der italienische Gesandte am 10. November nach Florenz zu berichten, die preußische Regierung suche die Empfindlichkeit ihrer katholischen Untertanen zu schonen; sie wolle sich durchaus nicht in die innere Politik Italiens einmischen, anderseits aber sich in allem, was die internationalen Beziehungen angehe, ihre Freiheit wahren.

[1] M. Busch, Graf Bismarck und seine Leute, I, 337.

[2] H. Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck, V (1893), 200.

[3] Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, II (1907), 28.

Digitized by Google

Bismarck schob Ledochowski gegenüber die Entscheidung hinaus. Durch einen direkt abschlägigen Bescheid wollte er ihn und seine Auftraggeber nicht verletzen. „Ob die weltliche Herrschaft für die Kirche nötig sei," soll er nach Hohenlohes Aufzeichnungen bemerkt haben, „könne doch nicht er, sondern müsse der unfehlbare Papst entscheiden. Also müsse der Papst erst sagen, was denn in dem Protest enthalten sein solle." — Der Ueberzeugung, daß der Papst „Souverän bleiben müsse", hatte er kurz zuvor Ausdruck gegeben: „Nur fragt sich's, wie?"

Die Unterredungen mit Erzbischof Ledochowski am 8. und 9. November 1870 müssen auch die Absicht Pius' IX., gegebenenfalls Rom und Italien zu verlassen, berührt haben.

Am Abend des 9. November soll Bismarck, nach Buschs Aufzeichnungen,[1]) die Angelegenheit im intimen Gespräch eingehender behandelt haben. Erst aus der Mitteilung des Grafen Hatzfeld, „daß die Italiener in den Quirinal eingebrochen sind", ergab sich die Vermutung Bismarcks, daß der Papst „doch vielleicht wird gehen müssen. Wohin aber?... Ich habe ihm — Bayern vorgeschlagen. Es bleibt ihm nichts als Belgien oder Norddeutschland. Es ist in der Tat schon angefragt, ob wir ihm ein Asyl gewähren könnten. Ich habe nichts dagegen einzuwenden: Köln oder Fulda. Es wäre eine unerhörte Wendung, aber doch nicht so unerklärlich, und für uns wäre es recht nützlich, wenn wir den Katholiken als das erschienen, was wir in Wirklichkeit sind, als die einzige Macht gegenwärtig, die dem obersten Fürsten ihrer Kirche Schutz gewähren könnte und wollte".[2])

Dann, hinsichtlich der Befürchtung einer darum zunehmenden Ausbreitung des Katholizismus, die leicht humoristische Bemerkung: „In Deutschland, wo man den Papst vor Augen hätte als hilfesuchenden Greis, als guten alten Herrn, als einen der Bischöfe, der wie die andern ißt und trinkt, eine Prise nimmt, wohl gar auch seine Zigarre raucht — da hat's keine so große Gefahr. Na, und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht —, so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken."

Daß Bismarck „das Verlassen Roms für einen ungeheuren Fehler Pius' IX." hielt, erfahren wir ausdrücklich aus den „Tagebüchern"[3]) des preußischen Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich III. Der Kronprinz selbst und sein königlicher Vater waren entschieden gegen eine Uebersiedlung des Papstes nach

---

[1]) M. Busch, Graf Bismarck und seine Leute, I (1878), 337 f.

[2]) Auch nach Beust (Aus drei Vierteljahrhunderten II, S. 478) waren die ursprünglichen Absichten Bismarcks nach dem Kriege sehr wohlmeinend. Er rechnete darauf, an der römischen Kurie eine Stütze zu finden. Der Vorschlag Kölns hatte viel Ansprechendes. Ein alter erzbischöflicher Sitz, eine berühmte Kathedrale, eine katholische Bevölkerung, ein sehr katholischer rheinischer Adel; dazu sollten vorzugsweise katholische Regimenter die Garnison bilden.

[3]) Herausgegeben von M. v. Poschinger (1901), S. 120.

Digitized by Google

Deutschland, weil sie mit Recht politische Verwicklungen fürchteten. Bismarck hingegen „sieht nur den politischen Vorteil", wie Hohenlohe zutreffend beobachtete,[1]) „unterschätzt die Wirkung, welche der Aufenthalt des Papstes auf die Aufrechterhaltung des konfessionellen Friedens haben wird, und glaubt den Papst dann für seine Zwecke benutzen zu können".

Diese Zwecke waren die schnellere Herstellung eines Friedens; den sollte der Papst durch Beeinflussung seiner Bischöfe in Frankreich vermitteln, Ledochowski sollte für die Sache gewonnen werden. „Die päpstliche Einwirkung auf die französische Geistlichkeit im Sinne des Friedensschlusses erschien," äußerte Bismarck später, „wertvoll genug, um die Verstimmung der deutschen Protestanten und der italienischen Nationalpartei und der letzteren Rückwirkung auf die zukünftigen Beziehungen beider Völker mit in den Kauf zu nehmen, die das Ergebnis eines öffentlichen Eintretens für die päpstlichen Interessen bezüglich Roms sein mußte." Wichtig war ihm ein baldiger Frieden, bei seiner Besorgnis, daß eine Einmischung der neutralen Mächte ihm die Früchte der Siege verkümmern könne.

Dem polnischen Erzbischof widmete Geheimrat Heinrich Abeken unverhohlene Anerkennung[2]) wegen der „weiten beschwerlichen Reise hierher auf das Kriegstheater, um dem König und dem Minister die Wünsche der Katholiken in betreff des Papstes auseinanderzusetzen. Das muß man immer anerkennen, für ihn war sein Kommen wenigstens eine physische Unbequemlichkeit; für den König allerdings gewissermaßen eine moralische. Aber Graf Bismarck meinte, es hätte auch seine Vorteile, einmal mit dem Manne, der ja ein kluger Mann sei, selbst zu sprechen und ihn sich selbst überzeugen zu lassen, was möglich sei und was nicht, auch von ihm zu hören, was er sich als möglich denkt".[3])

Jener erzbischöfliche Besuch im königlichen Hauptquartier zu Versailles zeitigte jedenfalls zwei bemerkenswerte Ergebnisse: Er ward durch Bismarcks Initiative

---

[1]) Hohenlohe, Denkwürdigkeiten, II, 28.

[2]) Hedwig Abeken, Heinrich Abeken, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit (1898), S. 448. Vgl. „Gedanken und Erinnerungen", II, S. 123 f.

[3]) Eine andre Auffassung über die Reise Ledochowskis geben die „Hamburger Nachrichten" vom 28. Februar 1892: „Ledochowski war dorthin (d. h. nach dem Deutschen Hauptquartier) beschieden worden, um ihm mitzuteilen, daß, wenn Deutschland dem Papst einen Dienst leisten solle, es Gegendienste verlange, eine Hand wasche die andre. Ob er die Gegendienste gewähren könne und ob er dazu die Macht habe, das wolle man daran erkennen, ob auf den französischen Klerus dahin Einfluß geübt werde, daß dieser auf die französische Regierung im Interesse des baldigen Friedensschlusses einwirke. Ledochowski erklärte sich zu dem Versuche bereit und trat mit den französischen Bischöfen in Verbindung, erhielt aber einen totalen Refus, indem sich herausstellte, daß die französischen Bischöfe ihre nationalen Beziehungen höher stellten als ihre Neigung, dem Papst einen Dienst zu erweisen. Erst nachdem auf diese Weise die Impotenz des Papstes und seine Machtlosigkeit den französischen Geistlichen gegenüber festgestellt worden war, erfolgte deutscherseits die Ablehnung der Forderung, für seine Interessen einzutreten. Wenn es richtig ist, daß Ledochowski damals eine andre Richtung eingeschlagen hat, so lag dies in der Erkenntnis, daß der Papst nicht stark genug war, Deutschland die erforderlichen Gegendienste zu leisten." (Vgl. H. Hofmann, Fürst Bismarck 1890—1898, II (1913), S. 25.)

Digitized by Google

die Veranlassung zu Bemühungen Ledochowskis und des Papstes, einen Frieden zu vermitteln, sodann ward er die Ursache von Hoffnungen bei der Kurie, die auf eine schnelle Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft gerichtet waren. Recht bald sollten sie sich als übertrieben, weil schlecht begründet, herausstellen.[1]) Vorerst wurden sie aber gestärkt durch die papstfreundliche Tätigkeit des Gesandten v. Arnim, die in einem auffallenden Gegensatz zu der Wirksamkeit seines Kollegen am italienischen Hofe in Florenz, des Grafen Brassier de Saint Simon, stand.

Die Veröffentlichung der selbstverständlich wenig italienfreundlichen Adresse Ledochowskis in mehreren deutschen Zeitungen, die Stärkung der sich jetzt organisierenden katholischen Partei bei den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause beunruhigten in gleicher Weise die italienische Regierung. Sie veranlaßte ihren Gesandten in Berlin, Graf Launay, deshalb den Staatssekretär v. Thiele zu interpellieren. Letzterer beschränkte sich auf den Hinweis, daß eine Antwort des Königs auf jene Adresse noch nicht erfolgt sei, und daß es im allseitigen Interesse läge, dem Papste durch geeignete Vorkehrungen den Aufenthalt in Rom unter den veränderten Verhältnissen möglichst erträglich zu machen.[2])

Bismarck selbst war in jenen Monaten gegen Italien wieder sehr verstimmt durch die ihm und vielen anderen unverständliche kriegerische Tätigkeit Giuseppe Garibaldis in Frankreich. Allerdings wußte der Kanzler damals wohl kaum, daß Garibaldi schon gleich nach seiner Ankunft in Tours durch den ihm dort bereiteten Empfang so enttäuscht worden war, daß er nach eigenem Geständnis am liebsten sofort nach Italien zurückgekehrt wäre. Schlimmere, für den Rest seines Lebens unverwindbare Beleidigungen sollten ihm in der Nationalversammlung zu Bordeaux erst noch beschieden sein.

Bismarcks Verstimmung kam noch in einer Landtagsrede vom 24. April 1873 zum Durchbruch:[3])

„Gerade um jene Zeit waren wir in Spannung mit der italienischen Regierung, weil wir glaubten, sie hätte das Vorgehen Garibaldis mit mehr Energie verhindern können, als sie es in der Tat getan hat, daß wir sehr lange geteilter Ansicht waren, ob Garibaldi als Soldat zu behandeln sei.“[4])

Aehnlich hatte sich der Fürst bereits am 10. März 1873 im Herrenhause über Garibaldis Vorgehen geäußert, dort im Zusammenhange mit der gesamten Politik gegenüber Italien und der Kurie:

---

[1]) Die in Italien und Frankreich verbreitete Befürchtung, daß Preußen für die Wiederherstellung des päpstlichen Temporale eintreten werde, eine auch von dem Philosophen Terenzio Mammiani aufgestellte Ansicht, bemühte sich Mommsen in einem offenen Briefe sowie der französische Publizist Henri de Sauclières in einer besonderen Broschüre („Le pouvoir temporel du pape et le roi de Prusse“) zu entkräften.

[2]) R. Cadorna, La liberazione di Roma nell' anno 1870 (1889), p. 491.

[3]) H. Kohl, Politische Reden, V, 402.

[4]) Vgl. die „Hamburger Nachrichten“ vom 8. März 1892: „Ueber die Erbitterung gegen Garibaldi, der an der Spitze der italienischen extrem-nationalen Bestrebungen, im Dienste der Abhängigkeit Italiens von Frankreich uns wie ein toller Hund anfiel, war damals nicht bloß im diplomatischen, sondern auch im militärischen Hauptquartier groß.“

Digitized by Google

„Es hat vielleicht kaum einen Moment gegeben, wo man, abgesehen von allem übrigen, wenn die Regierung nicht angegriffen worden wäre, geneigter war zu einer Verständigung mit dem römischen Stuhl, als gerade am Schluß des französischen Krieges ... Unsere sonst naturgemäß guten Verhältnisse zu Italien unterlagen während des ganzen Krieges, ich will nicht sagen einer Trübung, aber doch einer Verstimmung, die bis zum Schluß des Friedens blieb. Es war die ganze Haltung von Italien, in welcher nach unsrer Ansicht die Liebe zu den Franzosen stärker war als das eigne Interesse des Landes."

Nach Ledochowski fand sich der päpstliche Nunzius Chigi in Versailles ein; er hatte eine lange Unterredung mit Bismarck und reiste dann nach Tours zur „Regierung der nationalen Verteidigung" weiter. Der Bundeskanzler scheint sogar auf Kardinal Antonellis Ankunft, die von katholischen Kreisen Deutschlands bestimmt erwartet wurde, eine Zeitlang vorbereitet gewesen zu sein. Wenigstens soll er geäußert haben: „Daß Antonelli sich am Ende noch auf die Reise macht und hierher kommt, will manchem gar nicht einleuchten."[1]) In Wirklichkeit blieb Antonelli fern; er bemühte sich nicht um ein Asyl in Deutschland.

Für den Frieden war Pius IX. bereits beim Ausbrechen des Krieges eingetreten. Um letzteren noch zu hintertreiben, hatte er am 22. Juli 1870 seine Vermittlung den kriegführenden Monarchen angeboten. In einer höflichen Erwiderung mußte König Wilhelm die Verantwortung und das Angebot von Friedensbürgschaften auf Napoleon III. abwälzen;[2]) von diesem konnte der Papst nur einen frostigen Bescheid erhalten.

Jetzt war die Anregung zu einer Friedensintervention von Bismarck ausgegangen. Pius leistete ihr sofort Folge. Kaum drei Tage nach Ledochowskis Besuch in Versailles, am 12. November, richtete er an den Erzbischof von Tours, den späteren Kardinal Guibert, die Aufforderung, bei der derzeitigen Regierung Frankreichs für Friedensideen zu wirken, und machte am 16. November dem König davon Mitteilung. Er plante die Durchführung eines vierzehntägigen Waffenstillstandes. Auf eine Verproviantierung von Paris, die damit verbunden werden sollte, konnte sich König Wilhelm nicht einlassen. Aus Bordeaux erschien kein bevollmächtigter Unterhändler der dortigen Nationalversammlung, und so führten die Vermittlungsbemühungen des Papstes zu keinem Ergebnis. Zudem waren sie in dieser Form nicht nach Bismarcks Absichten. Für die von ihm gewünschte Einwirkung auf die französische Geistlichkeit und durch letztere auf die französische Bevölkerung ließ sich eine päpstliche Intervention nicht gewinnen. Aus dem Mißerfolge Ledochowskis und des Erzbischofs Bonnechose von Rouen beim französischen Klerus entnahm Bismarck, „daß es der päpstlichen

[1]) H. Robolsky, Bismarck nach dem Kriege, S. 13. Vgl. G. Goyau, Bismarck et l'Eglise, I (1911), p. 129.

[2]) L. Hahn, Fürst Bismarck, II (1878), 67 f.

Digitized by Google

Macht entweder an Stärke oder an gutem Willen dazu fehlen müsse".[1]) Hatte Pius IX. geglaubt, wenn er Frankreich zu Gebietsopfern bewegen würde, daß er dann eine günstigere Lösung der römischen Frage erlangen könnte, so war das eher im Sinne v. Arnims als in dem Bismarcks gewesen.

Die Erfüllung der Hoffnungen des Papstes auf diesem Wege hatte sich nicht ermöglichen lassen. Nun sollte es sich sehr bald zeigen, daß sie auf andern mit um so größerer Energie wenigstens versucht werden würde. Die Versuche wurden von drei Seiten um die Mitte Februar 1871 im deutschen Hauptquartier zu Versailles unternommen; sie bewiesen, daß damals die Ansicht verbreitet gewesen sein muß, die Zukunft der weltlichen Herrschaft des Papstes läge in Bismarcks Händen! Aus diesem Gefühl heraus ist des Kanzlers Tischbemerkung vom 13. Februar verständlich: „Ich hoffe, es auch noch zum Vertrauensmann der katholischen Kirche zu bringen. Nichts kann törichter sein, als mich für einen Feind des römischen Stuhles zu halten. Für mich ist der Papst an erster Stelle eine politische Figur, und ich habe einen angeborenen Respekt vor allen realen Mächten und Gewalten. Ein Mann, der über die Gewissen von zweihundert Millionen Menschen verfügt, ist für mich ein großer Monarch, und ich würde nicht das mindeste Bedenken tragen, geeignetenfalls in politischen Dingen auch die Vermittlung und selbst auch den Schiedsspruch des Papstes zu provozieren."[2])

Vom 13. bis 16. Februar weilte im Hauptquartier der bereits erwähnte Erzbischof von Rouen, Kardinal de Bonnechose. Für Bismarcks Friedensidee hatte er sich, ebenso wie Ledochowski selbst, beim französischen Episkopat bemüht, aber nur eine kühle Ablehnung gefunden. Jetzt trug er in Versailles eine spezielle Idee vor: Das neue deutsche Kaisertum sollte überall in Europa die Revolution matt setzen und auf der Apenninhalbinsel die alte Staatenzusammenstellung wiederherstellen: „Dem Papst den ihm durchaus nötigen Länderbesitz wiedergeben, Italien auf Lombardei und Venetien beschränken, den König von Neapel und den Großherzog von Toskana wiedereinsetzen" usw. Das alles durch Napoleons III. Universalmittel, durch einen Kongreß — wie der Kronprinz, nach seiner Unterredung mit dem Kardinal, am 14. Februar in seinem Tagebuch notiert hat.[3])

---

[1]) Aehnlich äußert sich ein Artikel Bismarcks in den „Hamburger Nachrichten" vom 8. März 1892: „Wir glauben noch heute, daß, wenn der Papst damals die Macht und den Willen gehabt hätte, den Zielen der deutschen Politik seinen Beistand zu widmen, Deutschland auch nicht abgeneigt gewesen sein würde, das päpstliche Interesse bei dem damaligen Italien zu vertreten, wenn es auf diesem Wege die schnellere Sicherung der deutschen nationalen Einigung hätte erreichen können." (Vgl. Hofmann, a. a. O., II, S. 29.)

[2]) H. v. Poschinger, Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews, I, 68. Ueber das Papsttum als „politische Macht" hat sich Bismarck noch im Landtage am 10. März 1873 (Polit. Reden, V, 284 f.) eingehend ausgesprochen; vgl. auch M. Busch, Unser Reichskanzler, X, 139.

[3]) M. v. Poschinger, a. a. O., S. 134.

Digitized by Google

Aus seiner Audienz beim Kaiser meinte Bonnechose den Eindruck gewinnen zu dürfen, daß Wilhelm I. sich zu einer energischen Genugtuung für die katholische Welt verpflichtet fühlte. Von Bismarck berichtet er den vielleicht in seinem Sinn absichtslos gefärbten Bescheid: „Zurzeit können wir Italien nicht angreifen. Niemals werden sich für den Papst deutsche Protestanten niederschießen lassen. Andre Mittel werden sich finden, um Pius IX. unterstützen zu können und schließlich triumphieren zu lassen."

Die Wiederherstellung des päpstlichen Temporale mit Hilfe der deutschen Reichsregierung war ferner Gegenstand zweier Adressen von deutscher Seite an den Kaiser. Die eine kam vom Malteserorden. Eine Deputation, geführt vom Herzog von Ratibor, dem Bruder von Fürst und Kardinal Hohenlohe, und vom Freiherrn Schorlemer-Overhagen, überbrachte sie am 8. Februar Wilhelm I.; sie ward mit dem tröstlichen Bescheide beantwortet: Des Kaisers Gesinnungen für den Papst, „als den kirchlichen Oberherrn seiner katholischen Untertanen", seien noch stets dieselben. Er sehe in der Okkupation Roms „einen Gewaltakt sowie eine Anmaßung von seiten Italiens", und er würde nach Beendigung des Krieges in Gemeinschaft mit den andern Fürsten Schritte dagegen in Betracht ziehen.[1])

Die andere kam von der soeben nach Abschluß der preußischen Landtagswahlen Ende 1870 gestifteten katholischen Fraktion des Abgeordnetenhauses, an deren Spitze der unversöhnliche Welfe L. Windthorst neben Savigny und bis 1874 neben H. v. Mallinckrodt getreten war. Die am 18. Februar durch den Bischof Ketteler von Mainz überreichte Adresse von 56 Abgeordneten der neuen Zentrumspartei forderte „als eine der ersten Taten kaiserlicher Weisheit und Gerechtigkeit die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhls".[2])

„Deutschlands siegreiche Abwehr sahen wir in der Mißachtung alles Rechtes von einer fremden Macht benutzt, um den Katholiken unerträgliche Gewalt und den beleidigendsten Hohn anzutun ... Der Papst seiner weltlichen Herrschaft beraubt, die älteste der legitimen Mächte der Christenheit vernichtet. — Für das Papsttum gibt es keine andre Unabhängigkeit als die Souveränität; nur in ihr ist seine Würde vollkommen gesichert."

Die Adresse verwies zum Schluß auf „die notwendige Wiederaufrichtung der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhles, zu welcher auf dem Kongreß zu Wien Euer Majestät Vater, König Friedrich Wilhelm III., so hervorragend mitgewirkt".

Der endgültige Bescheid, die völlige Absage, welche Bismarck dem Erzbischof v. Ledochowski persönlich zu geben unterlassen hatte, erfolgte dann auf alle derartigen Versuche, die Macht des neuen Deutschen Reichs den Interessen des Papsttums dienstbar zu machen, aus dem Munde des Monarchen durch die

---

[1]) H. Rust, Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe (1897), 667.
[2]) Politische Reden, V, 201.

Digitized by Google

Thronrede bei Eröffnung des ersten Deutschen Reichstags am 21. März 1871. Sie verwahrte „Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller andern Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eignen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren."

Die kategorische Erklärung der Thronrede, sich nicht in die Angelegenheiten fremder Staaten und damit auch nicht in die Italiens mischen zu wollen, fand die volle Zustimmung der Mehrheit des ersten Reichstags. In der von ihr als Antwort angenommenen Adresse aus der Feder Rudolf v. Bennigsens kam sie durch folgende Worte zum Ausdruck:

„Die Tage der Einmischung in das innere Leben andrer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren."

Die Zentrumspartei versagte mit 63 Stimmen dieser Adresse die Zustimmung: Aus der Debatte hatte sich ergeben, daß sie im Grunde weiter das Einschreiten Deutschlands für die Wiederherstellung des Kirchenstaats wünsche. Das war somit vom Reichstag abgelehnt worden.[1])

Die erfolgte Proklamation des deutschen Kaiserreichs hatte Bismarck nicht versäumt, Pius IX. durch ein kaiserliches Schreiben zu notifizieren. Er behandelte den Papst damit als Inhaber wirklicher Souveränität, ohne Rücksicht auf den Verlust seiner weltlichen Herrschaft. Hierdurch angenehm berührt, antwortete Pius IX. am 6. März mit einem freudigen Glückwunsch und mit der Wiedergabe der Hoffnung, daß das große Ereignis „nicht allein für Deutschland, sondern für ganz Europa zum Heil gereichen wird,[2]) daß der Ausdruck der kaiserlichen Freundschaft nicht wenig beitragen werde zum Schutze der Freiheit und der Rechte der katholischen Religion".

Nach dem Vorstoß der deutschen Zentrumspartei zugunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes und nach dem Antrage, die kirchenpolitischen Artikel 12, 15, 27 bis 30 der preußischen Verfassungsurkunde als „Grundrechte" der deutschen Reichsverfassung einzuverleiben, begann sich der Streit zwischen der katholischen Partei und der Regierung allmählich zu entwickeln, der sog. Kulturkampf.

Noch glaubte Bismarck, daß die Haltung der neuen Partei, wie sie sich weiterhin ergab, nicht mit den wirklichen Absichten der Kurie übereinstimme. Auf ausdrückliche Anfragen hin wußte der bayerische Gesandte und zeitweilige Geschäftsträger des Deutschen Reichs in Rom, Graf Tauffkirchen, an Bismarck

[1]) Polit. Reden, V, 202; L. Hahn, Fürst Bismarck, II, 344 f. — Ueber die damaligen Absichten der Zentrumsfraktion äußerte sich bald darauf eingehend einer ihrer Führer, Aug. Reichensperger, in der „Revue générale", vgl. L. Pastor, Aug. Reichensperger, II (1899), 34 ff.

[2]) L. Hahn, Fürst Bismarck, II, 396.

Digitized by Google

am 21. April bzw. 10. Mai 1871 allerdings zu berichten, daß Kardinal Antonelli „die Haltung der katholischen sog. Zentrumsfraktion im Reichstage als taktlos und unzeitgemäß mißbillige und beklage", der Papst sie „als inopportun und unpraktisch bezeichne und beklage".

Als aber diese Aeußerungen in der Oeffentlichkeit bekannt wurden und dem Bischof Ketteler am 28. Mai 1871 zu einer Rückfrage beim Kardinalstaatssekretär Veranlassung gegeben hatten, berichtigte dieser in seiner Antwort den Sinn seiner Worte dahin, daß er „die Absicht, den Reichstag zu einer Meinungsäußerung über eine zum Schutze der weltlichen Herrschaft der Kirche zu beschließende Intervention zu veranlassen, nur für verfrüht erachte". Er habe „durchaus nicht das Bestreben der katholischen Abgeordneten getadelt, das Wohl der Kirche zu fördern und die Rechte des Heiligen Stuhles zu schützen".

Diese Richtigstellung, die fast einem Widerspruche gleichkam, hat Bismarck später in einem Artikel der „Hamburger Nachrichten"[1]) mit der Betrachtung erklärt: „Schon damals fand die neue Fraktion eine wirksame Unterstützung bei einer neben dem Papsttum in der katholischen Kirche starken Macht von erheblicher Wirksamkeit, bei den Jesuiten."[2])

Während Bismarck noch am 19. Juni 1871 in einem Schreiben an den Abgeordneten Grafen Frankenberg die „Mißbilligung der Haltung der Zentrumspartei" durch den Kardinalstaatssekretär und den Papst selbst, wie sie ihm mitgeteilt worden sei, bestätigte, diese gleichzeitig durch einen Artikel in der „Kreuzzeitung" verwarnte, hielt am folgenden Tage Pius IX. eine tröstende Ansprache an eine Deputation aus dem Elsaß. Auf die früheren Aeußerungen Wilhelms I. zurückgehend, hob er hervor, daß der Kaiser die Respektierung der päpstlichen Rechte wolle, daß er zugunsten des Heiligen Stuhles einzutreten beabsichtige. Aber deutschfreundlich war sonst der Hauptinhalt dieser Rede nicht.[3])

(Schluß folgt)

Vom guten und schlechten Diplomaten

Vor einigen Monaten veröffentlichte die amerikanische Zeitschrift „Political Science Quarterly" einen Artikel des Professors der Rechte an der Columbia-Universität und Doktor der Universitäten Göttingen und Löwen, Munroe Smith, welcher den „Gegensatz zwischen Strategie und Diplomatie zu Bismarcks Zeit und seither" behandelt. Unter Benützung der „Gedanken und Erinnerungen" sowie Bismarckscher Reden wird darin dem Fürsten-Reichskanzler

[1]) 21./22. März 1891, vgl. H. Hofmann, a. a. O., I, S. 345.

[2]) Vgl. auch den Artikel vom 28. Mai 1891 in den „Hamburger Nachrichten". (H. Hofmann, a. a. O., S. 361 f.)

[3]) Pasquale de Franciscis, Discorsi del Sommo Pontefice Pio IX. (1872), p. 145.

Digitized by Google

ein hohes Lob gesungen, das sich um so besser von dem dunklen Hintergrunde der heutigen deutschen Diplomatie abhebt, an der (natürlich!) kein guter Faden gelassen wird. Die Ausführungen Munroe Smiths laufen auf die zum Ueberdruß abgeleierte Melodie hinaus, daß an dem gegenwärtigen Kriege der „preußische Militarismus" die Schuld trage, während zu Bismarcks Zeiten für die Führung der deutschen auswärtigen Politik ausschließlich politische Momente maßgebend gewesen seien. Zur Bekräftigung seiner These verweist der Verfasser auf Bismarcks Verhalten gegenüber dem während der Luxemburger Frage (1867) und der russisch-französischen Intrigen von 1875 zum Kriege treibenden Moltke, sowie auf des Fürsten bekannte Aeußerungen über die Bedenken, die gegen bloße Präventivkriege sprechen. Er zitiert insbesondere die Aeußerung des Fürsten, im Generalstabe der Armee gebe es nicht nur jüngere, strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen, die das Bedürfnis haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigne Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen („Gedanken und Erinnerungen", II, 105). Daß es zwischen den mit der Führung der auswärtigen Politik betrauten Persönlichkeiten und den militärischen Autoritäten leicht zu Meinungsverschiedenheiten über die Frage von Krieg und Frieden kommen kann und schon öfter gekommen ist, soll nicht bestritten werden, und die von Munroe Smith erwähnten Differenzen zwischen Bismarck und Moltke sind keine vereinzelten Erscheinungen. Ganz ähnliche Konflikte sollen sich erst unlängst in Oesterreich-Ungarn abgespielt haben. So heißt es, daß der österreichisch-ungarische Generalstabschef Freiherr Conrad v. Hötzendorf bereits während der bosnischen Annexionskrise sich dafür ausgesprochen habe, den serbischen Umtrieben ohne weiteres Zögern mit bewaffneter Macht ein Ende zu bereiten. Auch ist es eine bekannte Tatsache, daß Freiherr Conrad v. Hötzendorf den Libyschen Feldzug dazu benutzen wollte, mit Italien und seinen Balkanplänen abzurechnen. Beide Male stieß er auf den Widerstand des damaligen Ministers des Aeußern Grafen Aehrenthal, und er sah sich deshalb veranlaßt, von seinem Posten zurückzutreten. Die Gesichtspunkte, von denen der Minister des Aeußern und der Generalstabschef die Sachlage beurteilen, können begreiflicherweise nicht immer dieselben sein. Ebenso klar ist es aber, daß kein Minister auswärtige Politik machen kann, ohne hinter sich eine schlagfertige Armee zu wissen. Dieses Bewußtsein ist sein stärkstes Argument. Gerüstetsein ist alles. Weil es nicht gerüstet war, mußte Rußland die Annexion Bosniens über sich ergehen lassen. Daß man wohl mit weit mehr Recht von einem russischen als von einem preußischen Militarismus sprechen kann, das zeigen die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit. Am 29. Juli 1914 gibt der russische Generalstabschef dem deutschen Militärattaché „in der feierlichsten Form sein Ehrenwort", daß nirgends eine Mobilmachung erfolgt sei. Am folgenden Tage telegraphiert der Zar an Kaiser Wilhelm, die in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen seien schon vor fünf Tagen beschlossen worden, und am folgenden Tage gibt er der Hoffnung Ausdruck, daß doch noch alles friedlich enden könne. Inzwischen hatten Großfürst Nikolaus

Digitized by Google

Nikolajewitsch und die Militärpartei hinter dem Rücken des Zaren Tatsachen geschaffen, die einen Rückzug nicht mehr zuließen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu dem Artikel Munroe Smiths zurück. Er hat sich seine Aufgabe leicht gemacht, indem er zunächst die Verdienste Bismarcks um eine Politik des Friedens ins hellste Licht setzte, ohne freilich das Thema zu erschöpfen, und dann sein Wirken in Vergleich zog mit dem Verhalten der heutigen deutschen und österreichisch-ungarischen Diplomaten. Diesem Geistesheroen seine Epigonen gegenüberzustellen, ist ein billiges Vergnügen. Es sind, bei allem Respekte muß es gesagt werden, inkommensurable Größen. Derartig überragende, epochale Persönlichkeiten, wie Bismarck eine war, werden nicht alle Jahre geboren. Wie aber ein Vergleich der jetzigen Diplomaten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns mit den Männern ausfiele, die heute die auswärtigen Angelegenheiten Rußlands, Frankreichs, Englands, Italiens usw. leiten, davon schweigt des Dichters Höflichkeit.

Die Klagen über die Unzulänglichkeit der Diplomatie, die sich in den Parlamenten aller Länder in gewissen Intervallen zu wiederholen pflegen, sind nur selten berechtigt. Man schiebt die Schuld gewöhnlich darauf, daß die auswärtigen Vertreter mit Vorliebe gewissen bevorzugten Klassen entnommen werden, übersieht aber dabei, daß manche für den auswärtigen Dienst besonders wünschenswerte Eigenschaften gerade dort am häufigsten gefunden werden, daß ferner die gesellschaftliche Stellung eines Diplomaten, wenigstens in monarchischen Ländern, nicht ohne Einfluß auf das Vertrauen bleiben kann, das er an dem betreffenden Hofe genießt. Man vergißt endlich, daß viele Diplomaten erst während ihrer Laufbahn geadelt werden. Uebrigens sind die Fälle nicht selten, wo Outsiders, insbesondere Angehörige der militärischen Karriere oder Männer aus dem Handelsstande, auf diplomatische Posten ernannt wurden. Beispielsweise war Oesterreich während des Krimkrieges in Konstantinopel durch den früheren Lloydpräsidenten und Handelsminister Bruck vertreten und gewiß nicht schlechter als durch einen zünftigen Diplomaten.

Die Anforderungen, die an einen auswärtigen Vertreter gestellt werden müssen, sind keine geringen. Er ist das Organ seines Ministers oder richtiger, er stellt dessen Sinnesorgane vor, sein Auge, sein Ohr, seinen Mund. Ihm obliegt es, die Verhältnisse des Staates, bei dem er beglaubigt ist, seine Interessen, seine Machtmittel, die Stimmung der Bevölkerung zu studieren. Er soll Einblick gewinnen in das innerste Leben des Landes, wohin er geschickt wurde, ohne aber das Verständnis für seine heimatlichen Interessen zu verlieren, ohne in dem Gedankenkreise des andern Staates aufzugehen, eine der gefährlichsten Klippen dieses Berufes. Die Berichte der diplomatischen Vertreter bilden für den Leiter der auswärtigen Politik die wesentlichste Unterlage seiner Entschließungen. Falsche Informationen, eine unrichtige Abschätzung der gegnerischen Machtmittel können auf die Orientierung der auswärtigen Politik von dem unheilvollsten Einflusse sein. Wenn beispielsweise der weltfremde Sir Edward Grey in seiner Unterhausrede vom 3. August 1914 die Meinung äußerte, Eng-

Digitized by Google

lands Interessen würden durch einen Krieg, in den es verwickelt wird, kaum mehr leiden, als wenn es außerhalb desselben bliebe, so hat es ihm, als er diese Worte sprach, offenbar an dem richtigen Augenmaß, an der für einen Staatsmann unerläßlichen Voraussicht gefehlt. Heute würde er wohl nicht mehr so sprechen. Welch schöne Rolle hätte England spielen können, wenn es abseits geblieben wäre, Deutschland und Rußland sich gegenseitig hätte schwächen lassen, um schließlich, um all das Geld, die Schiffe und die Menschen, die ihm der Krieg bisher gekostet hat und noch kosten wird, reicher, als Unparteiischer zwischen die Kriegführenden zu treten. Diese Rolle hat sich der englische Staatskanzler wohl auch für den Fall zurechtgelegt, daß England doch am Kriege teilnehmen würde. Daraus läßt wenigstens eine Aeußerung schließen, die er dem deutschen Botschafter, Fürsten Lichnowski, gegenüber fallen ließ, als sich dieser von ihm am 4. August verabschiedete. Der Krieg werde England ermöglichen, meinte er, Deutschland beim Friedensschluß wertvollere Dienste zu leisten, als eine neutrale Haltung ihm gestattet hätte. Er dachte eben nicht anders als an einen Sieg der Entente. Aus den Aeußerungen Sir Edward Greys wie seiner Kollegen über Deutschland spricht eben immer wieder ein Dünkel, eine Geringschätzung, die nur mit ungenügender Sachkenntnis entschuldigt werden kann und dringend nach Belehrung verlangt. Auf denselben Fehler unrichtiger Voraussetzungen ist es zurückzuführen, daß Italien trotz dem Widerstande des Königs und vieler maßgebender Kreise in den Krieg eingriff. Gewiß haben dazu die Verlockungen der Entente wesentlich beigetragen, den Ausschlag gab aber wohl die Versicherung des italienischen Militärattachés in Wien, daß es sich nur um einen militärischen Spaziergang handle. Er stand mit dieser Auffassung nicht allein. Weder in London noch in Paris, weder in St. Petersburg noch in Rom zweifelte man daran, daß der Vierverband, vor allem Rußland mit seinem unerschöpflichen Menschenmaterial, England mit seiner alle Meere beherrschenden Flotte, seinen seit Jahrhunderten aufgehäuften Reichtümern, binnen kurzem das „arme Deutschland“ und das „zerfallende Oesterreich-Ungarn“ auf die Knie zwingen werde. Sie sind längst eines Besseren belehrt, und doch wollen sie von einem Friedensschluß nichts hören. „Ils ne sont pas encore assez battus,“ wie ein französischer Diplomat sich einem Freunde gegenüber äußerte. Allerdings meinte er die „Boches“.

Ein flüchtiger Vergleich der Diplomatie Rußlands und Oesterreich-Ungarns, der alten Gegenspieler auf dem Schachbrett der Balkanhalbinsel, möge den Abschluß dieser kritischen Betrachtung bilden.

Die Tätigkeit der russischen Diplomatie würde eine besondere Behandlung verdienen. Namen wie Ignatiew, Tsarykow, Hitrowo, Hartwig und — last, not least — Iswolsky sprechen für sich. Und trotz aller Schlauheit und Verlogenheit ihrer Vertreter gleitet die heutige russische Politik von Mißerfolg zu Mißerfolg. Zwar gelang es dem unter russischer Patronanz gestifteten Balkanbunde, der Türkei den größten Teil ihres europäischen Besitzes zu entreißen, allein bei der Verteilung der Beute wurde Bulgarien in der brutalsten Weise

Digitized by Google

benachteiligt und um die Früchte seiner Siege beraubt. Dennoch gab man sich in Petersburg der Hoffnung hin, Bulgarien, das man ein Jahr vorher so schmählich im Stich gelassen hatte, werde sich durch die Aussicht auf einen Gebietszuwachs verführen lassen, dem russischen Diktat zu gehorchen, seine Beziehungen zu den Mittelmächten abzubrechen und im Verein mit dem von ihm gehaßten Serbien und mit Griechenland sich neuerdings einem Kreuzzuge gegen die Türkei anzuschließen. Das eroberte Konstantinopel hätte es dann wie ein gut dressierter Jagdhund Rußland zu Füßen zu legen. So hat die russische Balkanpolitik in den letzten Jahren vollkommen versagt. Sie hat Fehler auf Fehler gehäuft, die nie wieder gutzumachen sind. Bulgarien und die Türkei, mit den Mittelmächten verbündet, bilden in Zukunft eine unübersteigliche Barriere gegen Rußland, während seine Schützlinge, Serbien und Montenegro, zu Boden gestreckt sind. Alle schönen Reden Sassonows ändern nichts an diesen Tatsachen. Man hätte in St. Petersburg besser getan, die Mahnungen Kuropatkins zu beherzigen, der im Jahre 1910 die prophetischen Worte niederschrieb: „Wenn Rußland dieser Einmischung in eine ihm fremde und zu gleicher Zeit für Oesterreich ein nahes Lebensinteresse bildende Sache nicht ein Ende setzt, so kann man im zwanzigsten Jahrhundert der serbischen Frage wegen den Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und Oesterreich erwarten."

Ein weitaus besseres Zeugnis wird man der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik ausstellen können. Auf den Traditionen des Fürsten Kaunitz, für den Maria Theresia das Palais auf dem Ballhausplatz erbauen ließ, und Metternichs fußend, haben eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten ihren Einzug in das „graue Haus" gehalten. In aller Erinnerung sind noch Graf Andrássy, der Unterzeichner des Bündnisses mit Deutschland, der Wegweiser der neueren österreichisch-ungarischen Balkanpolitik, Graf Kalnoky, der Widerpart Rußlands zur Zeit des ostrumelischen Rummels, und der zu früh verstorbene Graf Aehrenthal. War es nicht ein diplomatisches Meisterstück, wie er nach der Annexion Bosniens mit drei offenen Gegnern und einem heimlichen fertig wurde, wie er Schritt für Schritt den russischen Konferenzvorschlag seines Inhalts beraubte, bis dieser schließlich als leere Hülle zu Boden fiel?

In der seit langer Zeit erwarteten Auseinandersetzung mit Rußland, die Oesterreich-Ungarn und seinem treuen und mächtigen Bundesgenossen so große militärische Erfolge einbrachte, hat sich auch die Diplomatie der beiden Kaiserreiche ihrer Aufgabe würdig gezeigt. Und so wie diese große Zeit ihre großen Feldherren gefunden hat, wird sie auch ihre großen Staatsmänner finden, die das nach dem Kriege zurückbleibende Chaos entwirren werden zu Nutz und Frommen ihres Vaterlandes. Wir können mit Zuversicht erwarten, daß der Wunsch, den nach den Napoleonischen Kriegen Blücher äußerte, die Federn der Diplomaten mögen nicht wieder verderben, was das Volk mit so großen Anstrengungen errungen, und der auch jetzt auf aller Lippen schwebt, in Erfüllung gehen wird, wenn die Zeit dafür gekommen ist.

Digitized by Google

Englands Schädigung aus der Luft

Schon im Dezember 1914 bemerkte „New York World“ gelegentlich des Vorstoßes deutscher Kreuzer nach der englischen Küste vom 16. Dezember (Hartlepool): „Der Krieg ist nun auch den Engländern nahe vor die Augen gerückt, wie den übrigen Kombattanten.“ Diese praktische Belehrung ist seitdem in erhöhtem Maße fortgesetzt worden. Unsre Flotte hat ungeachtet Englands „Beherrschung der Meere“ mehrere recht drastische Beweise von ihrem Vorhandensein abgelegt, und den Unterseebooten im besondern sind allein 379 Dampfer, 31 Segelschiffe der englischen Handelsflotte seit Kriegsbeginn zum Opfer gefallen. Ganz besonders aber haben unsre Marineluftschiffe dazu beigetragen, England die Leiden des Krieges am eignen Leibe fühlen zu lassen. Von der Themse bis Firth of Forth ist am Beginn des April den Briten in fünf Nächten die Tatsache neuerdings wie schon oft wieder vor Augen geführt worden, daß der Stahlpanzer ihrer Schiffe und die insulare Lage vor recht erheblichen Verlusten durch unsre Luftschiffe nicht schützen können. Kanonen, Maschinengewehre, Flieger und Soldaten sind weit verteilt zur Abwehr aufgestellt. 100000 Mann sollen auf diese Art der Front entzogen sein. Die „Kölnische Zeitung“ schrieb zu diesen neuesten Luftangriffen:

„Keine Entfernung schützt mehr die Insel, auf der die verruchteste Herrschgier der Weltgeschichte eine Heimstätte gefunden hat. Die Engländer mögen die Lehre beherzigen, die diese drei (inzwischen sind es fünf) Nächte ihnen erteilen. Die deutschen Luftschiffe kommen immer häufiger und tiefer nach England hinein. Sie kommen mit immer furchtbareren Waffen und lernen bei jedem neuen Besuche besser, wie sie den feindlichen Gegenmaßregeln entgehen. Die Engländer sind es, die das Ende des furchtbaren Krieges verhindern und prahlen, daß sie noch auf Jahre hinaus weiterkämpfen wollen. Nun wohl, sie mögen aus diesen drei Nächten lernen, daß die Fortsetzung des Krieges ihnen immer furchtbarere Ueberraschungen bringen wird.“

Die englischen Berichte bemühen sich natürlich, die Wirkung der Luftangriffe in Abrede zu stellen. Geringe Menschenverluste werden zugegeben, alte Weiber und Kinder besonders hervorgehoben. Von all den Treffern in Londoner Docks, Munitionsfabriken und sonstigen wichtigen Baulichkeiten, „von den gewaltigen Bränden, heftigen Explosionen mit ausgedehnten Einstürzen“ wird nichts gesagt, dagegen die Zerstörung einer Möbelfabrik betont. Doch das ist, wie gesagt, erklärlich, denn die Bekanntgabe, das Einräumen schwerer Schädigung oder Vernichtung könnte uns ja nur zu immer erneuten derartigen Angriffen veranlassen, würde auch die Bevölkerung Englands noch mehr beunruhigen.

Die Herren Asquith und Grey aber werden besser Bescheid wissen. Man könnte sich wohl denken, daß sie trotz aller großsprecherischer Redensarten ernste Besorgnisse vor erneuten Besuchen hegen, denn dann würde vielleicht auch ihre Vertuschungs- und Lügenmacht gebrochen werden. Sie würden sich gezwungen

Digitized by Google

sehen, die Wahrheit zu bekennen. Das englische Volk aber würde an diesen „Vätern der Lüge" Rache nehmen für die Leiden, welche von diesen Gentlemen verursacht sind, die an dem ganzen Kriege so wesentlich Schuld tragen. Um diese Erkenntnis beim Volke hinauszuschieben und aus Furcht vor persönlicher Strafe wird deshalb — solange es möglich ist — weiter gelogen.

G.

Die diplomatische Vorgeschichte des Krieges der Vereinigten Staaten gegen Spanien

Von

Baron Hengelmüller

(Schluß)

Von dem Momente der Sendung der „Maine" an trat das Verhängnis in die Szene und unterstützte mächtiger als alles andre die seit langem für den Krieg wirkenden Tendenzen. Drei Jahre hatte Mr. Dupuy de Lome mit verzweifelter Anstrengung gegen Wind und Wetter gekämpft, um die guten Beziehungen beider Länder auf dem laufenden zu erhalten. Nun sollte seine eigne Person zum weitern Stein des Anstoßes für dieselben werden. Ein Privatbrief, den er an seinen Freund Canalejas nach Habana geschrieben hatte, war dort gestohlen worden, bevor er in die Hände des Adressaten gelangt war, und erschien anfangs Februar in den amerikanischen Zeitungen. In demselben nannte Dupuy den Präsidenten Mac Kinley einen Politiker niederer Sorte, schwach, dem Pöbel schmeichelnd, und von dem Wunsche geleitet, sich die Türe nach beiden Seiten offen zu halten und mit den Jingos seiner Partei gut zu stehen. Ueberdies wies er darauf hin, wie es zweckmäßig wäre, für die Handelsvertragsfrage, wäre es auch nur zum Scheine, zu agitieren, und erklärte gleichzeitig die spanische Sache auf Kuba ohne militärische Erfolge für verloren. Der Brief gelangte in die Hände der kubanischen Junta in Neuyork, welche ihn im Originale Mr. Mac Kinley schickte und gleichzeitig in den Zeitungen veröffentlichte. Mr. Mac Kinley sandte den Unterstaatssekretär Day mit dem gestohlenen Brief in der Tasche zu Dupuy, um ihn über die Anerkennung seiner Autorschaft zu befragen, und ließ sodann in Madrid dessen sofortige Abberufung verlangen. Dieser hatte aber selbst die Konsequenzen seines Unfalls gezogen und seine Enthebung noch am Vorabend der Entrevue mit Mr. Day telegraphisch erbeten. Die amerikanische Regierung wurde dadurch des Vergnügens beraubt, einen weiteren Gesandten zum Lande hinauszuwerfen, aber für Spanien war der Zwischenfall eine Demütigung sowohl wie ein Unglück, und von der amerikanischen Jingopresse wurde er natürlich nach Kräften ausgebeutet.

Das Interesse an demselben sollte aber rasch durch größere Ereignisse in den Hintergrund gedrängt werden. Am 15. Februar gegen 10 Uhr abends flog

Digitized by Google

die „Maine" im Hafen von Habana in die Luft, und der größere Teil ihrer Bemannung, ungefähr 260 Personen, fand hierbei den Tod. Die Ursachen der Explosion sind bis heute unerklärt geblieben und werden es wohl für alle Zukunft bleiben. Aber der Verdacht, daß nicht ein Zufall, sondern spanischer Frevel das Unglück herbeigeführt habe, entsprang in Amerika sofort, verbreitete sich blitzschnell über das ganze Land und wurde nach Veröffentlichung des Befundes der amerikanischen Untersuchungskommission zum Dogma.

Die spanische Regierung hatte gewünscht, die Untersuchung über die Ursachen der Katastrophe gemeinschaftlich führen zu lassen, aber von amerikanischer Seite ist man hierauf nicht eingegangen. Mr. Mac Kinley ernannte zu diesem Zweck eine spezielle Kommission von amerikanischen Seeoffizieren, welche nach Untersuchung des Wrackes, Einvernehmung der geretteten Offiziere und andrer Sachverständiger zu dem Befunde gelangte, daß die Explosion von außen, am wahrscheinlichsten durch eine unterseeische Mine, herbeigeführt worden sei. Ueber die Frage, wen hierfür die Schuld treffe, enthielt sich der Kommissionsbefund jeglicher Schlüsse, die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten war darüber nicht im Zweifel, daß, möge die Schuld wen immer treffen, die Verantwortung für dieselbe der spanischen Regierung zufalle, und grimmig kochte in ihr der Wunsch nach Abrechnung.

Der Befund der Untersuchungskommission gelangte erst am 25. März nach Washington. Mittlerweile herrschte dort schwüle Ruhe. Der Kongreß fügte sich der Einwirkung der Administration und enthielt sich vorläufig jeder weiteren Agitation der Frage. In Privatzirkeln sprach man aber von nichts anderem, man fühlte, daß sofort nach dem Eintreffen des erwarteten Berichtes das Gewitter losbrechen werde, und der Glaube an die Unabwendbarkeit des Krieges wurde immer fester und allgemeiner. Bereits am 9. März hatte der Kongreß ohne Debatte einen Kredit von 50 Millionen Dollar zu Rüstungszwecken votiert und dessen Verwendung dem Befinden der Exekutive anheimgegeben. Diese traf militärische Maßnahmen, kaufte zwei Kriegsschiffe in England, errichtete zwei neue Artillerieregimenter und zog ihre Flotte bei Key West, gerade gegenüber von Habana, zusammen.

Mr. Mac Kinley konnte sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß die Fügsamkeit, mit der ihm der Kongreß in jenen Tagen die Führung überließ, sowie die Fülle des Vertrauens, welches ihm in der Presse sowohl als in andern öffentlichen Manifestationen dokumentiert wurde, auf der Erwartung beruhten, daß seine Politik die von der überwältigenden Majorität der Bevölkerung gehegten Wünsche verwirklichen werde. Diese waren aber auf die Entfernung Spaniens aus Kuba gerichtet, weil nur diese volle Sühne für den von Neunzehntel aller Amerikaner geglaubten spanischen Frevel zu bieten schien. Der mit der stetigen Gewalt eines mächtigen Stromes auf ihn wirkenden Pression der öffentlichen Meinung hatte der Präsident wenig entgegenzusetzen, und er zermarterte vergebens seinen Kopf, um eine Lösung zu finden, welche sein Land befriedigen und doch nicht zum Kriege mit Spanien führen würde. Die erste

Digitized by Google

Idee, welche sich ihm darbot, war die Anerkennung der Unabhängigkeit Kubas; aber nach den Berichten, die ihm von kürzlich aus Kuba zurückgekehrten verläßlichen Männern über die wahre Beschaffenheit und Organisation der Insurgenten gemacht wurden, ließ er dieselbe wieder fallen. Dann dachte er an die Einleitung einer Hilfsaktion der Vereinigten Staaten für die durch die Weylerschen Rekonzentrierungsorders dem Elend und Hunger preisgegebenen Kubaner und hatte schon eine Botschaft an den Kongreß fertig, um zu diesem Zwecke eine Bewilligung von 500000 Dollar zu verlangen. Aber die Stimmung des Kongresses war nicht derart, um sich mit solchen Maßregeln zufrieden zu geben. Der Mantel der Humanität und des Mitleides für die armen Kubaner hing den Senatoren von der Schulter, aber in ihren Gemütern kochte der Rachedurst für die „Maine". Die Verhandlungen, welche Mr. Mac Kinley hinter den Kulissen mit den Führern beider Häuser pflog, lehrten ihn, daß er entschiedenere Schritte ergreifen müsse, um die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen und die Führung in Händen zu behalten. In dieser Lage unternahm er einen nochmaligen Versuch, um von Spanien im diplomatischen Wege neue und positive Konzessionen zu erlangen, welche der erregten öffentlichen Meinung seines Landes Genugtuung gewähren und ihn Zeit gewinnen lassen sollten.

Was der Präsident in Madrid verlangen ließ, war die sofortige Proklamierung eines Waffenstillstandes auf Kuba, die Zustimmung zur amerikanischen Unterstützung der Rekonzentrados, die Erweiterung der bereits zugesagten Autonomie und das Einverständnis, daß, wenn die weiteren Verhandlungen zwischen der spanischen Regierung und den Insurgenten bis zum 1. Oktober nicht zum definitiven Frieden führen sollten, die ganze Frage dem Schiedsspruche des Präsidenten der Vereinigten Staaten anheimgegeben werden solle. In der Frage der „Maine" stellte Mr. Mac Kinley keine positive Forderung. Er begnügte sich, den Bericht seiner Kommission in Madrid mitteilen zu lassen, es der spanischen Regierung überlassend, welche Folgerungen sie aus demselben ziehen wolle.

Von spanischer Seite war mittlerweile auch eine Kommission zur Untersuchung der Ursachen der „Maine"-Katastrophe eingesetzt worden, welche im Gegensatz zur amerikanischen zu dem Schluß gelangte, daß die Explosion des Schiffes durch einen Zufall von innen bewirkt worden sei. Ihrem Berichte schenkte aber in den Vereinigten Staaten niemand die geringste Beachtung. Ebensowenig nahm die Bundesregierung von dem Ansinnen Spaniens, die Entscheidung über die Frage nach der Ursache einer internationalen Kommission von Seeoffizieren dritter Mächte zu unterbreiten und alle Konsequenzen deren Wahrspruches auf sich zu nehmen, Notiz. Für sie war mit dem Befunde ihrer Kommission die Herbeiführung der Explosion durch eine äußere Ursache erwiesen, und damit blieb die Frage zwischen beiden Nationen unbereinigt.

Am 28. März legte der Präsident dem Kongresse den Kommissionsbefund vor; aber seine Botschaft, welche sich auf die Konstatierung der erhobenen Tatsachen beschränkte und eine weitere Aktion nicht erwähnte, rief Unzufriedenheit

Digitized by Google

hervor. Die Lage in Kuba wurde zum Gegenstand neuer Debatten im Senate, bei denen der Zorn gegen Spanien scharf hervortrat. Mr. Hearst, der Eigentümer des „New York Journal", hatte eine Jacht nach Kuba gemietet und den Senat zur Fahrt dahin eingeladen. Die drei Senatoren, Money, Thurston und Gallinger, welche von der Einladung Gebrauch gemacht hatten, erwiderten die Höflichkeit ihres Gastherrn durch im Sinne seines Journals gehaltene Brandreden. Den größten Eindruck im Lande machte aber eine Rede des Senators Proctor, der die Reise nach Kuba für sein eigenes Geld gemacht hatte und nun die dortige Lage mit anscheinend kalter Unparteilichkeit, aber in den düstersten Farben schilderte.

In allen jenen amerikanischen Kreisen, wo man den Krieg nicht um des Krieges willen oder aus bloßem Rachegefühl wollte, erschien damals der Verkauf Kubas seitens Spaniens als die für alle Teile vorteilhafteste Lösung des so akut gewordenen Konfliktes. Nicht nur Staatssekretär Sherman, sondern auch viele Senatoren und andre einflußreiche Politiker sind mir auf diesen Vorschlag zu sprechen gekommen und haben sich in der Auseinandersetzung seiner Vorteile ergangen. Als Kaufpreis wurde stets die Summe von 200 Millionen Dollar genannt, und angesichts der späteren Ereignisse und des zutage getretenen krassen Unvermögens Spaniens, seine überseeischen Besitzungen zu schützen, liegt wohl die Frage nahe, ob es nicht besser getan hätte, auf diese Lösung einzugehen. Zweifellos lag dem Begehren Mr. Mac Kinleys, wodurch die Entscheidung über das Schicksal Kubas bis zum 1. Oktober aufgeschoben werden sollte, die Hoffnung zugrunde, daß sich Spanien mittlerweile für jenen Ausweg gewinnen lassen werde.

In Madrid fühlte man sich hilflos, aber die amerikanischen Forderungen wollte oder konnte man nicht annehmen. Bezüglich der Erweiterung der Reformen war man zwar bereit, weitgehende Zusagen zu machen, und auch die noch anfangs März so perhorreszierte amerikanische Hilfsaktion für die Rekonzentrados wollte man jetzt zulassen. Aber den Waffenstillstand wollte die spanische Regierung nur unter der Bedingung gewähren, daß die Insurgenten vorerst um denselben ansuchen und nachher die in Key West versammelten amerikanischen Kriegsschiffe aus den kubanischen Gewässern zurückgezogen werden sollten, und das Verlangen der eventuellen Unterwerfung der ganzen Frage unter den Schiedsspruch Mr. Mac Kinleys erschien ihr ganz undiskutierbar. In seinem Stolze getroffen und seiner Schwäche bewußt, wandte sich Spanien an die europäischen Mächte, um ihnen den ihm drohenden Angriff zu signalisieren und ihre Vermittlung zu dessen Abwehr zu erlangen.

Europa hat in jenen Tagen eine klägliche Rolle gespielt. Vielleicht wäre es richtiger, zu sagen, daß es nur einen neuen Beweis seiner Nichtexistenz als politischer und moralischer Einheit gegeben hat. Die Zeiten, wo das konservative Ruhebedürfnis in allen Staaten stärker war als die nationalen Aspirationen, und wo es für die leitenden Staatsmänner der einzelnen Mächte ein Leichtes war, jeder auftauchenden Störung desselben gegenüber ein allgemeines Ein-

Digitized by Google

verständnis in dem Sinne zustande zu bringen, damit alles beim alten bleibe, waren lange vorüber. In den amerikanischen Köpfen war aber die Vorstellung von jenem Europa lebendig geblieben und der aus dem bewußten Gegensatz politischer Institutionen und sozialer Struktur entsprungene, ursprünglich zumeist für den Bedarf der inneren Politik verwendete Geist des Widerspruches gegen dasselbe immer angriffslustiger geworden. Verschiedene Umstände hatten hierzu beigetragen. Das politische Zentrum des Landes war von der atlantischen Küste weg nach dem Innern des Landes gezogen, alle wirklichen Elemente der Macht waren in großem Maße gewachsen, und wahrer Patriotismus wie nationale Eitelkeit lechzten nach voller Anerkennung dieser Machtstellung seitens des Auslandes. Auf territoriale Expansion waren die aggressiven Tendenzen der Vereinigten Staaten nicht gerichtet gewesen, hatten sich aber bei jeder Gelegenheit, wenigstens der Form nach, manifestiert, wo politische oder ökonomische oder selbst nur gewöhnliche Fragen des internationalen Privatrechtes mit europäischen Mächten zur Erörterung kamen. Es gibt wohl kaum eine europäische Macht, welche ähnliche Manifestationen nicht an sich erfahren hätte. Alle zusammen fühlten aber ihre Interessen durch die amerikanische Tarifgesetzgebung bedroht. Die Monroedoktrin, ursprünglich als defensives Schild gedacht, war durch die Auslegung, welche sie seitens der öffentlichen Meinung des Landes erfahren, und die Erweiterung, welche ihr Mr. Cleveland in der Venezuelaaffäre gegeben hatte, zum Angriffsschwert gegen alle europäischen Interessen in der westlichen Hemisphäre geworden. Jetzt standen die Vereinigten Staaten im Begriffe, die gewaltsame Delogierung eines europäischen Staates aus Amerika vorzunehmen, und wie immer man über die Motive des beginnenden Krieges denken mochte, so mußte es jedem denkenden politischen Kopfe klar sein, daß dessen Folgen nicht auf die amerikanisch-spanischen Beziehungen beschränkt bleiben, sondern sich auf alle Fragen der Weltpolitik ausdehnen würden.

Von allen europäischen Großmächten gab es indessen wohl keine, deren eigne direkte Interessen bei der Frage so wenig ins Spiel kamen, wie die Oesterreich-Ungarns. Das Interesse, welches wir an der Abwehr des Krieges und der Herbeiführung einer europäischen Vermittlung zu diesem Zweck nahmen, beruhte daher nicht auf politischen Gründen, sondern ausschließlich auf Rücksichten persönlichen Mitgefühles für die Königin-Regentin Maria Christina. Diese hatte bereits am 13. März sich flehentlich an den Kaiser Franz Joseph gewendet, um durch seinen Einfluß eine gemeinsame Einwirkung in Washington zur Erhaltung des Friedens zustande zu bringen. Dem ganz menschlichen Mitgefühl des Kaisers für die bedrängte Lage seiner Cousine ist die diplomatische Aktion des Grafen Goluchowski zugunsten Spaniens bei allen europäischen Kabinetten entsprungen, welche schließlich zu einem allerdings sehr schwächlichen Ergebnis geführt hat.

Die politische Konstellation Europas und die Beziehungen der einzelnen Mächte zueinander waren dem Zustandekommen einer gemeinsamen ernsten Aktion, wie solche in Washington allein von Erfolg hätte sein können, nicht

Digitized by Google

günstig. Frankreich war bei der Sache con amore dabei, Deutschland wäre vielleicht bereit gewesen, sich einer allgemeinen Intervention anzuschließen, wenn sie in ernster Weise zu erwirken war, hatte aber keine Lust, sich allein die Finger zu verbrennen. England aber trachtete die Situation für eine Annäherung an die Vereinigten Staaten auszunützen, und Rußland trug die größte Indifferenz zur Schau.

Schon Anfang März hatte der hiesige englische Botschafter der amerikanischen Regierung erklärt, daß die guten Dienste Englands zur Erhaltung des Friedens den Vereinigten Staaten auf ihren Wunsch zu jeder Zeit zu Gebote ständen, Mr. Sherman aber geantwortet, daß England Amerika allerdings einen sehr wertvollen Dienst leisten könne, wenn es Spanien zum Aufgeben seiner Herrschaft über Kuba bewegen wollte. Mr. Cambon hatte in gleichem Sinne gesprochen und sich dabei auf die Erklärungen Mr. Hanotaux' in der französischen Kammer berufen. Die amerikanische Regierung hatte indessen auf diesen Anwurf ebensowenig reagiert, und es stand sicher, daß sie eine Einmengung der europäischen Mächte in ihren Streit mit Spanien nicht anders als gezwungen annehmen würde. Einer allgemeinen Intervention, die mit voller Entschlossenheit für die Konsequenzen der Weigerung geführt worden wäre, hätte sie sich gefügt, aber mit bloßen Vorstellungen und Redensarten war in Washington nichts auszurichten. Mr. Sherman, der den Krieg nicht wollte, fragte mich damals, warum wir denn nicht zugunsten des Friedens vermitteln wollten, aber er war bereits zur bloßen Ziffer im Kabinett geworden. Jedenfalls nahm ich Anstand, diesen Wink ohne Bestätigung seitens des das Vertrauen des Präsidenten genießenden Mr. Day ernst zu nehmen, und erhielt auch von diesem die Antwort, daß Mr. Mac Kinley jeden derartigen Versuch zurückweisen würde.

Das Berliner Kabinett hatte Spanien und dessen Freunde wiederholt auf die Vermittlung des Heiligen Stuhles hingewiesen, und im Vatikan war man sehr gern bereit, dieselbe eintreten zu lassen, wenn sie zur Bewahrung des Friedens beitragen konnte. Die Bedingungen lagen aber wesentlich anders als in dem Streite um die Karolinen zwischen Deutschland und Spanien im Jahre 1885, da es von vornherein ausgeschlossen war, daß die Bundesregierung den Schiedsspruch des Papstes akzeptieren würde. Die Kurie mußte selbst in der Art ihres Herantretens an die Bundesregierung sehr vorsichtig sein, um nicht die aggressiven Elemente des amerikanischen Protestantismus gegen sich ins Feld zu rufen und die eignen katholischen Interessen zu gefährden. Spanien, welches in allen Phasen der Frage vom Unglück verfolgt war, tat auch diesmal das Seinige, um die Bemühungen des päpstlichen Stuhles zu kompromittieren, indem es auf Grund einer ihm von seinem Botschafter in Rom gewordenen unrichtigen Meldung die Nachricht in die Welt sandte, Mr. Mac Kinley ersehne die Vermittlung des Papstes und habe um dieselbe angesucht. In Wirklichkeit hatte der Heilige Vater den Erzbischof von St. Paul, Msgr. Ireland, persona gratissima bei Mr. Mac Kinley und mit dem Vorsitzenden des Senatskomitees für auswärtige Angelegenheiten, Senator Davis, befreundet, mit der Mission be-

Digitized by Google

traut, in Washington für den Frieden zu wirken, und mit bewunderungswürdigem Mut und Beharrlichkeit hat dieser Kirchenfürst durch drei schwere Wochen an der ihm erteilten Aufgabe gearbeitet. Der Reihe nach hat er seine Hebel bei dem Präsidenten, dem Kongreß, den Vertretern Spaniens, Oesterreich-Ungarns und Frankreichs und zuletzt selbst bei der kubanischen Junta und den mit ihr in Verbindung stehenden Finanziers eingesetzt, aber alle seine Mühen und Hoffnungen scheitern gesehen. Wenn der robuste Optimismus seiner Natur mitunter auf seine Beurteilung der Chancen seines Werkes eingewirkt hat, so hat dies sicherlich nur seinen Eifer gefördert und der Möglichkeit seines Erfolges keinen Eintrag getan. Was zu leisten war, hat der Erzbischof geleistet, aber das Gelingen seiner Mission war einfach unmöglich.

Auf unsern Rat hatte Königin Maria Christina direkt an die Königin Viktoria um deren Hilfe und Vermittlung geschrieben. Die Antwort ließ auf sich warten; als sie eintraf, war sie sehr sympathisch und teilnehmend gehalten, ging aber natürlicherweise über Versicherungen des besten Willens nicht hinaus. In England selbst waren die Anschauungen in der Frage gespalten, und die Rückwirkung der verschiedenen Strömungen machte sich auch im Kabinett geltend. In den Kreisen der oberen Zehntausend empfand man vielfach Widerwillen gegen die amerikanische Aggression und Sympathie für Spanien. Die breiten Schichten der Bevölkerung standen aber in ungeheurer Mehrheit auf seiten der Vereinigten Staaten. Die Regierung hätte zweifelsohne am liebsten allein zwischen den beiden Teilen vermittelt; da dies nicht gewünscht wurde, ließ sie sich schließlich für einen gemeinsamen Schritt in Washington zugunsten des Friedens gewinnen, knüpfte aber ihre Einwilligung an die Bedingung, vorher den Präsidenten über die Aufnahme der beabsichtigten Demarche zu sondieren und sich seiner Zustimmung zu versichern. Die Idee einer Pression auf die Vereinigten Staaten war überhaupt ausgeschlossen, aber England kam in die Lage, den Amerikanern seine Teilnahme an dem gemeinsamen Schritt als Zügel für den Eifer der andern Mächte erscheinen zu lassen.

Am 3. April erhielt ich vom Grafen Goluchowski den Auftrag, im Einvernehmen mit meinen Kollegen der fünf Großmächte, deren gleiche Instruierung mir in Aussicht gestellt war, bei der amerikanischen Regierung eine dringende Demarche zu unternehmen und unter Berufung auf die bekannten Gefühle der Humanität und Mäßigung des Präsidenten die letzten spanischen Vorschläge einer wohlwollenden Prüfung zu empfehlen, nachdem sie den amerikanischen Forderungen zum größten Teil Rechnung trügen und daher eine geeignete Basis für eine definitive Verständigung zwischen den beiden Mächten böten. Ich sollte hinzufügen, daß wir, um das Unglück eines Krieges zu verhüten, aus humanitären Gründen bereit seien, unsre guten Dienste den beiden beteiligten Regierungen zur Verfügung zu stellen, in der Ueberzeugung, daß, da beide von gleichen Gefühlen der Mäßigung und Billigkeit erfüllt seien, es möglich sein müsse, zu einem Einvernehmen zu gelangen, welches den Frieden sichere und gleichzeitig die nötigen Garantien für Herstellung der Ruhe und Ordnung auf Kuba enthalte.

Digitized by Google

Im Laufe der nächsten zwei Tage erhielten meine sämtlichen Kollegen gleiche Instruktionen, England jedoch hielt seine Reserve des vorgängigen Einvernehmens mit der Bundesregierung aufrecht. Mr. Day erwiderte dem englischen Botschafter, daß der beabsichtigte Schritt dem Präsidenten nicht unwillkommen wäre, wenn er den Charakter eines freundschaftlichen Appells an seine Friedensliebe und nicht den eines Vermittlungsantrags trüge. Wir einigten uns sohin über den Entwurf einer dem Präsidenten zu übergebenden Note im Sinne unsers Auftrages, ließen aber auf Mr. Days Sir Julian ausgedrückten Wunsch die Empfehlung der spanischen Vorschläge aus derselben fort, weil die amerikanische Empfindlichkeit dieselbe als Parteinahme für Spanien deuten konnte. Wir kamen auch überein, eine Kollektivaudienz zur Ueberreichung unsrer Note von Mr. Mac Kinley zu erbitten, welche uns anstandslos gewährt wurde und am 7. stattfand. Mr. Mac Kinley empfing uns allein, Sir Julian Pauncefote verlas unsre Note, der Präsident seine Antwort, der er die vertrauliche Bemerkung hinzufügte, daß wohl noch niemand härter an der Erhaltung des Friedens gearbeitet habe als er. Damit war die Audienz zu Ende und auch jegliche Aktion der europäischen Mächte.

Die Antwort des Präsidenten beschränkte sich auf Allgemeinheiten, ebenso wie unsre Note. Er erklärte, die freundlichen Intentionen der Mächte anzuerkennen und deren Hoffnung auf Beendigung der Lage in Kuba unter Aufrechterhaltung des Friedens zu teilen, durch Gewährung der notwendigen Garantien für die Herstellung der Ordnung auf der Insel, deren chronische Wirren die Interessen der Vereinigten Staaten schädigen, ihre Ruhe bedrohen und ihre Gefühle der Humanität beleidigen. Er fügte hinzu, daß die Vereinigten Staaten den humanitären Charakter des Schrittes der Mächte anerkennen, aber das Vertrauen hegen, daß auch diese ihre ernsten und selbstlosen Bemühungen zur Beendigung einer unerträglich gewordenen Lage würdigen werden. Der Präsident sprach ohne Ueberhebung, aber mit dem Selbstgefühl des Oberhauptes einer großen Macht. Die Vertreter Europas standen als Bittende, nicht als Fordernde vor ihm da.

Mittlerweile harrte der Kongreß mit immer wachsender Ungeduld auf die weiteren Schritte des Präsidenten. Seine von Tag zu Tag erwartete Botschaft erlitt öfteren Aufschub. Zuerst hieß es, daß sie unmittelbar nach dem Bericht über die „Maine"-Katastrophe erscheinen und den Vorschlag der offiziellen Hilfsaktion für die kubanischen Rekonzentrados enthalten würde. Die Ausführung dieser Idee wurde zunächst auf den 31. verschoben und dann ganz fallen gelassen. Dann wartete man, förmlich mit der Uhr in der Hand, auf die Entscheidung aus Madrid über die letzten amerikanischen Forderungen, und als deren unbefriedigende Natur bekannt geworden war, wurde die Botschaft definitiv für Mittwoch, den 6. April, angekündigt. Eine ungeheure Menschenmenge belagerte alle Treppen und Zugänge zum Kapitol, die Galerien und Bänke beider Häuser waren gefüllt, aber die Botschaft erschien nicht, ihre Absendung war im letzten Moment verschoben worden, und die aus Regierungskreisen stammenden Kommuniqués der Zeitungen motivierten den Aufschub mit der Wegbringung der

Digitized by Google

angeblich in ihrer Sicherheit gefährdeten Amerikaner aus Habana, obgleich es für jedes Kind klar sein mußte, daß, wenn dieser Grund wirklich bestanden hätte, seine öffentliche Proklamierung einer Aufforderung an die Habanesen gleichkam, sich mit der Massakrierung des Generalkonsuls Lee und der übrigen Amerikaner zu beeilen.

Nach der spanischen Antwort vom 31. März hatten die direkten Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen aufgehört, die beiderseitigen Gesandten waren aber auf ihren Posten verblieben, der Nunzius in Madrid und Erzbischof Ireland in Washington arbeiteten an der Herbeiführung eines Ausgleichs, die Aktion der Mächte sollte beginnen, und Mr. Mac Kinley hatte die Hoffnung auf weitere spanische Konzessionen noch nicht ganz aufgegeben. Als das erste und notwendigste erschien ihm das Fallenlassen jeglicher Bedingung für die Gewährung des Waffenstillstandes, und je weniger die verschiedenen Friedensvermittler in Washington ausrichten konnten, um so mehr bombardierten sie Spanien, um es zu diesem weiteren Zugeständnis zu vermögen. Es ist schwer verständlich, warum man in Madrid, wo man schon so vieles geschluckt hatte, gerade an diesem Bissen so lange würgte, und noch unverständlicher, warum, während man in Madrid sich nicht erklären wollte, die neue autonome Regierung Kubas mit einem Male einen Waffenstillstand proklamierte und die Insurgenten zu brüderlicher Umarmung einlud. In Washington betrachtete man indessen die autonome Regierung wie ihre Proklamation als eine bloße Farce. Am Karsamstag entschloß man sich in Madrid zum Nachgeben, und am Ostersonntag stand die Nachricht von der Gewährung bedingungslosen Waffenstillstandes schon in den hiesigen Blättern. Ihre Wirkung fiel aber flach. Die Bundesregierung hatte den Fehler begangen, in der öffentlichen Meinung den Glauben großwachsen zu lassen, daß sie von Spanien den Verzicht auf die Souveränität über Kuba begehrt habe, und als nun die Wahrheit bekannt wurde, erschien der errungene diplomatische Erfolg gering und brachte keine Milderung in der unerträglich gewordenen Spannung der Lage hervor.

Mir erschien dieselbe so verzweifelt, daß ich mich entschloß, auf eigne Faust einen Schritt bei dem mir befreundeten Vizepräsidenten der Republik zu unternehmen, um womöglich die amerikanische Regierung zur Würdigung der spanischen Konzessionen zu veranlassen. Mr. Hobart empfing mich in seinem Arbeitszimmer, in Gegenwart seines beiläufig vierzehn Jahre alten Sohnes und eines Maschinenschreibers, und ließ sich dann über Spanien, die „Maine", den Präsidenten, den Kongreß und die Friedenschancen aus. Während dessen las der Sohn an einer Zeitung und fingerte der Schreiber an seiner Maschine. Mr. Hobart erklärte mit Bestimmtheit, daß die Waffenstillstandskonzession nicht genügen werde, um den Kongreß von der Kriegserklärung abzuhalten, der Präsident in seinen Bemühungen für den Frieden ohnehin schon weiter gegangen sei, als Tradition und politische Klugheit es gestatteten, daß er höchstens die Partei spalten könne, das Land den Krieg wolle und Rache für die „Maine" das leitende Motiv sei. Ich betrachtete nach unsrer Entrevue die Sache des Friedens für verloren.

Digitized by Google

Am selben Tage geschah noch ein andrer Versuch der Versöhnung. Mr. Wilson, eine in der Neuyorker Gesellschaft und Finanzwelt wohlbekannte Persönlichkeit, war nach Washington gekommen und hatte dem englischen Botschafter auseinandergesetzt, wie die „Maine"-Angelegenheit der Hauptgrund der herrschenden Erbitterung wäre und man der spanischen Regierung allgemein den allerdings ungerechten Vorwurf mache, diesfalls nicht einmal eine Manifestation des Bedauerns anher gerichtet zu haben. Wenn Spanien sich zu einer solchen entschlösse und an die Notifizierung des Waffenstillstandes die Versicherung knüpfte, daß Kuba ein eben solches Regime erhalten werde, wie es Kanada genieße, so würde dies den besten Eindruck machen und zur Milderung der Situation wesentlich beitragen. Es gelang dem englischen und französischen Botschafter, unsern spanischen Kollegen, der in diesen Tagen wirklich eine schwere und jammervolle Aufgabe hatte, zu einer derartigen Demarche zu bewegen; aber die Aufnahme, welche dieselbe bei Mr. Day fand, war eine niederschlagende. Dieser nahm die in einem Memorandum niedergelegten Erklärungen des spanischen Gesandten schweigend entgegen und fragte ihn sodann, ob seine Regierung geneigt sei, das amerikanische Begehren der eventuellen Anheimstellung der ganzen kubanischen Frage an den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu akzeptieren. Auf Herrn Polos verneinende Antwort bemerkte ihm Mr. Day, daß der Präsident dem Kongreß vom Waffenstillstand Kenntnis geben werde, und schickte später ein trocken abgefaßtes Memorandum, worin diese Erklärung wiederholt und hinzugefügt war, daß der Präsident es ablehne, über seine früheren Begehren hinaus noch Vorschläge zur Lösung der Frage zu machen. Da Herr Polo de Barnabé die Annahme dieses Schriftstückes verweigerte, zog es Mr. Day mittels Telephon zurück, und damit endete der letzte diplomatische Verkehr zwischen den beiden Regierungen.

In Europa war man inzwischen gerade an jenem Tage sanguinischer Hoffnungen voll. Niemand hatte an der Erwirkung der spanischen Konzession härter gearbeitet, niemand an deren Wirkung für die Sache des Friedens größere Hoffnungen geknüpft als Erzbischof Ireland. Diese hielt er nun für realisiert und telegraphierte in diesem Sinne nach Rom. Da ich Sonntagabend nach Wien gemeldet hatte, daß mir die Lage schlechter schiene als je, war ich nicht wenig erstaunt, am nächsten Morgen in den Blättern zu lesen, daß Kaiser Franz Joseph den Heiligen Vater zum Erfolge seiner Friedensvermittlung beglückwünscht habe.

Am Ostermontag erging endlich die Botschaft des Präsidenten. Sie brachte aber nicht die Entscheidung, sondern übertrug deren Fällung an den Kongreß.

Mr. Mac Kinley rekapitulierte die ganze Geschichte der kubanischen Frage, berichtete über alle von ihm zu deren Schlichtung unternommenen Schritte, erklärte, daß seine Anstrengungen erschöpft wären, die Entscheidung nunmehr beim Kongresse sei und er bereit stehe, die ihm von der Konstitution auferlegten Pflichten zu erfüllen.

Die Botschaft trug den Stempel der Zweifel und Verlegenheiten, die in den letzten Wochen Mr. Mac Kinleys Geist gepeinigt hatten. Er machte einen

Digitized by Google

schwachen Anwurf für die Sache des Friedens, indem er der letzten spanischen Konzessionen, als gerechter Erwägung würdig, gedachte und für sich die Vollmacht für weitere Schritte zur Beendigung des Kampfes auf der Nachbarinsel erbat. Entschieden sprach er sich nur gegen die Anerkennung der gegenwärtigen insurrektionellen Regierung auf Kuba aus. Im übrigen wusch er sich die Hände und übertrug die Verantwortung an den Kongreß.

So war nach manchen Peripetien die Frage wieder dahin zurückgelangt, wo deren treibende Kraft von Anfang an gesessen hatte.

Hier verliefen die Dinge rasch. Senatoren und Repräsentanten waren in ihrer Majorität darüber einig, daß sie den Krieg wollten und was sie zu dessen Herbeiführung zu tun hatten. Die präsidentielle Botschaft war mit kalter Stille aufgenommen und von beiden Häusern ohne Debatte an die Ausschüsse für auswärtige Angelegenheiten zur geschäftsordnungsmäßigen Berichterstattung geleitet worden. Zwei Tage später brachten diese ihre Anträge ein.

Aus der Verschiedenheit der von den beiden Komitees eingebrachten Resolutionen ist damals viel Aufhebens gemacht worden, und unverbesserliche Optimisten haben an dieselbe neue Hoffnungen geknüpft. In Wahrheit hat es sich nur um die Soße gehandelt, in der Spanien gegessen werden sollte. Das Senatskomitee war einstimmig für den Krieg, und seine Anträge gingen auf dessen unmittelbare Herbeiführung, indem sie den Präsidenten anwiesen, Spanien sofort zum Aufgeben seiner Herrschaft auf Kuba aufzufordern und zur Erzwingung dieses Begehrens die Streitkräfte der Union zu Land und zur See zu verwenden. Die einzige Differenz unter seinen Mitgliedern bezog sich auf die Frage der Anerkennung der Insurgentenregierung, hinsichtlich derer die Majorität von nur einer Stimme sich nicht mit Mr. Mac Kinley in offenen Antagonismus stellen wollte.

Die Anträge des Hauskomitees waren im Einvernehmen mit der Administration zustande gekommen. Sie verpflichteten den Präsidenten gleichfalls zur sofortigen Intervention, um in Kuba unter freier Aktion der Bevölkerung eine stabile und unabhängige Regierung zu schaffen. Sie gewährten aber seiner Diskretion einen gewissen Spielraum, indem sie ihm zur Erreichung des angestrebten Zweckes die bewaffnete Macht zur Verfügung stellten, ohne ihn zu deren sofortiger Anwendung zu verpflichten. An diese Divergenz klammerten die Freunde des Friedens ihre Hoffnungen.

Im Repräsentantenhause geboten die Republikaner über eine kompakte, gut disziplinierte Majorität, welche zwar ebenfalls für den Krieg, aber zugleich für Erhaltung der Parteieinigkeit und in gewöhnlichen Zeiten Wachs in den Händen des Sprechers Reed war. Dieser war für den Frieden, konnte aber für denselben bei der Stimmung des Landes nicht mehr offen arbeiten und unterstützte die Wünsche des Präsidenten bezüglich der taktischen Führung der Sache. Im Hause wurden denn auch die Anträge des Komitees ohne eigentliche Debatte mit überwältigender Majorität angenommen. Die Demokraten hatten zwar den Versuch gemacht, ihre Kraft an einer kubanischen Anerkennungsresolution zu erproben,

Digitized by Google

aber diesfalls in zwei Abstimmungen geschlagen, stimmten sie selbst für die Komiteeanträge.

Die Debatte im Senate hat vier Tage gedauert, und 42 Senatoren haben sich an derselben beteiligt. Nur drei haben den Mut gehabt, offen für den Frieden und gegen eine gewaltsame Intervention aufzutreten, aber es waren dies Senatoren ohne Einfluß, auf die nichts ankam. Die einflußreichen Freunde friedlicher Wege, welche in andern Fragen die eigentlichen Führer des Senates waren, bedienten sich einer andern Taktik und arbeiteten für die Annahme der Hausbeschlüsse. Ostensibel kämpften sie zumeist gegen die Anerkennung, konnten aber nicht einmal damit durchdringen, denn mit 51 gegen 37 Stimmen nahm der Senat dieselbe in seine Resolution auf und votierte diese selbst schließlich mit 67 gegen 21 Stimmen.

24 Republikaner stimmten für die extremsten Beschlüsse und damit gegen den Präsidenten. Im Senat war die Partei durch den persönlichen Antagonismus des Senators Foraker gegen seinen Kollegen Hanna, den Präsidentenmacher, gespalten. Tatsächlich war das Votum des Senates kein Parteivotum. Rachedurst herrschte in dieser Körperschaft mehr als politische Erwägungen vor, und wie wenig letztere von den meisten Senatoren damals berücksichtigt wurden, beweist die ganz überflüssigerweise in die Resolution aufgenommene Uneigennützigkeitserklärung, welche in nicht ferner Zukunft zu einem Stein des Anstoßes für die Entscheidung über das künftige Schicksal der Insel werden sollte. So war die Stimmung des Senates derart beschaffen, daß nach meiner festen Ueberzeugung von demselben damals unter keinen Umständen ein Votum für die Annexion Kubas zu erlangen gewesen wäre.

Auch in dieser Stunde gab es noch hoffnungsfreudige Gemüter, welche von dem Zwiespalt der beiden Häuser einen günstigen Erfolg erwarteten. Deren Einigung erfolgte aber rasch. Die gerade auf den Krieg zusteuernde Haltung des Senates hatte den Keil der Zwietracht unter die Republikaner des Hauses getrieben, und deren Führer sahen, daß sie die Partei nur durch Konzessionen an diese Strömung einig erhalten konnten. So ließ denn gleich zu Beginn der entscheidenden Sitzung das Haus seine eignen, angeblich dem Frieden günstigen Beschlüsse fallen und nahm die des Senates mit 179 gegen 156 Stimmen an, jedoch mit Weglassung des auf die Anerkennung der kubanischen Republik bezüglichen Passus. Der Senat beharrte noch den ganzen Nachmittag auf dieser Anerkennung und gab erst um 3 Uhr morgens nach, da er noch vorher dem Hause das Zugeständnis abgepreßt hatte, daß die Erklärung der Freiheit und Unabhängigkeit Kubas nicht nur als etwas, was erst werden soll, sondern als etwas bereits Bestehendes formuliert werde.

Die Behandlung der Sache im Kongresse hatte gerade eine Woche gedauert.

In dieser letzten Stunde wurde noch ein Versuch gemacht, den Ausbruch des Krieges durch eine Intervention Europas zu verhindern oder wenigstens aufzuhalten. Die Initiative zu demselben ging aber nicht von den Kabinetten, sondern von ihren Vertretern in Washington aus.

Digitized by Google

Mr. Mac Kinley hatte dem Kongresse mitgeteilt, daß die bevorstehende gewaltsame Intervention der Vereinigten Staaten in Kuba unter dem Beifall der gesamten zivilisierten Welt erfolge. Diese Erklärung war entschieden unrichtig, denn so wenig die europäischen Regierungen an eine gewaltsame Verhinderung der amerikanischen Aggression auf Spanien dachten, so billigten doch weder sie noch die öffentliche Meinung ihrer Länder das amerikanische Vorgehen. Mir schien es, daß die Erklärung des Präsidenten den Mächten eine vortreffliche Handhabe zu einer gegenteiligen Manifestation bot und eine solche hier doch entschiedenen Eindruck machen und damit wenigstens Zeit gewonnen werden könnte. Ich begegnete mich mit dem englischen Botschafter in der gleichen Auffassung, und dieser ergriff infolge unsrer Konversation die Initiative, um die sechs Vertreter zu einer Beratung über Möglichkeit und Art der Ausführung eines derartigen Schrittes zu versammeln. Am 14. April fand unsre neue Konferenz auf der englischen Botschaft statt, in welcher wir uns über Absendung eines identischen Telegrammes an unsre Regierungen einigten. Wir erklärten in demselben, daß die Haltung des Kongresses nur wenig Aussicht auf Erhaltung des Friedens übrig lasse und die öffentliche Meinung Amerikas an den Beifall der Großmächte an dem beabsichtigten Kriege glaube. Das Memorandum des spanischen Gesandten böte eine billige Basis für ein Arrangement und benehme jeden Grund zum Kriege. Der Moment wäre gekommen, um den hier genährten Irrtum zu zerstreuen, und wir schlügen daher vor, die Aufmerksamkeit der Bundesregierung nochmals auf das erwähnte Memorandum zu richten und ihr zu erklären, daß die Mächte der ihnen nicht gerechtfertigt scheinenden bewaffneten Intervention ihre Approbation nicht geben.

Auch diese letzte Friedensbemühung scheiterte an dem Mangel an Einigung unter den europäischen Mächten. In Deutschland hielt man jede Demarche für aussichtslos, solange die Mächte nicht darüber schlüssig wären, welche Maßregeln sie im Falle amerikanischer Weigerung ergreifen würden, und war der Ansicht, daß ohne vorgängige Einigung über diesen Punkt das Ansehen der Mächte nutzlos kompromittiert werden würde. In England zog man sich, schließlich aber telegraphierte Mr. Balfour an Sir Julian, daß die beabsichtigte Demarche im Hinblick auf die divergierenden Beschlüsse der beiden Häuser des Kongresses nicht opportun scheine und England ihr auch prinzipiell nur mit dem Vorbehalt zustimme, daß sie auf Stärkung der Hand des Präsidenten berechnet sei. Mr. Hanotaux hatte die Chancen des Vorschlages von Anfang an skeptisch beurteilt. Angesichts der deutschen und englischen Erklärungen ließen auch Frankreich und Oesterreich-Ungarn denselben fallen.

In Amerika ist damals die Legende entstanden, als seien die europäischen Kontinentalmächte begierig und bereit gewesen, die Vereinigten Staaten an dem Angriff auf Spanien mit Gewalt zu verhindern, und von der Ausführung dieser Absicht nur durch Englands amerikafreundliche Haltung abgehalten worden. Die englische Presse ist zu jeder Zeit bemüht gewesen, den Glauben an diese Legende zu nähren, und so hat dieselbe auch glücklich den Krieg überlebt. Wie sich aber

Digitized by Google

aus der vorgehenden sine ulla ira et studio geschriebenen Darstellung ergibt, ist sie grundfalsch. Zu keiner Zeit haben die ersten Vorbedingungen für eine derartige Intervention bestanden, keine einzige europäische Macht hat daran gedacht, das Schwert für Spanien gegen die Vereinigten Staaten zu ziehen, keine hat sich bemüht, die andern zu einem solchen Kreuzzug zu bewegen. Wenn England auf der Landkarte gar nicht existiert hätte, wäre das Resultat aller Wahrscheinlichkeit nach kein andres gewesen. Sympathie für die amerikanische Aggression hat es in Europa allerdings sehr wenig gegeben. Für eine solche wäre auch gar kein Grund vorhanden gewesen, und die Amerikaner haben sich im allgemeinen sehr wenig um Gewinnung europäischer Sympathien bemüht. Aber von der unsympathischen Beurteilung des Vorgehens einer andern Macht bis zu dessen gewaltsamer Verhinderung ist auch im Falle des Könnens ein weiter Schritt.

In Wahrheit hatten die Vereinigten Staaten Spanien gegenüber zu jeder Zeit leichtes Spiel. Sie sind von seiten Europas nie von etwas anderm bedroht gewesen als von freundschaftlichen Vorstellungen, und diesen gegenüber konnten sie sich nach Gefallen in die Brust werfen. Mr. Mac Kinley hatte Europa durch die Entgegennahme unseres Anrufes am 7. April sicher kein tiefes Kompliment gemacht. Dennoch wurde ihm dasselbe im Kongresse wie in der Presse verübelt und Europa daran erinnert, daß Washington nicht Konstantinopel sei und Amerika sich die Verpflanzung der dortigen diplomatischen Gewohnheiten auf seinen Boden nicht gefallen lassen werde. In seiner Botschaft an den Kongreß hatte der Präsident unsre Demarche vollkommen ignoriert. Daß die Fabel von den feindseligen Absichten der europäischen Kontinentalmächte und von dem großen Dienst, den England den Vereinigten Staaten geleistet, bei den letzteren so leicht Eingang finden und sich so festsetzen konnte, zeugt nur für die politische Schulung der englischen Presse und die Leichtgläubigkeit des amerikanischen Publikums.

Am 19. April sind die Kongreßbeschlüsse an den Präsidenten gelangt, und am 20. hat er unterzeichnet. Die Würfel waren gefallen. Die nächsten Schritte bis zum Beginne des Krieges waren bloße Formsache. Der amerikanische Gesandte in Madrid wurde mit der Stellung eines Ultimatums beauftragt, welchem die spanische Regierung durch Zusendung seiner Pässe zuvorkam. Mr. Polo verlangte die seinen, und der Krieg begann.

Washington, November 1898, revidiert Januar 1901.

Nachtrag

Der auf Seite 175 und 176 meiner vorgängigen Darstellung geschilderte letzte Versuch, durch eine diplomatische Intervention der europäischen Mächte den Ausbruch des Krieges aufzuhalten, hat im vorigen Winter zu einer leidenschaftlichen Preßfehde zwischen England und Deutschland Anlaß gegeben, in welche auch die beiderseitigen Regierungen eingriffen. Veranlaßt wurde dieselbe durch eine Interpellationsbeantwortung im englischen Parlament seitens

Digitized by Google

Lord Cranbourne, in welcher derselbe erklärte, daß England niemals den Versuch einer Intervention gegen die Vereinigten Staaten unternommen hätte, vielmehr die Interventionsgelüste andrer Mächte an dessen Haltung gescheitert wären. (Der Text der Worte Lord Cranbournes liegt mir im Momente des Schreibens nicht vor, kann aber in allen Zeitungen jener Epoche, 20. Januar 1902, nachgelesen werden.) In Deutschland erregten die Erklärungen des englischen Unterstaatssekretärs um so größere Erbitterung, als die Interpellation offenbar eine bestellte war und den Wunsch vermuten ließ, den Effekt der bevorstehenden Reise des Prinzen Heinrich von Preußen auf die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten zu verderben. In Berlin griff man daher die Sache sofort auf, und da man auf englischer Seite in der Abrede jedes Interventionsversuches beharrte, ließ schließlich die deutsche Regierung das Telegramm ihres hiesigen Botschafters vom 14. April 1898 veröffentlichen, in welchem er unsern auf Lord Pauncefotes Initiative erfolgten Vorschlag seiner Regierung gemeldet hatte. Lord Pauncefote, welcher hierzulande stets für einen wesentlichen Träger und ein überzeugtes Organ der angelsächsischen Verbrüderungspolitik gegolten hatte, fühlte sich durch diese Enthüllung empfindlich bloßgestellt. Er war damals schon schwer leidend, kam aber in nicht unbedeutender Aufregung zu mir und berief sich auf mein Gedächtnis, wie doch ich ihn vor der Konferenz am 14. April aufgesucht und ihm nahegelegt hätte, noch einen Schritt zur Erhaltung des Friedens zu tun. Er fand es hart, jetzt eines Schrittes wegen angegriffen zu werden, der doch nicht seiner alleinigen Eingebung, sondern einem gemeinsamen Beschlusse aller hiesigen Vertreter entsprungen sei.

Lord Pauncefotes Anruf an mein Gedächtnis entsprach vollkommen der Wahrheit. Obgleich ich seit meiner Entrevue mit Mr. Hobart am Ostersonntag die Sache des Friedens für verloren hielt, hatte ich mich doch bemüht, meine Kollegen für den Versuch eines neuen Schrittes zu gewinnen, zu welchem die wiederholt erwähnten Erklärungen Mr. Mac Kinleys vom Beifall der zivilisierten Welt eine geeignete Handhabe zu bieten schienen. Ich hatte in diesem Sinne mit den Botschaftern Frankreichs, Deutschlands und Englands gesprochen. Herr Cambon war für die Sache im voraus gewonnen, Herr v. Holleben verhielt sich ihr gegenüber sehr skeptisch, zu meiner angenehmen Ueberraschung fand sie aber bei Lord Pauncefote sympathische Aufnahme. Unsre bezüglichen Besprechungen führten zu der Konferenz am 14., in welcher das identische Telegramm beschlossen wurde. Es ist also vollkommen wahr, daß ich mich um das Zustandekommen des Schrittes bemüht hatte, aber ebenso sicher, daß vom Momente der Einberufung der Konferenz an meine Initiative hinter der des englischen Botschafters vollständig verschwunden und in dem identischen Telegramm nur von letzterer die Rede war. In der Konferenz hatte auch Lord Pauncefote das Wort zur Sache geführt und den Text des Telegramms entworfen, den Mr. Cambon sodann ins Französische übersetzte.

Die Motive, welche Lord Pauncefote bei seinem damaligen Vorgehen geleitet haben, sind bis heute unbekannt geblieben und könnten eine Aufhellung nur

Digitized by Google

durch Veröffentlichung seiner Korrespondenz mit seinem Chef in London erlangen. Während aber die deutsche Regierung das Telegramm Herrn v. Hollebens vom 14. April veröffentlicht hat, hat das Londoner Auswärtige Amt dies mit der gleichzeitigen Meldung Lord Pauncefotes nicht getan, und so bleibt der Erzähler der damaligen Ereignisse hinsichtlich seiner Motive nur auf Vermutungen angewiesen. Daß der englische Botschafter bloß aus Gefälligkeit für mich sich zu einem solchen Schritte hätte verleiten lassen, ist bei einem so erfahrenen und besonnenen Diplomaten wie Lord Pauncefote wohl ebenso ausgeschlossen wie die Annahme, daß er etwa Politik auf eigne Faust habe treiben wollen. Der vom amerikanischen Staatsdepartement infolge der deutschen Enthüllungen unternommene Versuch, Lord Pauncefote vor der öffentlichen Meinung dadurch zu entlasten, daß die Urheberschaft des verunglückten Schrittes (nebenbei gesagt in der höflichsten Form) auf meine Schultern geschoben wurde, ist denn auch mißlungen, da sich in der Presse genug Stimmen fanden, welche darauf hinwiesen, daß es schwer sei, jemand eine so hypnotische Ueberredungsgabe, wie die mir zugemutete, zuzutrauen.

Man wird schwerlich fehlgehen, wenn man Lord Pauncefotes Haltung mit dem Hilferuf der Königin Christine an Königin Viktoria und dem Wunsche der letzteren, für die unglückliche Regentin und Mutter irgend etwas zu tun, in Verbindung bringt. Der englische Botschafter war sicherlich im Rechte, wenn er annahm, sich vor seiner Königin wie vor seinem Land ein Verdienst zu erwerben, falls es ihm gelingen sollte, zur Erhaltung des Friedens beizutragen, ohne sich mit den Vereinigten Staaten zu überwerfen. Da dies nicht möglich war, fiel die ganze Sache zu Boden und wäre in England am liebsten in ewige Vergessenheit begraben worden.

November 1902.

Das bewaffnete Handelsschiff im neueren Völkerrechte

Von

Conrad Bornhak

Ob Handelsschiffe im Kriege gegen das Anhalte-, Durchsuchungs- und Beschlagnahmerecht des Gegners sich gewaltsam zur Wehre setzen dürften, war in der neueren völkerrechtlichen Literatur beinahe unerörtert geblieben. In der Tat schien die Frage ganz bedeutungslos zu sein. Denn die Privatkaperei durch amtlich ermächtigte Handelsschiffe war durch die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856, der allerdings die Vereinigten Staaten und Spanien nicht beigetreten waren, abgeschafft. Die Durchsuchung und Wegnahme feindlicher Handelsschiffe konnte nur noch durch Kriegsschiffe des Gegners erfolgen. Und einem Kriegsschiffe gegenüber war der bewaffnete Widerstand eines Handelsschiffes ganz zwecklos.

Digitized by Google

Erst in neuester Zeit vollzog sich ein Wandel der Dinge, der im Weltkriege besonders klar zur Erscheinung kommt. Es ist nämlich Sitte geworden, Handelsschiffe durch Bewaffnung in Hilfskreuzer zu verwandeln und ausschließlich für Zwecke des Seekrieges zu verwenden. Das erste Abkommen der Haager Konferenz vom 18. Oktober 1907 über die Umwandlung von Kauffahrteischiffen in Kriegsschiffe erkennt dies ausdrücklich als zulässig an. Ja bei dem Baue mancher Handelsschiffe ist, wie das sechste Abkommen Art. 5 hervorhebt, schon von vornherein auf ihre künftige Zweckbestimmung als Hilfskreuzer Rücksicht genommen worden. Einem Schiffe gegenüber, das von Hause aus auch nur Handelsschiff ist, erscheint nun die Verteidigung nicht ganz so aussichtslos wie gegenüber einem Kriegsschiffe, vorausgesetzt, daß das angegriffene Handelsschiff selbst bewaffnet ist. Und gegenüber einem kleinen U-Boote kann sich ein bewaffnetes Handelsschiff auch mit Erfolg zur Wehr setzen, wenn es jenes nur rechtzeitig bemerkt.

In England hatte der erste Lord der Admiralität, Winston Churchill, bereits vor dem Kriege, am 26. März 1913, im Unterhause die Absicht angekündigt, die großen Handelsschiffe mit Geschützen und Munition zu versehen und die Bedienungsmannschaften ausbilden zu lassen, damit sie sich gegen Angriffe fremder Hilfskreuzer verteidigen könnten. Die Frage der Berechtigung eines solchen Verfahrens war damit wieder aufgeworfen. Denn selbstverständlich ist nicht schon ohne weiteres Völkerrecht, was England dafür ausgibt. Schon im August 1913 beschäftigte sich die Oxforder Tagung des Institut de droit international, einer Privatvereinigung hervorragender Vertreter des Völkerrechtes aus allen Ländern, mit der Angelegenheit. Gegen die deutsche Auffassung nahm die Versammlung den Satz an, daß es zwar allen Schiffen der Kriegführenden, die nicht Kriegsschiffe oder in solche umgewandelt seien, verboten bleibe, feindliche Handlungen gegen den Feind vorzunehmen, daß ihnen aber die Gewaltanwendung zur Verteidigung gestattet werde. Eine völkerrechtlich verbindliche Vorschrift konnte natürlich durch diesen Beschluß nicht geschaffen werden. Deutscherseits ist die Berechtigung des Widerstandes stets bestritten worden. Der Beschluß ist aber auch innerlich unhaltbar, da sich, wie später darzutun sein wird, eine logische Grenze zwischen Angriff und Verteidigung überhaupt nicht ziehen läßt.

Je nach der Entscheidung der Berechtigung in dem einen oder dem andern Sinne ergeben sich wichtige praktische Folgerungen. Ist der Widerstand berechtigt, so hat man es mit einem ehrlichen militärischen Gegner zu tun. Daher ist die Bemannung des Handelsschiffes, das trotz der Verteidigung in die Hände des Feindes fällt, als kriegsgefangen zu betrachten. Die auf dem Schiffe befindliche neutrale Ware, soweit sie nicht Konterbande ist, muß nach der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 dem berechtigten Eigentümer herausgegeben werden. Ist dagegen der Widerstand unberechtigt, so bildet er eine Beteiligung von Privatpersonen am Kriege, die mit dem Franktireurtume im Landkriege auf eine Stufe zu stellen ist. Wird also das Handelsschiff trotz der Verteidigung

Digitized by Google

genommen, so ist es als Seeräuber zu behandeln, die Bemannung kann am nächsten Mastbaum aufgeknüpft werden. Auch die Neutralen können nicht auf Herausgabe der Ware rechnen, die sie einem Seeräuberschiffe anvertraut haben. Wenn der Nehmestaat nicht alle diese Folgerungen zieht, namentlich die Bemannung am Leben läßt und nur in Kriegsgefangenschaft führt, so geschieht das nur, weil die Bemannung sich im guten Glauben und im Vertrauen auf die Anordnungen ihrer Staatsgewalt verteidigt hat. Völkerrechtlich geboten wäre ein solches Entgegenkommen nicht.

Die Bewaffnung der Handelsschiffe fällt aber mit der Frage ihres Widerstandes zusammen. Denn die Bewaffnung erfolgt nur zu dem Zwecke der Bekämpfung des Gegners. Ein bewaffnetes Handelsschiff ist also von vornherein zum Kampfe bestimmt.

Nun hat England beinahe seine sämtlichen Handelsschiffe bewaffnet und den angriffsweisen Gebrauch der Geschütze angeordnet. Die deutsche Regierung hat mit der Denkschrift vom 8. Februar 1916 den neutralen Regierungen Photographien der englischen Befehle zugestellt. Eine Ausübung des Anhalte-, Durchsuchungs- und Beschlagrechtes englischer Handelsschiffe in der Weise, wie sie bisher durch Kriegsschiffe erfolgte, ist damit den deutschen U-Booten unmöglich gemacht. Zu dieser Bewaffnung der englischen Handelsschiffe, verbunden mit Angriffsbefehlen, kommt die mißbräuchliche Anwendung neutraler Flaggen. Frankreich und Italien sind dem englischen Vorbilde mit der Bewaffnung ihrer Handelsdampfer gefolgt.

Die Bewaffnung der englischen Handelsdampfer wirkt nun zurück auf Deutschlands Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Bei Erledigung des Lusitaniafalles ist deutscherseits die Zusicherung erteilt worden, daß feindliche Handelsschiffe nicht mehr ohne Warnung und ohne den Fahrgästen Gelegenheit zur Rettung zu geben, versenkt werden würden. Diese Zusicherung bezieht sich natürlich nur auf unbewaffnete Handelsschiffe, da nach deutscher Auffassung der Widerstand eines Handelsschiffes überhaupt unberechtigt ist.

Die deutsche Denkschrift vom 8. Februar 1916 erklärte daher, daß alle feindlichen bewaffneten Handelsschiffe künftig als Kriegsschiffe behandelt werden würden. Sie dürfen also ohne Warnung angegriffen und versenkt werden. Das ist die praktische Bedeutung der Erklärung. Damit ist eine reinliche Scheidung herbeigeführt. Das bewaffnete Handelsschiff ist in der Tat nichts andres als ein Hilfskreuzer. Wenn es gleichwohl unter Handelsflagge fährt, so ist das ein Flaggenbetrug wie mancher andre. Die Neutralen, an die sich die Denkschrift vor allem richtet, wissen nun aber, woran sie sind. Wenn sie Personen oder Ware einem bewaffneten Handelsschiffe anvertrauen, so ist dies dasselbe, als wenn sie sich einem Kriegsschiffe eines der Kriegführenden im Kriegsgebiete anvertrauten.

Nun hat aber England die Bewaffnung aller seiner Handelsschiffe angeordnet und nach der dem amerikanischen Staatssekretär überreichten deutschen

Digitized by Google

März-Denkschrift an das amerikanische Volk diese Bewaffnung für nahezu sämtliche Handelsschiffe durchgeführt. Die Vermutung spricht also dafür, daß ein englisches Handelsschiff bewaffnet ist. Wenigstens kann deutscherseits jedes feindliche Handelsschiff als bewaffnet angesehen werden, bis die allgemeine Anordnung der Bewaffnung aufgehoben wird. Davon ist man natürlich wieder in England weit entfernt.

Damit erführe der Lieblingssport der Amerikaner, auf Handelsschiffen der Kriegführenden — beileibe nicht auf neutralen — im Seekriegsgebiete herumzufahren, eine wesentliche Beeinträchtigung. England könnte anderseits seine Handelsschiffe nicht mehr dadurch schützen, daß es auf jedes ein paar dumme Amerikaner setzt, die sich für diesen Zweck von England mißbrauchen lassen. Die deutsche März-Denkschrift hebt besonders hervor, England habe den Grundsatz der amerikanischen Regierung, ihre Bürger von feindlichen Handelsschiffen nicht fernzuhalten, dazu benutzt, Handelsschiffe für den Angriff zu bewaffnen. Denn so könnten Kauffahrteischiffe die U-Boote leicht zerstören und sich im Falle des Mißglückens ihres Angriffes durch die Anwesenheit amerikanischer Bürger gesichert glauben.

Die deutsche Absicht, die bewaffneten feindlichen Handelsschiffe als Kriegsschiffe zu betrachten, ist eine sehr milde. Da der Widerstand nach deutscher Auffassung unzulässig ist, könnte man sie ebensowohl für Seeräuberschiffe erklären und entsprechend behandeln. Gleichwohl begegnete die deutsche Absicht nicht nur dem Widerspruche Englands, an den wir uns natürlich nicht zu kehren brauchen, sondern auch dem des neutralen Amerika, an den wir uns nach amtlicher Erklärung nicht kehren werden.

Es wird der Einwand erhoben, die Handelsschiffe seien nur zur Verteidigung bewaffnet, und Verteidigung sei erlaubt. Zunächst einmal zugegeben, der Einwand entspreche der Wahrheit, was nicht der Fall ist.

Was ist denn aber Verteidigung? Die Frage ist schon beantwortet in dem berühmten Artikel 140 der Karolina, der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 von der Notwehr. Da heißt es: „Item so eyner jemant mit eynem tödtlichen waffen oder wehr überlaufft, anficht oder schlecht, vnd der benöttigt kan füglich an ferlichkeyt oder verletzung seines leibs, lebens, ehr vnd guten leumunts nicht entweichen, der mag sein leib vnd leben on alle straff durch eyn rechte gegenweer retten, vnd so er also den benötiger entleibt, ist er darumb nichts schuldig, vnangesehn, ob es geschriben rechten und gewonheyten entgegen war." Das gilt ganz besonders für den Seekrieg. Wie soll sich denn ein Handelsschiff gegen ein Unterseeboot verteidigen können, wenn es dessen Angriff abwartet? Sobald das Unterseeboot sein Geschoß abgefeuert hat, ist es für das Handelsschiff zu spät. Es kann sich gegen das Unterseeboot nur verteidigen, indem es seinerseits das Unterseeboot angreift und vernichtet. Soll nun etwa das Unterseeboot diesen Angriff abwarten, um seinerseits zu beweisen, daß das Handelsschiff sich nicht bloß verteidigt, sondern angegriffen hat? Dieser Beweis würde für das Unterseeboot auf dem Meeresgrunde kaum noch Be-

Digitized by Google

deutung haben. Kurz, die Unterscheidung von Angriff und Verteidigung ist unhaltbare, graue Theorie. In jeder guten Verteidigung liegt der Angriff enthalten.

Es ist aber auch gar nicht wahr, daß die Handelsschiffe bloß zur Verteidigung bewaffnet sind. Nach den der deutschen Denkschrift vom 8. Februar 1916 in photographischer Vervielfältigung beigegebenen englischen Befehlen ist der angriffsweise Gebrauch der Geschütze angeordnet. Die Führer der Handelsschiffe sind angewiesen, unter Gebrauch falscher Flaggen die Unterseeboote zu rammen. Für eine solche Tat erhalten die Führer Geldbelohnungen und Ehrenzeichen. Wenn England jetzt, um amerikanische Hilfe zu gewinnen, anders tut und erklärt, die Bewaffnung diene nur der Verteidigung, so ist das eitel Heuchelei. In England würde man sich über die Dummen lustig machen, die das glauben.

Zwischen Angriff und Verteidigung gibt es keinen Unterschied. Ist ein Handelsschiff bewaffnet, so dient es der Kriegführung und wird zum Kriegsschiffe. Unsre Feinde haben die Bewaffnung aller ihrer Handelsschiffe angeordnet. Somit haben wir es künftig nur noch mit feindlichen Kriegsschiffen zu tun, wenn wir die bewaffneten Handelsschiffe nicht als Seeräuber ansehen wollen.

Der von Deutschland durch Vermittlung der Vereinigten Staaten gemachte Vergleichsvorschlag, den U-Bootkrieg, für den es keine völkerrechtlichen Regeln gibt, den Bestimmungen des älteren Völkerrechtes anzupassen, wenn England dafür seine Aushungerungspläne gegen Deutschland aufgebe und Lebensmittel für die nichtkämpfende Bevölkerung zur Verteilung unter amerikanischer Aufsicht zulasse, ist von England abgelehnt worden. Im Gegenteil hat England eine dem älteren Völkerrechte entsprechende Ausübung des U-Bootkrieges durch Bewaffnung seiner Handelsschiffe unmöglich gemacht. Es bleibt also dabei, daß bewaffnete Handelsschiffe Kriegsschiffe sind.

Die Neutralen wissen aber durch die deutschen Denkschriften, wonach sie sich zu richten haben. Griechenland hat bereits die Folgerungen gezogen und seine Untertanen vor der Benutzung bewaffneter Handelsschiffe der Kriegführenden gewarnt. Es hat damit den deutschen Standpunkt als berechtigt anerkannt. Ob die andern neutralen Mächte, ob insbesondere die Vereinigten Staaten diesem Beispiele folgen werden, ist schließlich gleichgültig. Denn es wäre doch der Gipfel der Torheit, wenn die Angehörigen der neutralen Staaten ihr Leben Kriegsschiffen der Kriegführenden anvertrauen wollen in der Hoffnung, daß im Falle ihres Todes ihr Staat eine Entschädigung erlangen werde.

Besonders erschwert wird die Sachlage freilich durch den Mißbrauch der neutralen Flagge. Einem solchen Mißbrauch entgegenzutreten ist das eigenste Interesse der Neutralen, die die Macht dazu haben. Denn dem berechtigten neutralen Handel droht der Untergang, wenn seine Flagge betrügerisch dem Schutze der Kriegführenden dient.

Digitized by Google

Die Türkei und Mitteleuropas wirtschaftliche Schützengräben?[1]

Von

Dr. Kurt Zander,

Geh. Regierungsrat, vormals Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahn

„Was zwischen Weichsel und Vogesen liegt, was zwischen Galizien und Bodensee lagert — diese Fläche sollt ihr als Einheit denken, als ein vielgegliedertes Bruderland, als einen Verteidigungsbund, als ein Wirtschaftsgebiet!"

Kein Geringerer als Friedrich Naumann verkündet dies als Forderung der Stunde. Sein vom herrlichsten Idealismus getragenes Werk: „Mitteleuropa" findet vielseitigen Widerhall bei uns und mehr noch jenseits der schwarzgelben Pfähle.

Wessen Herz schlägt nicht höher, wenn er Naumanns Werk liest oder seinen begeisterten und begeisternden Vorträgen lauscht? Dabei unterschätzt er nicht die Schwierigkeiten, welche sich der Durchführung seines Gedankens entgegentürmen. Er weicht ihnen nicht aus. Mutig greift er auch da zu, wo geschichtlicher Partikularismus — sei es politisch, wirtschaftlich oder in religiöser Beziehung — die Erfüllung seines Ideals zu verhindern droht. So kommt es, daß ihm von links und rechts Mitstreiter erstehen. Allerorten bilden sich Verbände (der deutsch-türkische, der deutsch-bulgarische, der Wirtschaftsverband der Zentralmächte), Vorträge werden gehalten, Versammlungen hier und in Oesterreich. Die ganze Presse hallt von Naumanns „Mitteleuropa" wider, und die eigens zu diesem Zwecke gegründete „Wirtschaftszeitung der Zentralmächte" schreibt die Propagierung seines Gedankens auf ihre Fahne. Selbst eine politische Tageszeitung, bei welcher Voreingenommenheit für Naumann von allem Anfang an ausgeschlossen ist, legt Wert darauf, zu betonen, daß gegen den Naumannschen Mitteleuropagedanken an und für sich nichts einzuwenden ist.[2] Mit allen sonstigen Vorbehalten kommt das gleiche Blatt sogar zu dem Wunsche, die Naumannsche Idee einer dauerhaften Verbindung Berlin—Wien—Budapest zum mindesten noch auf Sofia ausgedehnt zu sehen. Naumann selbst ist in dieser

[1] Die nachstehenden Ausführungen behandeln die Bedeutung, welche die Türkei als Import- und Exportgebiet für uns besitzt oder gewinnen könnte. Der Verfasser — einer der deutschen Vorkämpfer in dem Kampf um die Erlangung der Bagdadbahnkonzession — steht seit 1889 den türkischen Verhältnissen nahe. Lange Jahre in der Türkei selbst ansässig, hat er in einer ganz besonderen Vertrauensstellung mit den Behörden und mit der Bevölkerung, und zwar sowohl in Konstantinopel als auch im Innern des Landes, zusammen gearbeitet und in dieser langen Zeit ihre bei uns viel zu wenig gekannte und deshalb viel zu wenig gewürdigte Eigenart verstehen und schätzen gelernt.

[2] „Deutsche Tages-Zeitung" Nr. 137 vom 15. März 1916.

Digitized by Google

Hinsicht bedächtiger. Er will die kleineren Mitteleuropastaaten nicht von vornherein in seinen Plan als feste Größen einsetzen. Nach ihm wollen und müssen sie erst mit Augen sehen, ob der Kern von Mitteleuropa sich bildet, ob das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn sich finden. Hinsichtlich der Türkei, welcher er im übrigen mit Recht die sympathischsten Worte widmet, ist der Verfasser noch vorsichtiger. Wenn er sie auch als brüderlichen Kampfgenossen grüßt und hofft, daß wir weiterhin mit ihr gemeinsame Geschichte erleben, so gehört die Türkei zunächst nicht in die von ihm beabsichtigte Organisation des Kernes von Mitteleuropa herein. Auch hier müsse die Kristallisation selbst erst da sein, ehe über Anschlußbedingungen erfolgreich gehandelt werden könne. Dieser Leitsatz und seine Begründung durch die geographische Lage der Türkei und durch die besondere Art ihres Volks- und Wirtschaftsgebietes kann nur rückhaltlos unterschrieben werden.

Sonne und Klima, Luft und Licht sind dort anders als bei uns. Die knappe Korrektheit des Nordländers und das durch Sonne und Südwind bedingte Jawasch, Jawasch des Türken sind diametral entgegengesetzt.[1]) Solche Gegensätze verlangen, daß beide Teile sich besser kennen zu lernen suchen und sich darum bemühen, sich gegenseitig zu verstehen und die guten Eigenschaften des andern richtig zu würdigen.

Wer Divergenzen solcher Art staatsrechtlich und wirtschaftlich unter eine Formel bringen will, muß schon ein großer Völkerpsychologe sein.

Nun ist ein lebhafter Kampf der Meinungen u. a. auch darüber entbrannt, wie es zu ermöglichen ist, die materiellen Interessen der Staatenglieder dieses künftigen Zentralbundes gemeinsam gegen das Ausland zu schützen und untereinander den versöhnenden Ausgleich unvermeidlicher Konkurrenz zu finden.

Was Naumann in dieser Hinsicht bringt, ist mindestens insofern verdienstvoll, als überhaupt einmal die Frage aufgerollt wurde. Jetzt sollen unsre Führer im wirtschaftlichen und politischen Leben ihr Rüstzeug hervorholen! Nur im Kampfe der Meinungen kann die Frage zur Lösung heranreifen. Können z. B. deutsche Vorzugszölle zugunsten Oesterreich-Ungarns (und vice versa) das Problem lösen? Kann für Deutschlands Interessen — und diese sind doch zunächst für jeden Deutschen die maßgebendsten — die durch das Schlagwort „Berlin-Bagdad" kenntlich gemachte Kontinentalpolitik mit den wirtschaftlichen Schützengräben nach Ost und West erstrebenswert sein? In der Reihe der Faktoren, welche zur Beantwortung dieser Frage entscheidend sind, ist einer der nicht ganz unwichtigen die wirtschaftspolitische Bedeutung, welche die Türkei für Deutschland besitzt.

Ist das, was wir fast täglich über die „Handelsbeziehungen zur Türkei", „die türkischen Handelszentren", „die ungehobenen Schätze der Türkei" zu lesen und zu hören bekommen, geeignet, die Entschließungen ernster Männer — ins-

[1]) Siehe meinen Artikel in der „Deutschen Revue" vom Oktober 1909: „Türkei, Rückblicke und Ausblicke".

Digitized by Google

besondere auch der leitenden und ihrer Verantwortung sich bewußten Männer unsrer Regierung — in solche wirtschaftlichen Bahnen zu lenken, wie Ballin, der kluge und weitsichtige Führer der Hamburg-Amerika-Linie, in einem jüngst erschienenen Artikel es zu befürchten scheint?[1])

Sicher ist das Programm: „Die Handelsbeziehungen der Türkei zu Deutschland enger zu knüpfen und deren Handelszentren mit denen Deutschlands in engere Verbindung zu setzen", ein verdienstvolles. Ebenso ist es ohne Zweifel ein erstrebenswertes Ziel, wenn durch das Kulturwerk der Bagdadbahn die „ungeheuren Massen ungehobener Schätze der Türkei" zur Geltung gebracht werden.

Die Bagdadbahn geht ihrer Vollendung entgegen; in militärischer Hinsicht hat sie schon jetzt, selbst in ihrem unvollendeten Zustande, den Beweis für die Weitsichtigkeit des auch sonst sehr unterschätzten Sultans Abd ul Hamid erbracht. Wirtschaftspolitisch ist sie schon heute ein wichtiger Faktor für die Türkei und wird es mit jedem Kilometer Schienenstrang mehr, der in das Innere des Landes vorgestreckt wird.

Sich ein ganz zutreffendes Bild der türkischen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zu machen, wird etwas schwierig sein, da statistisches Material bezüglich der Türkei nur äußerst dürftig vorhanden ist. Vielleicht wird Furcht und Hoffnung, die sich je nach der Stellung des Einzelnen an diese Möglichkeiten knüpfen, auf ein verständiges Maß zurückzuführen, am ehesten gelingen, wenn man sich an der Hand nüchterner Zahlen über folgende Punkte Klarheit zu verschaffen sucht:

1. Was kann die Türkei hervorbringen und über ihren eignen Bedarf hinaus an uns abgeben?

2. Hat die Türkei Bedürfnisse oder können ihr solche entstehen, die vorzugsweise von uns zu befriedigen wären?

Die erste Frage ist kurz dahin zu beantworten, daß die Türkei in ihrem heutigen Zustande fast nur als Produzent von Rohstoffen in Frage kommt. Eine Industrie in unserm Sinne existiert überhaupt nicht. Die wenigen Ausnahmen (Teppichfabriken, Mühlen, Ziegeleien, Brauereien) kommen für einen Export aus der Türkei — abgesehen etwa von den Teppichen — nicht in Betracht. Die erste Stelle unter den Rohprodukten nimmt das Getreide ein, von welchem weiter unten ausführlich geredet werden soll. Daneben bilden Obst und Gemüse, besonders in erreichbarer Nähe von der Hauptstadt, lohnende Erzeugnisse des Bodens. Doch dienen sie fast ausschließlich dem inländischen Bedarf. Die wundervollen Erdbeeren, Kirschen, Trauben, die Aepfel von Amasia, die Birnen von Gümüsh-Hané und Sabandja und die Melonen, sowie die frischen Salate und Spargel kommen für den Export nicht in Frage. Dagegen ist die Feige ein Exportartikel, der auch für Deutschland von Bedeutung werden

[1]) Vgl. „Vossische Zeitung", Nr. 658.

Digitized by Google

kann, ohne konkurrierende Interessen bei uns zu schädigen. Heute schon exportiert Smyrna allein an 18000 Tonnen Feigen pro Jahr. Von dem bisherigen Bedarf Deutschlands an Feigen (9000 Tonnen) wird zurzeit nur etwa ein Drittel aus der Türkei gedeckt.

Von gewisser Bedeutung können auch die Orangen werden. Von diesen werden heute schon aus Jaffa jährlich bis zu 2 Millionen Kisten ausgeführt. Deutschlands ganzer Bedarf an Apfelsinen und Mandarinen übersteigt fürs Jahr 140000 Tonnen mit einem Werte von mehr als 23 Millionen Mark. Also auch hier ist Bedarf auf deutscher Seite und Produktionsmöglichkeit auf türkischer Seite vorhanden.

Daneben sind noch zu erwähnen als Genußmittel, die aus der Türkei zu uns gelangen und in erhöhtem Umfange gelangen können: Haselnüsse (bisher etwa 3000 Tonnen = 2500000 Mark jährlich) und Rosinen (bislang etwa 16500 Tonnen = 9400000 Mark jährlich); ferner als Gebrauchsmittel: für Gerbereien die Knuppereiche (Valoné), deren Eicheln wegen ihres hohen Gehaltes an Gerbstoff äußerst gesucht sind, und die levantinischen Galläpfel. Von ersteren führt Smyrna mehr als 40000 Tonnen jährlich aus.

Ein gewisses Interesse besteht auch noch für Arzneipflanzen, speziell Opium, welches im Werte von 2 bis 3 Millionen Mark jährlich aus der Türkei, besonders aus der Gegend von Afium Karahissar, dem Knotenpunkt der Anatolischen Bahn und der Smyrna-Kassaba-Bahn, nach Deutschland ausgeführt wird; der Gesamtimport Deutschlands an Opium belief sich im Jahre 1913 auf etwa $5^1/_2$ Millionen Mark.

Der türkische Tabak, eine der größten Einnahmequellen der Türkei, ist an dem deutschen Import nur mit zirka 8000 Tonnen unbearbeiteter Tabakblätter im Werte von etwa 19 Millionen Mark beteiligt.

Zwei Quellen können ferner noch der Türkei neue große Einnahmen bringen oder doch zur Herabminderung von Ausgaben an das Ausland beitragen. Die eine ist die Baumwolle. Ihr Anbau ist im südlichen Kleinasien an der Mersina-Adana-Bahn in vollster Entwicklung. Für einige Millionen Mark dortiger Baumwolle geht jetzt bereits nach Deutschland. Die zielbewußte und von der Regierung unterstützte Leitung dieser Industrie läßt beste Hoffnungen hegen. Insbesondere, wenn es gelingt, sie gegen die Schädlinge, welche sie bedrohen, die Heuschreckenplage, erfolgreich zu schützen. Die andre Quelle kann die Zuckerrübe werden. Die bisher angestellten Versuche haben an den verschiedenen Orten glänzende Resultate hinsichtlich des Zuckergehaltes ergeben. Der Bedarf an Zucker selbst ist in der Türkei ein gewaltiger. Zum Beispiel hat die Anatolische Bahn für die von ihr alimentierten Gebiete im Jahre 1913 mehr als 20000 Tonnen Zucker transportiert. Bisher wurde das Bedürfnis an Zucker in der Hauptsache von Oesterreich aus gedeckt. Von uns kamen kaum 2 Millionen Mark als Export in Betracht. Gelingt der Anbau der Zuckerrübe im großen, so ist für die Anlage von Zuckerfabriken in der Türkei selbst bis zu einem gewissen Grade vernünftige Existenzmöglichkeit gegeben.

Digitized by Google

Die gesamte heutige Getreideproduktion der Türkei kann hoch gerechnet auf nicht mehr als etwa $4^1/_2$ bis 5 Millionen Tonnen jährlich geschätzt werden. Das heißt, es kommt — bei rund 20 Millionen Einwohnern — auf den Kopf nur ein Durchschnittsquantum von etwa 250 Kilogramm pro Jahr. Kartoffeln[1]) fehlen in der Türkei gänzlich; alle Anbauversuche im großen sind bisher infolge der Boden- und klimatischen Verhältnisse fehlgeschlagen. Demgegenüber wolle man beachten, daß der Ernteertrag Deutschlands an den wichtigsten Naturfrüchten für Menschen und Vieh im Jahre 1914 (ganz abgesehen von 29 Millionen Tonnen Wiesenheu) 72 Millionen Tonnen überstieg, bei einer Bevölkerungsziffer von 65 Millionen.

Bei solchen Ziffern auf beiden Seiten wird die Besorgnis vor einer Ueberflutung Deutschlands mit türkischem Getreide für absehbare Zeit als unbegründet gelten müssen. Dies um so mehr, als nach langjährigen Erfahrungen von Zeit zu Zeit mit Mißernten[2]) und Hungersnot gerechnet werden muß.

In den deutschen Einfuhrziffern findet sich türkisches Getreide überhaupt nicht verzeichnet; weder Roggen, noch Weizen, noch Gerste, noch Hafer. Im Gegenteil begann im Jahre 1913 Konstantinopel, welches vordem hauptsächlich russisches Mehl bezogen hatte, deutsches Weizenmehl im Betrage von etwa 3 Millionen Mark zu importieren. Hafer ist in der Türkei fast unbekannt. Soweit Getreide als Viehfutter verwandt wird, dient hierzu die Gerste. Aber der Hauptteil der türkischen Gerstenernte aus der Smyrnaer Gegend geht nach England, dort als Braugerste besonders hochgeschätzt. Es lohnte sich für unsre Brauereien, die früher mit der anatolischen Gerste angestellten Untersuchungen und Analysen wieder aufzunehmen. Denn der deutsche Bedarf an Gerste wird durch die inländische Produktion auch nicht annähernd gedeckt. Die Einfuhr fremder Gerste in Deutschland überstieg im Jahre 1913 3 Millionen Tonnen im Werte von annähernd 400 Millionen Mark. (Im Jahre 1912 kamen allein aus Persien (!!) 60757 Tonnen Gerste im Werte von 8800000 Mark nach Deutschland.)[3]) Also, Bedarf auf deutscher Seite und Befriedigungsmöglichkeit auf türkischer Seite ist auch hinsichtlich Gerste vorhanden. Es müßten sich denn doch auch Mittel und Wege finden lassen, die türkische Gerste, die an sich Qualitätsware ist, für die Herstellung nicht nur des englischen, sondern auch des deutschen Bieres begehrenswert zu machen.

Ebensowenig wie ein Getreideimport kann, unter den gegenwärtigen Verhältnissen wenigstens, ein Viehimport aus der Türkei nach Deutschland für unsre

[1]) Abgesehen von Luxuskartoffeln nach Art der Malteserkartoffel.

[2]) Es wird eine der vornehmsten Aufgaben der Regierung sein, den Folgen solcher Mißernten in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht durch Ansammlung angemessener Kornreserven vorzubeugen. Hier bietet sich für deutsche Ingenieurkunst und Technik ein gewisses Feld der Betätigung. Die türkische Regierung wird bei den erforderlichen Anlagen gern auf deutsche Mitarbeit und Hilfe bedacht sein. Hat doch deutsche Arbeit bei den großen Speicherbauten in Dérindjé und bei den Siloanlagen in Haidarpascha vor den Augen der türkischen Bevölkerung sich in dieser Beziehung bereits glänzend bewährt.

[3]) Vgl. Statistisches Jahrbuch f. d. D. R. für 1915, S. 183.

Digitized by Google

Volkswirtschaft von Bedeutung werden. Schweine gibt es in der Türkei nicht. Auch Rindvieh nicht in der Qualität, wie es für einen Export verlangt werden müßte. In der Türkei selbst dient Rindvieh nicht als Nahrungsmittel. Hauptsächlich kommen die Zugtiere als Arbeitskraft in Betracht. Hinsichtlich der Schafe, neben der Ziege der Hauptbestandteil des türkischen Viehreichtums, verhindern die hohen Transportspesen erfolgreichen Export nach Deutschland.[1]) Vielleicht kann umgekehrt, sobald einmal die türkische Regierung den Wunsch hat, die Rindviehrasse durch guten Zuchtimport zu verbessern, dies zu einem gewissen Absatz aus Deutschland nach der Türkei Gelegenheit bieten.

Ist heute aber die Türkei — mit Ausnahme der Gerste — noch nicht kornreich genug, um fremden Ländern von ihrem Ueberschuß abzugeben, so wäre es doch denkbar, daß genügend Neuland unter Kultur genommen wird, um solchen Ueberschuß demnächst zu schaffen. Kulturfähiges Land ist in der Türkei im Ueberfluß vorhanden! Die Schätzungen gehen dahin, daß von dem ganzen Gebiet in Kleinasien 80 Prozent kulturfähig sind, hiervon aber noch $^5/_8$ der Erschließung harren. Zu einer solchen fehlt es indessen an mancherlei, in erster Linie an Wasser und an Arbeitskräften. Mit der Bewässerung hat die türkische Regierung, bzw. die Anatolische Bahn für sie, in der Koniaebene unter Aufwendung von rund 20 Millionen Franken einen ersten, erfolgversprechenden Versuch gemacht. Ein zweites, kühn angelegtes und viel weiter ausgreifendes Projekt des Engländers Wilcox in Mesopotamien ist durch den Krieg zum Stillstand gebracht. Es kann hier unerörtert bleiben, was seine Ausführung politisch zur weiteren Folge gehabt hätte. Immerhin wäre mit der Ausführung solcher Projekte allein, so segensreich sie an sich sind, die Frage der Zuführung genügender und richtig regulierter Feuchtigkeit nur zum Teil gelöst. Der andre Teil der Lösung würde fehlen so lange, als nicht die türkische Regierung zugleich damit die bis heute dem türkischen Geiste noch völlig fremde Frage der Aufforstung in ihre Hand nimmt und energisch durchführt. Jahrhundertelanger Raubbau in den Wäldern, zusammen mit der Ziegenwirtschaft (das Wilajet Angora allein zählt z. B. auf 75000 Quadratkilometer 1230000 Ziegen) hat Berg und Wald des Baumbestandes entkleidet. Der Regen hat die Erdschicht von den Bergen abgespült. Die heilsame Regulierung der klimatischen Faktoren durch große Walddistrikte, wie wir uns ihrer in Mitteleuropa erfreuen, fehlt dort gänzlich.

Zur zielbewußten und energischen Leitung der heutigen türkischen Regierung darf man das volle Vertrauen haben, sie werde auch diese Frage am rechten Ende anpacken und zum guten Fortgang führen. Will sie sich dabei des Zusammenarbeitens mit deutschen Organen bedienen, so wird dies um so mehr Erfolg versprechen, als wir in Deutschland nicht nur eine geordnete Forst-

---

[1]) Ob unsre Schiffahrt durch ähnliche Einrichtungen wie für die Einführung des australischen Gefrierfleisches den anatolischen Hammel für Deutschland importfähig machen wird, kann dahingestellt bleiben.

Digitized by Google

wirtschaft und praktisch sowie theoretisch hochgebildete Fachmänner besitzen, sondern gerade schon auf gleichem Gebiet und unter fast gleichen Verhältnissen, nämlich in Kiautschau, ganz Hervorragendes geleistet haben.

Zu diesen Schwierigkeiten tritt ferner noch der überaus fühlbare Mangel an Arbeitskräften. Zwar ist die große Mehrzahl der Bevölkerung, soweit sie nicht in der Beamten- und Offizierskarriere oder in den geistlichen Betätigungen Unterkunft sucht, in der Landwirtschaft tätig. Zum mindesten wohl 80 Prozent der Bevölkerung leben in und von ihr. Frau und Kinder bestellen den Acker in Kriegszeiten nicht minder als in Friedenszeiten. Aber die gesamte Bevölkerung des türkischen Reiches beträgt ja heute nur knapp 20 Millionen, d. h. bei einem Flächeninhalt von 1 800 000 Quadratkilometern noch nicht 11,5 pro Quadratkilometer gegen 120 Einwohner pro Quadratkilometer in Deutschland!

Hier wäre also nun das längst ersehnte Feld gegeben, in welches unser Bevölkerungsüberschuß demnächst geleitet werden könnte, wenn, ja: „wenn ...!" Solcher „Wenns" gibt es aber eine ganze Zahl. Zunächst ist es mit der Leitung eines Auswandererstromes ein eignes Ding. Meist haben Menschen, die dem Vaterlande den Rücken kehren, ihren Kopf für sich. Sie wandern häufig aus, weil sie nach ihrer Ansicht daheim nicht zu wenig, sondern zu viel geleitet wurden.

Aber abgesehen davon, kann vor einer Besiedelung türkischen Gebietes mit deutschen Ansiedlern oder gar vor deutschen Kolonien in Kleinasien gar nicht genug gewarnt werden. Das wäre sicher ein nicht wieder gutzumachender Fehler, den unsre Feinde mit vollem Erfolg gegen uns ausnutzen würden, wollten wir uns den Türken bei dem Werk der Wiedergeburt ihres Landes aufdrängen. Dieses gilt für etwaige Siedelungspläne wie nicht minder bei der militärischen Reorganisation und der geplanten Umformung von Zivilverwaltung, Finanzen, Handel und Verkehr. Der Osmane, einesteils stolz und selbstbewußt, eine Herrennatur, ist durch den jahrhundertelangen Druck der Fremdmächte empfindlich und mißtrauisch geworden. Dem muß man billig Rechnung tragen. Nichts wäre verkehrter, als wenn wir den Türken, sei es wo immer, helfen wollten, ohne daß sie uns darum ersuchen. Kommt einst der Tag, wo wir diesbetreffend um unsre Unterstützung im großen angegangen werden, so wird es Sache unsrer leitenden Persönlichkeiten sein, für jeden Zweck nur die geeignetsten Männer — an Wissen, praktischem Können und besonders auch an Takt — auszusuchen, wobei besonderer Nachdruck auf das Wort „Takt" zu legen ist. Denn so wohltuend deutsche Ordnung und deutscher Schneid, jedes an seinem Platze, wirkt, so ist es doch damit allein im Orient nicht abgetan.

Der Boden für die kommenden Männer wird dann schon gut vorbereitet sein; denn das soll nicht vergessen werden und vergißt der Türke nicht, was Deutsche in seinem Lande seit langen Jahren zum Wohl der Türken geschaffen und was sie als Lehrer und Vorbilder gewirkt haben. Von Moltke angefangen die lange Reihe von Militärs wie v. Kamphövener-Pascha, Auler-Pascha, v. Rüdgisch-Pascha, Imhof-Pascha, Kalau vom Hofe der Admiral. Dann die große Anzahl deutscher Ingenieure mit dem Altmeister Mackensen an der Spitze;

Digitized by Google

ferner der unermüdliche Geheime Baurat Kapp v. Güldstein, der auch fast sämtliche Bahnen gebaut hat, welche von den Franzosen finanziert worden sind. Alsdann, um aus der Kette unsrer Eisenbahner einige zu nennen, an erster Stelle: v. Kühlmann, wohl der beste Kenner der Türken und von diesen geschätzt und verehrt wie selten jemand. Neben Kawerau, Regierungsbaumeister Prohl, zurzeit Hauptmann im Felde, in Friedenszeiten Mitinhaber der rühmlichst bekannten und für das Deutsche Reich in Afrika bauenden Firma Briske & Prohl; dann der Regierungsbaumeister Habich, heute Direktor der deutschen Ostafrikabahn, Rothschuh, der Erbauer der Berliner Untergrundbahn Nord—Süd, der flott arbeitende Regierungsrat Denicke, nach der Türkei in Afrika tätig, jetzt Mitglied der Königlichen Eisenbahndirektion Münster mit seiner ebenso hübschen wie energischen Gattin und Gefährtin in allen wissenschaftlichen und technischen Expeditionen. Hagenbeck, ferner Galweski, jetzt Direktor bei Philipp Holzmann & Cie., und der leider zu früh verstorbene geniale Philipp Holzmann selbst nebst seinem Nachfolger, dem Geheimrat Riese, dessen energischer Geschäftsleitung die zielbewußte Förderung der Bauarbeiten an der Bagdadbahn zu danken ist. Auf medizinischem Gebiet Professor Rieder, der Gründer des großen Krankenhauses in Haidar-Pacha, der bei Besichtigung des Rohbaues vom zweiten Stockwerk in die Tiefe stürzte, beide Beine, Arme und die Rippen brach, sich das Rückgrat verstauchte und trotzdem durch die Kunst seiner Kollegen so am Leben erhalten wurde, daß er später in Bonn wieder eine Professur übernehmen konnte — und heiratete. Zu gleicher Zeit mit ihm Professor Deicke, heute einer der ersten Lepraforscher. Professor v. Dühring, der die Seuchen der Geschlechtskrankheiten in Anatolien zu bekämpfen suchte, und Wieting-Pascha, der Organisator des vorbildlichen türkischen Krankenhauses in Gülhané, Generalarzt der türkischen Armee. Von Gelehrten Humann und Schliemann, deren Werk jedes deutsche Herz höher schlagen läßt, sowie Wiegand, der Entdecker von Priene, jetzt Direktor an den Königlichen Museen in Berlin. Auf dem Gebiete des Schulwesens: Professor Schwatlo, langjähriger Leiter der deutschen Schule in Konstantinopel, jetzt am Königlichen Wilhelms-Gymnasium in Berlin und zurzeit Hauptmann bei der Garde, der trotz zweimaliger schwerer Verwundung heute schon wieder im Felde steht und unsern Feinden erfolgreich die „deutsche Grammatik" more militari einpaukt. Zum Schluß, ohne hier alle einzeln nennen zu wollen, auf finanziellem Gebiet: v. Siemens, v. Gwinner, v. Kaulla und — auch der Schatzsekretär Helfferich hat dort einige Zeit an leitender Stelle der Anatolischen Bahn seine Kenntnisse und seine Energie zugunsten der Türkei verwerten können, gerade auch hier, wie nachher als Direktor der Deutschen Bank, Erfahrungen sammelnd, die ihm für seinen heutigen Posten den Blick geweitet und schätzenswerte Dienste für die Kenntnis der türkischen Volksseele geleistet haben.

Wird also die Türkei von Deutschland die Hergabe von Kräften erbitten, um auf den verschiedenen Gebieten vorbildlich und befruchtend zu wirken, so wird es dann Pflicht unsrer Regierung sein, dafür zu sorgen, daß alle Vorbedingungen für eine erfolgreiche Tätigkeit unsrer Volksgenossen gegeben sind.

Digitized by Google

Dazu wird dereinst für landwirtschaftliche Kolonisten vor allem tatsächlicher und rechtlicher Schutz des Eigentums und der Person gehören. Die bisherigen Schwierigkeiten bilden ein besonderes Kapitel. Der Umstand allein, daß etwa 70 Prozent allen angebauten Landes dem Evkaf, d. h. den frommen Stiftungen gehören, die es auf längere oder kürzere Zeit in eine Art Pacht geben, läßt einige der Schwierigkeiten ahnen, denen die türkische Regierung zu begegnen haben wird. Dazu das Steuersystem der Zehnten, welches in seiner früheren Anwendung jeder Erpressung Tür und Tor öffnete. Aber auch hier gilt die Losung der jungen Türkei: „Nunquam retrorsum." Was ich im Oktober-Heft der „Deutschen Revue" von 1909 hierüber schrieb, wird eine ernste und eine der wichtigsten Aufgaben der türkischen Regierung bilden.

Wir kommen jetzt zu den Bodenschätzen, Mineralien und Petroleum. Es muß anderweiter Erörterung vorbehalten bleiben, dieses Kapitel eingehender zu entwickeln. Nur so viel sei hier erwähnt, daß heute schon Silber und Blei in ausgiebiger Weise gefunden und ausgebeutet wird. Auch Schwefelkies, Zinkerz, Boraxkalk und Schmirgel, dazu die Walkererde, von der z. B. auf der Anatolischen Bahn an 4000 Tonnen jährlich transportiert wurden. Neben dem Chromeisenstein, dessen Quantität und Gehalt besonders gerühmt wird, interessiert zurzeit am meisten das Vorkommen von Kupfer. Hier besitzt die Türkei in Arghana Maden einen ergiebigen Reichtum. Das Bergwerk liegt an den Quellen des Tigris, nördlich von der Hauptstrecke der Bagdadbahn, mit dieser in Zukunft durch die von Tell el Helif über Diarbekir nach Karput führende Zweigbahn verbunden. Schon heute bei den ganz unzulänglichen Verbindungen ein wertvolles Moment bei der Beschaffung der Kriegsbedürfnisse der Türkei, wird dieses Bergwerk, an den Weltverkehr angeschlossen, in absehbarer Zeit eine besondere Bedeutung gewinnen.

Aber auch hier wird es fraglich sein, ob über den eignen Bedarf der Türkei hinaus nennenswerte Mengen befördert werden können, welche bei den hohen Transportkosten in Europa überhaupt konkurrenzfähig wären.

Ein andrer Faktor, welcher im Wirtschaftsleben der Türkei eine große Rolle zu spielen berufen ist, sind die Kohlen. Braunkohlen sollen an vielen Stellen vorhanden sein, meist allerdings nach Qualität und Quantität wenig abbauwürdig. Immerhin verdient jedes derartige Vorkommen bei dem Mangel an Brennholz besondere Beachtung. Geht doch dieser Mangel an Brennholz so weit, daß die Exkremente des Viehes nicht zu Dünger verwendet werden können, weil der Mensch sie als Feuerungsmaterial in Ermangelung von Holz während des strengen anatolischen Winters dringend benötigt. Braunkohle wird bei Biledschik heute schon in den Seidenspinnereien verwandt und soll sich auch in der Gegend von Karput in großen Mengen finden. An Steinkohlen sollen ungeheure Lager vorhanden sein. Ich fürchte, daß es mit dieser Angabe ähnlich steht wie mit sonstigen Zahlenangaben im Orient. Tatsache aber ist, daß bei Heraklea am Schwarzen Meer ein großes, bisher von einer französischen Gesellschaft betriebenes Steinkohlenbergwerk sich befindet, dessen Produktion sich

Digitized by Google

jährlich auf über 100000 Tonnen belaufen soll. Die Schiffe der türkischen Regierung heizen zum Teil mit dieser Kohle. Auf den Eisenbahnen hat sie bis vor dem Kriege gegen die englische Kohle nicht aufkommen können.[1])

Was das Petroleum[2]) anbetrifft, so haben kostspielige Studien bereits stattgefunden. Ueber das endgültige Resultat wird erst in späterer Zeit zu sprechen sein. Doch darf heute schon bezweifelt werden, ob Petroleum aus der Türkei jemals zur Befriedigung von Deutschlands Konsum in Frage kommen wird.

Unter richtiger Führung durch ihre Regierung und bei Aufwendung ausreichender Geldmittel für die erforderlichen Installationen wird also die Türkei eine gewisse Reihe von Artikeln hervorbringen können, welche sie für ihren eignen Bedarf benötigt und für deren Beschaffung sie bisher dem Auslande tributpflichtig war. Selbst aber ins Ausland zu exportieren, wird sie, mit wenigen Ausnahmen, in nennenswertem Umfange auf Jahre hinaus kaum in der Lage sein. Dies um so weniger, als auch hier jetzt der Zeiger der sozialen Uhr, welcher jahrhundertelang stille stand, weitergeht. Schon sehen wir in der Türkei sich Arbeiterkoalitionen und Syndikate bilden, die mit dem neuen Zeitalter auch neue Probleme in das Wirtschaftsleben schleudern! Die Tabakindustrie in ihrer alle Erwartungen überschreitenden Entwicklung absorbiert eine Unzahl Arbeiter zum Nachteil andrer Arbeitsgebiete und steigert die Ansprüche der Arbeiter in gleichem Maße, als sie die Arbeitskräfte an sich zieht.

Wenden wir uns nun dem zweiten Kapitel zu, so muß vor allen Dingen darauf hingewiesen werden, daß die türkische Bevölkerung Bedürfnisse überhaupt kaum kennt. Für einen Europäer ist ihre Bedürfnislosigkeit fast staunenswert. Ein Stück Brot, etwas weißer Ziegenkäse, grüner Salat oder rohe Früchte genügen den Ansprüchen des Landmannes, hin und wieder dazu gelegentlich ein Stück Hammelfleisch. Dies gilt für die heimische Bevölkerung auf dem Lande wie in den Städten. Auch der Ausländer muß sich allmählich seiner heimatlichen Lebensgewohnheiten für Essen und Trinken entwöhnen, will er nicht den klimatischen Einflüssen zum Opfer fallen (besonders Typhus). Nur so ist es zu verstehen, daß die gesamte Einfuhr nach der Türkei im Jahre 1910/11 nur zirka 750 Millionen Mark betrug. Weckt nun die neue Zeit neue Bedürfnisse in der türkischen Bevölkerung, und zwar solche, die durch uns und unsre Industrie zu befriedigen wären? Zunächst sicher das Bedürfnis nach solchen Artikeln, die mit dem Klima im Zusammenhang stehen, also z. B. Eismaschinen, Filter für Trinkwasser. Sodann kleinere Heizöfen und Beleuchtungsartikel. Die

[1]) Einer unsrer ersten Kohlenmagnaten von Rheinland-Westfalen hat während des Krieges an die Türkei 40000 Tonnen Kohlen geliefert.

[2]) Schon Plutarch erwähnt in seiner Schilderung Alexanders des Großen, wie dieser auf seinem Zuge durch Babylonien das tiefe Erdloch bei Ekbatana bewunderte, aus welchem ohne Unterbrechung Feuer hervorbrach wie aus einer Quelle. Ebenso wunderte sich Alexander über den großen Bach von Naphtha, das in der Nähe jenes Erdlochs wegen seiner Menge einen See bildet.

Digitized by Google

Elektrisierung der größeren Städte wird mit Naturnotwendigkeit ihren weiteren Weg gehen. Aber auch in den kleineren Städten und auf dem Lande wird die Beleuchtung, die heute noch im argen liegt, manche Verbesserung verlangen. Auch für Motoren aller Art wird nach dem Kriege die Zeit gekommen sein, im Handwerk und in der Landwirtschaft. Rollendes Material und Baumaterial für Bahnen und Häfen, Last- und Personenautomobile für den Verkehr in den Städten und auf den neuen Zubringerstraßen,[1]) welche das Land im Innern an die Schienenstränge anschließen sollen. Hierneben alles, was mit Heer und Marine zusammenhängt.

Alsdann folgen diejenigen Artikel, hinsichtlich deren die Türkei heute schon aufnahmefähig ist und bei welchen eine wesentliche Steigerung erzielt werden kann. Die erste Stelle in unsrer Ausfuhr solcher Artikel nach der Türkei nehmen die Wollgewebe mit 10 bis 15 Millionen Mark ein. Daneben Baumwollgewebe, und zwar gefärbte, gedruckte und buntgewebte mit 6 bis 9 Millionen Mark. Bei dem hochentwickelten Stand unsrer diesbetreffenden Industrie ist nicht anzunehmen, daß die Türkei hiergegen erfolgreich durch Errichtung eigner Fabriken konkurrieren kann. Vielmehr wird der Mehrbedarf an solchen Stoffen, welcher durch die Entwicklung der Türkei und ferner infolge der Zurückdrängung der Volkstrachten durch die moderne europäische Kleidung nötig wird, auch in Zukunft aus dem Auslande gedeckt werden. Vom ästhetischen Standpunkte aus ist die Verdrängung dieser malerischen Volkstrachten durch das moderne europäische Gewand nur zu bedauern. Gegen den Ansturm der uniformierenden Massenfabrikation kann indessen das am eignen Webstuhl geschaffene Volkskleid nicht mehr standhalten. Will unsre Großkonfektion für männliche und weibliche Kleidung sich in der Türkei betätigen, so wird sie ein weites Feld finden. Doch wird sie hierbei in unsern Bundesgenossen, den Oesterreichern, auf einen scharfen Konkurrenten stoßen, der schon jahrelang vor ihr an Ort und Stelle war, Land und Leute kennt, mit den Kreditverhältnissen vertraut ist und zudem den Vorteil kürzeren Transportweges genießt.[2])

Die menschliche Kleidung gilt dem Türken nicht als vollkommen, wenn er nicht mindestens ein Paar Ledergaloschen sein Eigen nennt. Nichts Unhöflicheres und Ungesitteteres, als in Stiefeln mit dem Staub der Straße in ein Haus

---

1) Selbst während des Krieges hat die Regierung eine Anzahl dieser Straßen fertigstellen können, auf denen jetzt der Nachschub von Munition, Proviant, Wasser, Geschützen usw. durch Lastautomobile mit staunenswerter Schnelligkeit erfolgt. Im ganzen hat das Programm, welches das erste Arbeitsministerium der neuen Aera im Jahre 1326 aufstellte, ein zu bauendes Netz solcher Straßen von 30000 Kilometern vorgesehen. Was aber dieser beinahe phantastisch klingenden Ziffer zu einer realen Wirklichkeit zu verhelfen geeignet ist, das ist der Umstand, daß auch für einen erheblichen Teil der erforderlichen Baukosten die Einnahmequellen durch die sog. Wegebauprästationen in Friedenszeiten flüssig gemacht werden können.

2) Analoge Kollision mit österreichischen und ungarischen Handelsinteressen im Orient findet sich auf vielen andern Gebieten. Hier den richtigen Ausgleich zu finden, wird eine der schwierigsten Aufgaben sein.

Digitized by Google

oder gar in eine Moschee zu treten. Aus Deutschland ist bisher in diesem Artikel, der ein Massenartikel ist, wenig geschehen. Es wird sich fragen, ob es sich nicht empfiehlt, eine durch die Größe des Konsums und durch das Vorhandensein des Leders schon von Anfang an in ihrer Rentabilität ziemlich sichergestellte Fabrik von Stiefeln und Ledergaloschen in der Türkei selbst einzurichten. Von der türkischen Regierung wird jede Förderung zu erwarten sein.

Strumpfwaren werden einen immer größeren Absatz in der Türkei finden. Schon im Jahre 1913 betrug die Ausfuhr aus Deutschland nach der Türkei an baumwollenen Strümpfen und Unterkleidern etwa 3 Millionen Mark. Bemerkenswert ist, daß von Posamentierwaren, in denen Deutschland jährlich mit zirka 50 Millionen Mark exportiert, Nennenswertes nach der Türkei nicht geht.

Bei allen diesen Erwägungen wird immer wieder darauf zurückzukommen sein, daß der Hauptteil der Bevölkerung auf dem Lande lebt. Städte in unserm Sinne mit einer Bevölkerung von über 100000 Einwohnern sind fast an den Fingern einer Hand herzuzählen. Außer Konstantinopel mit rund 2 Millionen Einwohnern noch

Damaskus	mit	250000
Smyrna	„	250000
Aleppo	„	200000
Beirut	„	140000
Bagdad	„	125000
Erzerum[1])	„	120000.

Im ganzen werden Ortschaften, welche noch als Städte anzusprechen wären, knapp 200 zu nennen sein, davon etwa zehn mit einer Bevölkerung bis 100000 Einwohnern (Trapezunt, Mekka, Medina, Mossul, Adana, Aidin, Jerusalem, Diarbekir), alsdann etwa 20 Städte unter 70000 Einwohnern (z. B. Eskischehir, Bassora, Angora und Konia mit etwa 40000), weitere 30 Städte zählen unter

[1]) Erzerum hat in den letzten Jahrzehnten in den Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei wiederholt eine bedeutsame Rolle gespielt. Die jetzige Niederlage der Türken konnte vermieden werden, wenn man in Konstantinopel Ende der 90er Jahre den dringenden Warnungen eines unsrer tüchtigsten Offiziere gefolgt wäre. Nach persönlicher Inspektion an Ort und Stelle wies er immer wieder auf die Notwendigkeit hin, dies Bollwerk gegen Rußlands Angriffslust mit den neuesten und besten Verteidigungsmitteln zu versehen, sowie für gute Verbindungswege Sorge zu tragen. Es gehört zu den merkwürdigsten Treppenwitzen der Weltgeschichte, daß nicht nur seitens des russischen Botschafters — von dem man es verstehen konnte —, sondern auch deutscherseits alles aufgeboten wurde, diesen Bestrebungen entgegenzuwirken, und zwar leider mit Erfolg. Als dann der gleiche Offizier die Vermessenheit hatte, unter Billigung seines Chefs und mit Zustimmung Abd ul Hamids eine türkische Manöverübung so zu leiten, daß er dabei einen Angriff russischer Truppen auf Konstantinopel von der Meerseite her supponierte, wurde er auf deutsches Betreiben, veranlaßt durch die Vorstellungen des russischen Botschafters, in höchster Ungnade abberufen und mußte die Folgen dieser Ungnade bitter tragen. Auf die Dauer hat ihm diese Episode allerdings nicht geschadet; heute ist er in gerechter Würdigung seiner Fähigkeiten Heerführer im Osten.

Digitized by Google

30000 Einwohner, während der Rest eine erheblich geringere Einwohnerzahl aufzuweisen hat, so z. B. Alexandrette 12000, Eregli im Kupferbecken am Schwarzen Meer 6000 und ebensoviel Arghana Maden (Kupfer).

Nach glücklichem Ausgange dieses Krieges wird sich auch hier ein Wandel von selbst vollziehen. Der Orient wird das „neu entdeckte Land" werden, und neben manchem Abenteurer wird ernste Arbeit dort einen Platz suchen. Auswärtiges Kapital wird in das Reich fließen.[1]) Die Städte werden sich vergrößern und verschönern. Die Versorgung mit allen notwendigen und nützlichen Einrichtungen wird rapide vor sich gehen. Die Bautätigkeit wird gewaltig steigen.

Die Entwicklung auf dem flachen Lande wird gleichfalls stark einsetzen. Hier bietet sich für unsre Industrie in Kunstdünger[2]) ein weites Gebiet der Betätigung. Vielleicht sind wir auch der Zeit nicht fern, wo die Türkei sich ihre eigne Luftstickstoffanlage zur Versorgung des Landes mit künstlichem Dünger selbst errichtet. Die dazu erforderlichen Faktoren, Luft, Wasser, Kohle und Kalk sind in der Türkei genügend vorhanden. Wichtiger noch als der Dünger, welcher in den Distrikten der humusbedeckten Flußtäler noch entbehrt werden kann, sind die landwirtschaftlichen Maschinen. Bei der großen Arbeiternot wird für die Türkei gerade diese Frage von besonderer Bedeutung werden. Schon jetzt ist es teilweise gelungen, die Landbevölkerung mit deren Anwendung vertraut zu machen. Den Hauptteil von diesem Export trugen bisher die Engländer. Wenn unsre Industrie auf dem Posten ist, so wird sie auch hier ein großes Feld erobern können. Erforderlich ist, daß nicht nur gute Vertretung durch ein deutsches Haus in der Türkei gefunden wird, sondern noch eine Reihe andrer Faktoren. An erster Stelle die Einrichtung von Reparaturwerkstätten an verschiedenen, leicht erreichbaren Orten im Innern des Landes, sowie deren Ausrüstung mit genügenden Reserveteilen und Besetzung mit geschultem und zuverlässigem Personal.

In allen den obenerwähnten Spezialitäten wird eine Erhöhung unsrer Ausfuhr nach der Türkei möglich und von unsrer Industrie zu erstreben sein; auch manches neue Gebiet wird mit Erfolg in Angriff genommen werden können. Will die Türkei ihrerseits zu gleicher Zeit mit Ernst und Energie sich eine ihren Bedürfnissen angepaßte Industrie im eignen Lande schaffen, und erfüllt sie alle für die Prosperität einer solchen notwendigen Voraussetzungen, so sollten wir es an unsrer Hilfe, technisch, finanziell und organisatorisch nicht fehlen lassen.

Fragt man sich aber, ob wir durch unsre politischen und wirtschaftlichen Vereinbarungen mit den Balkanländern zu einer rein kontinentalen Politik zurück-

[1]) Vgl. meine ernsten Warnungen, die Administration de la Dette Publique Ottomane vor jeder Schwächung zu bewahren. Sie bildet das Rückgrat des türkischen Staatskredits! (November-Heft der „Deutschen Revue" 1909. Zander, „Türkei, Rückblick und Ausblick".) — Die in den letzten Tagen umlaufenden Gerüchte bewahrheiten sich hoffentlich nicht.

[2]) Wie auch sonst in Chemikalien, pharmazeutischen Artikeln usw.

Digitized by Google

geführt werden sollten und in dem Schienenstrang „Berlin—Bagdad" das Symbol eines solchen Kriegszieles zu erblicken ist, so genügt es, sich zu vergegenwärtigen, daß der Gesamtimport der Türkei im Jahre 1911 nur etwa 750 Millionen Mark betrug, daß Deutschland hieran nur mit etwa 113 Millionen beteiligt war, daß ferner Deutschlands Anteil an dem Gesamthandel der fünf Balkanstaaten Rumänien, Griechenland, Bulgarien, Serbien und der Türkei im Jahre 1911 sich insgesamt nur auf 504 Millionen Mark belief, während im gleichen Jahre unser Anteil an dem französischen Gesamthandel 1 120 000 000 Mark erreichte und unser Anteil an dem Gesamthandel Englands und Rußlands für jedes der beiden Länder allein fast viermal so groß als unser Handelsanteil in allen fünf Balkanstaaten zusammen war.

Aber Bagdad ist ja gar nicht das Ende der sog. „Bagdadbahn", sondern zu Lande die Küste des Persischen Golfes, und von diesem weiter zu Wasser durch den Persischen Golf und die Straße von Hormus der Indische Ozean! Das ist es, was die Engländer fürchten. Bagdad selbst ist vom Meer noch rund 700 Kilometer entfernt, d. h. weiter als Frankfurt von Berlin. Mit einer türkischen Bahn unter deutschem Uebergewichte bis Bagdad hätten die Engländer sich zur Not abzufinden gewußt. Aber die Möglichkeit einer Weitererstreckung deutschen Einflusses bis an den Persischen Golf gilt ihnen als Bedrohung ihrer Stellung in Indien und als Gefährdung ihrer Seegeltung im Indischen Ozean mit Rückwirkung auf Persien und auf Afghanistan, auf Afrika, Australien und selbst China und Japan. Dies, trotzdem die Straße von Hormus von dem Sultanat Oman aus fast ganz unter englischer Kontrolle steht, und zurzeit wenigstens ohne große Mühe von England geschlossen werden kann. In Maskat, der Hauptstadt von Oman, residiert ein englischer politischer Agent sowie ein britischer Konsul, und britisch-indische Truppen „unterstützen" die Herrschaft des dortigen Sultans.

Mag die Besorgnis der Engländer auch übertrieben sein, so war doch ihr Widerstand gegen die Bagdadbahn unter diesem Gesichtspunkt verständlich. Ihre Feindseligkeit hat vom Anfang der Konzessionsverhandlungen an mit starken Mitteln eingesetzt. Niemals ließen die Engländer in dieser Hinsicht einen Zweifel. Hat doch z. B., als unser Kaiser im Jahre 1898 seinen Weg nach Jerusalem über Konstantinopel nahm und hierbei der Anatolischen Bahn seinen Besuch abstattete — ein für damalige türkische Verhältnisse fast unglaubliches Ereignis, welches die türkische Bevölkerung zu höchster Begeisterung entflammte —, hat doch schon damals eine als Gast im Hause des Verfassers weilende Engländerin, Tochter eines der mächtigsten englischen Minister, in dürren Worten namens ihres Vaters erklärt: „Falls Deutschland sich am Persischen Golf festzusetzen beabsichtigt, so bedeutet das Casus belli für England."

Wenn die Losung: „Berlin—Bagdad" auch von den Unsern im weiteren Sinne verstanden wird, so mag man sich dies immerhin gefallen lassen können. Denn dann ist Berlin—Bagdad nicht das Kriegsziel, welches Deutschland zur rein kontinentalen Politik zurückführt. Sondern dann kann diese Losung einen

Digitized by Google

neuen Weg zum Weltverkehr und zum Ueberseehandel weisen, wenn auch auf völlig andern Bahnen als den bisherigen und unter gänzlich veränderten Voraussetzungen. Denn das darf bei allen Hoffnungen und Wünschen nicht vergessen werden, daß von Deutschland bis zum Persischen Golf „ein langer Weg" ist.

Aber auch sonst müssen alle diese Hoffnungen und Wünsche unerfüllt bleiben, wenn wir uns nicht ständig vor Augen halten, daß die Türkei den Türken gehört, und daß nicht lediglich unsre Wünsche maßgebend sein können, sondern unter wohlverstandener Abwägung der beiderseitigen Interessen das gemeinsame Beste beider Reiche. Bildet dies die Richtschnur auf beiden Seiten, so wird die Türkei im alten Glanze neu erstehen und wird dann dem Deutschen Reiche für seine politischen, militärischen und, nicht zum wenigsten, wirtschaftlichen Beziehungen ein wichtiger und mächtiger Bundesgenosse sein und bleiben können — auch ohne wirtschaftliches Schützengrabenbündnis.

Die Ernährung der deutschen Jugend, besonders der Schulkinder, im Kriege

Von

Universitätsprofessor Dr. Grober (Jena)

Den aus der Heimat entfernten Aerzten des Feldheeres ist die Beschäftigung mit dem Gesundheitszustande ihrer Klientel zu Hause vielfach Gegenstand eingehender Erwägungen. Der Volkswirtschaftler und der volkshygienisch durchgebildete Arzt finden sich in dem Gedanken, daß auch für die künftige Entwicklung des siegreichen Deutschland der Bestand an gesunder, leistungsfähiger Jugend von ausschlaggebender Bedeutung sein muß. Wir halten daher die gesundheitliche Versorgung der deutschen, in der Heimat gebliebenen Bevölkerung, namentlich der unter dem militärpflichtigen Alter befindlichen, für weit wichtiger und notwendiger, als z. B. den Betrieb der Säuglingsfürsorge bei der Zivilbevölkerung der besetzten Länder und überhaupt die gesundheitliche Fürsorge für diese, soweit sie nicht den Interessen der Besatzungstruppen dient. Wir wissen auch aus einzelnen Zuschriften und öffentlichen Erklärungen, daß zahlreiche Eltern, die Schule und hiefür interessierte Genossenschaften die Frage der möglichst günstigen gesundheitlichen Aufzucht unsrer Jugend unter den besonderen Verhältnissen des Kriegszustandes ernst erwägen und erörtern. In erster Linie und auch den einzelnen Haushalt am nächsten und merkbarsten angehend steht da die Frage nach der Ernährung unsrer Jugend.

Die allmählich sinkende Zunahme der Bevölkerungszahl Deutschlands hat, wie in der Oeffentlichkeit bekannt, veranlaßt, daß man versucht hat, durch Ver-

Digitized by Google

ringerung der in Deutschland immer noch hohen Säuglingssterblichkeit diesen Ausfall auszugleichen. Sind wir in der Säuglingsfürsorge trotz Förderung von hoher Seite und trotz ernster Anstrengung bisher nur an einigen Mittelpunkten des Lebens zu wirklichen Erfolgen gelangt, so muß sich die Jugendfürsorge, soweit sie die körperliche Gesundheit im Auge hat, im wesentlichen nur mit den Wünschen einzelner begnügen und hat noch keine allgemeine Beachtung und namentlich noch keine öffentliche Organisation erfahren. Erst ganz neuerdings sind Anregungen gegeben worden, sie in die Wege zu leiten. Und doch bedarf es nur einer ganz kurzen Ueberlegung, um die durchschlagende Bedeutung dieser Frage für die Zukunft des Volkes einzusehen, die auch dem einfach Denkenden ohne weiteres klar werden muß. Wir hegen die Hoffnung, daß, angeregt durch die Kriegszeit, die Jugendfürsorge eine ebenso allgemein anerkannte Notwendigkeit und ein ebenso eifrig betriebenes Gebiet freiwilliger Tätigkeit werden wird, wie es die Säuglingsfürsorge auf dem besten Wege ist zu werden.

Vom Staatsstandpunkt aus ist klar, daß heute zwei Teile der Bevölkerung des Deutschen Reiches den Anspruch haben, bei Mangel an notwendigen Lebensbedürfnissen bevorzugt zu werden. Das ist unser Heer und unsre Jugend. Für die letztere hat namentlich die Schule auch schon in Friedenszeiten Anweisung der Eltern zur verständnisvollen und richtigen Ernährung verlangt. Die Schulärzte haben immer wieder Gelegenheit, auch bei nicht eigentlich kranken Schulkindern die Folgen unrichtiger Ernährung zu beobachten. Einzeln, wenn auch erheblich seltener, werden die gleichen Fragen von den Eltern erwogen und uns Aerzten zur Beantwortung vorgelegt. Hierbei zeigt sich wieder der bedenkliche Nachteil des Fortfalls der alten Einrichtung des Hausarztes, die durch die immer größere Neigung des Publikums, sich jeweils mit einzelnen Leiden nur an Spezialärzte zu wenden, ungemein bedauerlich in den Hintergrund gedrängt worden ist. Wie jede soziale Vereinigung, Staat und Gemeinde, es für notwendig erachtet, sich eines gesundheitlichen Beraters auch in nicht kranken Tagen zu vergewissern, so ist das auch für die Familie nötig. In Zeiten, die kaum ein oder zwei Jahrzehnte zurückliegen, war es selbstverständlich, daß der Hausarzt mit fachmännischem und sachgemäßem Rat die Entwicklung und Ernährung auch der gesunden Kinder überwachte. Dabei muß noch zugegeben werden, daß damals bei der größeren Einfachheit der Sitten erheblich weniger Fehler in dieser Beziehung gemacht wurden. Vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege aus wäre die Wiedereinführung des Hausarztes in alle Familien dringend erwünscht. Denn, wenn man auch, wie wir im folgenden versuchen wollen, allgemeine Regeln für die Ernährung des heranwachsenden Kindes geben kann, selbst unter den besonderen Verhältnissen des Krieges, so bietet doch jedes einzelne Kind, auch wenn es nicht krank ist, so viele Eigentümlichkeiten seiner Entwicklung, daß ihre Berücksichtigung bei seiner Aufzucht nicht dem Laien, sondern nur dem Arzt überlassen werden kann.

Wir trennen das Kindesalter nach dem körperlichen und geistigen Wachstum in verschiedene Abschnitte. Vom Säuglingsalter, das höchstens bis zur Mitte

Digitized by Google

des zweiten Lebensjahres reicht, sehen wir hier ab. Ein zweiter Abschnitt wird gegeben durch den Beginn der Schulpflicht, der seine so natürliche gesundheitliche Begründung besitzt. Die Beendigung der Schulpflicht fällt zusammen mit dem Einsetzen der Pubertätserscheinungen, die nach Geschlecht und Einzelwesen verschieden lange Zeit andauern. Die volle Entwicklung des menschlichen Körpers zum Erwachsenen wird in unseren Breiten vom männlichen Geschlecht durchschnittlich im zwanzigsten, von dem weiblichen im achtzehnten Lebensjahre erreicht. Für das erstere ist damit im Beginn der militärischen Dienstpflicht ein richtiger Abschluß der Jugendzeit gegeben. Praktisch trennen wir für unsre Zwecke vom Säuglingsalter die eigentliche Kinderzeit bis zum sechsten Lebensjahre, die Schulzeit bis zum vierzehnten und die Reifezeit als Abschluß der Entwicklung.

Während der eigentlichen Kinderzeit machen die Verdauungsorgane des menschlichen Körpers eine Reihe von wesentlichen Veränderungen durch, die sich nicht nur auf dem Umfang der Organe beziehen, wie das besonders augenfällig im schulpflichtigen und Pubertätsalter in Betracht kommt, sondern die auch die Art ihrer Leistungsfähigkeit angehen.

Da ist zunächst, auch dem Laien bekannt und äußerlich sichtbar, das Erscheinen der Zähne zu nennen. Damit gibt die Natur selbst zu erkennen, daß der Körper des Kindes festerer Nahrung und nicht mehr lediglich der Flüssigkeit bedarf. Es ergibt sich daraus die einfache Schlußfolgerung, daß gesunde Kinder mit Zähnen nicht mehr von der Mutter genährt werden sollen. Da diese sogenannten Milchzähne innerhalb einer Reihe von Monaten, manchmal von Jahren erscheinen, muß sich die Festigkeit der gereichten Nahrung nach ihrer Zahl richten. Da sie ferner nur lose in die Kiefer eingefügt sind und ihnen Wurzeln im eigentlichen Sinne fehlen, dürfen an sie zum Zerbeißen der Nahrung nicht die Anforderungen gestellt werden wie bei Erwachsenen.

Die chemischen Leistungen des Verdauungsapparates stellen sich erst im Verlaufe der eigentlichen Kinderzeit, manchmal langsamer, manchmal rascher, auf die Höhe des erwachsenen Alters ein. Das bezieht sich sowohl auf die Menge der abgesonderten Verdauungssäfte wie auf ihre chemische Leistungsfähigkeit. Die meisten von ihnen haben die Aufgabe, gewisse Nahrungsmittel aus einer unlöslichen Form in eine für den Körper lösliche überzuführen, so der Speichel, der Magensaft, der Darmsaft, der Saft der Bauchspeicheldrüse und die Galle. Bei der letzteren können wir die allmählich wachsende Leistungsfähigkeit zahlenmäßig bestimmen, wenigstens nach einer Richtung hin: die in ihr enthaltenen desinfizierenden Gallensäuren nehmen an Menge mit den Kinderjahren zu. Demzufolge werden Bakterienwucherungen im Darm, die im ersten und zweiten Lebensjahre häufig lebhafte Gärungen des Darminhalts hervorrufen und krankhafte Erscheinungen entstehen lassen, im Laufe der späteren Kinderjahre immer seltener.

Die Darmschleimhaut erfährt im Laufe der Kinderjahre außerdem allmählich eine Steigerung ihrer Dichtigkeit. Je jünger das Kind ist, um so durchlässiger ist seine Schleimhaut für eine Anzahl dem Körper giftiger, in der Nahrung enthaltener oder in ihr entstehender Stoffe. Aus diesem Grunde ist eine Ueber-

Digitized by Google

schwemmung des kindlichen Körpers mit bestimmten Nahrungsstoffen, z. B. mit Eiweißkörpern, zu gewissen Zeiten unzweckmäßig, während eine reichlichere Zufuhr später sogar erwünscht, weil nützlich ist.

Die Menge der Nahrung, die ein Kind erhalten muß, richtet sich sowohl nach dem Fassungsraum der Verdauungsorgane wie nach der Menge der Nahrungsstoffe, die der kindliche Körper braucht; dabei ist naturgemäß zu bedenken, daß er nicht nur, wie der Erwachsene, seine täglichen Ausgaben für den Betrieb des Körpers zu decken hat und nicht nur die der Abnutzung unterworfenen Teile ersetzen muß, sondern daß er die Nahrung auch zum Aufbau der wachsenden Organe benutzt. Der Fassungsraum der Verdauungsorgane hat einen Maßstab an der Größe des nicht überdehnten Magens. Dieser faßt beim Erwachsenen etwa $^3/_4$ Liter und wächst bis zu dieser Größe vom zweiten Lebensjahr an, wo er etwa 400 Kubikzentimeter umfaßt. Daraus ergibt sich ein Maßstab für die Größe der einzelnen Mahlzeiten. Aehnlich wie der Magen wächst auch im Laufe der Kinderzeit das Verhältnis zwischen Darmlänge und Körpergröße. Wir sind alle durchschnittlich an eine zu reichliche Speisenaufnahme auf einmal gewöhnt. Das noch unverdorbene Hungergefühl des noch gesunden Kindes läßt den genau Beobachtenden meist gut erkennen, wie groß die einzelne Mahlzeit selbst sein muß.

Der Zuwachs an Körpersubstanz im kindlichen Leben ist nicht in allen Jahren gleich und wächst auch nicht etwa im einfachen Verhältnis zum zunehmenden Gewicht oder zum zunehmenden Alter. Vielmehr zeigt seine Kurve ganz erhebliche Schwankungen. Eine besonders auffällige Steigerung des Bedarfs an Nahrungsstoffen erfährt der Körper während der Pubertät. Dem liegt die Tageszunahme des kindlichen Körpers in dieser Zeit zugrunde: er wächst vom neunten bis zehnten Jahr täglich um 4 bis 5 Gramm, vom elften bis zwölften täglich um 7 bis 8 Gramm, im dreizehnten und vierzehnten aber um 14 Gramm täglich; also eine Steigerung von fast 300 Prozent. Außer der Gewichtszunahme kommt aber in dieser Zeit auch die vermehrte Drüsentätigkeit des Organismus als ein Umstand, der den Verbrauch steigert, in Betracht.

Aus diesen Verhältnissen ergibt sich ohne weiteres, daß die Nahrungsmenge des heranwachsenden Kindes ebenfalls nicht im einfachen Verhältnis zum zunehmenden Alter, sondern entsprechend den Schwankungen des Bedarfs, wie eben hervorgehoben, zunehmen muß. Es ist nun gar keine Frage, daß hier schon durch die natürlichen Triebe, die wir als Hungergefühl und Appetit bezeichnen, eine sicherlich nicht unzweckmäßige Regelung einsetzt. Allerdings muß man dabei auch mit Durchschnittswerten rechnen. Denn sowohl Erkrankungen als auch falsche Gewöhnungen spielen gerade in diesem Punkt oft eine verderbliche Rolle. Ueber die Einzelerfordernisse für ein heranwachsendes Kind wird je nach den besonderen Verhältnissen der Hausarzt den sorgsamen Eltern befriedigende Auskunft geben können, während es falsch sein würde, ein für allemal gültige Regeln aufzustellen. Der Beurteilung und Entscheidung des Arztes kann von den Eltern in zweckmäßiger Weise vorgearbeitet werden. Wie bei jeder Diagnose

Digitized by Google

und Behandlung einer Krankheit die Beobachtung und Darstellung des Verlaufs von größter Wichtigkeit ist, so auch die Beobachtung des Verlaufs der Entwicklung des gesunden Kindes für diese Zwecke. Wir haben in der Festlegung des wachsenden Gewichtes und der Längenzunahme des Körpers ein ausgezeichnetes Mittel in der Hand, uns an den beiden Zahlenreihen ein klares Bild der Entwicklung zu verschaffen. Daher gehört in jedes Kinderzimmer ein Bandmaß und eine Wage, soweit nicht die Schule regelmäßig solche Bestimmungen übernimmt. Man darf zwar nicht sagen, daß einem bestimmten Alter auch ohne weiteres bestimmtes Gewicht und bestimmte Größe entspricht. Wenn man aber die Art der Zunahme der drei Zahlenreihen kennt, kann der Fachmann daraus wichtige Schlüsse ableiten. Man wiege und messe nicht zu oft; es gibt Eltern und — Kinder, die darüber nervös werden. Eine monatliche Bestimmung beider Größen genügt. Nur muß sie regelmäßig ausgeführt werden, d. h. in ganz bestimmten innezuhaltenden Abständen.

Es liegt besonders für ängstliche Eltern nahe, aus diesen Darstellungen zu schließen, daß man am besten dem Kinde eine überreichliche Menge von Nahrung zur Verfügung stelle, aus der dann der Körper das, was er brauche, entnehmen könne. Diese Anschauung ist grundfalsch und führt nur dazu, daß die Kinder überfüttert werden und daß mindestens der Körper mehr Verdauungsarbeit leistet, als er eigentlich nötig hat, also zu einer Kraftverschwendung. Schon die Erwachsenen neigen an und für sich zu der üblen Angewohnheit, durch zu reichliches Essen Magen-, Darm- und Verdauungsdrüsen zu überlasten. Als Folgen kennen wir zahlreiche Erkrankungen. Es wird uns Aerzten häufig entgegengehalten, daß man sich bei dieser Ueberfütterung doch nur an das natürliche Gefühl des Appetits und Hungers halte. Hierzu ist zu bemerken, daß diese beiden als „natürlich" angesehenen Triebe durch die Gewöhnung stark verändert werden können. Das Hungergefühl ist wahrscheinlich, jedenfalls zu einem gewissen Grade, von den Spannungsverhältnissen der Magenwand abhängig; wird diese durch Ueberfütterung gedehnt, so tritt das Hungergefühl eher auf als bei gesundem Magen. Das gleiche gilt für die Abhängigkeit des Hungers und Appetits von dem Tätigkeitsgrad der Verdauungsdrüsen. Diese beiden Triebe dürfen also entweder gar nicht oder in sehr beschränktem Maße und unter ärztlicher Aufsicht zur Prüfung des Nahrungsbedarfs herangezogen werden.

Auf der andern Seite ist es naturgemäß falsch, dem heranwachsenden Kinde etwa nur das Mindestmaß an Nahrungsstoffen zur Verfügung zu stellen, das gerade zur Befriedigung der notwendigsten Ausgaben für Wachstum des Körpers und Betrieb seiner Organe ausreicht. Denn einen gewissen Vorrat an nutzbarer Kraft bedarf der Körper für Notfälle, wie plötzlich erforderliche Höchstleistungen, Krankheiten oder sonstige Aenderungen seiner Ausgaben. Allzu fettgepolsterte Kinderkörper sind ebenso unnatürlich und der Gesundheit unzuträglich wie ganz hagere, nur muskulöse Körper. Wenn schon vorher auf die besonderen Verhältnisse des einzelnen Kindes hingewiesen ist, so trifft das hier besonders zu. Die Kinder unterscheiden sich sehr wesentlich, ebenso wie das ja von den Er-

Digitized by Google

wachsenen bekannt ist, in ihrer Anlage zur Fettleibigkeit und zur Magerkeit. Zu entscheiden, was in einem Falle nützlich, im andern schädlich ist, muß immer Sache der Einsicht des Arztes bleiben.

Eine unumgänglich notwendige Forderung, die auch für die Schule von Bedeutung ist, bezieht sich auf die Regelmäßigkeit der Mahlzeiten, sowohl was ihre ungefähre Menge wie namentlich ihre Zeit anlangt. Diese soll unbedingt eingehalten werden. Besondere Angaben über die Tagesstunden der Mahlzeiten zu machen, ist naturgemäß unmöglich. Nur in einer Beziehung läßt sich etwas Bestimmtes sagen: Die Abendmahlzeit soll mindestens eine Stunde vor Schlafengehen eingenommen werden. Es ist eine üble und streng zu meidende Gewohnheit, Kinder mit vollem Magen ins Bett zu schicken. Die Hauptmahlzeit ist zweckmäßigerweise die um die Mittagzeit. Sie auf den Abend oder die späten Nachmittagstunden zu verlegen, ist für Kinder nicht angebracht. Auch der Laie kann begreifen, daß man für die nächtliche Ruhezeit keine große Nahrungszufuhr bedarf. Außerdem sollte auch den sonst unermüdlich tätigen Verdauungsorganen einmal im Laufe des Tages eine Ruhepause zugestanden werden. Dagegen empfiehlt es sich durchaus, das erste Frühstück auch bei Kindern reichlicher zu gestalten, als das vielfach üblich ist. Denn diese Nahrungsaufnahme soll den Körper für die Hauptarbeitszeit des Körpers instandsetzen. Mit der leidigen Angewohnheit vieler Kinder, zu dieser Mahlzeit nur eine geringe Menge von Milch oder sogar nur Milchkaffee und weniger Brot zu genießen, muß gebrochen werden.

Zur regelrechten Ernährung des Kindes gehört auch die Sorge für regelmäßigen Stuhlgang. Die Darmentleerung erfolgt bei Kindern normalerweise einmal am Tage; die Eltern sollten bestrebt sein, das Kind auch hierin zur Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit zu erziehen. Ebenso wie es falsch ist, dem Kinde eine allzugroße Bewertung dieser körperlichen Betätigung einzuprägen, ist es auch unrichtig und unrecht, sei es aus Bequemlichkeit oder falsch verstandenem Schamgefühl, die Beachtung derselben zu unterlassen.

Die Zusammensetzung der Nahrung hat die besonderen Verhältnisse des kindlichen Körpers zu berücksichtigen. Dieser gewinnt erst, wie wir schon oben gesehen haben, allmählich die Verdauungsfähigkeiten des Erwachsenen. Der Laie unterscheidet nach richtigem Gefühl leicht und schwer verdauliche Speisen. Das, was für den Erwachsenen unzuträglich, ist es für das Kind in erhöhtem Maße. Schwer verdauliche Speisen sind: hartes und fettes Fleisch, pflanzliche Nahrungsmittel mit viel Faserstoff (Zellulose), alle Fette, die erst bei höherer Temperatur schmelzen, und endlich die Gewürze. Diese Nahrungsstoffe sollten namentlich dem jungen Kinde, d. h. bis zum Beginn der Pubertät, ferngehalten oder nur ausnahmsweise gereicht werden.

Die Frage der Fleischnahrung der Kinder muß in der Praxis oft erörtert werden, weil sowohl zu viel wie zu wenig gegeben wird. Vor dem Beginn des vierten Lebenshalbjahres kann man sehr gut ohne Fleisch auskommen. Später, bis zur Beendigung der Pubertätsjahre, kommt das gesunde Kind ohne Schwierig-

Digitized by Google

keiten mit einer Ernährung aus, in der nur einmal am Tage, mittags, Fleisch gereicht wird. Im übrigen läßt sich die notwendige Eiweißmenge leicht aus Vegetabilien, Milch und Eiern, beschaffen. Bezüglich der letzteren muß vor zu reichlicher Verwendung bei jungen Kindern gewarnt werden, weil die Eierfette nicht leicht verdaulich sind. Mehr als ein Ei am Tage soll, namentlich dem Kinde unter sechs Jahren, nicht gereicht werden. Die übrige Nahrung setzt sich zusammen aus der Milch und ihren Produkten sowie aus Pflanzenstoffen. In erster Linie stehen darunter die Mehle, die Gemüse und das Obst, in zweiter die Hülsenfrüchte. Unter den Körnerfrüchten finden in Deutschland Mais und Reis noch nicht die wünschenswerte Verwendung.

Bekanntlich haben die Aufgüsse von Kaffee, Tee und Kakao nur geringen Nährwert, der durch Milch- und Zuckerzusatz etwas gesteigert wird. Die in ihnen enthaltenen Anregungsmittel sind für Kinder durchaus unnötig. Wir würden viel besser daran tun, wenn wir den Kindern des Morgens regelmäßig an Stelle des Kaffees einen Milchbrei von Grieß, Reis oder ähnlichem vorsetzten. Leider sträuben sich viele Mütter dagegen, oft unter der Angabe, daß die Kinder auf die Dauer diese Nahrung nicht nähmen. Das ist selbstverständlich nicht richtig. Unsre Vorfahren haben es mindestens zweitausend Jahre nicht anders gekannt. In England und Amerika hat sich auch für Erwachsene als erste Mahlzeit der Hafermehlbrei (Porridge) erhalten oder wieder eingebürgert.

Vielfach wird gegen eine derartige gleichmäßige Kost eingewendet, daß das Kind eine gewisse Abwechslung verlange. Es ist sicherlich falsch, auf etwa vorhandene solche Wünsche der Kinder, die meist von ihnen nur deshalb geäußert werden, um an der Kost der Erwachsenen teilzunehmen und als Erwachsene zu gelten, irgendwie Wert zu legen. Die Mittagmahlzeit mag die einzige sein, die täglich eine Abwechslung bringt; im übrigen können ohne Schaden alle Mahlzeiten täglich die gleiche Zusammensetzung haben.

Das zweite Frühstück besteht zweckmäßig aus einer geringen Menge von Brot mit Obstmus, Schmalz oder Butter, dazu Obst oder einem kleinen Glas Milch. Eine regelmäßige Flüssigkeitszufuhr in geringen Mengen zu jeder Mahlzeit ist erwünscht; das Obst mit seinem hohen Wassergehalt kann für die Flüssigkeit eintreten.

Mittags ist der vielfach übliche Teller Suppe für Kinder unnötig; es genügt ein Gang mit mäßig viel (100 bis 120 Gramm) Fleisch und reichlicher Menge von Kartoffeln und Gemüse oder Hülsenfrüchten oder Mehlarten in jeder Form. Als Nachtisch kommt Obst gekocht oder frisch in Frage, ist aber nicht notwendig.

Die Nachmittagsmahlzeit entspricht dem zweiten Frühstück; nur kann man an Stelle der Fette hier besonders Fruchtmus verwenden.

Zur Abendmahlzeit eignet sich am besten eine dicke Suppe (Brei) mit Brotzulage.

Es entsteht nunmehr die Aufgabe, Klarheit über die einzelnen Bestandteile der Nahrung zu gewinnen, insonderheit über die Nahrungsmittel, die uns Natur

Digitized by Google

und Industrie bieten. Auf dieses Angebot übt der Krieg seinen starken Einfluß aus, wir werden uns daher an diesem Punkte der Darstellung mit dem Ausgleich der Schädigungen, die er bringt, zu befassen haben. Wir wiederholen uns, daß Heer und Jugend Anspruch darauf haben, am besten versorgt und von minderwertigen Ersatzmitteln verschont zu werden.

Von alters her sind wir gewohnt, die Eiweiße an die erste Stelle zu setzen, wenn von Nahrungsbedürfnissen gesprochen wird. Sie stehen uns im wesentlichen zu Gebote in Fleisch und Eiern, Milch und Milcherzeugnissen, Körner- und Hülsenfrüchten. Eiweißstoffe sind für den Betrieb des Körpers nur in geringem, für den Aufbau in größerem Umfang notwendig. Im allgemeinen genießen wir Erwachsenen viel mehr davon, als wir notwendig haben. Das gleiche trifft auf das Kindesalter zu, namentlich was die ersten Lebensjahre anlangt. Um diese Zeit nämlich ist eigentlich nur das Milcheiweiß gut verwendbar, dann das Eiweiß der Körnerfrüchte und endlich erst die beiden andern Eiweißarten. Namentlich wird den meisten Kindern viel zu früh Fleischeiweiß gegeben, ohne das sie in den ersten beiden Lebensjahren gut auskommen können. Es genügt aber auch in den späteren Jahren bis zur Vollendung der Pubertät, wie schon oben besprochen, eine einmalige Darreichung von Fleisch.

Während die Versorgung der Bevölkerung mit Fleisch bisher wesentliche Schwierigkeiten nicht erlebt hat, auch die Zufuhr von Körner- und Hülsenfrucht-eiweiß in keiner Weise Veranlassung zu Befürchtungen hat geben können, so liegen die Verhältnisse bezüglich der Milch und Milcherzeugnisse für den täglichen Einkauf zweifellos schlechter. Wenn auch gesagt wird, daß von einer Milchnot nicht die Rede sei, so ist doch der Milchpreis wesentlich gestiegen. Das ist für die Kinderernährung, nachdem einmal die Milch zu den wertvollsten Nahrungsmitteln der Jugend gehört, von sehr erheblicher Bedeutung. Ersatzmittel für die Milch gibt es nicht. Auch die eingedickte Milch läßt sich infolge der Veränderungen, die ihre Bestandteile während der Haltbarmachung erlitten haben, nicht wieder in den ersten Zustand zurückführen. Immerhin bietet sie für ältere Kinder, etwa von Beginn der Schulzeit ab, Möglichkeiten, die mehr ausgenutzt werden sollten wie bisher. Dem steht aber ihr Preis entgegen, wahrscheinlich auch die Schwierigkeit ihrer Beschaffung in größeren Mengen. Es kommt hinzu, daß die Herstellung vielerwärts mit feindlichem Gelde betrieben wird, namentlich in der Schweiz, was immerhin ein gewisses Hindernis ihrer Verwendung darstellt. Eine andre Möglichkeit, den Milchinhalt für unsre Jugend nutzbar zu machen, bietet der noch lange nicht genug gewürdigte Käse, den uns das neutrale Ausland aus nicht mit englischem Gelde gehaltenen Fabriken in Menge zu liefern imstande ist: Dänemark, Holland, Schweiz, Schweden und Norwegen. Die Zahl der Wärmeeinheiten und die Aufnahmefähigkeit der einzelnen Bestandteile ist beim Käse von größter Bedeutung gerade für den jugendlichen Körper. Das darf natürlich nicht hindern, daß mit allen Mitteln nach einer Vermehrung der Milcherzeugung im eignen Lande gestrebt werden muß.

Digitized by Google

Im Käse ist zu einem erheblichen Prozentsatz Fett enthalten. Wenn von einem Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage bei einem Nahrungsmittel die Rede sein kann, so ist es jetzt bei den Fettarten der Fall. Für die Kinderernährung gilt, daß die schwer verdaulichen Fette, diejenigen mit hohem Schmelzpunkt, ausgeschaltet werden müssen. Jetzt werden wir vom schulpflichtigen Alter ab nicht so wählerisch sein dürfen wie im Frieden. Eine Ernährung der Jugend ganz ohne Fett wird sich aus gesundheitlichen Gründen kaum durchführen lassen. Doch sind die geringen Mengen, die der Körper von diesem hochwertigen Nahrungsstoff verlangt, in vielerlei Arten von Nahrungsmitteln vorhanden: in Fleisch, Eiern, Milch und Milcherzeugnissen, sowie in einer großen Anzahl von pflanzlichen Nahrungsmitteln, unter denen eigentlich nur das Gemüse und das Obst ausfällt. Selbst wenn wir dem Kinde die Butter für das Brot und ihren Ersatz in Gestalt von Margarine oder Schmalz streichen und durch Obstmus ersetzen, so enthält die gewöhnlich verabreichte Nahrung so viel Fett, daß das Kind Ausgaben und Wachstum davon bestreiten kann, unter der Voraussetzung, daß ihm neben der geringen Menge notwendiger Eiweißstoffe die erforderlichen Wärmeeinheiten als Kohlehydrate, die man vielleicht am besten mit „Stärkestoffe" übersetzt, zugeführt werden. Die Hauptvertreter dieser Stärkestoffe sind der Zucker und das Mehl. Beide sind auch unter den jetzigen kriegerischen Verhältnissen in genügender Menge vorhanden und für die Kinderernährung nutzbar zu machen.

Von großer Bedeutung für das Wachstum des kindlichen Körpers ist die Zufuhr von gewissen Salzen, die überall in der Natur vorkommen, aber in bestimmten Nahrungsmitteln reichlich, in andern knapp enthalten sind. Zu den letzteren gehört die große Menge von Mehlsorten. Darauf muß bei der Kinderernährung Rücksicht genommen werden. Besonders große Mengen dieser Salze enthalten die Gemüse, das Obst und das Fleisch. Sie werden durch das Kochen dieser Nahrungsmittel in die Brühe übergeführt, die daher der Kinderernährung nicht entzogen werden sollte. Anderseits ist ein Uebermaß jener Salze schädlich und ein besonderer Zusatz derselben zur Nahrung, wie er häufig in marktschreierischer Art in den Zeitungsanzeigen empfohlen wird — es ist da von „Nährsalzen" die Rede, obwohl diese Salze nicht den geringsten Nährwert haben — kann nur als besondere ärztliche Verordnung bei kranken Kindern in Betracht kommen.

Das führt uns zur Bedeutung der Gewürze und der Reizstoffe für die Kinderernährung. Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß die letzteren, zu denen Alkohol, Tabak, Kaffee, Tee und in gewissem Sinne Kakao zu rechnen sind, für das Kind schädlich wirken, in seiner Ernährung keinen Platz haben und daher verboten bleiben müssen. Bezüglich der Gewürze wird vielfach ein gleicher Standpunkt eingenommen. Ich kann mich dem nicht ganz anschließen, schon im Frieden nicht und erst recht nicht im Kriege. Freilich, eine Würzung der Speisen, so wie wir Erwachsene sie uns angewöhnt haben, halte ich für die Kinder für unangebracht. Alle stärkeren Gewürze, insbesondere Pfeffer und

Digitized by Google

Senf, möchte ich überhaupt vermieden wissen. Etwas anders steht es meiner Ansicht nach mit Kochsalz und Essig, sowie mit den mannigfaltigen Gewürzkräutern, die unsre Küche im Vergleich zu der unsrer Vorfahren vernachlässigt hat. Ich kann von einem mäßigen, nicht übertriebenen und dem wachsenden Alter des Kindes angepaßten Gebrauch dieser Gewürze einen Schaden nicht erkennen. Vielmehr glaube ich, daß sie geeignet sind, der unter den Kriegsverhältnissen vorwiegend vegetabilischen und daher in ihren Grundlagen einförmigen Kost (Mehlspeisen, Kartoffeln, Kohl) Abwechslung zu verleihen. Jedes Uebermaß ist selbstverständlich zu vermeiden.

Vielfach begegnet man falschen Vorstellungen über die Flüssigkeitszufuhr bei der Kinderernährung. Der menschliche Körper und ganz besonders der des wachsenden Kindes bedarf unbedingt einer täglichen Zufuhr von Flüssigkeit, die etwa ein bis höchstens zwei Liter in vierundzwanzig Stunden betragen soll. Ein großer Teil dieser Menge wird bereits durch den breiigen Zustand der Nahrung gedeckt. Immerhin liegt gar kein Grund vor, jüngeren und älteren Kindern zu ihrer Nahrung nicht noch Flüssigkeit als Getränk zu reichen. Wenn man durchschnittlich rechnet, daß zu jeder der fünf Mahlzeiten außer der eigentlichen Nahrung, wenn sie nicht ganz flüssig oder breiig ist, noch an Getränken bis zu 150 bis 200 Kubikzentimeter gereicht werden, so befindet man sich auf durchaus richtigem Wege. Da Alkohol wegfällt, so handelt es sich nur um Wasser mit Zusätzen; selbstverständlich ist hierher auch die Trinkmilch zu rechnen: Es besteht kein Grund, den Kindern eine bestimmte Zeit des Trinkens, vor oder, was häufiger der Fall ist, nach dem Essen, vorzuschreiben. Man kann ihnen das überlassen: das Natürliche ist die Aufnahme der Flüssigkeitsmenge während des Verlaufes der Mahlzeit. Zu vermeiden bleibt eine Ueberfüllung des Magens, weshalb das „Hinuntergießen" der Getränke nicht erlaubt werden darf.

Mit der Ernährung des Kindes und ihrer gesundheitsmäßigen Ueberwachung hängt auf das engste die Zahn- und Mundpflege zusammen. Dank der unermüdlichen Befürwortung und des energischen Betreibens des Leiters der Medizinalabteilung des Preußischen Ministeriums des Innern ist die Schulzahnpflege auf dem besten Wege, hier sehr Nützliches zu schaffen. Aber das Elternhaus muß sie dabei unterstützen. Von gesunden Zähnen hängt nicht nur der Appetit, sondern auch die Nahrungsaufsaugung, also ihre Verwertung ab.

Ein sehr wesentliches Erfordernis, das vielen Kindern und auch Erwachsenen nicht geläufig ist, ist das gründliche Zerkauen der Bissen, die zu einem gleichmäßigen Brei verarbeitet sein müssen, ehe sie hinuntergeschluckt werden. Mangelhaftes Kauen bewirkt nicht nur schlechte Verarbeitung der Nahrung, sondern auch Erkrankungen des Magens und des Darmes. Das kann den Kindern gar nicht gründlich genug eingeprägt werden.

Daß endlich die allgemeine Körperpflege dem jugendlichen Körper ganz besonders nützlich ist und wesentlichen Einfluß auf die Ernährung hat, bedarf heutzutage auch für den Laien kaum besonderen Hinweises. Es sei aber

Digitized by Google

doch an dieser Stelle hervorgehoben, daß dazu neben einem zehnstündigen Schlaf, der höchstens auf acht Stunden herabgemindert werden darf, täglich langdauernder Aufenthalt in der freien Luft, ausgiebige Körperbewegung und regelmäßiges Bad gehört.

Wir dürfen hoffen, daß es auf Grund unsrer naturwissenschaftlichen Einsicht in die Verhältnisse und Bedingungen des Wachstums des menschlichen Körpers gelingt, auch unter den heutigen schwierigen Verhältnissen die Aufzucht der Jugend, der wir einst das Ergebnis dieses Krieges als ein Geschenk überantworten werden, gesundheitsgemäß zu gestalten. Elternhaus, Hausarzt, die öffentliche Gesundheitsbehörde und die Schule müssen zusammenarbeiten, letztere namentlich auch unter Aufgabe oder doch Hintansetzung aller möglichen Sonderwünsche der einzelnen Schularten, unsern Nachwuchs so zahlreich und so kräftig wie nur möglich zu erhalten, damit das künftige Geschick des Vaterlandes in die Hände eines lebenskräftigen Geschlechtes gelegt wird.

Genosse Liebknecht und deutsche Freiheit

Von

Prof. Dr. K. D. Sphyris (Athen)

Der Reichstagsabgeordnete Genosse Dr. Liebknecht kann sicherlich nicht als ein „homo novus“ des Weltkrieges bezeichnet werden. Dagegen wurde er schon in der alten guten Friedenszeit zu einem Menschen von Weltruf erhoben, nicht etwa durch seine wohl bedeutende parlamentarische Begabung, sondern durch die ganz eigentümliche Eigenschaft eines Potsdamer Volksvertreters, für die ihn die Ironie des Schicksals bestimmt zu haben scheint.

Seit Kriegsausbruch aber genießen wir das interessante Schauspiel, daß die Organe der feindlichen Presse sich bemühen, den Potsdamer Genossen als den echten Vertreter der Volksmeinung und des Volkswillens vorzustellen und seine hartnäckige Opposition gegen den Krieg als das Zeichen einer ernsten Uneinigkeit der ganzen Welt vorzuführen.

Der bewährte Sozialdemokrat hat tatsächlich in offenem und vollem Gegensatze zu Partei und Reichstagsfraktion eine eigene Meinung behaupten und einen eigenen Weg gehen wollen; er lehnt prinzipiell jeden Kriegskredit jedesmal ab, protestiert fortwährend gegen den Krieg und hört nicht auf, die ganze Kammer mit einer Fülle von Anfragen und Ergänzungen zu belästigen. Bei jeder wichtigen Reichstagssitzung haben wir bestimmt den Namen Liebknechts zu lesen, der geradezu in den Momenten der höchsten welthistorischen Bedeutung seine alte Eigenschaft bekunden und als die Verkörperung des Klassenkampfes und Klassenhasses erscheinen will.

Digitized by Google

Wir haben kein Recht und keinen Grund, irgendein scharfes Wort gegen die Person irgendeines Dissidenten auszusprechen oder uns in die inneren Angelegenheiten der mächtigen Sozialdemokratie einzumischen. Wir wollen aber einzig als neutrale Beobachter feststellen, daß wir bei dem Falle Liebknecht mit einem Menschen zu tun haben, der eine ganz sonderbare Ausnahme in seinem gesamten Auftreten darbietet. Denn er richtet sich ohne Zweck als unversöhnlicher Feind der bestehenden Ordnung und jedes Kompromisses auf und protestiert gegen Beschlüsse und Entschlüsse eines Volkes, welches wie ein Mann sich siegreich gegen den gemeinsamen Feind aller Klassen in einem defensiven Kriege wehrt. Er erhebt sich nutzlos gegen die Gesamtheit und bemüht sich, in blinder Wut den Klassenkampf noch jetzt wiederzubeleben, in einer Zeit, wo der deutschen Arbeiterklasse, wie es die sozialdemokratische Mehrheit richtig auffaßt, Arbeiter und Arbeitgeber der feindlichen Länder jede Möglichkeit nicht etwa eines besseren Lebens, sondern des Lebens überhaupt, rauben wollen, indem sie den Krieg bis zur Vernichtung Deutschlands trotz allen Niederlagen zu führen entschlossen sind. Er vergißt sogar dabei vollständig, was leider auch bei den Dissidenten geschieht, daß die Sozialdemokraten der geschlagenen Vierverbandsmächte sich für die Eroberungspläne ihrer Regierungen in bezug auf organische Bestandteile des Deutschen Reiches ganz offen und mindestens in vollem Widerspruch zu den Tatsachen aussprachen.

Diese kuriose Ausnahme könnte an und für sich nicht sehr schwer erklärlich sein, wenn sie auf ein einseitiges Hervortreten und einseitige Hypertrophie guter deutscher Eigenschaften in dem betreffenden Ausnahmsindividuum zurückgeführt werden dürfte.

Ein solcher Fall kann vielleicht bedeutend befremden, ohne aber die gewagte Behauptung genügend zu rechtfertigen, daß er als eine pathologische Erscheinung bezeichnet werden soll. Wir haben es aber hier ganz sicher nicht mit einer solchen Erscheinung zu tun, wie sie so oft als komplizierte psychische Krankheit vorkommt, die wir bei sehr schweren Fällen als eine Kombination einer „Zwangsvorstellung“ mit der spezifischen Form einer „geistigen Exhibition“ zu diagnostizieren haben.

Diese „Exhibitio mentalis“, wie wir sie nennen wollen, kann man ganz vorwiegend bei Südvölkern, und zwar bei gealterten Kulturvölkern des Südens, als eine soziale Krankheit finden. Sie tritt manchmal bei günstigen Verhältnissen als eine „furchtbare Epidemie“ mit geradezu verheerenden Folgen auf. Das französische Volk bietet den besten Boden für ihre Reinkultur, und die große Französische Revolution das typische Bild einer unheilvollen Epidemie. Das deutsche Volk weist aber glücklicherweise keine günstigen Kultivierungsverhältnisse für solche soziale Krankheit auf.

Jedenfalls interessiert uns das Betragen Liebknechts und sein Fall weiter nicht. Wir wollen uns nur mit der Feststellung der Tatsache begnügen, daß ein beliebiger Abgeordneter des Reichstags, unbekümmert um Vaterland und um wirkliche Interessen des deutschen Proletariats, einen derartigen Fall dar-

Digitized by Google

stellt. Diese und ähnliche Tatsachen sind derartiger Natur, daß wir ihnen die größte Wichtigkeit in soziologischer und politischer Hinsicht beizumessen haben. Sie erlauben uns einen vortrefflichen Aufschluß in den inneren Bau des ganzen sozialen und staatlichen Organismus der deutschen Gesamtheit zu gewinnen und geben uns speziell die besten „Proben", um die Möglichkeit überhaupt einer „Reaktion" dieses Ganzen auf derartige „Reize" und deren Art feststellen zu können. Dabei können wir die passenden Vergleiche mit analogen Erscheinungen anderer Staaten und Völker vornehmen und daraus interessante Schlüsse ziehen.

Wir befassen uns also mit solchen Fällen nicht um ihretwillen, sondern um das Verhalten des Ganzen ihnen gegenüber zu studieren und die damit verbundenen soziologisch-politischen Folgerungen zu ziehen.

Und zwar haben wir folgendes zu bemerken: Regierung und Volk werden nicht entrüstet, nehmen keine drohende Haltung an. Das Leben des Friedensstörers ist ebenso sicher wie dasjenige des Reichskanzlers. Man „duldet" einen Liebknecht, man duldet die neuerschienenen Dissidenten. Die Sozialdemokraten verkünden im Parlament mit Ruhe ihre Friedensabsichten und erklären sich mit Wagemut gegen jede Annexion. Die Dissidenten gehen bei ihrem ersten Auftreten sogar so weit, daß sie jeden Kriegskredit zur Fortsetzung des Krieges ablehnen. Das blutende Volk protestiert nicht einmal dagegen und beschränkt sich darauf, trotz den großen Siegen und den großen Opfern, darüber nur ruhig zu diskutieren. Man kommt gar nicht auf den Gedanken, jemand das Recht des Sprechens und Fühlens zu verbieten.

Auf der französischen Seite aber haben wir geradezu die entgegengesetzten Beobachtungen zu machen. Am Anfang des Krieges wird der Sozialistenführer Jaurès ermordet. Das Volk und die Presse schweigen vollständig darüber, zur Ueberraschung der ganzen Welt, welche noch frisch die Lärm- und Skandalschreiberei und die sensationellen Straßenszenen und Wahlkundgebungen anläßlich der Affäre Caillaux-Calmette in Erinnerung behielt. Sie scheinen dagegen die Tat des Mörders als eine „schöne patriotische Geste" zu billigen, wie heute die Heldentaten des besiegten Generals in Saloniki. Die Regierung applaudiert heimlich dabei und gibt sich jede Mühe, um jeden Skandal beim Prozeß zu vereiteln. Der Prozeß soll sogar „aus Rücksicht auf den öffentlichen Frieden" für unbestimmte Zeit vertagt sein!

Volk, Presse und Regierung verbieten jedes gemäßigte Gespräch, wetteifern in der Verwendung schöner Namen für den großen Gegner und dulden keine Aufklärung über die tatsächliche politische und militärische Lage. Die offizielle Sozialdemokratie, im Gegensatz zu ihrer deutschen Schwester, läßt sich vom Milieu völlig beherrschen, weist jeden Friedensvorschlag auf das entschiedenste ab, verkennt in gleichem Maße wie das Publikum die ganze Lage. Der Pariser Sozialistenkongreß stimmt mit Jubel den Eroberungsplänen der Regierung zu und erläßt eine Resolution, welche jede Rede und jeden Erlaß der ehrwürdigen Patrioten Briand, Poincaré, Viviani, Joffre und Galliéni an Schärfe, Täuschung, Lüge und Beschimpfung noch übertrifft!

Digitized by Google

Diese elementaren Vergleiche vollziehen sich ganz automatisch im Kopfe jedes vernünftigen Neutralen.

Die französische Demokratie ist also der reaktionäre Antipode des deutschen Kaiserreiches, wie die Formfreiheit derjenige der echten Freiheit. Wir dürfen aber uns gar nicht darüber wundern. Diese einzelnen Fälle bestätigen die schon bekannte Wahrheit.

Der deutsche Sozialorganismus besteht aus Individuen mit tiefem innerem Leben und innerer Spannungskraft, welche ihm ein inneres Gefüge zu verleihen vermögen. Darum findet man Drang nach innerer Freiheit bei den Einzelnen, Drang nach sozialer Freiheit bei dem Ganzen. Darum findet man eine weitgehende und zweckmäßige Differenzierung der einzelnen Glieder und Gliederkomplexe in vollster Harmonie mit der größten Integrierung des Gesamtorganismus. Diese Harmonie beruht auf dem konzentrischen Gesamtstreben der inneren Spannungskräfte der einzelnen Glieder mit ihren zielbewußten Teiltendenzen nach einem Gesamtziele, welches in der fortschreitenden Ausbildung und weiteren Funktionierung eines festgefügten inneren Soziallebens besteht.

Der französische Sozialorganismus besteht dagegen aus Individuen ohne inneres Leben und ohne Tiefe, welche ihm nichts andres als nur ein immer loses Gefüge zu geben vermögen. Deshalb beobachtet man einen Drang nach unbeschränkter äußerer Freiheit einer oberflächlichen und auf Aeußeres abzielenden zuchtlosen Selbstsucht bei den Einzelnen, einen Drang nach formaler Freiheit und Form bei dem Ganzen. Es fehlt jede wirkliche Harmonie und jede bindende innere Kraft, es fehlt das Bewußtsein der Notwendigkeit eines zielbewußten Gesamtstrebens. Das Bindemittel und das Adersystem des entnervten Gesamtorganismus bilden nur ein „herzschlagartig" auftretender und wirkender Augenblicksenthusiasmus und ein unerträglicher und beleidigender Ueberchauvinismus, der durch alle erdenklichen äußerlichen Formeigenschaften einer oberflächlichen Selbstsucht, wie z. B. durch den Drang nach äußerem Ansehen der Außenwelt gegenüber, nach Wohlstand und durch Eitelkeit hervorgerufen und belebt wird.

Demgegenüber herrscht bei dem deutschen Volke Freiheit des Denkens und Fühlens, Freiheit der Religion, Respekt vor dem einzelnen Individuum und vor allen sozialen Gruppen des In- und Auslandes, der befreundeten und feindlichen Länder. Dies alles heißt „Toleranz".

Das Deutsche Reich funktioniert dabei nicht etwa auf Grund von Formen, sondern auf der realen Grundlage der Tatsachen und der wahren Interessen des Einzelnen und der Gesamtheit. Wir beschränken uns nur auf Erwähnung folgender Hauptzüge: Dezentralisation und freiere Entwicklung der einzelnen Glieder; soziale Gesetzgebung von musterhafter Form und freie Fortentwicklung der echten Sozialdemokratie; Freiheit der Religion und Förderung der individuellen Persönlichkeit durch freieren Unterricht; zielbewußtes Eingreifen zur Bekämpfung der aus der heutigen Form des Lebens erwachsenen Tendenz der Einseitigkeit und Mechanisierung durch das geeignete Schulwesen, durch die Förderung des Vereinswesens und einer ernsten, vielseitigen und allgemein-

Digitized by Google

bildenden Presse, durch die Schaffung und Unterstützung bezüglicher sozialer Einrichtungen, und im allgemeinen durch die richtige Ausnützung der bei einer solchen Tendenz natürlich entstehenden Reaktion des individuellen Kernes des an und für sich immer starke innere Individualität aufweisenden deutschen Individuums; der Internationalismus der Hochschulen und Universitäten, deren freierer Geist und freieres Studiensystem; das Dulden von offiziellen antideutschen Nationalparteien der nichtdeutschen Minoritäten im Reichstage nicht eines Rußlands, sondern eines Staates, der zu den einheitlichsten Staaten der Welt gezählt werden kann; die unbestrittene Ueberlegenheit in bezug auf den gewerblichen Rechtsschutz und überhaupt die rechtliche Behandlung der Angehörigen feindlicher Staaten im Kriege. Dies alles ist das Ergebnis einer sozialen Freiheit. Tatsache, nicht Form.

Im Gegenteil herrscht bei dem französischen Volke keine wirkliche Freiheit des Denkens und Fühlens, keine wirkliche Freiheit der Religion, sondern nur Gewalt gegen die Dissidenten. Es herrscht weiter kein Respekt vor dem Mitmenschen, ein Glauben aber dabei an Autoritäten. Es wohnt ihm eine unerträgliche Selbstüberhebung und Mißachtung anderer Völker und Staaten inne. Jeder unbefangene Neutrale, der französischen Boden betritt, fühlt sich sogar gezwungen, wegen der überchauvinistischen, blinden und jeden Widerspruch verbietenden allgemeinen Verachtung gegen alles Deutsche (wir sprechen natürlich von Friedenszeit!) ein solches Volk geradezu zu hassen, welches man sonst in der Ferne nur verachten und bemitleiden könnte. Dies alles ist Intoleranz und Macht der Gewalt.

Der französische Staat funktioniert nur auf der Grundlage der Formen. Er wird genügend durch folgende Hauptzüge in bezug auf seine freiheitlichen Tendenzen charakterisiert: Zentralisation, Konzentrierung des ganzen Lebens in Paris und dabei Verhinderung der freien Entwicklung der Staatsglieder der Peripherie, keine der deutschen ebenbürtige Sozialgesetzgebung, keine wirkliche Freiheit der Religion, sondern heute eine Nichtduldung der Katholiken und gestern eine Verfolgung der Freidenker; eine Hemmung der Entwicklung von individuellen Persönlichkeiten mit tatsächlicher Tiefe durch die innere Ausgestaltung und Ausübung des Unterrichts und durch das keine freie Wahl zulassende und keine selbständige Geistesentwicklung fördernde Studiensystem der Hochschulen und Universitäten; ein großkapitalistisches und ungerechtes Steuersystem (ewige Debatten über Einkommensteuer!). Dies alles ist die Phrasenfreiheit und das Vergewaltigungsregime eines immer schwankenden Staatsschiffes.

Trotzdem gilt heute noch Deutschland als das Land der Barbarei und des Mittelalters und als der Herd der Unfreiheit und Unkultur, Frankreich dagegen als der Vertreter der Menschenfreiheit, der Menschenrechte und der Kultur und als der Beschützer der kleinen Nationalitäten, denen wohl auch das brutal und zynisch vergewaltigte Griechenland angehören will. Dies alles ist gerade eine Folge des Nachteiles, den innere Freiheit und inneres Leben gegenüber der Form und der Phrase haben!

Digitized by Google

Im Namen und unter dem Schutze der Phrasenfreiheit ist dem edlen Frankreich von heute gestattet, Griechenland seiner Hoheitsrechte zu berauben, es zu terrorisieren und trotz allem Entgegenkommen in verbrecherischem Einvernehmen mit seinen Verbündeten und unter deren Mitwirkung zum Aushungerungstod verurteilen zu wollen. Im Namen der Phrasenfreiheit und für die Kultur vollzieht schließlich die dritte Republik durch den stolzen Sozialdemokratengeneral der geschlagenen Landungstruppen die glorreichen Verhaftungen in Saloniki und durch die stolzen Kreuzer die ruhmreiche Besetzung von Kastelorizo und Korfu und begeht dadurch die undenkbarsten Verbrechen gegen Menschenrechte, Völkerrechte und Courtoisie und gegen die letzten Reste der Ehre und Würde eines neutralen, zivilisierten europäischen Staates. Im Namen des Rechtes, der Menschlichkeit und der Existenzberechtigung der kleinen Nationalitäten wagt die tapfere französische Marine, die Flagge auf dem Privateigentum des Deutschen Kaisers auf einer (durch Verträge) neutralisierten Insel eines neutralen Staates zu hissen und in dem unglücklichen Land trotz dem Protest und der Entrüstung des griechischen Königs die Cholera durch die Ausschiffung und Installierung der Trümmer der Armee des besiegten Serbiens zu verbreiten. Es ist nebenbei zu bemerken, daß dies alles geschieht in einer Zeit, wo die Deutschen den besten Teil des französischen Bodens besetzt halten, und unter einer Regierung, die unter der Leitung eines Renegaten der Sozialdemokratie steht und unter ihren Mitgliedern echte und treue Sozialisten zählt.

Im Namen der Phrasenfreiheit war es auch den Helden der großen Revolution gestattet, jeden Bürger zu ermorden und jene Schandtaten gegen jedes Menschenrecht zu verüben, welche jede erdenkliche Greueltat übertreffen und dabei noch Bewunderer finden.

Man darf jedoch die Form nicht ohne weiteres verurteilen. Nein! Sie kann als ein sehr wichtiger Faktor in Erwägung gezogen werden, solange sie nicht ausschließlich oder ganz vorwiegend den Einzelnen und die Gesamtheit beherrscht. Darum können wir nicht leugnen, daß wir im individuellen und sozialen Leben des Deutschtums meist diejenige Berücksichtigung des Formalen und Aeußeren vermissen müssen, welche ihnen verliehen werden sollte, soweit sie nur die nötige äußere Hülle und die äußere Ergänzung ohne Schaden des Ganzen und des Innern bilden könnten. Dann hätten wir aber den idealen Typus des Menschen, wie er ganz ausgesprochen sich im Leben des deutschen Goethe widerspiegelt, und die ideale Form der Gesellschaft, wie sie uns nie von einem Formvolke gegeben werden kann!

Im großen und ganzen findet man nun auf der deutschen Seite inneres Leben — innere Freiheit — Toleranz (trotz der häufig auftretenden Abschwächung bei den jüngeren Generationen, welche hoffentlich als eine vorübergehende Erscheinung dieser Uebergangsperiode gelten kann); dagegen auf der französischen Seite äußeres Leben — formale Freiheit — Terrorismus.

Demnach hat das deutsche Volk die Reformation hervorgebracht, welche den Sieg der inneren Freiheit und der Toleranz bedeutete und den Weg der

Digitized by Google

geistigen Freiheit und der freien Entwicklung des Geistes öffnete, welcher zu der heutigen Kultur zu führen vermochte.

Das französische Volk hat dagegen die große Revolution geschaffen, welche fast ausschließlich auf das Aeußere sich bezieht und beziehen mußte. Dieses stolze Kind des Volkes der Formen und der Wortfreiheit ist nichts anderes als der Sieg der Intoleranz und der brutalen Gewalt gegen Vernunft, Gefühl und Recht und als der Triumph der Form und des Moments gegen die wirkliche Freiheit. Sie hat uns konsequenterweise die Napoleons, die kapitalistisch-formalistische Republik und die Sarrails und Briands geschenkt.

Der Fall Liebknecht gibt nun einen sprechenden Beweis für die deutsche Toleranz ab, welche als die Hauptäußerung der inneren Freiheit eines Volkes mit innerem Leben betrachtet werden kann.

Immerhin hat Genosse Liebknecht nichts andres als seine Pflicht, wie er sie auffaßt, zu erfüllen versucht. Er leistet aber dabei dem deutschen Volke einen Dienst, der derartig groß ist, daß der unverbesserliche und immer argwöhnische Franzose in der ewigen Opposition des aufrichtigen Sozialdemokraten nur ein Spiel der preußischen sournoiserie und der verbrecherischen List des „preußischen Militarismus" entdecken könnte.

Dies sind einfache Betrachtungen, denen alle Neutrale ohne weiteres zustimmen müssen, soweit sie sine ira und unbefangen urteilen wollen.

Inner-Arosa (Schweiz), Februar 1916.

Der Postkrieg

Von

H. Wittmaack

Die englische Regierung läßt neutrale Postdampfer auf der Fahrt zwischen neutralen Häfen anhalten und in einen englischen Hafen bringen, hier die Ladung durchsuchen und Postpakete zurückhalten. Wie verhält sich dieses Verfahren zu dem Völkerrecht?

Der Artikel 1 des Haager Abkommens über gewisse Beschränkungen in der Ausübung des Beuterechts im Seekriege vom 18. Oktober 1907 lautet: Die auf See (en mer) auf neutralen oder feindlichen Schiffen vorgefundenen Briefpostsendungen (correspondance postale) der Neutralen oder der Kriegführenden, mögen sie amtlicher oder privater Natur sein, sind unverletzlich. Erfolgt die Beschlagnahme des Schiffes, so sind sie von dem Beschlagnehmenden möglichst unverzüglich weiter zu befördern.

Die Bestimmungen des vorstehenden Absatzes finden im Falle des Blockadebruchs keine Anwendung auf die Briefsendungen, die nach dem blockierten Hafen bestimmt sind oder von ihm kommen.

Digitized by Google

Artikel 2. Die Unverletzlichkeit der Briefpostsendungen entzieht die neutralen Postdampfer nicht den Gesetzen und Gebräuchen des Seekriegs, welche die neutralen Kauffahrteischiffe im allgemeinen betreffen. Doch soll ihre Durchsuchung nur im Notfall, unter möglichster Schonung und mit möglichster Beschleunigung vorgenommen werden.

Dieser Vertrag ist von allen hier in Betracht kommenden Staaten ratifiziert. Die Unverletzlichkeit wird in diesen Bestimmungen nur für die Briefpostsendungen gewährleistet. Im übrigen finden während des Krieges die gewöhnlichen Regeln für Kauffahrteischiffe und deren Ladungen auch auf die Postdampfer und deren Ladungen Anwendung. Es ist dieses bezüglich der Postschiffe selbst ausdrücklich bestimmt. Auch wenn man diese Bestimmung auf die Ladung der Postdampfer, insbesondere die Postpakete, nicht sollte beziehen wollen, so würden doch die allgemeinen Regeln des Völkerrechts, von denen eine Ausnahme hier nicht gemacht ist, zu dem gleichen Resultat führen.

Die Londoner Deklaration bestimmt nun, Artikel 30, daß die absolute Konterbande, d. h. Gegenstände, die ausschließlich für den Krieg verwendet werden, auch in neutralen Schiffen auf der Fahrt zwischen neutralen Häfen der Beschlagnahme unterliegen, wenn ihre Bestimmung das feindliche oder vom Feinde besetzte Gebiet ist. Danach kann man der englischen Regierung nicht wohl das Recht absprechen, auch die Postdampfer anzuhalten und die auf denselben befindlichen Postpakete nach der Richtung hin zu untersuchen, ob sie absolute Konterbande enthalten, und ob die Bestimmung solcher Postpakete das feindliche Gebiet ist. Ist zu diesem Behufe die Einbringung in einen englischen Hafen erforderlich, so müssen die Eigentümer der Schiffe und der Postpakete sich solches gefallen lassen. Ein besonderer Verdachtsgrund dafür, daß absolute nach dem feindlichen Gebiet bestimmte Konterbande an Bord ist, kann nach der Praxis und nach den Verhandlungen auf der Londoner Konferenz wohl nicht als notwendig angesehen werden. (Vgl. über diese Fragen den Artikel im Januar-Heft 1916, S. 105 ff.) Der Umstand, daß die Konterbande sich in einem Postpaket befindet, ist unerheblich. Sie hat dasselbe Schicksal zu erfahren wie Konterbande, die auf andre Art befördert wird. Die sog. relative Konterbande, d. h. solche Gegenstände, die für kriegerische wie für friedliche Zwecke verwendbar sind, unterliegen nach Artikel 135 der Deklaration der Beschlagnahme nur, wenn sie auf einem Schiffe vorgefunden werden, das sich auf der Fahrt nach dem feindlichen oder vom Feinde besetzten Gebiet oder zur feindlichen Streitmacht befindet. Diese Voraussetzung trifft bei neutralen Postdampfern, die auf der Fahrt von einem neutralen Hafen zu einem andern angehalten werden, nicht zu. Die Deklaration ist nicht ratifiziert und die englische Regierung hat sie nur mit einigen Modifikationen für den gegenwärtigen Krieg angenommen. Zu diesen Modifikationen gehört insbesondere die Bestimmung, daß relative Konterbande auch auf einem neutralen Schiffe auf der Fahrt nach einem neutralen Hafen genommen werden dürfe, wenn der Destinatär sich in feindlichem Gebiet aufhalte. Danach nimmt die englische Regierung auch bezüglich

Digitized by Google

der relativen Konterbande auf neutralen Schiffen das Recht in Anspruch, zu untersuchen, ob sie nicht für eine Person im feindlichen Gebiet bestimmt sei. Dieses ist zwar nach dem Völkerrecht unrichtig, allein die englische Regierung handelt nach ihren Grundsätzen. Die relative Konterbande setzt aber voraus, wie dieses auch grundsätzlich von der englischen Regierung angenommen wird, daß die Waren für den Gebrauch der Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind. Befindet sich der Destinatär im feindlichen Gebiet, so ist es seine Sache, den unschuldigen Charakter der Waren, d. h. darzutun, daß sie nicht für den Gebrauch der Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind.

Diese Regeln genügen aber nicht, um das Verhalten der englischen Regierung vollständig zu erklären. Es ist der Versuch gemacht, die Erlaubnis zur Einfuhr von kondensierter Milch aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland zu erwirken, um zu verhüten, daß deutsche Kinder aus Mangel an der erforderlichen Nahrung zugrunde gehen. Die französische Regierung soll hiergegen Einspruch erhoben haben und infolgedessen die Sendung unterblieben sein. Die französische Regierung hat selbstverständlich jenen Standpunkt nicht eingenommen, ohne eines gleichen Verhaltens seitens der englischen Regierung sicher zu sein. Man hat der französischen Regierung wohl deshalb den Vortritt gelassen, damit die Demokraten und Sozialisten, die jetzt das Geschick Frankreichs leiten, zeigen könnten, daß sie, wenn auch einige von ihnen unter Umständen die Botschaft von der allgemeinen Brüderlichkeit verkündet haben, doch nicht minder wie die englische Regierung entschlossen sind, den Kampf für Zivilisation, Kultur und Menschlichkeit auch mit unmenschlichen Mitteln zu führen. Bei aller Gewandtheit der Prisenrichter würde es ihnen doch wohl schwer fallen, festzustellen, daß die kondensierte Milch für die deutschen Streitkräfte oder für eine deutsche Verwaltungsstelle bestimmt sei. Das Verfahren der englischen Regierung bezüglich der Postpakete muß sich auf die sog. Blockadeverordnung vom 11. März 1915, der sich auch die französische Regierung angeschlossen hat, gründen. Danach können auch auf neutralen Schiffen, die auf der Fahrt zwischen neutralen Häfen begriffen sind, alle Güter, die eine feindliche Bestimmung haben oder feindliches Eigentum oder feindlichen Ursprungs sind, mit Beschlag belegt und zurückbehalten werden. Diese Bestimmung ist eine ausnahmslose und trifft auch auf Postpakete auf neutralen Schiffen zu. Man sieht, daß es dadurch ermöglicht wird, Postpakete, welchen Inhalt sie auch haben, auf unbestimmte Zeit zurückzuhalten. Haben sie keinen feindlichen Charakter, so muß doch erst untersucht werden, ob sie nicht unter die Blockadeverordnung fallen. In dieser Weise wurden namentlich Wertpapiere, die von Holland auf neutralen Schiffen mit der Post nach Nordamerika befördert wurden, von der englischen Regierung angehalten, weil sie mit einem deutschen Stempel versehen waren und hieraus der allerdings offenbar unrichtige Schluß gezogen wurde, daß sie deutsches Eigentum seien.

Es bedarf keiner Ausführung, daß die Vorschriften der sog. Blockadeverordnung völkerrechtswidrig sind. Die Blockade muß, wenn sie Gültigkeit haben

Digitized by Google

soll, effektiv sein, d. h. durch eine Streitmacht aufrecht erhalten werden, die hinreicht, den Zugang zur feindlichen Küste wirklich zu verhindern. Wie wenig dieses der Fall ist, hat vor kurzem erst die Fahrt der „Möwe" gezeigt.

Die skandinavischen Staaten sind auf der Londoner Konferenz nicht vertreten gewesen. Sie würden daher rechtlich in der Lage sein, sich auf die alte, bis zum Jahre 1900 auch von England anerkannte Regel zu berufen, daß Waren auf einem neutralen Schiffe, welches auf der Fahrt zwischen zwei neutralen Häfen begriffen ist, niemals Konterbande sind. Dänemark und Norwegen werden schwerlich geneigt sein, ihre Phäakenexistenz, die durch den Krieg besonders glänzend geworden ist, durch einen Konflikt mit England zu gefährden oder zu schmälern. Schweden hat sich in Erinnerung an seine große Vergangenheit nicht so geneigt gezeigt, sich die völkerrechtswidrige Behandlung von seiten Englands ruhig gefallen zu lassen. Es hat zu Vergeltungsmaßregeln gegriffen, indem es englische Postsendungen, die über Schweden nach Rußland bestimmt waren, zurückgehalten hat. Ob dieses etwas nützen wird, ist zweifelhaft. England scheint es als seine nächste Aufgabe anzusehen, Deutschland niederzuringen, und da es dies im Kampfe nicht kann, die Aushungerung mit allen möglichen Mitteln zu versuchen. Ist Deutschland bezwungen, kann England mit den kleinen Staaten kurzen Prozeß machen.

Das Haager Abkommen gewährleistet die Unverletzlichkeit nur für Briefpostsendungen, für Correspondance postale, wie es in dem maßgebenden französischen Text heißt, nur für schriftliche Mitteilungen. Andre Gegenstände, die mit den schriftlichen Mitteilungen zusammen verpackt sind oder sich allein in einem briefähnlichen Umschlage befinden, haben auf die Unverletzlichkeit keinen Anspruch. Man kann daher einer kriegführenden Macht wohl kaum das Recht bestreiten, die Briefumschläge in der über See gehenden Post zu öffnen, um zu untersuchen, ob sie wirklich nur schriftliche Mitteilungen und nicht auch andre Gegenstände enthalten. Auf diese Weise ist es der englischen Regierung gelungen, in den Besitz von den verdächtigen, mit einem deutschen Stempel versehenen Wertpapieren zu gelangen, die auf einem holländischen Postdampfer nach den Vereinigten Staaten befördert werden sollten. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß sich andre verpönte Gegenstände in kleinen Dosen in einem Briefumschlage befinden. Dieses erscheint zwar bedeutungslos, aber nach dem Ausrottungsstandpunkt der Ententemächte ist es erklärlich, daß sie jeder Schmuggelei, die imstande ist, einem Deutschen, wenn auch nur einem Kinde, eine gewisse Erleichterung in den mit dem Kriege verbundenen Entbehrungen zu verschaffen, entgegentreten und auch die Briefumschläge deshalb öffnen, um festzustellen, ob sich nicht solche Gegenstände darin befinden. Nach dem Haager Abkommen muß man aber annehmen, daß eine Oeffnung der Briefpostsendungen auf hoher See zu derartigen Zwecken nur gestattet ist, wenn besondere Verdachtsgründe vorliegen. Die Entscheidung der Frage, wann dies der Fall ist, hängt allerdings von dem Ermessen ab, und es ist selbstverständlich, daß ein solches

Digitized by Google

Ermessen anders ausgeübt wird von englischen und französischen Behörden, als es bei deutschen der Fall sein würde.

Das Haager Abkommen hat eine Art Hintertür offen gelassen, vermittelst deren eine kriegführende Macht unter Umständen auch an über See gehende Briefpostsendungen herankommen kann. Der Artikel 1 betrifft nur die auf See (en mer) vorgefundenen Briefschaften. Unter dem Ausdruck en mer kann man nur das offene Meer, die hohe See, verstehen. Es ist nämlich anerkannt, daß das Meer bis zu einer bestimmten Entfernung vom Ufer in gewissem Maße der Souveränität des Uferstaates unterliegt. Insbesondere ist das Recht zur Fischerei oder zur Gewinnung andrer Produkte des Meeres, z. B. Bernstein, im Interesse der Anwohner den Uferstaaten ausschließlich vorbehalten. Die Uferstaaten sind auch verpflichtet, innerhalb der Uferzone für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen und insbesondere auch zu verhüten, daß im Falle eines Krieges zwischen andern Staaten innerhalb derselben Feindseligkeiten stattfinden. Ueber die Breite des Küstenmeeres fand früher viel Streit statt, indem einzelne Staaten sich bestrebten, ihre Hoheit über die See möglichst auszudehnen. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stellte der holländische Jurist Bynkershoek die Regel auf, daß die Staatshoheit über die angrenzende See sich nicht weiter als bis zur Kanonenschußweite erstrecken dürfe. Die Kanonen trugen damals zirka 3 Seemeilen (1 Seemeile = 1851,852 Meter). Daraufhin hat sich die Praxis gebildet, daß das Küstenmeer sich auf 3 Seemeilen vom Ufer, vom niedrigsten Stand des Wassers zur Ebbezeit an gerechnet, erstrecke. In bezug auf die Rechte des Uferstaates an den Territorialgewässern herrscht keine Uebereinstimmung der Meinungen. Man kann es aber als feststehend ansehen, daß die Schiffe aller Nationen berechtigt sind, auch das Küstenmeer zur Durchfahrt zu benutzen, insofern dadurch kein Schaden veranlaßt wird, und daß sie bei der Durchfahrt, wenn sie in dem Küstenmeer keinen Aufenthalt nehmen, der Souveränität des Territorialstaates nicht unterliegen.

Im Jahre 1876 fand innerhalb dreier Seemeilen von der englischen Küste vor Dover ein Zusammenstoß des Hamburger Dampfschiffes „Frankonia" mit dem englischen Schiffe „Strathclyde" statt. Dabei kam ein Passagier des letzteren ums Leben. Es wurde in England ein Verfahren wegen fahrlässiger Tötung gegen den Kapitän der „Frankonia" eingeleitet. Die Gerichte kamen aber zu dem Resultat, daß ein Gerichtsstand für solche Vorgänge im Küstenmeer nach der englischen Gesetzgebung nicht begründet sei. Um diese Lücke auszufüllen, wurde im Jahre 1878 ein englisches Gesetz über die Gerichtsbarkeit in den englischen Küstengewässern (Territorial Waters Jurisdiction Act) erlassen. Darin wird der britischen Regierung die Befugnis zur strafrechtlichen Verfolgung aller in den britischen Territorialgewässern, und zwar in dem Küstenmeer bis auf 3 Seemeilen begangenen strafbaren Handlungen, auch wenn die Begehung an Bord oder mittels eines fremden Schiffes stattgefunden hat, beigelegt. Bei der Verhandlung über dieses Gesetz im Oberhause erklärte der Lordkanzler ausdrücklich, daß das Recht fremder Schiffe zur Durchfahrt durch das englische

Digitized by Google

Territorialmeer innerhalb der angegebenen Grenze eine Konzession der britischen Regierung sei, so daß diejenigen, die sich dieser Konzession bedienten, die Rechte der Regierung, welche die Konzession erteile, nicht verletzen dürften. Es handelte sich dabei um die gewöhnliche Fahrstraße der Schiffe durch den Kanal.

Der Artikel beschränkt seine Bestimmung ausdrücklich auf die hohe See, man hat also die Territorialgewässer hiervon ausschließen wollen. Bezüglich der Beschlagnahme von Briefpostsendungen auf neutralen Schiffen innerhalb englischer Territorialgewässer hat eine Auseinandersetzung zwischen der englischen und der niederländischen Regierung stattgefunden. Wenngleich die englische Regierung das Recht der Unverletzlichkeit der Briefpostsendungen auf hoher See, wie solches durch den Artikel gewährt wird, anerkennt, so will sie doch dieses Recht auf die Briefpostsendungen, die auf hoher See angetroffen werden, beschränken. Sie beansprucht dagegen, was die Territorialgewässer anlangt, das Recht, die Schiffe, die diese Gewässer zur Durchfahrt benutzen, ebenso zu behandeln wie den Verkehr über das Landterritorium. Zur Zeit der Haager Friedenskonferenz war der englische Standpunkt in betreff der Benutzung der Territorialgewässer zur Durchfahrt allgemein bekannt. Man hat es unterlassen, diesen Standpunkt zu mißbilligen oder die Sicherstellung der Briefpostsendungen vor der Anhaltung und Durchsuchung in diesen Gewässern abzumachen. Der Weltpostvertrag von 1906 trifft hierüber keine Bestimmungen. Er enthält nur die Vorschrift, daß der Transit von Postsendungen über das Gebiet der zum Verein gehörigen Länder gestattet sei (Artikel 4). Man hat an die Durchfahrt von Postschiffen durch die Territorialgewässer nicht gedacht, oder es als selbstverständlich angesehen, daß diese ungehindert erfolgen dürfe. Der Standpunkt der englischen Regierung läßt sich daher nicht wohl als in klarem Widerspruch mit dem Völkerrecht stehend bezeichnen. Wenn der Artikel 1 des Haager Abkommens sich nur auf die auf hoher See und nicht auf die in den Territorialgewässern vorgefundenen Briefpostsendungen bezieht, so kann man daraus schließen, entweder daß man den allgemein bekannten Standpunkt der englischen Regierung als berechtigt hat anerkennen oder daß man über die Frage, wie es sich mit den in den Territorialgewässern vorgefundenen Briefpostsendungen verhalten solle, eine Bestimmung nicht hat treffen wollen. Im ersteren Falle würde die englische Regierung berechtigt sein, in den Territorialgewässern die Briefe auf allen Schiffen anzuhalten und zu durchsuchen, um sich zu überzeugen, ob der Inhalt ungesetzlich oder englischen Interessen schädlich sei. Im letzteren Falle würde die Entscheidung der Frage von einer völkerrechtlichen Kontroverse abhängen, die bereits vor dem Kriege bestand. Wenngleich der englische Standpunkt wohl als unrichtig bezeichnet werden muß, so ist doch zuzugeben, daß keine Regierung bisher dagegen Protest erhoben hat.

Die niederländische Regierung befindet sich England gegenüber in einer heiklen Lage. Bei den in England herrschenden Expansionsbestrebungen muß die Versuchung, den gegenwärtigen Krieg zur Aneignung der niederländischen Kolonien zu benutzen, eine große sein. Diese Aneignung würde sich auch

Digitized by Google

mit den englischen Grundsätzen, die kleinen neutralen Staaten vor Unterdrückung und Vergewaltigung zu bewahren, leicht vereinigen lassen. England nimmt die holländischen Kolonien zum Schutz gegen Deutschland einstweilen in Verwahrung und nach dem Friedensschluß findet es, um die Kolonien dauernd vor deutscher Vergewaltigung zu sichern, Holland mit einer Geldentschädigung ab. Man darf daher wohl annehmen, daß die holländische Regierung sich wegen der Anhaltung und Oeffnung der Briefpostsendungen auf holländischen Schiffen auf freundschaftliche Vorstellungen beschränken wird.

Der Krieg und das deutsche Geistesleben[1]

Von

Prof. Dr. Theobald Ziegler

Wir haben in unserer Jugend gelernt, daß im Waffenlärm nicht bloß die Gesetze, sondern auch die Musen schweigen, und müssen nun auch darin, wie in so vielem, umlernen und uns durch den gegenwärtigen Krieg eines andern belehren lassen. Während draußen gekämpft wird, wird bei uns zu Hause nach wie vor Wissenschaft getrieben und studiert, Schule gehalten und gelernt, gedichtet und gesungen, gebaut und gemalt, und alles das geht dank der unvergleichlichen Tapferkeit unsrer Truppen in der Heimat seinen altgewohnten Gang. Und das Wort ist doch wahr: inter arma silent artes; unsre Stimmung ist eine andre, ist nach den ersten lauten Wochen der gewaltigen Erregung und der lodernden Begeisterung wirklich eine stillere geworden. Sie ist der Stille zu vergleichen, wie sie Michelangelo an der Decke der Sixtinischen Kapelle den auf die Ankunft Jesu wartenden Vorfahren in Gesicht und Seele gelegt hat: auch wir warten inmitten unserer täglichen Arbeit und Pflichterfüllung still und hoffend auf das, was kommt. Daher ist der Burgfriede, der unter uns herrscht, nicht bloß ein erzwungener, von oben herab befohlener, er entspricht durchaus jener unsrer eignen Seelenstimmung. Wenn einer im Reichstag, im Landtag, in der Presse starke Worte braucht, durch schrilles Reden, heftiges Schreien und Kreischen die Stille mißtönend unterbricht, so verletzt er uns nicht sowohl durch das, was er sagt, sondern wir empfinden das Laute und Schreiende als geschmacklos und stilwidrig. Wenn Krieg draußen ist, wollen wir Frieden im eignen Haus. Das Horazische „Favete linguis!“ verstehen wir erst heute ganz.

Mit dieser Aenderung unsrer Stimmung und Seelenlage ist aber auch eine Umwertung der Werte, ein Wandel in unserm Geistesleben ein-

---

[1] Vortrag, gehalten im „Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien“, Landesverband Württemberg, in Stuttgart am 11. März 1916.

Digitized by Google

getreten, den wir freilich vorerst mehr nur ahnend und tastend erfassen als deutlich greifen und in Worte kleiden können. Daher ist es so schwer, heute vom deutschen Geistesleben zu sprechen, viel schwerer jetzt im zwanzigsten als im ersten oder zweiten Monat des Kriegs. Wir wissen allenfalls, wie das deutsche Geistesleben unmittelbar vor dem Krieg gewesen ist: das gehört der Geschichte an, freilich einer so neuen Geschichte, daß es selbst einem geschulten Historiker schwerfallen dürfte, darüber sine ira et studio objektiv und sicher zu urteilen. Und wie sich gar das geistige Leben unsres Volkes *nach* dem Kriege, morgen oder übermorgen, gestalten wird, kann niemand voraussehen — in einem Augenblick, wo noch blutig und heiß um die Entscheidung gerungen wird. Wenn wir die Siegeszuversicht in den zwanzig Monaten auch keinen Augenblick verloren haben, so wissen wir doch nicht, wann dieser Sieg kommt, wie lange der Krieg noch dauert und wie der Friede aussehen wird: es soll ein deutscher Friede sein, kein Kongreßfriede wie vor hundert Jahren, ein ehrenvoller und dauerhafter Friede — gewiß, das erwarten wir von ihm, und das ist es allein, was wir während des Krieges aussprechen können und aussprechen dürfen. Aber was danach sein wird — noch einmal, das wissen wir, oder bescheidener, das weiß ich nicht.

So versprechen Sie sich nicht allzuviel von dem, was ich Ihnen heute abend zu sagen habe. Ich rede nicht als Prophet, sondern nur als Historiker und Philosoph; und das sind beides rückwärts gewendete Berufe: bei der Geschichte versteht sich das von selbst; aber auch als Philosophie „beginnt die Eule der Minerva erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug"; wenn eine Gestalt des Lebens alt geworden ist, dann erst läßt sie sich erkennen. Aber dieses Absterben eines Altwerdenden und das Kommen eines Neuen läßt sich vielleicht doch da und dort im Flug erhaschen, und das eben möchte ich versuchen, wobei ich mir freilich wohl bewußt bin, daß es durch das In-Worte-Fassen festere und derbere Konturen annimmt, als sie der Wirklichkeit entsprechen.

So müssen Sie sich mit zweierlei begnügen: einmal mit Bruchstücken nur aus dem Ganzen dessen, was war und ist, und zweitens mit ein paar Ausblicken — nicht auf das, was sein wird, sondern auf ein Sollen, mit der Andeutung von Aufgaben und Forderungen; weissagen dagegen und prophezeien kann ich nicht. Und noch eines lassen Sie mich voranschicken, ein einziges Wort nur: schon die Anordnung, um nicht zu sagen die Rangordnung der geistigen Werte und Mächte ist durch den Krieg verschoben worden. Das geistige Leben — erschrecken Sie nicht — fängt heute mit dem Staat an.

Und da sehen wir freilich eines mit voller Deutlichkeit vor unsern Augen sich vollziehen, haben es gesehen in jenen großen gewaltigen Augenblicken des Kriegsausbruchs, als in jähem Ansturm alle jene Gefühle des Schrecks, des Zorns, der Begeisterung hervorbrachen und unser ganzes Volk über sich selbst hinaushoben auf stolze Höhe, und wir sehen es jetzt als eine stille Flamme weiterbrennen und weiterglühen, in deren Läuterungsfeuer dem einen zum Schmerz, dem andern zur Freude gar viele Scheinwerte verbrennen und zu Asche

Digitized by Google

werden: unser Verhältnis zum Staat hat sich gewandelt, gründlich gewandelt. Gewiß sang man auch vor dem Krieg von Vaterland und Volk; aber der Staat spielte in unserem Geistesleben eine recht bescheidene Rolle, und selbst die Politiker, die sich ex officio mit ihm zu befassen hatten, dachten — wir können es nicht leugnen — mehr an die Partei, der sie angehörten, als an den über den Parteien stehenden und sie alle umfassenden Staat. Dieser erschien als etwas Kaltes und Kahles, etwas Nüchternes und allzu Realistisches, als ein Ding, von dem man so wenig als möglich sprechen sollte, fast gar wie eine Verlegenheit, zum Geistesleben rechnete man Staat und Staatsbewußtsein überhaupt nicht. Und doch hätte in dieser Gleichgültigkeit, in dieser Abneigung und Ablehnung uns humanistisch Gebildete wenigstens der Umstand stutzig machen können, daß gerade der Dichterphilosoph Platon schon vor mehr als zweitausend Jahren das Hohelied vom Staat gesungen hat. Allein wir Deutsche sind durch den Gang unsrer Geschichte erst langsam zum Staat und noch langsamer zum Staatsgedanken durchgedrungen; auch als die Hohenzollern längst schon mit dem Bau des preußischen Staates begonnen hatten, dachte zu Goethes Zeit die Welt noch immer nur fritzisch, nicht staatlich preußisch, und über der einzigartigen Persönlichkeit des großen Königs vergaß man sein Wort, daß er nur der erste Diener seines Staates sei, oder man führte es nur mit dem Männerstolz vor Königsthronen gegen die Fürsten im Munde, ohne daraus die wahrhaft demokratische Lehre zu ziehen, daß somit jeder auch von uns andern ein Diener und nichts als ein Diener seines Staates zu sein habe. Selbst ein Wilhelm v. Humboldt und ein Schiller sahen im Staate lange Zeit nur ein notwendiges Uebel, und daß er uns möglichst wenig geniere, diese individualistische Diogeneshaltung gegen den Staat war bis tief in das neunzehnte Jahrhundert herein die allgemeine Stimmung ihm gegenüber. Und doch hatte schon vor hundert Jahren ein Deutscher, ein Schwabe, zum zweitenmal nach Platon das Hohelied auf den Staat angestimmt — Hegel in seinen 1821 erschienenen Grundlinien der Philosophie des Rechts. Aber so hoch alles, was humanistisch dachte, Platons Bücher vom Staat bewunderte, der Hegelsche Hymnus wurde vielmehr wie etwas Mißtönendes aufgenommen, und man spottete und schalt, daß hier das schöne antike Standbild einen widerlich schwarzweißen und reaktionären Anstrich bekommen habe. Und doch hatte Hegel damit recht und nur recht, daß er den Staatsgedanken wieder einmal in seiner Tiefe gedacht, den Staat als die Verkörperung des Volksgeistes, der sittlichen Idee eines Volkes, als den Reif erfaßt hat, der alle geistigen Gebiete und alle überindividuellen Mächte eines Volkes, seine Geschichte, seine Kunst, seine Religion, seine Wissenschaft umspanne und zur Einheit zusammenfasse; und wenn er ihn ein Irdisch-Göttliches, geradezu den Gott auf Erden nennt, so meint er damit, daß auch im Staat Vernunft, Logos und göttlicher Wille lebendig ist, und daß es der Wille Gottes selber ist, daß Staat sei. Wir haben beim Staat so vielfach nur an die Beamten und die Bureaukratie, an das Heer und an den Militarismus, und — das unangenehmste — an die Steuern und an das Steuerzahlen ge-

Digitized by Google

dacht und haben darüber vergessen, daß der Staat Macht, d. h. die machtvolle Zusammenfassung aller, auch der geistigen Kräfte eines Volkes ist, daß in ihm sich die Sitte, die geschriebenen nicht nur, sondern auch die ungeschriebenen Gesetze der Griechen, der Nomos, verkörpern, und daß der Einzelne, von ihm losgerissen, ein nichtiges Atom nur sei im Weltall, das nirgends zu Haus ist, nirgends wurzeln und gedeihen kann, und daß — sagen wir es nur frei heraus — der Einzelne auch nicht sittlich sein kann, sondern ohne den Staat ein ungeselliger Wilder, ein unsozialer Mensch, ein von Egoismus und Geistesenge umdrohtes und ihnen verfallendes Wesen ist. Die Probleme: Politik und Moral, Masse und Individuum, Individualismus und Sozialismus — sie lösen sich nur auf dem Boden des Staates. Weil unsre Moral von Haus aus individualistisch ist und trotz oder wegen des kategorischen Imperativs lange Zeit individualistisch geblieben ist, kam die Politik schlecht weg, und die Staatenmoral verkümmerte unter den zu kurzen Maßstäben der Privatmoral. Weil wir vergessen hatten, daß wir alle Diener des Staates seien, wußten wir nicht mehr, daß jeder mit seiner Kraft, der Große mit großer, der Kleine und Schwache mit kleiner und schwacher Kraft sich in den Dienst des Staates zu stellen die Pflicht habe. Weil wir das Individuum losgelöst vom Staate dachten und nicht begriffen, daß wir Persönlichkeiten nur werden können durch die Unterordnung unter das eherne Gesetz der Gleichheit, unter Autorität, Zucht und Sitte, so glaubten wir unsre Individualität nicht mehr geschützt gegen den uns zerdrückenden Sozialismus und hielten diesen für den Feind. Und doch hatte schon Hegel gezeigt, daß es eine Staatsmoral gibt, die etwas andres ist als die Privatmoral des einzelnen; daß der große Mann der ist, der, was seine Zeit will, ausspricht, ihr sagt und vollbringt; und auch der Gedanke des Staatssozialismus, der uns vor dem Sozialismus schützt und uns mit ihm versöhnt, war schon in der Hegelschen Rechtsphilosophie angelegt, indem er zwischen Familie und Staat das System der Bedürfnisse und das Kapitel von der Arbeit in die Staatslehre einfügte.

Uns aber lösen sich alle diese Probleme heute praktisch. Wir wissen, der Kampf geht um den deutschen Staat, ihn gilt es zu schützen und zu erhalten im Kampf gegen eine Welt; und mit ihm deutsche Gesittung und deutsche Art, die zu behaupten unser Recht und unsre Pflicht ist. Daher ist heute der Staatsgedanke in den Vordergrund des deutschen Geisteslebens getreten, wir wissen, was wir am Staat haben, wir wissen, warum wir für ihn alles daran setzen, unsre Heerführer und Soldaten draußen an der Front und wir Zurückgebliebenen zu Hause an dem Platz, auf dem jeder steht. Und wir erleben, wie auch die alltäglichen Lebensnotwendigkeiten und ihre Befriedigung eine allgemeine Angelegenheit sind, daß jede Hausfrau und jedes Dienstmädchen heute geradeso gut wie der Soldat und wie der Beamte und wie der König Diener des Staates sind. In der Brotkarte und in der Butterkarte steckt der Staatsgedanke, und in der Art, wie wir sie aufnehmen und mit ihnen umgehen, steckt unser Maß von Staatsbewußtsein. Und die, die nur gelernt haben, die Kon-

Digitized by Google

junktur ausnutzen, die noch nicht gelernt haben, daß auch Verkaufen und Einkaufen ein Dienst am Staat ist, die gilt es mit diesem neuen Geist zu erfüllen und ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß all unser Tun Pflichterfüllung ist gegen den Staat. Und es wird gelten, wenn der Krieg vorbei ist, diesen neuen Geist auch am Alltag unserem Volk zu erhalten — durch staatsbürgerliche Erziehung, die aber nicht nur ein Unterrichtsfach mehr werden darf in unsern Schulen, sondern die sich weit über die Schulzeit hinaus vor allem auch unsre Presse und — will's Gott — auch unsre politischen Parteien künftig angelegen sein lassen müssen. Jeder Zeitung, jeder Partei müssen wir die Gretchenfrage vorlegen: Wie hältst du's mit dem Staat? und jeden Arbeiter und Beamten, jeden Professor und Künstler fragen: Wie stehst du zum Staat? Freilich auch den Staat fragen: Was tust du, Staat, um dich dem Volk unentbehrlich und wertvoll zu machen und sein Herz zu gewinnen? fragen, ob er im Sinn der Botschaft vom 17. November 1881 rastlos weiterarbeite an der „positiven Förderung des Wohles" der Massen? So ist das neue Staatsbewußtsein und der neue Geist beschaffen, der heute da ist und dessen Wehen wir verspüren auf Schritt und Tritt, und die große Aufgabe der Zukunft wird sein, ihn nicht wieder einschlafen, sondern weiter da sein zu lassen und ihn fest und fester zu machen als die unser ganzes Geistesleben durchziehende und tragende Macht: wir können hinfort nur noch Menschen brauchen, die sich ihrer Verantwortung und ihrer Pflicht gegen den Staat bewußt sind.

Ist diese unsre positive Stellung zum Staat etwas ganz Neues in unserm Geistesleben, in dem ein bis dahin fast gar Nebensächliches und Untergeordnetes und Unbequemes zur Hauptsache und zu einem allgemein als wertvoll Anerkannten geworden ist, so ist es mit der Religion anders. Es ist noch der alte Gott — Gott ist nicht tot, wie Nietzsche gehöhnt hat; und es ist noch die alte Religion, an der die Menschen nach wie vor hängen, und es bewährt sich wieder einmal die Wahrheit des alten Worts, daß die Not beten lehrt. Aber deuten wir dieses Wort auch richtig? Und liegt nicht gerade hier die Gefahr für die Religion, daß, wenn dann die Not vorüber ist, das Beten wieder aufhört, die Religion bei vielen wieder verdrängt oder doch an die Peripherie hinausgedrängt wird?

Wir singen: „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren". Darauf beruht der Gedanke Schleiermachers, daß die Religion das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit sei. Wie wahr das ist, empfindet heute jeder — das Gefühl der Demut, das Gefühl der Abhängigkeit des einzelnen vom Schreiten Gottes in der Weltgeschichte: wieviel Glück, wieviel Einzelleben, wieviel Wertvolles und scheinbar Unersetzliches an Kulturgütern hat der Krieg in diesen neunzehn Monaten schon vernichtet und wird er weiter vernichten? Und so quälen sich viele ab mit dem Problem, wie das alles vereinbar sei mit der göttlichen Gerechtigkeit und der göttlichen Liebe. Und doch kommt dieses Problem nur daher, daß jenes Wort Schleiermachers zwar wahr, aber eben doch nicht die ganze Wahrheit ist. Wir heute wollen Not und Tod und Elend

Digitized by Google

von uns und unserm ganzen Volk abhalten, dazu brauchen wir Kraft und dazu brauchen wir eine starke und starkmachende Religion. Und nun ist das Wort vom schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl glücklicherweise nur die halbe Wahrheit; denn das Gefühl der Stärke und der Kraft ist auch in ihr, ja, wir können geradezu sagen: wir haben so viel Gott, als wir Kraft haben, und haben so viel Kraft, als wir an Gott teil, als wir von Gott in uns haben. Wollten wir uns nur von ihm abhängig fühlen, nur auf seine Hilfe warten, dann freilich würden wir, da von Freund und Feind gebetet wird, Gott sozusagen in eine schwierige Lage bringen, wem er helfen sollte. Dagegen hat schon Friedrich der Große, glaube ich, das rechte Wort gesprochen, daß Gott immer mit den stärksten Bataillonen sei. Das ist nicht, wie man gemeint hat, ein frivoles, sondern ein echt religiöses Wort. Gott ist wirklich eine feste Burg, ein gute Wehr und Waffen, und darum, Mensch, einige dich mit Gott, nimm die Gottheit auf in deinen Willen, setze diesen Gott in deinem Willen in Kraft und in Tat um, dann bist du ein Gotteskind, dann bist du stark und fürchtest, deines Gottes voll, nichts in der Welt und von der Welt! Das ist der Glaube, der Berge versetzt — nicht als ob sie Gott für uns durch ein Wunder versetzte, sondern daß wir in der Kraft Gottes selber die Berge versetzen, selber die Brücken bauen, selber die Feinde schlagen sollen. Hilf dir selber, dann hilft dir Gott! oder wie Schiller sagt: „Dem Mutigen hilft Gott."

Diese Erkenntnis löst auch allein das schwierige Problem „Krieg und Religion". Das sind keine Gegensätze, wie ängstliche Gemüter und schwache Gewissen meinen, weil Gott und Kraft keine Gegensätze sind und gerade im Krieg diese Gotteskraft im Menschen sich zum Ungemeinen erhebt. Nicht die Rückkehr zu Wotan und Donar ist die germanische Form der Religion, sondern die Hinwendung zu unsrer christlichen Religion als einer Religion der Stärke und der Kraft, der Gedanke, daß Gott in den Schwachen mächtig ist und daß wir so viel Kraft haben, als wir Gott haben. Das ist die weltzugekehrte Seite unsrer Religion: Kraft, Wille, Tat! und das ist die gottzugekehrte Seite der Religion: Der Gott in uns, der uns nichts fürchten läßt, und wenn die Welt voll Teufel wär'! Daran müssen wir deshalb über den Krieg hinaus festhalten: wir Deutsche — das hat uns der Krieg gelehrt und wird uns ein noch lange auf die Spitze des Schwertes gestellter Friede lehren — können keine sentimentale, schwächliche und schwach machende, sondern nur eine kraftvolle, den Willen in Tat umsetzende Religion brauchen, wie sie, und nun kommen wir doch wieder auf ihn zurück, der tapfere Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, wie sie Schleiermacher vor den Befreiungskriegen furchtlos verkündigt und wie er durch seine anfeuernden Worte seinen Zuhörern Mut und Stärke und den Willen zur Befreiung des Vaterlandes in die Seele gelegt hat.

Daß auch die Stellung des einzelnen zur Kirche eine andre wird, versteht sich von selbst. Nicht „'raus aus der Kirche", wie vorher in frivolem Uebermut an den Litfaßsäulen zu lesen war, sondern Gemeinschaft auch im Religiösen! Denn unser Gott ist auch ein sozialer Gott. Und darum muß uns der Gedanke

Digitized by Google

an das Kommen und Aufrichten des Reiches Gottes auf Erden wichtiger sein als die Frage des reichen Jünglings nach sich und seiner eignen persönlichen Glückseligkeit. Und zuerst Religion, dann erst Konfession! 1817 brachte uns die Union zwischen Lutheranern und Reformierten: es wäre natürlich phantastisch und utopisch, zu meinen, daß uns 1917 die Union von Katholiken und Protestanten bringen werde. Aber im Schützengraben haben unsre Männer doch — Katholiken und Protestanten — zusammen singen gelernt: „Ein' feste Burg ist unser Gott", und an Soldatengräbern stehen betend und segnend gemeinsam der katholische Priester und der evangelische Pfarrer. Und daß die deutschen Katholiken sich den deutschen Protestanten näher fühlen, als jene den französischen Katholiken und diese den französischen Protestanten, das haben ihrer beider Erklärungen deutlich gezeigt, damit sind wir einen Schritt wenigstens losgekommen von der vermeintlichen Internationalität von Religion und Christentum und Kirche und einen Schritt näher gekommen dem, was wir unbeschadet des Gefühls, daß wir Menschen alle Brüder sind oder sein sollen, als fromme Deutsche alle miteinander gemein haben und als Deutsche gemeinsam pflegen können und wollen.

Und nicht anders ist es mit der Internationalität der Wissenschaft. Trotz der Binsenwahrheit, daß die Wahrheit nur eine ist, ist auch das ein Dogma, das der Krieg erschüttert hat: die Wissenschaft sei international! Zunächst, die Tatsachen sprechen dagegen. Die Wissenschaft steht heute mehr als je im Dienst des Vaterlandes, des Staatsgedankens, sie arbeitet für den Staat, auch sie denkt und fühlt national. Und wir haben teils schaudernd, teils lachend erlebt, wie sich Universitätslehrer und Akademien der feindlichen Länder hin und her befehdet, sich aus der gegenseitigen Gemeinschaft ausgeschlossen haben oder freiwillig ausgetreten sind und alle Bande zwischen sich zerschnitten und durchrissen haben. Aber ist das nicht gerade das Falsche und das Verkehrte? Ich will nicht davon reden, daß jene internationalen Verbindungen und Verbrüderungen, Ehrungen und Anerkennungen vielfach nur äußerlich, vielfach nur der Ausfluß gegenseitiger Eitelkeit und darum sachlich wertlos gewesen sind. Aber daß das Internationale hier wie bei der Sozialdemokratie nicht das Höhere, sondern vielmehr etwas Künstliches, ein Firnis ist, der abfällt und abfiel am ersten Tag, an dem die Völker wider einander aufstanden, das ist doch wohl allen sichtbar geworden. Ich könnte dabei noch einmal auf den Staat zurückkommen und an jenes stolze Wort erinnern, das bei der Gründung der Universität Berlin Wilhelm v. Humboldt dem König Friedrich Wilhelm III. auf die Lippen gelegt hat, daß die Kraft Preußens in der Kraft der Intelligenz ruhe und die neue Universität die Solidarität des preußischen Staates und der geistigen Bildung verkörpern solle. Aber auch die Wissenschaft selbst ist weit weniger international, als man sich eingeredet hat. Wir sprechen doch nicht mit Unrecht von einer griechischen, einer französischen, einer deutschen Wissenschaft. Und der Unterschied liegt in der nationalen Verschiedenheit der Methoden, in der von Volk zu Volk sich besondernden Art des wissenschaftlichen Arbeitens, wodurch diesem

Digitized by Google

und damit auch den Ergebnissen dieser Arbeit und ihren Formulierungen ein nationaler Stempel aufgedrückt wird. Schon das macht den Unterschied, daß bei uns meist Professoren an Hochschulen, also Lehrer, die Träger der Wissenschaft sind, in England von Bacon bis Darwin freie Gelehrte, daher konnte von jenem — ob als Lob oder als Tadel — gesagt werden: er philosophiere souverän wie ein Lordkanzler und Grandseigneur; und in Frankreich ist es der Conférencier, der besonders geschätzt wird und der mehr blenden und hinreißen als belehren will. Ich könnte es an meiner Wissenschaft, an der Philosophie, deutlich machen, wenn ich den Nestor der deutschen Philosophie, den mehr als achtzigjährigen Wilhelm Wundt, in seiner schlichten Sachlichkeit dem Blender Bergson gegenüberstellte, oder wenn das zu grausam sein sollte, dem französischen Aufklärer Voltaire, der Verkörperung des französischen Esprit, den deutschen Aufklärungsphilosophen Wolff, von dem Kant gesagt hat, er sei der Urheber des Geistes der Gründlichkeit in Deutschland. Aber vielleicht tritt der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Nationalstaat noch deutlicher hervor in der Geschichte der Archäologie. Da zog 1841 Schönborn hinaus zur Erforschung der griechischen Kunst in Kleinasien, „ein schlichter, mittelloser, vielleicht etwas unpraktischer deutscher Schulmann, der allein, ohne ein anderes Instrument als einen Taschenkompaß und ein Siedethermometer, ohne einen anderen Rückhalt als die tiefe Leidenschaft des Autodidakten für Wissenschaft und Altertum, in eiserner Ausdauer beobachtend umherzog. Und gleichzeitig drei in ihren Mitteln nicht beschränkte, vorzüglich ausgerüstete, in ihrem Wissen gut zusammenpassende Engländer, ein Militär, ein Naturforscher und ein Landschaftszeichner, die in dieser seltenen Vereinigung schneller erreichen, energischer erledigen und sicherer mitteilen konnten, was der Deutsche einsam und mühsam sich in dunklem Drang fast wie zu unveräußerlichem persönlichem Eigentum erwarb". Denn was er fand, war für Deutschland natürlich verloren. Nach 1870 aber war das erste Friedenswerk des jungen Reichs die Aufdeckung von Olympia, der bald die von Pergamon folgte. Das mit privaten Mitteln ins Leben gerufene Archäologische Institut in Rom hat König Wilhelm am 25. Januar 1871 im Schloß zu Versailles zur preußischen Staatsanstalt erhoben, und 1873, im selben Jahr mit der Errichtung einer Reichsschulkommission, ist es unter die Reichsanstalten übernommen worden. So spiegelt sich hier nationaler Tiefstand, nationaler Aufstieg und nationale Höhe im Schicksal einer Wissenschaft wider. Das haben wir vor dem Krieg im Glauben an die Internationalität der Wissenschaft fast gar vergessen und uns darum allzu beflissen um Professorenaustausch und wissenschaftliche Zusammenarbeit, um internationale Historiker- oder gar Philosophenkongresse bemüht, bei denen wissenschaftlich nichts Erhebliches herauskommt, sondern die in Wahrheit nur Jahrmärkte der Gelehrteneitelkeit sind. Und nun haben wir im Krieg gelernt, daß Austauschprofessoren nicht schützen vor Munitionskisten und gemeinsames Suchen nach Wahrheit nicht schützt vor häßlichster Verleumdung und Lüge, alles das internationale Mittun und Nachlaufen uns nicht geschützt hat vor dem abschätzigen Urteil über unser Barbarentum.

Digitized by Google

Aber am klarsten wird dies doch an der Wissenschaft des Internationalen selbst, an der Lehre vom Völkerrecht. Hier stand die Wissenschaft vor dem Krieg geradezu im Dienst zwischenstaatlicher Organisation und mühte sich praktisch ab, die Völker einander näher und in ein gegenseitiges Rechtsverhältnis zueinander zu bringen. Und was ist das Völkerrecht heute? Nicht nichts, wir stehen ja heute abend hier unter dem Zeichen des völkerverbindenden Roten Kreuzes. Aber ein wirklicher Rechtszustand ist es doch auch nicht, sondern ein wüstes Trümmerfeld mit einzelnen da und dort noch aufrecht stehenden Säulen und die Erkenntnis, daß dem Völkerrecht just das fehlt, was Recht zu Recht macht, die Möglichkeit, seine Durchführung zu erzwingen, und die Einsicht, daß nach dem Krieg die Arbeit wieder, vielleicht erst recht wieder von vorn anfangen müsse, und daß diese Arbeit der der Penelope gleicht, die bei Nacht jedesmal wieder auftrennte, was sie am Tag mit fleißiger Hand gewoben hatte. Eine tiefe Skepsis gegen alles Internationale ist die Folge davon. Aber dafür haben wir, denke ich, gelernt, daß es auch in der Wissenschaft für uns Deutsche nur eines gibt, nun erst recht wir selbst zu werden und zu sein und zu bleiben; und diese deutsche Art wissenschaftlicher Arbeit soll heißen: Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, Objektivität und Sachlichkeit, Gründlichkeit und Tiefe — und fügen Sie auch hinzu: Gerechtigkeit!

Endlich die Kunst! Es ist heute — soll ich sagen: Einsicht oder Mode, daß wir bei der Kunst und beim Künstler soviel vom Erleben und vom Erlebnis reden und sie fast gar für das Wichtigste halten am künstlerischen Schaffen. Nun, der Krieg ist ein so großes und so eindrucksvolles Erlebnis, daß wir von ihm und nach ihm einen gewaltigen Aufschwung der Kunst sollten erwarten dürfen. Und wirklich haben wir einmal einen solchen unmittelbaren Zusammenhang von Krieg und Kunst erlebt, bei dem ersten großen Ringen auf der Schicksalshalbinsel des Balkan zwischen Orient und Okzident — nach den Perserkriegen vor 2400 Jahren. Da haben vier Jahre nach der Befreiungsschlacht bei Salamis Phrynichos und acht Jahre nachher Aeschylos, selbst einer der Mitkämpfer in jener Schlacht, den Fall dieser Großmacht in gewaltigen Tragödien dargestellt. Und von den Söhnen der Marathonkämpfer wurde die Akropolis zu jener Wunderstätte für die Kunst des Phidias ausersehen; und Phidias war der Freund des größten Staatsmannes der Griechen. Aber muß das so sein, und können wir daher ohne weiteres erwarten, daß es auch nach diesem unserm Kriege ähnlich sein werde? Ein noch größeres Erlebnis als die Perserkriege war die Völkerwanderung. Und das große Epos, in dem, vermischt mit germanischer Göttersage, der Untergang der Burgunden besungen wurde und die Heldengestalten eines Etzel und Dietrich von Bern ihren Dichter gefunden haben, das Nibelungenlied, kommt erst 700 oder 800 Jahre später. Und die große Dichtung vom Helden des Dreißigjährigen Kriegs, die Trilogie des Wallenstein, liegt wenigstens 160 Jahre von den Geschehnissen ab. Und warum das? Weil beim Tode Wallensteins nicht wie nach dem Perserkriege ein Aeschylos da war, der das Erlebnis sofort künstlerisch gestalten konnte, weil das Erlebnis erst auf seinen Dichter warten mußte; denn nicht das Erleben macht den

Digitized by Google

Dichter, sonst wären wir heute alle Dichter, sowenig einer ein Maler ist, der ohne Hände geboren ist, sondern wie der Name sagt: das Können und nur das Können macht den Künstler aus und ist die Hauptsache in aller Kunst. Soll aber der Begriff des Erlebens allgemeiner, weniger direkt gemeint sein und verstanden werden — ich habe während des Krieges, zur Zeit des ersten lodernden Hasses gegen England, mit Sekundanern die Hermannsschlacht von Kleist gelesen und bin doch nicht hinweggekommen über die gräßliche Szene im Bärenzwinger, in den die wutschnaubende Thusnelda den römischen Diplomaten hineinlockt, und habe trotz dem großen Namen Kleist doch nicht aufgehört, sie als unmenschlich und abscheulich, als unerträglich und häßlich zu empfinden. Und ebensowenig kann ich in einer Zeit, wo deutsche Spione als Helden zu sterben wissen, das Flehen und Winseln des Prinzen von Homburg um sein Leben eines Soldaten und eines Helden würdig und groß finden.

Und wieder ein andres. Wir haben das Festspiel Gerhart Hauptmanns zur hundertjährigen Feier der Befreiungskriege erleben müssen, das ebenso unkünstlerisch wie unhistorisch wie religiös falsch die gottvertrauenden Helden jener Tage zu Marionetten Gottes erniedrigte, statt sie mit der Gotteskraft auszustatten, in der sie den Kampf wagten und den Sieg davontrugen. Und statt daß dieses Machwerk vom ganzen deutschen Volk abgelehnt wurde, hat sich die Parteileidenschaft seiner angenommen und es durch Volksbeschlüsse für ein großes Kunstwerk erklären lassen. Und heute — man nehme an, es wollte ein Dichter Hindenburg zu einer Marionette machen und ein Pazifist ihn im Namen des Völkerfriedens zum alten Plunder werfen! Oder Frenssens Bismarckepos zur Feier seines hundertsten Geburtstags, und darin Bismarck verunglimpft als der Hagen, der böse Dämon, der Lügner und Trüger seines Königs und seines Volkes; Frenssen hat Bismarck erlebt und hat ihn doch so kläglich und so jämmerlich verzerrt und entstellt. Also noch einmal — nicht auf das Erleben kommt es an, auch bei der Menschheit großen Gegenständen nicht, sondern auf den Künstler, ob er da ist und ob er etwas kann. Und daher können wir nicht prophezeien, daß einer kommt und wann einer kommt, sondern müssen warten, ob uns und wann uns der Genius unsres Volkes zum großen Erleben den großen Könner schickt. Ich glaube, daß es nicht unbescheiden und überkritisch ist, wenn ich sage, daß es von denen, die heute schon als künstlerische Gestalter des großen Krieges hervorgetreten sind, keiner sein wird: selbst in der sangbaren Lyrik — an das Ein' feste Burg ist unser Gott, an das altniederländische Dankgebet, an das Schillersche Reiterlied, an das Arndtsche: Der Gott, der Eisen wachsen ließ, an den Uhlandschen Guten Kameraden — reicht keiner von ihnen heran.

Die bildende Kunst aber geht, wie Lessing sagt, nach Brot. Ob wir nach dem Krieg ein reiches Volk sein werden, ich glaube, das wagt heute niemand zu bejahen. Aber vielleicht wird uns auch das gut tun — gut auch in der Kunst. Es wird sie, hoffe ich, über die flache Konvention hinauf und vom Uebermenschentum herab zur Einfachheit und Schlichtheit, zur Natur zurückführen. Unsre Maler werden sich dann freilich nicht mehr den Luxus

Digitized by Google

erlauben können, als Expressionisten und Symbolisten den Wald veilchenfarben und den Himmel grün und die Wiesen rot zu malen. Sachlichkeit, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit wird auch hier an die Stelle eines blut- und geistesarmen Aesthetentums zu treten haben, das mit seinen kleinen Erlebnissen und seinen armseligen Gefühlchen prunkt, und das törichte l'art pour l'art wird vollends verdrängt werden müssen durch den Gedanken, daß auch der Künstler auf nationalem Boden und im Dienste von Volk und Staat steht: dann und nur dann wird, wie zur Zeit des Perikles, die Kunst eine Angelegenheit unsers deutschen Volkes werden können.

In diesem Zusammenhang hätte am Ende auch die Schule genannt werden müssen. Allein sie führt nicht im Geistesleben, sondern sie vermittelt nur, was an Kulturgütern vorhanden ist, von der einen an die andre Generation. Daher steht sie freilich in diesem Augenblick, wenn wir über die Zeit des Krieges hinaus an die Zukunft unsers Volkes denken, im Vordergrund des Interesses. Aber die Jugendbildung ist um dieser ihrer Wichtigkeit willen ein Kapitel für sich, das nicht so nebenbei und anhangsweise besprochen werden kann. Lassen Sie mich daher nur zweierlei sagen: unsre Schule hat sich gerade im Krieg über alles Hoffen und Erwarten bewährt, sie hat gezeigt, daß wir mit ihr durchaus auf dem richtigen Wege sind: also lehnen wir allen Radikalismus und alles Grundstürzende ab, selbst wenn es aus dem Schützengraben an uns kommt. Die Schule wird aber darum doch ganz besonders feinhörig sein müssen für alle Wandlungen unsers geistigen Lebens während des Krieges, damit sie sich ihnen alsbald anpasse und auf der Höhe bleibe, auf die wir Deutsche allen Grund haben stolz zu sein.

Dagegen haben Sie vermutlich ein Wort vermißt, das heute fast so häufig ist wie das Wort „Mode", über die ja in allen Zeitungen wahre Ströme von Druckerschwärze vergossen werden, was doch mit ihrer Harmlosigkeit in den Augen der Zensur und mit ihrer tatsächlichen Wichtigkeit für gewisse Zweige der Industrie und des Handels nicht völlig zu erklären und zu entschuldigen ist. Ich meine das Wort „Idealismus". Ich liebe es nicht, weil es ein so vieldeutiges Wort ist und weil mit keinem so viel Mißbrauch getrieben werden kann und getrieben wird als gerade mit ihm. Auch klingt mir die Warnung im Ohr, daß der Mensch von der Tugend am meisten zu reden pflege, die er — nicht hat. Deshalb sollten wir Deutsche vorsichtig sein und uns hüten, uns selbst immer wieder als Idealisten zu bezeichnen. Und endlich, ich weiß wirklich nicht, ob Ihnen meine heutigen Ausführungen idealistisch oder realistisch geklungen haben. Ich meine so: natürlich steckt in unserm deutschen Geistesleben, und nicht erst seit Kant und Fichte, seit Schiller und Humboldt, ein starker idealistischer Einschlag; das hat auch der Krieg wieder offenbar gemacht. Aber daneben doch glücklicherweise auch viel gesunder Realismus, das zeigen unsre Unterseeboote und unsre Luftschiffe, zeigen Namen wie Hindenburg und Zeppelin und zeigt unsre Anpassungsfähigkeit an die Wirklichkeit selbst. Darum wollen wir an dem Zusammen von beiden, am Idealismus und Universalismus unsrer Dichter

Digitized by Google

und Denker und am schlichten Idealismus treuer Pflichterfüllung auf der einen Seite und am Realismus, wie ihn uns Bismarck als Eisen ins Blut gegeben und wie uns doch auch schon Goethe auf die wohlgegründete dauernde Erde realistisch fest und sicher gestellt hat, wir wollen daran gerade auch jetzt im Kriege festhalten. Denn zum Siegen brauchen wir den Idealismus, festen Glauben und tiefinnere Kraft, und zum Friedenschließen brauchen wir einen Realisten im Stil Bismarcks, dem sogar etwas vom Realisten Mephistopheles beigemischt sein muß. Und nach dem Frieden brauchen wir ohnedies beides, den die Welt umspannenden, hinaus in die Weite und den ganz innerlichen, hinab in die Tiefe führenden Idealismus, und daneben einen weltoffenen, anpassungsfähigen Realismus voll Tatkraft und Arbeitswillen und voll Andacht auch zum Kleinen und Kleinsten.

Mit diesen Bruchstücken lassen Sie mich schließen und nehmen Sie vorlieb: daß es nur Bruchstücke gewesen sind, was ich Ihnen bieten konnte, weiß niemand besser als ich.

Prolegomena zu einer Theorie der Politik

Von

Erich Unger

Wenn es die Formel des Deutschen ist: das Volk zu sein, dem, tiefer als andern, die Idee *nicht* der blasse Widerschein der wirklichen Dinge, sondern deren bewegende Macht ist, so erklärt sich das immer deutlicher werdende Verlangen, die Gegebenheiten der Politik anzuschließen an den Bereich des reinen Denkens.

Das beunruhigend Vorläufige, Nichtendgültige jeder Einzelwissenschaft bewirkt, daß auf einem Felde, wie dem der Politik, auf dem wie auf keinem andern Schicksal entsteht, *gerade* die Besten sich nicht mit den Weisungen und Begründungen begnügen können, die *innerhalb* der Grenzen dieses Sonderwissens zu finden sind; das unabsehbare Gewicht des Gegenstandes treibt sie zu Erfassungsversuchen, die auch von tiefer her ihre Kraft beziehen.

So wird die Aufmerksamkeit verständlich, mit der das geistige deutsche Publikum das Auftreten von Gedanken verfolgt, die den Weg von der Erfahrung zur Idee und umgekehrt zurückgelegt haben, wie J. J. Ruedorffers „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart".[1] Das Werk selbst steht mehr inmitten der realen Vorgänge, aber es weist überall auf ein System hin, auf dem letzten Endes das Verständnis der „Grundzüge" ruht, und in dem wir den gleichsam theoretischen Unterbau des Ruedorfferschen Denkens zu erblicken haben — auf Kurt Riezlers „Erforderlichkeit des Unmöglichen".

Dieser Mann ist einer der Seltenen: ein Handelnder, der den Blick nicht verloren hat; jemand, der sich der bannendsten Suggestion, die es überhaupt gibt — der des Handelns — aussetzt, ohne benommen zu werden. Von solcher Verbindung ist im Prinzip alles zu erwarten. In diesem Einzelfall scheint uns folgendes von lebendiger Bedeutung.

Das Buch heißt: Die Erforderlichkeit des Unmöglichen[2] — man würde hinter dieser paradoxen, künstlerischen, dieser Fahnenaufschrift geradezu nicht einen kantisch langsamen

[1] Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

[2] Kurt Riezler, Die Erforderlichkeit des Unmöglichen. Prolegomena zu einer Theorie der Politik und zu andern Theorien. München, Georg Müller.

Digitized by Google

Denker vermuten, den die überaus subtilen, weithin verlaufenden Abstraktionen alsbald enthüllen.

Die überraschende Wendung, daß aus der Unerreichbarkeit jedes Höchsten nicht die Resignation folgen müsse, ist natürlich der Spruch eines Pathos, nicht einer Erkenntnis. Ob das weniger sei, steht dahin, denn er erklärt sich aus der Ewigkeit eines Triebes, dessen Aufhören zwar jederzeit behauptet werden kann, der aber seit des Menschengeistes Anfängen jedenfalls die gleiche Unerschütterlichkeit bewiesen hat wie das widerstehende Objekt.

Riezler sieht den Formniederschlag dieses unendlichen Dranges und aller lebendigen Kraft, die auf die Erforderlichkeit eines unmöglichen Höchsten zurückgeführt wird, und sieht zugleich die Handhabe des Geistes, das Wesen dieses Strebens, als das ihm die Welt erscheint, zu vermitteln, in dem Gebilde und dem Begriff der Zweckeinheit.

Zweckeinheit — des Aristoteles Entelechie — können wir an der Struktur eines Ganzen feststellen, in dem „Jedes mit Jedem wie Zweck und Mittel verbunden ist, das Ganze aber als der gemeinsame Beziehungspunkt aller Zwecke und Mittel, also als das gedacht wird, von dem aus gesehen alle Teilzwecke erst Zwecke sind, also als Mittel erscheinen". Zweckmäßigkeit in sich, die keines andern, von dem aus gesehen sie erst Zweck wäre, bedarf, jene Form (um etwas Konkretes zu bieten), unter der man seit langem diejenigen Komplexe der Erfahrung, die wir die „organischen" nennen, zu begreifen versuchte, zu begreifen mit diesem finalen Prinzip, weil die im Gegensatz dazu lediglich kausal operierende Erfassungsweise diesen Gebilden nicht restlos gerecht werden konnte und sie in ihrem Wesentlichen unerschlossen stehen lassen mußte. Bleibt auch die kausale Methode — als die den Konstituenzien unseres Verstandes allein entsprechende — die einzig exakte, ja die einzig mit Anschauung erfüllbare, so vermag sie dennoch nichts Endgültiges gerade mit denjenigen Gegebenheiten anzufangen, die uns zu innerst interessieren, gerade mit denen nicht, in denen das Problem des Daseins wuchert: allem Lebendigen und insbesondere dem Menschen als dem Element der Politik. An ihm also und an all den andern Einheiten der Menschenwelt: Staat, Familie, Kirche, Volk — die Riezler nun als jene Entelechien begreift — deren Wesen und Gesetzlichkeit bisher so hartnäckig jedem naturwissenschaftähnlichen — kausalen — Bewältigungsversuch widerstanden — an ihnen soll die Idee von der Zweckeinheit ihre Fähigkeit zu orientieren erweisen.

Freilich nicht mehr, dies lehnt Riezler in seinem Entwurf bewußt ab: zu ändern. Ja man trifft vielleicht eher auf eine Umkehrung der gemeiniglich dem politischen Theoretisieren zugrunde liegenden Absicht. Die Bewegung der Wirklichkeit ist ihm nicht ein chaotisches Material, dem die Richtung erst aufgedrängt werden müßte, sie ist ihm eher das (notwendig das letzte Wort behaltende) Experiment, das seinerseits einem System seiner gedanklichen Erfassung erst die Bestätigung gibt. Hier ist ein brennender Punkt, und die Geister werden sich scheiden.

Dennoch scheint mir dies nicht der letzte Vorzug der Idee Riezlers, ein heuristisches Prinzip zu sein, das sehr oft blitzartig das halbbewußt aufgeführte Gebäude des intuitiv handelnden Praktikers erleuchtet und diesem eine sonst nirgends erlangbare Sicherheit zu gewähren in der Lage ist; nicht zu reden davon, daß Ergebnisse, auf der Höhe dieses Standortes gewonnen, von allen auf derselben Ebene um die politischen Probleme Bemühten auf das freudigste begrüßt werden können.

So die herrliche Abfertigung der Pazifisten, die das oberste Gesetz der Völker, die Feindschaft, durch die nicht leugbare Möglichkeit einer allumfassenden Gemeinschaft entthronen zu können glauben, indem sie übersehen, daß der einheitliche Organismus, zu dem sich die schließlich die ganze Menschheit umfassenden Staatengemeinschaften umbilden müßten, wie jeder Organismus „ein Prozeß wäre, der einer feindlichen Umwelt bedarf, gegen die er in Aktion und Reaktion sich entfaltet, indem er sich betätigt." — „Auch die geeintesten Staaten zerfallen, wenn ihnen kein andres entgegensteht." Eine Abfuhr, die mit den unwiderleglichen Sätzen schließt: „Gäbe es eine wirklich isolierte Insel, so könnte diese nie

Digitized by Google

unter einem Staate geeint sein. Die Isolierung der Erde setzt der Möglichkeit der Bildung von Staatensystemen eine unüberschreitbare Grenze. Die Pazifisten werden den Frieden auf der Erde erst einziehen sehen, wenn der Krieg gegen die Bewohner des Mars möglich und nötig geworden."

Wenn das die Lachlust reizt, so ist es kein Witz der Betrachtungsweise, sondern die wichtiger zu nehmende Komik der Welt selbst.

So der Licht in das dunkle Gewühl der innerstaatlichen Kämpfe werfende Gedanke von der Zweckeinheit der zwischen Staat und Individuum wachsenden Gebilde: Partei, Gesellschaft, Vertretungskörperschaft.

Dies und vieles andre sind scharfe und befriedigende Projektionen der politischen Gesetzlichkeit; indessen nichts in dem Riezlerschen Entwurf geht darauf aus, die unmittelbaren faktischen Entscheidungen der politischen Gewalten zu beeinflussen.

Gespannter als in jeder Wissenschaft erwartete man seit je, und besonders in demjenigen Teil des heutigen jungen Deutschland, dessen erster und letzter Gedanke die Beziehung des Geistes und der äußeren Macht ist — erwartet man in der Ordnung des Zusammenlebens der Menschen eine Unterweisung durch den rein erkennenden Geist für die Gestaltung des Einzelfalls, gläubiger als irgendwo sonst in ihm das Heil vermutend. Aber Riezler erklärt, daß keine Theorie hinabreiche in die Ebenen des augenblicklichen Handelns: „Es gibt keine politische Theorie und wird niemals eine geben, aus welcher der Politiker ableiten könnte oder sich vorschreiben lassen müßte, was im einzelnen zu tun sei." Doch kann solche Selbstbeschränkung in dem Falle nicht übel gedeutet werden, da, wie hier, das Vorhandensein des Problems nicht eskamotiert, sondern zugestanden wird.

Ich weiß nicht, ob Riezler Kenntnis hat von diesen Bewegungen des heutigen Deutschland, die nichts mit dem repräsentativen oder halbrepräsentativen Parteileben unsers Volkes zu tun haben. Wenn nicht, so mag er des folgenden gewiß sein:

Daß ihm das Bild, als das er Dasein der Völker und Individuen sieht, ein Reflex ist, zurückgeworfen aus der Tiefe der letzten Sichtbarkeiten, scheint uns die erste Erlösung aus dem Getriebe unheimlich lebensloser, nach Verlust des Zusammenhangs mit dem Ganzen gleichsam nur noch mechanisch surrender Kräfte. Die zweite, daß er den Blick auf die ewige, weil aus der Struktur unseres Verstandes folgende Irrationalität der Gebilde des menschlichen Zusammenlebens gelenkt hat, uns durch den Respekt vor deren denkmäßig nicht restloser Auflösbarkeit vor den Rationalismen und Versimpelungen der Ideen von Staat und Staatszweck durch englische und Rousseausche Geister bewahrend.

Zum Dritten: Seine Theorie ist wirklich eine Theorie, d. i. die Formen der Welt behandelnd, formal. Mit Wissen und Willen. Aber ich glaube: Gerade der Formalist, der extreme und bewußte Formalist vermeidet den Fehler, Formales und Inhaltliches zu konfundieren, und behält so den reinen Blick *auch für die Inhalte*; er vermeidet es, Formen für Inhalte auszugeben und mit vielem Gepränge Aenderungen zu proklamieren, die keine sind, sondern nur Verwirrungen der Perspektive. Gerade der radikale Formalist wird für die Inhalte und Elemente der politischen Gegebenheiten einen ähnlich reinen und ungetrübten Instinkt bewahren wie der radikale Praktiker, beide voraus dem Gesichtspunkte vermengenden Parteitheoretiker, der vermittelt, wo entweder das Kompromiß das Prinzip oder das Prinzip die Konkretisierung ausschließt.

Gerade der auf die Spitze getriebene Formalismus wird die letzthin überall entscheidende Bedeutung des Inhalts — gerade heraus: des *Materials* zu würdigen wissen, das für die Ausfüllung der politischen Formen, sei es Republik oder Tyrannis, zur Verfügung steht und hierin mit der Intuition des Praktikers übereinkommen: „Die Staatsform allein kann nichts ausrichten, und die beste Verfassung gibt keine Gewähr, wenn nicht eine Gesamtgesinnung im einzelnen lebt" und „aus einem einzelnen, der gegen eine Welt von Zeitungen steht, kann das Volk sprechen, und schließlich ist es Sache einer besonderen Gnade, ob das Ethos der überindividuellen Gemeinschaft und das Wissen um deren rechten Weg

Digitized by Google

sich im einzelnen Individuum investiert, einer Gnade Gottes, der die Parlamente nicht minder bedürfen wie die Könige. Schließlich scheint es, als sei eine jede Staatsform gegen die Gefahren der andern gerichtet und habe ihre eignen in sich. Die Völker, welche den Einfluß des Gesamtinteresses auf die Leitung des Staates gegen zur Vertretung von Teilinteressen ausartende Dynastien durch Parlamente schützen wollten, sehen diese selbst zur Beute von Teilinteressen geworden, suchen durch Wahlrechtsänderungen das Teilinteresse, das sich des Parlaments bemächtigt hat, ebenso zu entthronen, wie sie vorher die Dynastien entthront haben; sie wollen auf die eine oder die andre Weise jenen tieferen Volkswillen zur Herrschaft führen und können ihn doch durch keine Institutionen fassen, wenn er nicht in den Individuen lebendig ist." Sätze von äußerstem Formalismus, die gerade die so schmählich übersehene Materie der politischen Gestaltung, die tatsächlich durch keine Staatsform restlos zu umschreibende Struktur des Einzelnen und des Volkes wieder zur endgültig entscheidenden Instanz einsetzen und eben darum dem Praktiker etwas geben.

Schließlich aber und aus allem diesem folgend scheint uns, wenn schon überhaupt eine Formel für den Gang eines Staates gefunden werden soll, der Richtungsgedanke Rieglers für die Entwicklung der deutschen Nation gerade die Sehnsucht des heute jugendlichen Teils Deutschlands wiederzugeben — also in der Tat die Tendenz dieses Volkes in sich zu tragen:

„Zu verhüten, daß die politische Form, die Deutschland endlich gefunden, mit ihren eignen Bedürfnissen und ihren wirtschaftlichen Folgen das tiefere Wesen des Volkes, das in einer unpolitischen Kultur sich geprägt hat, nicht nur umbilde, sondern unterbinde und langsam zerstöre, an seine Stelle aber nichts als eine äußerlich tüchtige Mittelmäßigkeit zu setzen vermöge, damit trotz Weltpolitik und Reichtum auch der Deutsche der Zukunft den unendlichen Drang sich bewahre und den Zusammenhang mit einem Tiefsten und Höchsten."

Literarische Berichte

Kurland und die Dünafront. Von Fritz Wertheimer. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Von Dr. Wertheimer, dem ausgezeichneten Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Ztg.", liegt eine neue Sammlung von Berichten aus dem Feld vor, die sich den früher erschienenen Bänden „Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen" und „Von der Weichsel bis zum Dnjestr" würdig anschließt und die, gleich jenen, auch eine Reihe interessanter Illustrationen nach eignen Aufnahmen des Verfassers enthält. Mehr noch als in diesen beiden ersten Bänden war dem Verfasser bei den Briefen über Kurland und die Dünafront die Schilderung des Landes, seiner Geschichte und seiner Bewohner eine Hauptsache. Nur der erste Teil des Bandes „An der Dünafront" ist eigentliche Kriegsberichterstattung; die beiden andern, „Kurische Städtebilder" und „Wirtschaftspolitik und Nationalitätenfrage in Kurland", wollen, wie schon die Ueberschriften zeigen, den Leser mit dem „Gottesländchen" vertraut machen, in der deutschen Heimat Interesse erwecken für uraltes deutsches Kolonialland, das hoffentlich nicht länger in den Händen russisch-asiatischer Unkultur verbleiben wird. Und diesen guten Zweck wird Wertheimers Buch sicherlich bei jedem Leser erreichen. Von den schönen Städte- und Landschaftsbildern abgesehen, gewinnen wir außerordentlich belehrende Einblicke in die nationalen und sozialen Probleme, die das Schicksal der Ostseeprovinzen beherrschen und zu deren Lösung hoffentlich unser Volk berufen sein wird.

Eine neue Form des Wahlrechts auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts. Ein Kaiser-Jubiläums-Aufruf „An das deutsche Volk" von F. Oloff. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht. 132 S. M. 2.—.

Ein Bremer Großkaufmann ergreift hier das Wort über allerlei brennende Fragen des politischen Lebens, über Sozialdemokratie und Kapitalismus, über die Reichsfinanzreform, über Krieg und Frieden, am eindringlichsten über die im Titel bezeichnete Frage. Er schlägt ein eigenartiges Proportionalverfahren vor: man lasse die Wahl-

Digitized by Google

treise ganz fortfallen und diejenigen Männer, bis zu vierhundert, die die meisten Stimmen auf sich vereinigen, als die Vertreter des Volkes gelten. Im Reichstag soll dann jeder Abgeordnete für eine bestimmte Zahl von Stimmen, etwa tausend, je eine Stimme erhalten. Den nächstfolgenden Gewählten, auf die in einem oder mehreren Wahlkreisen mindestens tausend Stimmen gefallen sind, soll das Recht oder die Pflicht zustehen, die auf sie entfallende Stimme einem ihnen genehmen Abgeordneten zu übertragen. Auf diese Weise würde jede Abstimmung im Reichstage ein fast photographisch getreues Bild der Volksmeinung ergeben. Dieser Vorschlag erscheint bestechend einfach, ist aber doch bedenklich. Von mancherlei Gegengründen mag nur angeführt werden, daß schließlich in den Beschlüssen des Reichstages ja doch nur wie bisher die Meinung der Mehrheit zum Ausdruck kommen würde; auch wäre wohl bei solchem Wahlverfahren eher eine berufsständische als eine wirklich politische Vertretung des Volkes zu erwarten. Br.

Erbe, Eigen und Liebe. Gedichte. Von Julius Franz Schütz. Leipzig, Xenienverlag.

Unter einem etwas seltsamen Titel hat Schütz seine Gedichte aus verschiedenen Zeiten veröffentlicht. Offenbar ist viel Erlebtes, Eignes darunter, dem er dichterischen Ausdruck verliehen hat. Seine Muse ist vielseitig. Doch überwiegt die Lyrik, und hier die Liebeslyrik. Auch manche volkstümliche sangbare Gedichte finden sich in der Sammlung. Die Verse sind gut gebaut und fließen leicht dahin. E. M.

Halle a. S. Von Max Sauerlandt. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 3.—.

Die von Georg Biermann herausgegebene hochangesehene Sammlung „Stätten der Kultur" hat mit diesem ihrem 30. Bande eine sehr willkommene Bereicherung erfahren. In schöner Verbindung von ernster Wissenschaftlichkeit mit geschmackvoll allgemeinverständlicher Darstellung ist hier, unterstützt durch dreiundneunzig geschickt ausgewählte und vorzüglich wiedergegebene Abbildungen, die geschichtliche wie kultur- und vor allem kunstgeschichtliche Entwicklung der alten Hallorenstadt geschildert, und daß immer die Fühlung mit den allgemeinen geschichtlichen Bewegungen gewahrt ist, mag als besonderer Vorzug des liebenswürdigen Werkchens angesprochen werden. Z.

Gedichte von Heinrich Baron v. Tiesenhausen. Riga, E. Bruhns. M. 1.75.

Ein schönes Zeugnis des baltischen Deutschtums liegt in diesen Gedichten vor. Der Verfasser (wo mag er wohl jetzt weilen?) versteht es, in schlichter, einfacher, an Mörike und G. Keller erinnernder Weise seine Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Form und Inhalt decken sich. Seine Lyrik verdient auch bei uns bekannt zu werden. E. M.

Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neuen Kunst. Von Heinrich Wölfflin. Geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—. München, F. Bruckmann A.-G.

Ein neues Buch von Heinrich Wölfflin, das füglich ein Ereignis in der kunstwissenschaftlichen Literatur genannt wird. Was der feinsinnige Gelehrte sich als Ziel seiner jüngsten Arbeit gesteckt hat, mögen am besten folgende Sätze aus dem Vorwort des Buches zum Ausdruck bringen: „Es muß endlich eine Kunstgeschichte kommen, wo man Schritt für Schritt die Entstehung des modernen Sehens verfolgen kann, eine Kunstgeschichte, die nicht nur von einzelnen Künstlern erzielt, sondern in lückenloser Reihe zeigt, wie aus einem linearen Stil ein malerischer geworden ist, aus einem tektonischen ein atektonischer usw. Diese Entwicklung in der Figurenzeichnung, Gewandzeichnung, Baumzeichnung nachzuweisen, wäre noch nicht die ganze Aufgabe, es müßte die veränderte Bildgestaltung im allgemeinen, der Wechsel der Bildvorstellung überhaupt dargelegt werden, und die Schilderung bliebe immer einseitig und wacklig, wenn nicht Architektur und Dekoration zu den darstellenden Künsten hinzugenommen würden. An solche weitschichtige Darlegungen aber ist jetzt, mitten im Krieg, nicht zu denken. Darum habe ich meine Meinung auf einen möglichst kurzen und einfachen Ausdruck gebracht und unter Verzicht auf alle Zwischenwerte nur die Grundbegriffe der Entwicklung festzulegen versucht. Nichts bezeichnet eindrücklicher den Gegensatz zwischen alter Kunst und der Kunst von heute als die Einheitlichkeit der Sehform dort und die Vielfaltigkeit der Sehformen hier.

In einer Weise, die einzig ist in der bisherigen Kunstgeschichte, scheint das Widersprechendste sich miteinander vertragen zu können. Man schwärmt für Reliefbühne und baut gleichzeitig mit barocken tiefen Wirkungen. Die plastisch-lineare Kunst hat ebenso Geltung wie jene malerische, die auf den bloßen Augeneindruck hin arbeitet. In jedem Kunstblatt durchläuft die Zeichnung fast alle Möglichkeiten. Was bedeuten daneben einzelne auseinandergehende Richtungen der Vergangenheit! Nur ein im Grund historisches Zeitalter hat diese Weitherzigkeit großziehen können. Aber die Einbuße an Kraft gegenüber der einseitigen Stärke vergangener Epochen ist unermeßlich. Es ist eine schöne Aufgabe der wissenschaftlichen Kunstgeschichte, wenigstens den Begriff eines derartigen einheitlichen Sehens lebendig zu erhalten, das

Digitized by Google

verwirrende Durcheinander zu überwinden und das Auge in ein festes und klares Verhältnis zur Sichtbarkeit zu bringen. In dieser Richtung liegt das Ziel des vorliegenden Buches. Es befaßt sich mit der inneren Geschichte, sozusagen mit der Naturgeschichte der Kunst, nicht mit den Problemen der Künstlergeschichte. Daß nicht alle kunstgeschichtlichen Begriffe zur Sprache kommen, ist schon im Titel ausgedrückt. Das Buch gehört aber überhaupt nicht zu den abschließenden, sondern zu den tastenden und eröffnenden, die möglichst bald durch gründlichere Einzelstudien überholt werden wollen." Diesem Versuch Wölfflins an der Hand seines mit vortrefflichen Abbildungen ausgestatteten Buches zu folgen, bietet hohen Genuß, selbst da, wo der Leser dem Autor nicht in allen Einzelheiten beizustimmen vermag.

Seevolk. Erzählungen aus meinem Seemannsleben. Von John William Nylander. Aus dem Schwedischen übersetzt von Ottilie v. Harling. Leipzig, Georg Merseburger. 244 S. M. 2.50 (3.50).

Ein finnischer Seemann, der zugleich ein guter Beobachter und ein künstlerisch empfindender Mensch ist, bietet hier Seegeschichten, die den Eindruck großer Echtheit machen und nicht nur getreue Darstellungen der Wirklichkeit, sondern zugleich feine Stimmungsbilder sind. Zu wirklich abgerundeten Kunstwerken wollen sie sich allerdings nicht recht formen. Jedenfalls erheben sie sich durch ihre ursprüngliche Art über bloße Unterhaltungsware und verdienen auch bei deutschen Lesern Beachtung. Der finnische Staat hat den Verfasser durch einen Literaturpreis ausgezeichnet.

Br.

Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Thimme und Carl Legien. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

In einer vorher nicht für möglich erachteten Kraft und Stärke hat sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit im deutschen Volke geoffenbart, als die ungeheure Welle des Weltkriegs über uns hereinschlug. Wird es möglich sein, diese Einheit als dauerndes Gut zu erhalten? Davon, daß diese Frage bejahend beantwortet wird, hängt unendlich viel ab, vor allem der volle, ungeteilte Krafteinsatz für die Ausnutzung unseres mit Sicherheit erwarteten Sieges. Soll eine positive Lösung gefunden werden, so müssen die Grundlagen klar erkannt werden, auf denen sich die dahin abzielende Arbeit aufzubauen hat, und um die Klarheit hierüber zu schaffen, haben sich bürgerliche und sozialdemokratische Schriftsteller zusammengetan. Prof. Dr. Oncken (Heidelberg) weist nach, daß der Krieg uns auf den Weg zur vollen Einheit und Freiheit geführt hat oder führen wird; nicht als ob ein Teil der Nation für sein Verhalten einen Lohn zu fordern hätte, sondern weil Staat und Nation nur gewinnen können, wenn die Massen zu Mitträgern der Staatspersönlichkeit mit seinem Verantwortlichkeitsgefühl erzogen werden. Daß das durch Erfüllung der Gleichheit geschehe, fordert der Sozialdemokrat Noske und droht, wenn es im Guten nicht gehe, mit unerbittlichem Kampfe. Friedrich Meinecke untersucht die Frage der Friedensziele, in deren Beantwortung er sich mit Schippel einig findet; keinen Frieden schließen, der uns ohne Not Erbfeinde schüfe, aber auch keinen, der uns nicht sturmfrei gegen neue Angriffe macht. Außerordentlich radikale Aenderungen der Reichsverfassung verlangt Anschütz: Der Bundesrat, der mit 61 Köpfen für eine Regierung viel zu schwerfällig ist, soll Oberhaus und Staatsrat, der Kaiser alleiniger Träger der Reichsregierung werden; in Preußen ist das Reichswahlrecht zu gewähren, bei dem das Reich noch immer bekommen hat, was es brauchte (wirklich immer?); geht es nicht sofort ganz, so nimmt Anschütz auch Teilzahlungen unter Festhaltung des Endziels an. Die Art, wie die Arbeiter und Arbeiterinnen zur Mitarbeit an den öffentlichen Aufgaben des Reichs beteiligt werden können, untersucht Francke; auch er fordert Anerkennung der Arbeiter als vollgültiger Volksgenossen. Für die Gewerkschaften nimmt Legien ungehinderte Ausübung des Koalitionsrechts in Anspruch, wobei er sich dagegen verwahrt, daß die Gewerkschaften jemals den Streik um des Streiks willen geführt hätten; sie wollen dem Interesse der Allgemeinheit dienen. Das Verhältnis der Kirche zu der Sozialdemokratie prüft Tröltsch; die Kirchen müssen einsehen, daß ihre politische Alleinherrschaft unabänderlich zu Ende ist, und sich auf Gesinnung, Ueberzeugung, innere Seelenhaltung und sittliche Lebensgrundsätze werfen, was selbst die katholische Kirche in Amerika fertig bringt. Die Sozialdemokraten, welche religiöses Interesse haben, kann und soll man ebenso in Kirchenvertretungen aufnehmen, wie man sie als Mitglieder von Schuldeputationen bestätigt. Den Dissidenten, soweit sie nicht auf Schwächung der Kirchen abzielen, muß das Vereinsrecht gewährt und auf Nadelstiche verzichtet werden. Das sind einige der wichtigsten Beiträge und Forderungen, welche wir in dem Buche vertreten finden; auf alles einzugehen, fehlt uns der Raum. Wie man sieht, ist die Grundrichtung eine sehr entschieden fortschrittliche, manchmal sogar radikale (auch bei bürgerlichen Autoren), für die gewichtige Erwägungen sprechen mögen, denen aber auch andre, deren Darlegung wir vermissen, entgegenstehen.

E.

Digitized by Google

Das europäische Problem. Von Alex. Redlich. Geheftet 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wie schon der Titel andeutet, erscheinen dem Verfasser der vorliegenden Schrift der eigentliche Ursprung des Krieges und seine Ziele unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes zwischen dem europäischen Kontinent und dem Weltreich Englands. England will sein seit Jahrhunderten angelegtes und ausgebautes wirtschaftliches Weltreich zu vollem Abschluß bringen; hierbei trat ihm die mächtig aufsteigende wirtschaftliche Stärke Deutschlands hindernd in den Weg. Es sind aber außer England auch Rußland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Japan zu solchen wirtschaftlichen Weltreichen prädisponiert. Gegenüber diesen riesigen Gebilden können nach Redlichs Ansicht die übrigen Staaten Europas sich nur durch ein wirtschaftliches Bündnis behaupten. Mit geschichtsphilosophischen wie praktisch nationalökonomischen und politischen Gründen sucht der Verfasser diese Ansicht zu belegen und ihre Durchführbarkeit nachzuweisen.

Henrik Ibsen. Von Alfred Wien. Mit 33 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. (Velhagen & Klasings Volksbücher, Nr. 106). 34 S. 60 Pf.

Das mit trefflichen Abbildungen geschmückte Heft bietet alles, was man billigerweise von einer so knapp zusammengedrängten Darstellung fordern kann. Es zeigt klar und liebevoll den Menschen und Dichter in seiner Entwicklungsgeschichte, in der fortschreitenden Verwirklichung seiner Lebensaufgabe: „Das Volk zu wecken und zu lehren, groß zu denken." Bei jedem Drama weiß der Verfasser in klugen Bemerkungen auf die wesentlichen Züge aufmerksam zu machen; wer mehr in die Tiefe geführt werden möchte, wird der Schrift gewiß nicht das Lob versagen, daß er gerade durch ihre fesselnde Art dazu angeregt worden ist. Seltsam berührt die gelegentliche Bemerkung, daß im Jahre 1864 Norwegen untätig zuschaute, „wie ein Brudervolk im Kampfe um Freiheit und Autonomie verblutete"; doch handelt es sich vielleicht nur um eine stilistische Unebenheit.

H. Brömse.

Zeitgemäße Betrachtungen über die deutsche Kultur. Von Prof. Dr. Albert Osterrieth. („Zeitspiegel, Sammlung zwangloser Abhandlungen zum Verständnis der Gegenwart", herausgegeben von H. Mühlbrecht, Heft 1). Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht. M. 1.—.

Welche Kulturstellung nimmt Deutschland den übrigen Völkern gegenüber ein? — Das ist das Problem der gewandt und fesselnd geschriebenen, anregenden Schrift. Auf Grund eines geschichtlichen Ueberblicks legt der Verfasser in geistvoller Weise dar, wie infolge einer besonderen Ungunst der Verhältnisse die Ausbildung einer eigenartigen deutschen Volkskultur Jahrhunderte hindurch hintangehalten und erschwert worden sei, so daß Deutschlands Kultur noch nicht die Reife aufweise wie die der älteren Völker, die früher zu einer Sammlung und Verschmelzung der verschiedenen Volksbestandteile gelangten. Aber Osterrieth glaubt, daß die Erhebung des deutschen Geistes im gegenwärtigen Kriege unserem Volke die Zukunft einer hohen Kulturblüte verheiße. Schon den grundsätzlichen Ausführungen über den Begriff „Kultur", auf denen diese beiden Gedanken aufgebaut sind, wird man nicht unbedingt zu folgen brauchen, aber vom volkstumswissenschaftlichen Standpunkt könnte man überdies, ohne in Rousseaus Bahnen zu wandeln, wohl einwenden, daß die deutsche Kultur schon jetzt den Vorzug vor der der übrigen Völker verdiene, weil sie nicht rückständiger, sondern dank dem deutschen Anpassungs- und mehr noch Ausscheidungsvermögen reiner, eigenständiger und damit zugleich frischer, ursprünglicher (unsre Gegner nennen es „barbarischer") geblieben sei. Es dürfte als Hauptwert der Osterriethschen Schrift, vielleicht nach dem Willen ihres Verfassers sogar als ihre Hauptabsicht, anzusehen sein, den Leser, gleichviel, zu welchen Ergebnissen er gelangt, zu solchen Erwägungen anzuleiten.

Hans Zimmer.

Hohe Sonnentage. Von N. Welten. Ein Ferienbuch aus Provence und Tunesien. 384 S. mit 8 Bildern. Kempten und München, Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Preis geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

In dem Buch begleiten wir den Verfasser auf seiner Reise durch die Provence und Tunis. Seine Ausführungen sind Stimmungsbilder, bald erzählt er uns von den provenzalischen Dichtern, deren Studium er sich besonders eingehend gewidmet hat, bald hängt er seinen Gedanken nach, bald gibt er Augenblicksbilder der Reise, bald regt ihn ein Bauwerk zu längeren kulturhistorischen Betrachtungen an. Die gewandte, bilderreiche Darstellung verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Dr. Joh. Riedel.

Maja und andre Novellen. — **Poverina!** Novellen. — **Eine Maitresse.** Novellen. Von Wilhelm Stenzel. Leipzig, Xenienverlag. M. 2.— (3.—), M. 3.— (4.—), M. 3.— (4.—).

Daß die rund fünfzig Geschichten und Geschichtchen, die uns der Verfasser in diesen drei Bänden beschert, gelegentlich durch eine bestimmt umrissene Gestalt, ein gut gesehenes

Digitized by Google

Augenblicksbild, einen nachdenklichen Satz Aufmerksamkeit verlangen dürfen, soll nicht geleugnet werden. Aber im ganzen sind sie keine Bereicherung unseres Schrifttums. Es sind meistens Nichtigkeiten, die dadurch nicht gehaltvoller werden, daß sie, wie es häufig geschieht, einen krassen Abschluß finden. Müde, niedrige, unsaubere Seelen bevölkern allzu zahlreich diese Erzählungen, und ihre Erlebnisse und Gedanken sind wirklich nicht so bemerkenswert, wie es sich der Verfasser vorzustellen scheint. Häufig macht sich ein gezierter und schwülstiger Stil breit, der auch nicht dazu beiträgt, die Werke erfreulicher zu machen. Br.

Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild von Eduard v. Wertheimer. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta.

Die erste Auflage dieser Biographie ist 1902 erschienen und hat wegen der erschöpfenden Darstellung des kurzen Lebens Napoleons II. viel Beifall gefunden. Die zweite Auflage verwendet die seitdem angewachsene Literatur; beigefügt sind sechs Lichtdruckbilder und das Faksimile eines Briefes. Wertheimer weiß wohl, daß der Glanz, der auf dem Herzog von Reichstadt liegt, vor allem von dessen Vater ausgeht, aber er vertritt die Ansicht, daß der Sohn des Vaters nicht unwert und von hohen Anlagen war, deren Entfaltung der frühe Tod verhindert hat. E.

Fürst Karl Euseb. von Liechtenstein als Bauherr und Kunstsammler. Von Viktor Fleischer. Wien und Leipzig, C. W. Stern.

Die vorliegende Schrift, der 1. Band der Veröffentlichungen der Gesellschaft für neuere Geschichte Oesterreichs, gibt auf Grund genauester Kenntnis und Reproduktion der noch erhaltenen Nachrichten ein Bild vom Leben und der Tätigkeit des Fürsten, der sich als Mäzen einen Namen machte und für die österreichische Kunstgeschichte von nicht geringer Bedeutung geworden ist. Den breitesten Raum nimmt der Abdruck seiner bedeutendsten literarischen Arbeit ein, des „Werkes von der Architektur", das, im Stile des Kunstliebhabers für Laien geschrieben, den Nachfolgern eine praktische Anleitung zu fruchtbarer baulicher Wirksamkeit geben sollte. — Eine Reihe von Katalogen zeitgenössischer Kunstsammlungen ist beigefügt. O. B.

Nordgriechische Skizzen. Von Otto Kern. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 128 S.

Der Verfasser hat im Büchlein fünf kleinere, größtenteils schon früher veröffentlichte Aufsätze zusammengestellt, die uns zugleich in das heutige und in das klassische Nordgriechenland einführen. Die feine Darstellung läßt sie zu einer ebenso fesselnden Lektüre werden, wie sie der gediegene Inhalt zu einer anregenden macht. So versteht es der von innigster Liebe zum Griechentum durchdrungene Verfasser, dem Leser einen Teil seiner Begeisterung einzuhauchen und auch dem gleichgültigen Leser rege Anteilnahme an seinen archäologischen Studien, die ihn nach Nordgriechenland geführt haben, zu erwecken. Vielleicht setzt aber der Verfasser eine Kenntnis der griechischen Mythologie voraus, die nur dem ehemaligen Gymnasiasten eigen sein wird, diesem aber wird das Büchlein wahre Freude bereiten.

Dr. Joh. Riedel.

Mit Vallasch und Lanze. Ein Liederstrauß, den deutschen und österreichischen Reitern ins Feld gesendet von Generalmajor Buxbaum. Kart. M. 1.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Es war ein glücklicher Gedanke, in einem handlichen, schmucken Bändchen, das sich auch zum Hinaussenden oder Mitnehmen ins Feld eignet, die schönsten und ansprechendsten deutschen Gedichte zu sammeln, die der Verherrlichung von Reitergeist und Reitertat gewidmet sind. An Blüten für einen Liederstrauß, der den deutschen und österreichisch-ungarischen Reitern gewidmet werden sollte, war kein Mangel; es gehörte vielmehr ein feiner Sinn und eine geschickte Hand dazu, aus der sich bietenden Fülle von Stoff für solche Sammlung das dichterisch Wertvolle, sangbar Volkstümliche und so recht Reitermäßige auszuwählen. Dies ist dem Herausgeber in vollem Maße gelungen. Man staunt beim Betrachten des dem Deutschen Kronprinzen gewidmeten Bändchens, wieviel Dichter der Sammler hier in engem Raum zu vereinigen wußte, wie vielfache Töne diese Dichter zu Lob und Preis der Reiterei und der berühmtesten Reiterführer angeschlagen haben. Der poetische Wert vieler dieser Gedichte wird der Sammlung auch außerhalb der Kreise, für die sie zunächst bestimmt ist, manche Freunde erwerben.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Ascher, Dr. M., Gullivers Neue Reise. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 129: Karl Theodor Heigel, Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. 3. Auflage. Bd. 246: Theodor Bitterauf, Friedrich der Große. Sechs Vorträge. 2. Auflage. Bd. 471: Prof. Dr. Rudolf von Scala, Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung. Bd. 486: J. W. Bruinier, Die germanische Heldensage. Bd. 495: Dr. Edgar Istel, Die moderne Oper vom Tode Wagners bis zum Weltkrieg (1883—1914). Bd. 511: P. Joachimsen, Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. pro Band M. 1.25.

Becker, Marie Luise, Ein Beitrag zur Aufklärung der feindlichen Greuelberichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Bein, Dr. Wilh., Die Kapitulationen (Sonderabdruck aus den Preußischen Jahrbüchern). Berlin, Georg Stelke.

Berg, Paul L., Dr. jur. Ed. Karlemeyers Sorge für die Hinterbliebenen und Kriegsversorgung. Wiesbaden, Emil Abigt. M. 1.—.

Bezzel, Dr. v., Bismarck und das deutsche Gemüt. 3. Aufl. München, Müller & Fröhlich. 25 Pf.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgeber Prof. Dr. Fr. v. Mammen. Heft 7: Deutschlands zukünftige Zoll- und Handelspolitik. Von C. Fritzsche. M. 1.20. Heft 10: Viehlose Landwirtschaft. Von Sigurd Socusson. M. 1.20. Heft 11: Die Bedeutung des Waldes insbesondere im Kriege. Von Fr. v. Mammen. M. 1.50. Dresden, Globus-Verlag.

Bischoff, Dietrich, Die unsichtbare Kirche. Leipzig, Bruno Zechel. M. 1.50.

Bleeck-Schlombach, E., Allah il Allah. Mit den Siegesfahnen an den Dardanellen und auf Gallipoli. Leipzig, O. Gust. Zehrfeld. Geh. M. 1.—, in Leinen M. 2.—.

Böttger, Dr. Hugo, Deutsche Stimmen. Berlin, Schriftenvertriebsstelle der Nationalliberalen Partei. 28. Jahrgang. Halbjährlich M. 3.—.

Bratter, C. A., Die armenische Frage. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Chamberlain, H. St., Hammer oder Amboß. München, F. Bruckmann. 70 Pf.

Dammert, R., Der serbische Feldzug. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. Geb. M. 3.—.

Deutsche Feld- und Heimat-Bücher. 1. Bändchen: Riebesell, Mathematik im Kriege. 2. Bändchen: Gagelmann, Physik im Kriege. 5. Bändchen: Henze & Dr. Gagelmann, Natur und Krieg. 6. Bändchen: Collischonn, Freund und Feind in der Geschichte. 8. Bändchen: Altmann, Die Entstehung des Weltkrieges. 9. Bändchen: Endres, Das deutsche Heer. 11. Bändchen: Arndt, Die Mobilmachung des Geldes. 15. Bändchen: Liebrecht, Die Kriegsfürsorge. Frankfurt a. M., Geschäftsstelle des Rhein-Mainischen Verbands für Volksbildung.

Die Gäldenkammmer. Norddeutsche Monatshefte. 20. Jahrgang. Bremen, Verlag Kaffeehag. Jahresabonnement M. 5.—, Einzelheft 50 Pf.

Die Weltsprache. Ein Ruf an die Gesamtmenschheit. Dresden, E. Piersons Verlag. 80 Pf.

Ehlers, P. Dr., England, Antwerpen und die belgische Barriere. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem. M. 1.—.

Engelhardt, A. Freih. v., Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. München, Georg Müller Verlag. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Essen, Léon van der, A short history of Belgium. Leipzig, K. W. Hiersemann. ℳ 1.—.

Falsche Propheten. Ein Rückblick auf die Stimmungsmache der Entente im Herbst und Winter 1914/15. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. 25 Pf.

Fleischer, Dr. Oskar, Vom Kriege gegen die deutsche Kultur. Ein Beitrag zur Selbsterkenntnis des deutschen Volkes. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. M. 1.—.

Fredrich, C., Vor den Dardanellen auf altgriechischen Inseln und auf dem Athos. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 3.—.

Fullerton, George Stuart, Die Wahrheit über Deutschland. München, R. Oldenbourg. Geh. M. 1.50.

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. 11. Lieferung: Antwerpen, Flandern, Artois. 12. Lieferung: Champagne, Argonnen, Vogesen. 13. Lieferung: Der Durchbruch in Galizien. München, F. Bruckmann. Lieferung à M. 2.—.

Hallström, Per. „Der Volksfeind". Vier zeitpolitische Aufsätze. München, F. Bruckmann. M. 1.—.

Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Fr. Meinecke & Fr. Vigener. 115. Band, 3. Folge. München, Verlag R. Oldenbourg.

Hönger, Dr. Alfred, Zeugnisse zum deutschen Aufstieg 1750—1914. Eine Lesebuch für den Deutschen. Nach Karl Lamprechts gleichnamiger Schrift herausgegeben. Gotha, A. Perthes A.-G. Geb. M. 2.—.

Jacobsohn, Herm., Rußlands Entwicklung und die ukrainische Frage. Cassel, Pillardy & Auguftin. 75 Pf.

Jünger, Karl, Deutschlands Frauen und Deutschlands Krieg. Ein Rat-, Tat- und Trostbuch. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

König, E. Käthe, Während des Weltkriegs. Skizzen und Novellen einer Frau zur großen Kriegszeit. Dresden, Meinhold & Söhne. M. 1.—.

Königsberger Woche. Hindenburg-Nummer. 8. Jahrgang. Nr. 28. Königsberg, Ostpreuß. Druckerei und Verlagsanstalt A.-G. Volksausgabe 10 Pf., Sonderausgabe M. 1.—.

Koppin, O. R., Aus Tiefen und Tempeln gesammelte Strophen. Weimar, Weckruf-Verlag. Geb. M. 1.80.

Krüger, Government and Politics of the German Empire. New York, World Book Company.

Digitized by Google

Landauer, Dr. G., Der Verruf des Fremden. „Gott strafe England". Die Wacht an der Donau. Wien, Manz-Verlag. M. 1.—.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1916. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 2.—.

Michaelis, Dr. Paul, Aus dem deutschen Osten. Berlin, Georg Reimer. M. 2.—.

Oechsli, Wilh., Briefwechsel Joh. Caspar Bluntschlis mit Savigny, Niebuhr, Ranke, Jakob Grimm und Ferd. Meyer. Frauenfeld, Huber & Co. Brosch. M. 5.50.

Opitz, C., Karte des Italienischen Kriegsschauplatzes mit den angrenzenden Teilen von der Schweiz und Oesterreich-Ungarn. Lissa, Oskar Eulitz Verlag. 30 Pf.

Otto, Friedrich, Blätter des Lebens. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 1.—.

Pfersche, Dr. Emil, Die Parteien der Deutschen in Oesterreich vor und nach dem Weltkrieg. München, Duncker & Humblot. 80 Pf.

Plenge, Prof. Dr. Johann, 1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes. Berlin, Jul. Springer. M. 3.60.

Plenge, Prof. Dr. Johann, Aus dem Leben einer Idee. Begleitwort zu einer Denkschrift über eine Unterrichtsanstalt zur Ausbildung praktischer Volkswirte. Münster, Borgmeyer & Co. M. 1.—.

Plenge, Prof. Dr. Johann, Der Krieg und die Volkswirtschaft. 2. Auflage mit dem Zusatzkapitel: Zwischen Zukunft und Vergangenheit nach 16 Monaten Wirtschaftskrieg. Münster, Borgmeyer & Co. M. 1.50.

Polen. Wochenschrift für polnische Interessen. 2. Jahrgang. Wien, H. Goldschmidt. Das Heft 50 Pf.

Praktische Bibelerklärung. 8. Alttestamentliche Lyrik von P. Fleischmann. 1.—5. Tausend. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Rist, Johann, Das Friedewünschende Teutschland. Ein Schauspiel aus dem Dreißigjährigen Kriege. In neuer Fassung herausgegeben von Heinrich Stümcke. Gotha, F. A. Perthes A.-G. M. 1.—.

Ritter, Dr. Albert (Winterstetten), Der organische Aufbau Europas. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 80 Pf.

Salm, Carl, Geist der Tat. Kriegsgedichte. Weimar, Weckruf-Verlag. M. 1.—.

Schaube-Brieg, Dr., Feldmarschall Hindenburg zur Ehr'! Ein Flugblatt. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 40 Pf.

Schaukal, Rich., Kriegsliteratur aus Oesterreich. 2. und 3. Heft. München, Georg Müller.

Schriften des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowitz. Heft 8: Nationalgefühl und Staatsgefühl. Von Prof. Dr. Alfred Amonn. München, Duncker & Humblot. M. 1.—.

Schumacher, Dr. Hermann, Meistbegünstigung und Zollunterscheidung. Betrachtungen über eine Neugestaltung der deutschen Handelspolitik nach dem Kriege. München, Duncker & Humblot. M. 1.80.

Sellmann, Prof. Dr., Kriegsverwundet. Ein Wort an unsere Kriegsbeschädigten. Feldpostbrief. Witten, Verlag „Eckart" H. Ryhuis. 15 Pf.

Stoll, A. Prof., Aus Emanuel Geibels Schülerzeit. Cassel, Pillardy & Augustin. 75 Pf.

Tanner, Major, Frontberichte eines Neutralen. 1. Polen und Karpathen. 2. Galizien und Bukowina. Berlin, Verlag August Scherl. à M. 3.—.

Weens, Edmund v., Zur Erkenntnis der Vorzeit. Das Rätsel des Hunsrücks. Düsseldorf, Berg-Verlag.

Weltkultur und Weltpolitik. Erw. Hauslit: Die neue Weltkulturgemeinschaft Heft 2: M. 1.50. Heft 3: M. 1.—. Heft 4: M. 1.50. Heft 8: N. Goldmann: Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums. München, F. Bruckmann. M. 1.—.

Widmann, Josef Viktor, Jugendeselei und andere Erzählungen. Bern, A. Francke. Geh. M. 1.60.

Wiedenfeld, Kurt, Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsmöglichkeiten. München, Duncker & Humblot. M. 2.—.

Wiese, Leopold v., Gedanken über Menschlichkeit. München, Duncker & Humblot. Geb. M. 3.—.

Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich v., Reden aus der Kriegszeit. Viertes Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 50 Pf.

Winterer, Dr. Hermann, Aegypten, seine staats- und völkerrechtliche Stellung zu England, den Mächten und der Türkei. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 4.—.

Withalm, Hanns, Der Deutsche Sieg. Ein Beweis. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Woermann, Geh. Rat Prof. Dr. Karl, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 2. Auflage. Erster Band: Die Kunst der Urzeit. Die alte Kunst Aegyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer. Leipzig, Bibliographisches Institut. Geb. M. 14.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Italiens falsche Rechnung

Von

Philipp Hiltebrandt

> Ich glaube nicht, daß auf die internationalen Beziehungen alle die strengen Regeln der Moral, die die privaten Beziehungen regeln müssen, anwendbar sind. Dennoch gibt es gewisse Prinzipien der Moral, die selbst die Nationen nicht ungestraft verletzen ... Meine Herren, die Strafe für die Verletzung des großen Prinzips der Dankbarkeit läßt nicht lange auf sich warten ...
>
> (Cavour am 25. März 1861.)

I.

Salandra gegen die Interventisten und den Krieg gegen Deutschland

Nach der wüsten Hetze, die in der Zeit der zehnmonatlichen Neutralität in den großen italienischen Zeitungen, auf Volksversammlungen und durch Demonstrationen unter auffallender Schonung Oesterreichs gegen Deutschland geführt worden war, hätte ein oberflächlicher Beobachter leicht zu der Ansicht kommen können, daß die Intervention Italiens sich in erster Linie gegen das Deutsche Reich richten werde. Aber das gerade Gegenteil ist eingetreten: die allgemein erwartete Kriegserklärung an Deutschland blieb aus, und trotz aller Mahnungen, die aus den Ententeländern kamen, trotz aller Drohungen der Interventisten widersetzt sich dasselbe Ministerium Salandra-Sonnino, das im Mai 1915 mit Hilfe der nationalistisch-demokratischen Parteien und des Straßenpöbels die konstitutionellen Gewalten und die große Majorität der Bevölkerung terrorisiert und in den Krieg gerissen hatte, jetzt bereits ein Jahr lang mit auffallender Energie seinen bisherigen Helfershelfern und verweigert hartnäckig die von ihm geforderte Umwandlung des „nationalen Krieges" in den „gemeinsamen Kulturkampf". Und als die Bundesgenossen der Cafés und der Gasse zudringlicher wurden, trug Salandra kein Bedenken, mit dem „großen Verräter" Giolitti, den er im vergangenen Jahre durch die Presse mit dem Hochverratsprozeß hatte bedrohen lassen, in Verbindung zu treten, und, auf die giolittianische Mehrheit gestützt, nach der Kammereröffnung mit der Parlamentsauflösung zu drohen, falls die Interventisten auf ihrem Willen beharrten. Und die Schreier verhielten

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

sich merkwürdig ruhig. Bissolati, der am heftigsten gedrängt, ließ sich belehren, und der Führer der Nationalisten, der sich einige tadelnde Worte gegen das Ministerium erlaubt hatte, erhielt vom Ministerpräsidenten eine gehörige Zurechtweisung. Weder die Cafés noch die Piazza gerieten in Aufregung, und mit einer ungeheuren Majorität ging das Ministerium aus der Abstimmung hervor.

Die Frage ist jetzt, was wird die Regierung tun, nachdem sie von neuem mit einem Vertrauensvotum der Nation ausgestattet worden ist. Offenbar wagt weder sie noch das Land, aus schwerwiegenden Gründen, die vollen Konsequenzen aus der im Mai 1915 eingeschlagenen und mit der Unterzeichnung des Londoner Vertrages fortgesetzten Politik zu ziehen. Dann aber widerspricht ihre Haltung heute mehr denn je der Logik der Tatsachen, denn, nachdem das direkte Mittel, der nationale Krieg, das Italia farà da sè, von neuem am Isonzo fehlgeschlagen ist, bietet der gemeinsame Kampf gegen Deutschland auf dem Boden Frankreichs die einzige Möglichkeit, um wenigstens indirekt vielleicht noch in den Besitz der „unerlösten" Provinzen zu kommen. Ohne dieses Mittel versucht zu haben, wäre man auf halbem Wege stehengeblieben. Oder will man, nachdem man bereits 500 000 Mann geopfert, die vergeblichen Angriffe am Isonzo fortsetzen, auf die Gefahr hin, daß sich die Tragödie des russischen Heeres in den Karpathen am Fuße der Alpen an der italienischen Armee wiederholt? Ce serait plus qu'un crime, ce serait une bêtise. Oder glaubt man, daß Mangel an Geld und Lebensmitteln die Zentralmächte trotz aller ihrer Siege zur Kapitulation zwingen wird? Diese Hoffnung ist in Italien bei aller zur Schau getragenen Sicherheit nicht mehr vorhanden: man hat, wie in den übrigen Ententeländern, schließlich die einfältige Wahrheit des Satzes erkannt, daß, wenn man die Zentralmächte besiegen will, man sie eben — besiegen muß, und daß die neue, bisher so systematisch durchgeführte Kriegsmethode der glorioſen Rückzüge doch nicht zum Siege führt. Oder ist vielleicht die italienische Regierung zu der schweren und nüchternen, aber ehrenvollen Einsicht gelangt, daß, nachdem alle Aussichten des Sieges geschwunden und ihre Rechnung sich als falsch erwiesen, sie bei weiterer Fortsetzung des nutzlosen Kampfes das bescheidene Maß von menschenwürdigem Dasein, das sich die große Masse des italienischen Volkes durch jahrzehntelange mühselige Arbeit im Lande der Malaria oder in den trübseligen Vorstädten Amerikas unter tödlichen Gefahren oder bitteren Demütigungen schwer erworben hat, vollkommen in Frage stellt! Daß es endlich an der Zeit ist, die Politik des Sacro Egoismo gegen ihr eignes Volk zu erfüllen und die der Santa Ingenuità, der heiligen Einfalt, im Dienste seiner unnatürlichen Bundesgenossen zu lassen! Daß man sich heute mit Recht auf den früher so oft und mit Unrecht gebrauchten Ausspruch Bismarcks beriefe: „Keine Großmacht kann auf die Dauer im Widerspruch mit den Interessen ihres eignen Volkes an dem Wortlaut irgendeines Vertrages kleben; sie ist schließlich genötigt, offen zu erklären: die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr"! Prophezeiungen aufzustellen ist bei der ganz auf Illusionen aufgebauten italie-

Digitized by Google

nischen Politik unmöglich, aber unwahrscheinlich wäre diese Erkenntnis nach den schweren Erfahrungen, die die italienische Regierung seit dem Mai 1915 gemacht hat, nicht.

II.

Die Politik Salandra-Sonninos

Betrachtet man heute rückblickend die Politik des Ministeriums Salandra-Sonnino, man könnte wahrlich zur der Ansicht kommen, daß die Weltgeschichte sich nicht aus historischen Notwendigkeiten, sondern aus politischen Torheiten zusammensetzt.

Es war Italien geboten, eine unvergleichliche Position in der großen europäischen Krisis einzunehmen. Sie glich derjenigen, die England bisher immer innegehabt und die Bismarck mit allem seinem Genie vergebens für Deutschland angestrebt hatte: es war in der beneidenswerten Lage, bei dem europäischen Kartenspiel in der Hinterhand zu bleiben. Es brauchte an dem schrecklichen Kriege als einzige europäische Großmacht nicht teilzunehmen; schon dieses war im Hinblick auf die Staatsfinanzen auch ohne jeglichen Gebietsgewinn ein ungeheurer Vorteil. Aber selbst dieser wurde ihm geboten. In Deutschland hatte man ihm die Neutralitätserklärung vollkommen verziehen. Sie war niemand überraschend gekommen, da man die gefährliche Lage Italiens kannte, das auf die englische Kohle angewiesen und der britischen Kriegsflotte, die damals noch eine unbekannte Größe war, ausgesetzt ist, und viele hielten im Hinblick auf den deutschen Handel eine wohlwollende Neutralität Italiens sogar für Deutschland für vorteilhafter als seine Teilnahme am Kriege. Und als dann in Italien immer lauter der Ruf nach österreichischen Gebietsabtretungen erhoben wurde, ging Deutschland mit der Entsendung seines angesehensten Staatsmannes auch auf diesen Wunsch ein, und Oesterreich erklärte sich schließlich zu schmerzlichen Opfern bereit. Was Italien geboten wurde, überstieg an Bedeutung weit den realen Wert der gemachten Konzessionen. Zu Lande erhielt Italien mit dem Gewinn des Trentino und der Isonzolinie mit Görz seine natürliche Grenze und strategische Sicherheit. Zur See gewann es mit dem Besitz von Valona und dem Désintéressement Oesterreichs in Albanien die Vorherrschaft in der Adria. Die irredentistische Frage wurde auf Grund des Prinzips der Nationalität gelöst, indem alle Gebiete Oesterreichs, in denen die Italiener ungetrennt von dem großen italienischen Volkskörper und unvermischt mit fremden Nationalitäten saßen, an das Königreich fielen. Mit dem Irredentismus wäre ein organischer Fehler des Dreibundes beseitigt gewesen und damit die Basis gewonnen worden für ein aufrichtiges und ungestörtes Zusammenarbeiten mit Oesterreich, das, nachdem sich die Feindschaft der beiden Westmächte gegen den aufstrebenden Mittelmeerstaat seit dem Jahre 1912 immer unverhüllter gezeigt hatte, nach dem Urteile aller politisch denkenden Italiener im Interesse ihres Vaterlandes für dringend notwendig erachtet wurde. Die jahrzehntelang vergebens angestrebte Forderung der Ausdehnung des Dreibundvertrages auf das Mittelmeer wäre von selbst in Erfüllung gegangen.

Digitized by Google

Heute begreift man es weniger denn je, wie die Italiener, nachdem sie durch eine meisterhafte diplomatische Technik zu diesem großen Ergebnis gelangt waren, plötzlich mit der Ablehnung der österreichischen Angebote von dem Wege, auf dem sie bisher alle ihre Erfolge errungen hatten, dem diplomatischen, abweichen und den beschreiten konnten, auf dem sie sich immer am schwächsten gezeigt, den militärischen.

III.

Motive der italienischen Politik

Die Gründe hierfür sind weit mehr psychologischer, allgemein-politischer und persönlicher Art denn rein sachlicher.

1. Man hielt ein Verbleiben Italiens im Dreibunde nach dem Verhalten, das man seit dem Ausbruche des Weltkrieges eingenommen hatte, moralisch nicht mehr für möglich: man hatte ein schlechtes Gewissen. Dieses Gefühl war in Italien verbreiteter, als man annehmen sollte: die gehässigen Beschuldigungen gegen die Zentralmächte, die Verherrlichung des „kleinen und heroischen" Belgiens, die Phrasen von der Not der „Unerlösten" in Oesterreich dienten zum Teil nur dazu, um es zu beschwichtigen und die Neutralität in den eignen Augen zu rechtfertigen. „Was wird man in Deutschland von uns denken?" sagte mir ein Abruzzese eines abgelegenen Gebirgsdorfes. „Kann man sich in Deutschland, ohne als „Verräter" beschimpft zu werden, noch sehen lassen?" fragte mich ein Universitätsprofessor in Bologna im November 1914. Als ich ihn auf die Haltung der öffentlichen Meinung in Deutschland hinwies, erwiderte er mir, gerade ihre auffallende Ruhe wirke in Italien unheimlich: man handle nach Verabredung und werde hinterher Italien seine Haltung büßen lassen. Mochte man formal mit der Neutralitätserklärung noch so sehr im Rechte sein, man sagte sich doch im stillen, daß nicht Oesterreich, sondern Rußland, das mit Hilfe der großserbischen Agitation die Großmachtstellung der Monarchie untergraben wollte, in Wirklichkeit der Angreifer war, und daß Deutschland um seiner Lebensinteressen willen Oesterreich in seinem Existenzkampfe nicht verlassen konnte. Man hatte das Bewußtsein, daß man Deutschland, dem man einen vierundvierzigjährigen Frieden und die politische und ökonomische Selbständigkeit gegenüber Frankreich in hohem Maße verdankte, in entscheidender Stunde nach mehr als dreißigjährigem Bündnis im Grunde nur aus Schwäche im Stiche gelassen hatte. Und deshalb hielt man nach der Neutralitätserklärung den Dreibund moralisch für aufgelöst.

Diese Ansicht wurde nun im Verlaufe der Verhandlungen mit Oesterreich noch verstärkt. Ein freiwilliges und sofortiges Nachgeben Oesterreichs, ein generoso atto oder bel gesto dell'Austria, den San Giuliano und später auch Sonnino wünschten, der Italien als Kompensation für die mit Sicherheit zu erwartende Veränderung des Status quo auf dem Balkan und für die hohen Kosten der bewaffneten Neutralität den größten Teil der unerlösten Brüder und den Hausschlüssel an seiner nordöstlichen Grenze gab, hätte

Digitized by Google

vielleicht der irredentistischen Agitation die Spitze abgebrochen und eine Rekonstruktion des Dreibundes auf haltbarerer Grundlage in letzter Stunde noch möglich gemacht. Indem die italienische Regierung dann aber, um Oesterreich auf Grund des § 7 zum Nachgeben zu zwingen, durch Rüstungen und Presse einen Druck ausüben zu müssen glaubte, nahm ihre Politik den häßlichen Charakter eines gegen den in Not befindlichen Bundesgenossen ausgeübten Erpressungsversuches an. Als Oesterreich dann endlich nachgab, hielt man das an sich schon zerrüttete Verhältnis zu den Zentralmächten für gründlich vergiftet. Man konnte den Verdacht nicht loswerden, daß Oesterreich, sobald es dazu in der Lage sei, sich das Verlorene wieder holen werde, und alle Gründe, die dagegen angeführt wurden, vermochten das in der Seele des doktrinären und misanthropischen Sonnino fest eingewurzelte Mißtrauen nicht zu entfernen.

Zu diesem auf schlechtem Gewissen beruhenden Mißtrauen gegenüber den Zentralmächten kam eine abergläubische Furcht vor England und der sichere Glaube an den Sieg der Entente. Selbst ein Mann wie der Botschafter Bollati, der Deutschland kannte und ein überzeugter Anhänger des Dreibundes war, hielt es für gänzlich ausgeschlossen, daß die von der englischen Marine vom Weltmeere abgeschlossenen Zentralmächte auf die Dauer den unendlich überlegenen Mitteln der Entente an Menschen und Geld widerstehen könnten, und der deutsche Rückzug von der Marne und die österreichischen Niederlagen in Galizien schienen diese Ansicht zu bestätigen. Die Donaumonarchie, keine einheitliche Nation, sondern ein „Mosaik von hadernden Nationalitäten", kein selbstbewußter Staat, sondern nur eine „Verwaltung in den Händen einer rückständigen Clique von klerikalen Aristokraten", war bestimmt, als „prähistorischer Anachronismus" zu verschwinden. Austria è un cadavere — dieser Satz wurde schon vor dem Falle von Przemysl zum politischen Dogma der Italiener. Nach dem Zerfalle Oesterreichs aber kamen Italien nach angeblichem historischen und nationalen Rechte alle Küstenländer der Adria zu. Waren diese aber ohne aktive Gegenleistung von der siegreichen Entente zu erhalten, zumal da sie von ihr bereits dem künftigen Großserbien zugesprochen waren, das bei seiner nationalen Geschlossenheit und seinem Rückhalt an Rußland im Bunde mit dem verhaßten Griechenland ein ganz andrer gefährlicher Gegner für Italien geworden wäre als das „altersschwache" Oesterreich? Das schien den Italienern unmöglich. Ja, würde das nach seinem Siege allmächtige England überhaupt den gegen sein Placet abgeschlossenen italienisch-österreichischen Vertrag, durch den sich Italien faktisch wieder an die Seite der Zentralmächte gestellt hatte, anerkennen? Das war wenig wahrscheinlich.

So bot die Fortsetzung der Neutralität nach der Meinung der Italiener einen in doppelter Hinsicht unsicheren Gebietserwerb, die Gefahr eines großserbischen Staates an der Adria und die politische Isolierung Italiens in Europa. Der Eintritt in den Krieg an der Seite der Entente dagegen brachte den „sicheren" Gewinn von ganz Südtirol, Triest, Istrien und Dalmatien mit der Alleinherrschaft in der Adria und der Zwölfinseln nebst Adalia mit der Vorherrschaft im

Digitized by Google

Aegäischen Meere: er befreite Italien von der Gefahr politischer Isolierung und verschaffte ihm den Eintritt in die Allianz der liberalen Westmächte.

Hielt man ihnen entgegen, daß sie durch ihre Intervention gegen Oesterreich sich ganz in die Hände Englands gäben und auf Kosten Deutschlands, das bisher die beste Stütze ihrer Unabhängigkeit gegenüber den Westmächten gewesen war, das panslawistische Rußland in Europa allmächtig machten, dann antworteten sie: Allora provedremo un' altra volta (dagegen werden wir dann ein andres Mal Fürsorge tragen). Sie waren der Ueberzeugung, daß Deutschland bei seiner inneren Stärke im Kerne ungeschwächt aus dem Kampfe hervorgehen und sich von seiner Niederlage bald wieder erholen würde: für den Verlust von Elsaß-Lothringen und Ostpreußen konnte es durch die deutschen Provinzen Oesterreichs reichlich entschädigt werden. Von seinem „Militarismus und Imperialismus" befreit und mit dem westlichen Parlamentarismus beglückt, konnte das „moderne" Deutschland dann in den Bund mit den drei liberalen Mächten treten und mit ihnen gemeinsam die Gefahr einer russischen Hegemonie über Europa verhindern. England hatte aber nach seinem Siege ein Interesse daran, Italien gegen Frankreich und Deutschland gegen Rußland stark zu erhalten. Für das Gleichgewicht auf dem „alten Kontinent" und für die Unabhängigkeit des in seiner Macht und Würde nach innen und nach außen gewaltig gestärkten Italiens war also im künftigen Europa aufs beste gesorgt.

2. Zu diesen scheinbar so einleuchtenden Erwägungen der äußeren Politik traten nun die schwerwiegenden Bedenken der *inneren*, die ebenfalls mit absoluter Notwendigkeit zum Anschluß an die Entente zu drängen schienen.

Um ihrer diplomatischen Pression auf Oesterreich Nachdruck zu geben, hatte sich die italienische Regierung in den gefährlichen Bund mit den nationalistischen und demokratisch-republikanisch-anarchistischen Parteien eingelassen und ihre Agitation nach Möglichkeit selbst noch geschürt. Je länger Oesterreich mit seinen Zugeständnissen zögerte, um so heftiger wurde diese nationalistisch-revolutionäre Bewegung: sie bildete schließlich für die Regierung selbst eine Gefahr. Zweifellos wäre das Ministerium imstande gewesen, sie mit Waffengewalt niederzuhalten, aber die Anwendung dieses Mittels war ihm aus zwei Gründen versagt. Das Ministerium selbst hatte diese Geister gerufen und konnte sich jetzt nicht ohne weiteres gegen sie erklären, ohne sich aufs schwerste zu kompromittieren. Und ferner: jene Parteien vertraten die beiden geistigen Mächte, die das dritte Italien begründet hatten: Nationalität und Revolution. Von ihnen getragen, hatte das Haus Savoyen trotz aller Niederlagen die Krone Italiens erlangt: Karl Albert, der sich ihnen verschrieben, war zwar bei Novara geschlagen worden, aber sein Sohn Viktor Emanuel war in Rom und Neapel eingezogen. Gegen sie glaubte der schwache König nicht Gewalt gebrauchen zu können, ohne Gefahr zu laufen, sein Leben zu verlieren oder dem Schicksal der andern italienischen, vertriebenen und vergessenen Fürsten anheimzufallen. Diese beiden Mächte aber verwarfen den „elenden Schacher" mit Oesterreich, sie lachten über den Piatto di lenticchie (Linsengericht) oder die Mancia (Trinkgeld), die Fürst Bülow für die

Digitized by Google

italienische Neutralität bot. Die Demokraten und Revolutionäre forderten den Anschluß an die demokratischen Mächte des Westens zum Kampfe für die heiligen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gegen das barbarische und autokratische Deutschland. Sie verlangten den Krieg gegen Oesterreich, mit dem im Kampfe die Märtyrer der italienischen Freiheit gelitten und die Heroen des Risorgimento gesiegt hatten. Und die Nationalisten priesen in dithyrambischen Phrasen die „Süßigkeit" des Todes fürs Vaterland und die tragische „Schönheit" des männermordenden Krieges. Sie, die politischen Futuristen des heutigen Italiens, erhofften von ihm die innere Erneuerung und Stählung des italienischen Volkscharakters und seine Erlösung aus den Banden des utilitaristisch-opportunistischen und moralisch zersetzenden Giolittismus.

In diesem Punkte trafen sich ihre moralpolitischen Anschauungen mit denen Salandras und ihre Feindschaft mit dem Haß Sonninos gegen seinen alten Rivalen. Giolittis politische Taktik lief darauf hinaus, durch Salandra-Sonnino von Oesterreich das berühmte Parecchio („mancherlei") mit allen Mitteln herauspressen zu lassen. Er glaubte dann, nachdem das Maximum erreicht, hart am Rande des Krieges, im Vertrauen auf seine parlamentarische Machtstellung, das Ministerium, das ja ursprünglich nur sein Platzhalter war, ohne Schwierigkeit in der Versenkung verschwinden lassen zu können und hoffte somit mit einem „Noch etwas" zum „Mancherlei" in den Händen vor der Nation als Erhalter des Friedens und Vollender der italienischen Einheit dazustehen. Diesen Ruhm wollte ihm jedoch Sonnino, der schon so oft für ihn umsonst gearbeitet hatte, nicht gönnen. Der Sieg über den bitter gehaßten Gegner war aber nur möglich, wenn er das von Giolitti erhoffte Resultat überbot oder die Intervention Italiens durchsetzte. So ist es der persönliche Gegensatz zwischen den beiden parlamentarischen Rivalen Giolitti und Sonnino in letzter Linie gewesen, der den Krieg zwischen Oesterreich und Italien schließlich ausgelöst hat.

3. Wie aber ist es gelungen, das italienische Volk bei der Stimmung, die es noch bis in die ersten Tage des Mai beherrschte, in den Krieg zu treiben? Es war in seiner gewaltigen Majorität friedlich gesinnt, glaubte an den Krieg nicht und wollte vom Krieg nichts wissen. Man bezeichnete ihn als die Grande Pazzia, den großen Wahnsinn, dankte Gott, daß man nicht daran teilzunehmen brauchte, und hatte nur den einen Wunsch, daß er bald enden möge. Zwei Drittel des Parlaments, beinahe der ganze Senat, die Industrie und, nach den Berichten der Präfekten, die ungeheure Mehrheit des Landes waren gegen die Intervention. Dies versicherte mir noch am 30. April ein bekannter Parlamentarier in einem Gespräch, das ich, da es damals von mir noch häufig gehörte Ansichten am drastischsten wiedergibt, in folgendem in seinen Hauptpunkten wörtlich mitteile. Als ich ihm erzählte, daß ich auf dem Wege sei, meinen Reisepaß zu holen, fragte er erstaunt: „Aber weshalb?" Auf meine Antwort, daß er besser denn jeder andre wisse, daß es Krieg gäbe, erwiderte er scheinbar überrascht: „Gegen wen?" Als ich ihn darüber aufklärte, blickte er mich wegen meiner Aengstlichkeit mit mitleidigem Auge an und sagte mir in

Digitized by Google

väterlich beruhigendem Tone: „Caro mio, ma stia tranquillo, tranquillissimo. Se ci sarà la guerra, sarà la guerra contro la Francia. Verrà con la stessa necessità naturale et inevitabile, colla quale è venuta la guerra tra la Germania ed Inghilterra.“ („Aber, mein Lieber, da seien Sie ruhig, ganz ruhig. Wenn es Krieg gibt, dann ist es der Krieg gegen Frankreich. Er kommt mit derselben natürlichen und unvermeidlichen Notwendigkeit wie der Krieg zwischen Deutschland und England.“) Er legte mir dies in einer längeren Ausführung an einer Reihe von Gründen dar und meinte am Schluß, Italien müsse natürlich mit aller Vorsicht vorgehen, denn „Inghilterra, lo deve sapere, ci fa una formidabile pressione, ci costringe il petto.“ („England — das müssen Sie wissen — übt auf uns einen furchtbaren Druck aus: es preßt uns die Brust.“) Als ich ihn auf die Haltung der öffentlichen Meinung hinwies, erwiderte er: „Ma non dia retta all'apparenze: sono chiacchiere d'irresponsabili. Creda pure, malgrado di tutte le gesticolazioni, il popolo Italiano è un popolo freddamente calcolatore.“ („Aber geben Sie doch nichts auf Aeußerlichkeiten, es handelt sich um Geschwätz von Unverantwortlichen: glauben Sie es mir, das italienische Volk ist trotz aller Gestikulationen ein kalt berechnendes Volk.“) Und er zeigte mir an mehreren Beispielen aus seiner jahrzehntelangen politischen Erfahrung, wie leicht man die öffentliche Meinung in den Zeitungen umstimmen könne. Als ich ihm dann beim Weggehen aus Höflichkeit scherzend erklärte, ich wolle auf seine Garantie hin den für mich schweren Gang auf das Konsulat noch einige Tage hinausschieben, versicherte er mir lebhaft: „E fa bene, benissimo, ci riparleremo, a rivederci!“ („Sie tun gut daran, sehr gut, wir werden uns wieder sprechen. Auf Wiedersehen!“)

Ich habe ihn weder wieder gesprochen noch wiedergesehen, denn nach fünf Tagen erfolgte die Kündigung des Dreibundes, und 25 Tage später stimmte derselbe Abgeordnete für den Krieg — gegen Oesterreich.

Nur aus der genauen Kenntnis der italienischen Verhältnisse heraus ist es möglich, diesen erstaunlichen Umschwung zu erklären. Das sog. „Volk Macchiavells“ besteht im wesentlichen aus einer großen Herde von solchen, die sich um die Politik nicht kümmern *wollen*, den sog. Panciafichisti (solchen, die nur an den Bauch denken), und solchen, die sich um die Politik bei ihrem Bildungsgrad nicht kümmern *können*, den sog. Ignoranti. Während bei den letzten Wahlen in Deutschland sich über 80 Prozent der Stimmberechtigten beteiligten, waren es in Italien bei der dort herrschenden Indolenz kaum über 40 Prozent. Bei denen aber, die sich mit der Politik beschäftigen, herrscht ein erschreckender Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl einerseits und eine schlappe Furcht vor Einschüchterung und Unpopularität anderseits. Ein achselzuckendes „Ebbe, cosa vuol fare“ ist die resignierte Redensart, mit der sie alles über sich geduldig ergehen lassen. „Die subversiven Vereinigungen, hervorgegangen aus revolutionären Minoritäten, tyrannisieren heute die große Majorität des Landes, die sich aus Leuten zusammensetzt, die die Ordnung lieben und das ruhige Leben schätzen, und die vor allem in schlaffer und feiger Weise

Digitized by Google

Angst vor der ihnen von den Revolutionären angedrohten Unpopularität haben. Die moralisch und sozial Italien am meisten bezeichnende Tatsache ist die beinahe allgemeine Einschüchterung, die die Masse, die Majorität schweigend, ja fast als normales Faktum über sich ergehen läßt und die von den überall permanenten Streiks und den Versammlungen weniger Schreier, die sich als Stimmen der Nation ausgeben, in alle Formen und Milieus unsers öffentlichen Lebens übergegangen ist, bis in die gegen die Ministerien rebellischen Beamtenvereine, bis in die Schülerversammlungen, die ihre Lehrer absetzen, bis in die Presse, die ihren Willen dem Parlament und der Regierung auferlegt und ganz allein, wie eine öffentliche, auf sich gestellte Gewalt, über Krieg und Frieden, über unsre internationale Politik, kurz, über die Geschicke Italiens verfügen will."

Wie zutreffend diese von dem Senator Barzellotti mit prophetischem Blick entworfene Schilderung des moralisch-politischen Zustandes des heutigen Italiens ist, hat sich im Mai 1915 erwiesen.

IV.

Der Umfall der konstitutionellen Gewalten

Eine kleine, skrupellose, aber energische Minorität von vielleicht hunderttausend Mann wußte diese große faule und willenlose Masse in den Krieg zu treiben wie die Hunde die Lämmer zur Schlachtbank. Der König, persönlich ehrlich und von gutem Willen erfüllt, im übrigen aber ein tragikomisches Fragment, scheute sich in der Angst um Thron und Leben, das Blut derer zu vergießen, die im Namen der Prinzipien, denen er seine Krone verdankte, auftraten. Er vergaß, daß sein Großvater, der Re Galantuomo, diese Kräfte für seine Ziele zwar benutzt, sie aber auch mit derselben Entschiedenheit bekämpft hatte, als sie eine nationale Gefahr wurden, daß er den Führer der Demokratie, Mazzini, hatte verfolgen und den Nationalheros Garibaldi unbedenklich gefangen setzen lassen. Er übersah, daß der König der Großmacht Italien nicht einfach die Politik des Königs des Kleinstaats Piemont fortsetzen konnte. Giolitti, von ihm im Stiche gelassen, als Verräter im Solde Oesterreichs gebrandmarkt, verlor zum erstenmal in seinem Leben die Fassung: er erkannte, daß er zu spät eingegriffen hatte, und suchte das Weite. Seine jetzt kopf- und führerlose Parlamentsmajorität, vom Pöbel, der in Monte Citorio eingebrochen war, mit Stockprügeln und Ohrfeigen bedroht, wagte dieser stürmischen Manifestation nicht zu widerstehen und fügte sich dem Willen des „souveränen" Volkes. Der Druck auf das Parlament, die verfassungsmäßige Repräsentation der Nation, bedeutete aber den Druck auf den Knopf, durch den man Armee und Volk in Bewegung setzen konnte. Ohne Enthusiasmus, aber auch ohne Widerstreben ist das italienische Volk in den Kampf gegangen. Man hatte ihm in letzter Stunde noch die Ueberzeugung beigebracht, daß die Intervention Italiens die Entscheidung und das Ende des europäischen Krieges bedeute. Es litt in den zehn Monaten der italienischen Neutralität schwer unter den Folgen der großen europäischen Krisis. Die

Digitized by Google

Fremden, die eine halbe Milliarde jährlich ins Land gebracht hatten, kamen nicht mehr, ganze Zweige der Fremdenindustrie lagen brach. Die halbe Million italienischer Arbeiter, die jährlich im Auslande lohnenden Verdienst gefunden und eine weitere halbe Milliarde nach Italien geschickt hatten, konnten nicht auswandern, lagen ohne Beschäftigung zu Hause und verzehrten ihre geringen Ersparnisse. Non possiamo più, che finisca presto! (Wir können nicht mehr, wenn es nur bald ein Ende nähme!), war die allgemeine Klage, die man immer wieder hörte. Für die Zentralmächte zu kämpfen, hätte ihm im Innersten widerstrebt: denn der Kaiser, Guglielmone, wie er vom Volke genannt wurde, der nach allgemeinem Glauben um seiner wahnwitzigen Weltbeherrschungspläne willen den schrecklichen Krieg verursacht hatte, war ja der Urheber aller seiner großen und kleinen Leiden. Oesterreich aber „marterte" die italienischen Brüder und trieb mit Giolitti dunkle Machinationen zum Verderben Italiens, durch die man sich beunruhigt fühlte und die man nicht dulden wollte. Der Kampf gegen den halbtoten Erbfeind wurde für eine leichte Sache gehalten: er galt als eine Passeggiata storica a Vienna, als historischer Spaziergang nach Wien. Ein kräftiger Stoß der italienischen Armee mit den wackeren Bersaglieri an der Spitze genügte, um der habsburgischen Monarchie das letzte Lebenslicht auszublasen, die Unerlösten zu befreien und den europäischen Frieden zum Heile des italienischen Volkes wiederherzustellen. Man war dann mit einem Schlage von allen seinen Leiden befreit.

In dem Augenblick, da diese Anschauung in die Massen überging und allgemeiner Glaube wurde — es geschah in den drei Tagen vom 14. bis 16. Mai —, hatte das Ministerium auf der ganzen Linie gesiegt. Die Nation war einig zu dem großen Kampfe, der dem Italien der Zukunft seine innere Geschlossenheit und politische Erneuerung, seine natürliche Grenze und strategische Sicherheit, die Befreiung der Unerlösten und die Herrschaft des Löwen von San Marco in der Adria und der Levante bringen, der Menschheit aber nach dem schrecklichsten aller Kriege den Frieden, die Freiheit und das Recht wiedergeben sollte.

Das Rom des dritten Italiens, so glaubte man, hatte die Bahn seiner welthistorischen Mission beschritten, würdig der großen Vergangenheit der Stadt der antiken Cäsaren und mittelalterlichen Hierarchen.

Was hatte das Deutschland des verhaßten Kaisers all diesem erhofften Glanze gegenüber zu bieten? Das „elende", durch Erpressung gewonnene „Mancherlei" des „Verräters" Giolitti. Es bedurfte der ganzen kaltblütigen diplomatischen Kunst und der bis zum letzten Augenblick nicht verzagenden Energie des Vertreters der deutschen Interessen, um sich auf dem wankenden, von Fiebernebeln bedeckten Boden dieser politisch-moralischen Zustände noch monatelang zu behaupten. Fürst Bülow erntete die volle Bewunderung selbst seiner Gegner, aber seine warnende Stimme der Vernunft verhallte wirkungslos unter dem fanatischen Geheul der Gasse: „Guerra o Rivoluzione! Abbasso l'Austria! Abbasso la Germania! Fuori i Barbari!"

Digitized by Google

V.

Die falsche Rechnung

Niemals ist das Für und Wider eines Krieges so lange und so ängstlich hin und her erwogen und niemals ein Krieg schließlich so leichtfertig und aller Voraussicht bar unternommen worden.

Binnen kurzem erwies sich die ganze politische Rechnung des Ministeriums Salandra-Sonnino in ihren Voraussetzungen und ihrem Ergebnis als vollkommen verfehlt.

1. Man hatte mit Sicherheit angenommen, daß die Intervention Italiens mit zwei Millionen frischer Truppen das Zeichen zum Losbruch der Balkanvölker gegen Oesterreich und die Türkei sein würde, und Leonidas Bissolati, der auswärtige Minister des römischen Lokalblattes „Messaggero", sah Italien bereits an der Spitze des neuen Balkanbundes. Aber die lateinische Schwester an der Donau wollte die nationale Einheit nicht um den Preis der russischen Oberherrschaft erkaufen: das Ministerium Bratianu folgte nach dem siegreichen Durchbruch in Galizien dem Beispiel Griechenlands und Bulgariens und verhielt sich fernerhin abwartend neutral. Serbien aber war darüber verstimmt, daß die erhofften, von seinen Stammesbrüdern bewohnten Gebiete von Dalmatien, Istrien und Triest von der Entente den Italienern zugesprochen waren: es schloß eine Art stillschweigenden Waffenstillstands mit Oesterreich und ließ zu, daß dieses einen großen Teil seiner bosnischen Armee nach dem Isonzo abtransportierte. Montenegro, das seit Jahren von den Italienern wirtschaftlich ausgebeutet wurde, verweigerte die Besetzung des Lowtschen mit italienischer Artillerie: es fürchtete, die Bucht von Cattaro dauernd in die Hände Italiens zu geben.

Wie der Balkantraum Italiens, so nahm auch der von der Levante ein rasches Ende. Der „kranke Mann" behauptete sich siegreich an den Dardanellen und die Erhebung der tripolitanischen Eingeborenen im Heiligen Kriege brachte Italien nahezu um die mit dem Opfer von so vielen Milliarden Geldes und Tausenden von Soldaten erworbene Mittelmeerkolonie.

Die peinlichste Ueberraschung aber kam von der Seite Oesterreichs. Durch den italienischen Stoß erwachte der „Kadaver" zu neuem Leben. Die slawischen Nationen, die nur mit dem äußersten Widerwillen gegen die russischen und serbischen Brüder gefochten hatten und bei längerer Dauer des Krieges vielleicht eine Gefahr für die Monarchie geworden wären, warfen sich mit einer fanatischen Begeisterung in den nationalen Kampf gegen den frechen und verräterischen Erbfeind, der das Slawentum von seinem einzigen warmen Meere, der Adria, abdrängen wollte. Mit ihnen wetteiferten begeistert die Deutschen in der Verteidigung Südtirols, des einzigen Platzes an der südlichen Sonne, der dem Germanentum noch geblieben war. Die österreichischen Italiener aber waren der ungerufenen „Befreier" von vornherein überdrüssig: sie wollten weder in Trient noch in Triest die politische „Erlösung" mit wirtschaftlichem Ruin erkaufen: sie fuhren fort, einen großen Teil der Mannschaften für die vortreff-

Digitized by Google

liche österreichische Artillerie zu stellen, die ihre Tüchtigkeit auf allen Schlachtfeldern und vor allen Festungen bewiesen hat. Statt der von Italien erhofften Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns trat das gerade Gegenteil ein: der italienische Krieg gewann für die Einigung der Donaumonarchie eine ähnliche Bedeutung wie der französische Krieg von 1870 für die Einigung Deutschlands. Das Programm der Irredenta erlebte an dem Wall der Alpen seinen blutigen Zusammenbruch. Dort stellten die Truppen der Monarchie dem General Cadorna auf dem Wege nach dem Trieste Intangibile ein „Niemals!" entgegen, das er nicht, wie sein Vater das berühmte „Jamais" Rouhers an der Porta Pia, zu überwinden vermochte. Und während die österreichischen Regimenter am Isonzo alle in so ungeheurer Ueberzahl und unter furchtbaren Opfern unternommenen Angriffe der Italiener abschlugen, bereitete die Armee des Ungarn Köveß den italienischen Adriaplänen mit der für unmöglich gehaltenen Erstürmung des Lowtschen und der Eroberung des unwegsamen Berglandes von Montenegro und Nordalbanien ein klägliches Ende.

So vermögen die italienischen Zeitungen nach fast einjähriger Kriegsdauer von den Taten der zur Eroberung der Irredenta, der Adria und der Levante ausgezogenen Armee in ihren noch immer auf den Ton der Marcia Reale gestimmten Artikeln nichts andres zu rühmen als die „heroische Verteidigung" Italiens gegen die Invasion der Barbaren und den „glorreichen" Rückzug aus Durazzo. Chi si contenta, gode (Wer sich begnügt, genießt), sagt ein römisches Sprichwort.

2. Und ein ähnliches Debakel, wie mit seinem Eroberungsprogramm, erfuhr Italien mit seiner neuen Bündnispolitik, wenn hier das negative Ergebnis auch noch nicht so offenkundig vor Augen liegt. Um der mit Unrecht befürchteten Isolierung zu entgehen, begab man sich in die Hände der Mächte, die Italiens Aufkommen im Mittelmeer aus Gründen elementarer Selbsterhaltung selbst beim besten Willen einfach nicht dulden können, und deren mehr oder weniger versteckte Feindschaft den Italienern selbst in den letzten zwei Jahren vor der europäischen Krisis, wie die damals erschienenen Zeitungsartikel und Schriften beweisen, zum klaren Bewußtsein gekommen war. Dieser Gegensatz ist unter der Decke der „Freundschaft" unvermindert bestehen geblieben; trotzdem die neue Bundeslade fortwährend zwischen Rom, Paris und London hin- und hergetragen und in den Reden der Minister ein Tanz um sie aufgeführt wird, ist das Verhältnis zwischen Italien und der Entente ein Verhältnis gegenseitigen Mißtrauens und gegenseitiger Enttäuschung. In Rußland war man über die italienischen Ansprüche auf die slawischen Adriagebiete peinlich überrascht und über die geringe Wirkung der italienischen Intervention bitter enttäuscht: denn sie vermochte weder die Vertreibung der russischen Heere aus den westlichen Provinzen des Reiches, aus Galizien, Polen, Kurland und Litauen, zu verhindern, noch den vollkommenen Zusammenbruch des Panslawismus auf dem Balkan, die Niederwerfung Serbiens und Montenegros, zu verhüten. Die Franzosen hatten gehofft, daß die italienische Armee sich wenigstens zum Teil in ein vergrößertes garibaldi-

Digitized by Google

nisches Hilfskorps verwandeln und auf den Feldern der Champagne für die Befreiung Nordfrankreichs und des kleinen heroischen Belgiens gegen die barbarischen Boches kämpfen würde. Und England erwartete, daß — Italien seine Pflicht tun und an der Seite seiner buntgescheckten, aus allen Erdteilen zusammengeholten Scharen an den Dardanellen und bei Saloniki fechten werde. Aber die Italiener blieben am Fuße der Alpen und handelten auf dem Marsche nach Wien nach dem römischen Grundsatz: Chi va piano, va sano. Cadorna unternahm seine aussichtslosen Angriffe und hörte nicht auf den Rat, Trient und Triest an den Dardanellen oder in der Champagne zu erobern. Weder in London noch in Paris konnte man begreifen, daß das Volk des Sacro Egoismo nur seinen eignen Krieg führen und mit Deutschland in Frieden bleiben wollte. „Italy is grinding her own axe and cares little what becomes of her Allies," sagte man in England, und in Frankreich wiederholte man im stillen den Satz: „L'Italie a trahi ses alliés, elle peut aussi trahir ses amis." Man argwöhnte, daß die Prima ballerina unter den europäischen Großmächten im geheimen bald ihre berühmten Extratouren mit — Deutschland tanzen werde. Die Unterzeichnung des Londoner Protokolls, durch die sich Italien verpflichtete, nur gemeinsam mit der Entente Frieden zu schließen, bot den Westmächten wenig, sie blieb militärisch ein rein platonischer Akt und politisch von zweifelhaftem Wert. Auch kannte man genau den Grund, der Italien zu seinem Entschlusse veranlaßt hatte: es wollte, nachdem es sich als unfähig erwiesen, die beanspruchten Gebiete aus eigner Kraft zu erwerben, diese mit der diplomatischen Unterstützung der Entente auf dem Kongreß nach dem Endsieg der Verbündeten gewinnen. Diese verlangen nun aber, daß Italien zu diesem Siege durch Entsendung von Truppen nach Saloniki und nach Frankreich beitragen soll. Hierzu kann sich aber die italienische Regierung — vorläufig wenigstens — nicht entschließen, und zwar auf Grund einer naheliegenden Ueberlegung. Denn man sagt sich: siegen die Westmächte in Frankreich mit Hilfe der italienischen Truppen über Deutschland, so bleibt es noch immer sehr zweifelhaft, ob Frankreich und England — die beide nur ein Interesse an der Schwächung Deutschlands haben — das von ihnen durch keine direkten Gegensätze getrennte Oesterreich, das sie gegen Rußland und Italien möglichst stark machen müssen, zur Herausgabe der irredentistischen Provinzen nötigen und damit Italien für eine ihnen gefährliche große Mittelmeerpolitik freimachen werden. Italien hat dann aber kein Mittel, sie hierzu zu zwingen, denn das Fundament seiner Selbständigkeit gegenüber den Westmächten, Deutschland, wäre dann ja mit seiner eignen Hilfe untergraben. Siegt aber die Entente trotz der italienischen Unterstützung, wie heute als wahrscheinlich anzunehmen ist, nicht, dann muß Italien bei der Schwächung seiner Armee gewärtig sein, durch einen überlegenen Angriff der Oesterreicher gefaßt und zu Boden geworfen zu werden. Dieser schweren Gefahr, die übrigens schon beim Abtransport italienischer Truppen nach Frankreich bestände, zögert man sich auszusetzen. In diese Einsicht will sich aber die Entente nicht fügen. Deshalb beantwortet man ihre sich immer

Digitized by Google

wiederholenden Forderungen in Italien mit der für England peinlichen Gegenforderung der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht: man klagt über die Undankbarkeit der Entente, die nur durch die italienische Intervention vor der sicheren Niederlage bewahrt worden sei, weist darauf hin, daß die Tapferkeit der italienischen Armee nur in den Berichten österreichischer Kriegskorrespondenten gerühmt werde, und beschwert sich über das geringe Entgegenkommen in der Kohlen- und Frachtenfrage und in der finanziellen Unterstützung Italiens.

Wenn Italien noch immer in der Lage ist, eine solche Sprache zu führen, seine selbständige Stellung gegenüber den Westmächten zu wahren und frei über die Verwendung seiner Armee zu verfügen, so verdankt es dies in erster Linie der deutschen Kriegsmarine und der fehlenden Kriegserklärung gegen Deutschland. England, das sich heute nur noch unter amerikanischem Protektorat zu halten vermag, besitzt, wie das Beispiel Griechenlands zeigt, nicht mehr die Macht, nach seiner von ihm beliebten Praxis auf Italien eine Pression auszuüben, denn seine Flotte ist durch die deutsche in der Nordsee festgehalten. „Ich bin die Herrin des Meeres, aber ich kann mich nicht bewegen", läßt eine italienische Zeitung die englische Marine seufzend von sich sagen. Es darf aber auch nicht wagen, die Italiener durch allzu deutliche Schikanen auf dem Gebiete des Handels an ihre Bündnispflichten zu erinnern, denn diese könnten unter Berufung auf den in Italien so oft zitierten Bismarckischen Satz: „Kein Volk dürfe die Forderungen seiner Existenz auf dem Altar der Treue gegen einen Vertrag opfern", noch immer jederzeit mit dem Rücktritt an die Seite Deutschlands drohen, und dieser bedeutete nach der heutigen Kriegslage das Ende der Mittelmeerherrschaft für England und den Verlust von Tunis für Frankreich. So kommt man trotz aller Konferenzen nicht von der Stelle, und all die blumigen Reden von dem „gemeinsamen Endsieg" und „der einheitlichen Front" verbergen nur kümmerlich den Gegensatz, der zwischen den Interessen Italiens und denen der Entente besteht, und schon jetzt kann man als sicher voraussetzen, daß sich die Westmächte auf der künftigen Konferenz trotz dem Londoner Protokoll ebensowenig um Italiens Wohl und Wehe bekümmern werden, wie letzteres es um das ihrige bisher getan hat. Und dies ahnt man in Italien: „Die Geschichte lehrt, daß es Wahnsinn wäre, sich allein auf den Beistand Englands zu verlassen zum wirksamen Schutz von Interessen, die für uns kapitale und dringende, für England aber sekundäre und fernliegende sind. England gemäß seiner Natur als Industriemacht, gemäß der Größe seines Weltreiches und der sich daraus ergebenden Vielheit seiner Interessen, legt viel zu großen Wert auf die Erhaltung guter Beziehungen zu Frankreich, als daß wir jemals hoffen könnten, daß es aus irgendeinem Interesse, das nicht direkt, klar und in erster Linie das eigne ist, diesen Bund in Frage stellte," so hat Sidney Sonnino einmal scharfsinnig die englische Politik charakterisiert. England wird sich vor der einfältigen Politik hüten, Italien durch Lösung des irredentistischen Knotens aus dem politischen Cul de Sac der Adria, in den es dieses glücklich gesteckt hat, wieder für das Mittelmeer frei zu machen, und Frankreichs Lebensinteresse wird es nach der

Digitized by Google

Anschauung Pinons und Hanotaux' stets bleiben, de réduire l'Italie à l'état d'une parapluie qu'on ne peut pas ouvrir nul part. Italien hat die Freundschaft der Zentralmächte verloren, aber die der Entente trotz des großen Dienstes, den es ihr geleistet, nicht gewonnen. Seine Politik wird heute wiederum, wie nach dem Ausbruch des großen Krieges, durch das Bewußtsein der eignen Schwäche und durch das Mißtrauen gegen seine eignen Alliierten bestimmt.

3. So hat die Intervention Italiens schließlich nur das Ergebnis gehabt, daß der europäische Krieg, der im Herbste 1915 mit dem Siege Deutschlands beendet gewesen wäre, zum Verderben der europäischen Menschheit unter furchtbaren Opfern an Gut und Blut seinen tragischen Fortgang nahm, ohne daß bis heute ein Ende abzusehen ist. Die Folgen hat in erster Linie das italienische *Volk* zu tragen, das, von den europäischen das ärmste, ja gerade um der erhofften Herstellung des Weltfriedens willen in den Krieg gegangen war. Seine ökonomischen Leiden, die während der Neutralität bestanden, sind nach Kriegsausbruch um weitere vermehrt worden, und sie werden sich nach dem Friedensschluß ins Unerträgliche steigern. Der gesamte Bedarf an Kohle muß aus England bezogen werden, ihr Preis ist aber um das Siebenfache gestiegen. Dies muß zur Folge haben, daß das an sich geringe italienische Metallgeld allmählich nach England abwandert und die Portugalisierung Italiens schließlich das bittere Ende ist. Italien mag sich gegen diese diplomatisch mit noch so großem Geschick wehren: es kann bei längerer Dauer des Krieges nicht verhindern, daß es in die finanziell-kommerzielle Abhängigkeit seines großen Rivalen im Mittelmeer gerät, die die politische zur Folge haben muß. Man weiß in Italien natürlich ganz genau, wohin die Fahrt an der Seite Englands geht: dazu kennt man die alte Firma und ihre Geschäftspraktiken viel zu gut. Schon im Jahre 1882 (Rede vom 7. Dezember) hatte Sidney Sonnino vor der „platonischen Alliierten" (la nostra platonica alleata Inghilterra) gewarnt, die jede politische Gelegenheit dazu benutze, um mit „philosophischer und ökonomischer Gemütsruhe" (con filosofica ed economica serenità) kommerzielle Vorteile herauszuschlagen, und heute richtet von Zeit zu Zeit der erste Finanzmann Italiens, Luzzatti, seinen verzweiflungsvollen Grido di dolore an das unbarmherzig kalte England. Italien hat die beiden Hauptabnehmer seiner Ausfuhr, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, verloren, und es besteht wenig Hoffnung, sie nach dem Kriege wieder zu gewinnen, da sie die betreffenden Produkte ebenso gut und billig aus Spanien beziehen können, mit dem sie durch die Pflicht der Dankbarkeit verbunden sind. Wie aber der italienische Staat, der bereits vor dem Kriege die Steuerschraube aufs äußerste angezogen hatte, die Mittel aufbringen will, um die für Italien — dessen Nationalvermögen nur wenig größer als das belgische ist — ungeheuerlichen Kriegskosten zu decken, ist vollkommen unerfindlich. Erst dann wird sich erweisen, ob die durch den Krieg künstlich geschaffene, in allen Tönen politischer Lyrik gepriesene Einheit des italienischen Volkes standhält gegenüber den nach dem Friedensschluß mit verdoppelter Kraft auftretenden revolutionären Richtungen.

Digitized by Google

Dieses sind die Ergebnisse der Politik des Ministeriums Salandra-Sonnino, und es ist nicht verwunderlich, daß kein Mensch in Italien seine traurige Erbschaft antreten will. Mit heimlicher Schadenfreude zwingen die Giolittianer, unter Gewährung des in Italien üblichen Vermuth d'onore der beständigen Vertrauensvoten, das Ministerium, die von ihm selbst eingebrockte Suppe auszulöffeln: das Parlament hält das Ministerium — wie der Strick den Gehenkten hält.

VI.

Auswege

Aber nicht jedes Uebel kommt, um zu schaden, sagt ein italienisches Sprichwort. Führt der Krieg mit seinen Lehren zu jener politisch-moralischen Wiedererneuerung, die die großen Männer des Risorgimento vergebens erhofften, dann sind seine Opfer nicht umsonst gewesen und der materielle Schaden bei einer jugendkräftigen und aufstrebenden Nation, wie der italienischen, nicht unersetzlich. Denn das, was zusammengebrochen ist, ist ja im Grunde nur die Politik, die geboren war aus der Mischung von feiger Schwäche und schlechtem Gewissen, die zu ihrer Durchführung der Vergewaltigung aller konstitutionellen Gewalten, auf denen der Staat beruhte, bedurfte, die zum Schaden des italienischen Volkes und seines natürlichen deutschen Verbündeten allein den geborenen Feinden Italiens nützte, und die im tiefsten gegen die großen Prinzipien verstieß, auf denen Cavour, der Gründer des modernen Italiens, dieses hatte aufbauen wollen, die Prinzipien der Nationalität, der Einheit und der Freiheit.

Angenommen, die italienischen Pläne wären zu erfolgreicher Durchführung gelangt, welches wären dann die Folgen gewesen?

1. Durch die Erwerbung der irredentistischen Provinzen hätte Italien die Grenzen des geschlossenen Nationalstaates überschritten und seine nationale Einheit durchbrochen. Denn Südtirol ist zum Teil von Deutschen und die übrigen beanspruchten Gebiete beinahe ganz von Slawen bewohnt. Die Italiener sind hier niemals mehr denn handeltreibende Kolonisten in slawischem Lande gewesen. Sie blieben auf die Städte beschränkt, und auch aus diesen werden sie heute durch den natürlichen kulturellen Aufstieg der Slawen verdrängt.

Bei seinem nationalen Charakter ist der italienische Staat nicht wie Oesterreich-Ungarn imstande, fremde Volkskörper in seinem Innern zu dulden: die Einverleibung jener fremden Elemente hätte also zu ihrer Unterdrückung und zum Entstehen einer umgekehrten Irredenta geführt. Die Vorgänge in Rhodos, wo die Griechen trotz aller schönen Versprechungen von den Italienern nationale drangsaliert werden, reden da eine allzu deutliche Sprache. Es ist aber klar, daß Italien sich mit einer solchen Politik gerade mit der Idee, auf der der eigne Staat beruht, in Widerspruch bringt.

2. Selbst die begeistertsten Anhänger des Nationalitätsprinzips in Italien, Cavour und Crispi, haben es offen ausgesprochen, daß das „Nationalitätsprinzip, so groß auch sein idealer Gehalt sein möge, niemals das allein konstituierende Prinzip der europäischen Staaten sein könne", daß es vielmehr seine Grenze

Digitized by Google

finden müsse an der Frage der absoluten Notwendigkeit für das Bestehen des eignen Staates und an der Achtung der Lebensinteressen der benachbarten Staaten. Andernfalls wäre das Nationalitätsprinzip das revolutionärste Prinzip in Europa.

Für das von drei Seiten vom Meere umspülte Italien ist nun die Herrschaft über das Adriatische und Aegäische Meer keine absolute Notwendigkeit: für Oesterreich-Ungarn oder für Griechenland und die Türkei ist sie eine Lebensfrage. Die Besetzung der österreichischen Häfen und der griechischen Inseln hätte die Völker dieser Staaten in kommerzielle Abhängigkeit von Italien gebracht. Sie wären Ausbeutungsobjekt für den italienischen Handel, der aus sich heraus nur geringe Expansionskraft besitzt, geworden und ihrer ökonomischen Freiheit in hohem Grade verlustig gegangen.

Niemand hat diese Gedanken klarer ausgedrückt als Sidney Sonnino in seinem in der „Rassegna Settimanale“ (29. Mai 1881) erschienenen Artikel: „Der Besitz von Triest ist für Oesterreich-Ungarn von höchster Wichtigkeit; dieses würde bis zum Aeußersten kämpfen, ehe es auf diesen Hafen verzichtete. Ferner ist Triest der geeignetste Hafen für das ganze deutsche Gebiet. Triests Bevölkerung ist gemischt, wie alle Bevölkerungen an der Grenze. Die Forderung Triests als Recht wäre eine Uebertreibung des Prinzips der Nationalität, ohne ein wirkliches Interesse für unsre Verteidigung zu haben. Trient dagegen ist italienisches Land und würde eine Vervollkommnung unsrer Verteidigung darstellen, ohne für Oesterreich die Bedeutung von Triest zu besitzen. Aber die Interessen, die wir in Trient haben können, sind zu klein im Vergleich zu denen, die in unsrer Freundschaft zu Oesterreich enthalten sind.“

3. Auch vom Gesichtspunkt der natürlichen geographisch-strategischen Einheit war die hyperirredentistische und imperialistische Politik Italiens ein Fehler. Der Begriff der natürlichen Grenze ist an sich völlig unbestimmt: die Italiener hatten, unbekümmert um gewichtige Einwände, die man gegen ihre Auffassung erheben konnte, die adriatische Wasserscheide als natürliche Grenze ihres Landes angesehen. Selbst wenn diese Ansicht wissenschaftlich zu Recht bestände, der Gewinn dieser Grenze wäre für Italien eher ein Nachteil denn ein Vorteil gewesen. Statt wie heute auf einer verhältnismäßig kleinen Front, hätte die italienische Armee in Zukunft auf der ungeheuer langen Linie vom Brenner bis nach der Bucht von Cattaro aufgestellt werden müssen, um das italienische Gebiet gegen die von ihrem Meere abgedrängten Völker zu verteidigen. Italien hätte den Rücken nicht frei bekommen für eine große Politik auf dem Mittelmeer, auf dem seine Zukunft liegt.

4. In Wirklichkeit müssen bei der Aufstellung der „natürlichen“ Grenze neben rein geographischen auch historische und ökonomische Gesichtspunkte beobachtet werden. Südtirol wie Triest, die mit Oesterreich so lange historisch verbunden sind — Triest hat sich vor 500 Jahren aus Feindschaft gegen Venedig freiwillig unter Oesterreich gestellt —, Südtirol und Triest wären durch die

Digitized by Google

Annexion durch Italien ökonomisch ruiniert gewesen. Die Trentiner Weinbauern, von Oesterreich durch die Zollgrenze abgetrennt, hätten nach dem weinreichen Italien kein Absatzgebiet besessen, und Triest wäre nach dem Verlust seines österreichischen Hinterlandes zu einem Hafen vom Range Anconas herabgesunken.

5. Völlig phantastisch und auf der Verkennung der geographischen Verhältnisse beruhend waren die handelspolitischen Pläne Italiens auf dem Balkan. Schon Crispi hatte dies eingesehen. Als Bismarck ihm Albanien anbot, antwortete er mit der Frage: „Cosa ne facciamo?" („Was fangen wir damit an?") Seine Politik war es, auf dem Balkan fingierte Interessen zu betonen, um gegen ihre Aufgabe von Oesterreich die strategische Grenze, das Trentino und den Isonzo, zu erhalten. Reale Absichten auf dem Balkan lagen seinem scharfen Blicke fern. Denn alle Gebirge verlaufen dort mit der Adriaküste parallel, d. h. der Balkan ist von Oesterreich ebenso leicht wie von Italien schwer zugänglich. Die italienische Industrie konnte schon wegen der viel höheren Frachten mit der österreichischen niemals erfolgreich konkurrieren. Die Erfahrung, die die Italiener in dem montenegrinischen Hafen Antivari mit ihrer Kleinbahn nach dem Skutarisee gemacht haben, hätte sie vor weiteren Experimenten abschrecken sollen. Obwohl sie Montenegro zur Erbitterung seiner Einwohner ökonomisch ausbeuteten, rentierte sich die italienische Hafen- und Bahngesellschaft schlecht: die Kosten für den Bau der Anlagen waren infolge der örtlichen Schwierigkeiten viel zu hoch gewesen.

Wie man sieht: es handelte sich um eine für Italien unnatürliche Politik, die auf die Unterdrückung und Ausbeutung fremder Nationen hinauslief und die dem Lande in moralischer, politischer und finanzieller Hinsicht auf die Dauer noch weit größeren Schaden gebracht hätte als der heute verlorene Krieg.

Für ihre innere Unwahrhaftigkeit gibt es keinen deutlicheren Beweis als die Vorgänge, die sich während der zehnmonatigen Neutralität in der italienischen Oeffentlichkeit abgespielt haben. Die geschmacklosen Witze und barbarischen Zeichnungen der sog. Witzblätter, die von krankhaftem Größenwahn und bösartiger Verleumdung strotzenden Zeitungsartikel, die von politischer Lyrik und theatralischer Rhetorik erfüllten Reden, die bald kindischen,[1]) bald brutal-gewalttätigen Demonstrationen, die delirierenden Versammlungen und endlich das ekelerregende Erscheinen des vom Auslande bezahlten poetischen Zuhälters an der Spitze der Nation der Renaissance und des Risorgimento — dies alles mußte in einem die Dinge mit der Ruhe eines Naturforschers betrachtenden fremden Beobachter die Vorstellung erwecken, als stehe er vor einem „in einer seltsamen Mischung von Narretei und Scheußlichkeit brodelnden Hexenkessel" (Otto Rösé,

[1]) Wie kindisch sie vielfach waren, dafür nur ein von mir erlebtes Beispiel. Am 17. Mai passierte eine Demonstration unter wilden Rufen: „Abbasso l'Austria! Abbasso la Germania!" die Cavourbrücke in der Dämmerung, als gerade der Mond aufging. Da rief einer der Demonstranten: „Abbasso la Mezzaluna!" (Halbmond = Türkei), worauf dann die ganze Masse wie besessen den Mond anschrie: „Abbasso la Mezzaluna! Abbasso la Mezzaluna!"

Digitized by Google

Im Römischen Hexenkessel). Niemals ist ein Volk in einer so possenhaften und karnevalesken Weise in einen großen und gefährlichen Krieg gegangen: es war der Totentanz des Irredentismus.

Aus dieser futuristisch-nebelhaften Atmosphäre hysterischer Schwarmgeisterei, aus diesem politischen Bacchantentum, das die italienische Politik in eine sentimentale Phraseologie verwandelte, hat der Krieg die Italiener heruntergeholt in die schneidend klare Luft der Wirklichkeit. Mögen die italienischen Zeitungsredaktionen ihre Fenster noch so dicht gegen sie verschlossen halten und nach dem von Voltaire gegeißelten Grundsatz seiner Gegner: Il faut mentir, mes amis, non pas timidement, non pas pour un temps, mais hardiment et toujours, fortfahren, die Illusion der Vittoria finale aufrechtzuerhalten, auf die Dauer wird selbst ihre virtuos ausgebildete Technik gegenüber der immer größer werdenden Schwierigkeit der Aufgabe versagen. Schon heute haben die rauhen Tatsachen des Krieges unwiderleglich dargetan, daß Italien, auch mit der halben Welt im Bunde, trotz langer Vorbereitung, trotz der ungeheuersten Anstrengungen und Opfer, sein antiösterreichisches Programm nicht verwirklichen kann. Es ist künftighin nur an der Seite der Zentralmächte in der Lage, eine aussichtsreiche Expansionspolitik zu treiben, die für das übervölkerte Land eine Notwendigkeit ist. Und diese kann nur nach der Seite hin erfolgen, nach der die Natur, die Geschichte Roms, die sozialen Verhältnisse des Landes und die ethnische Zusammensetzung der unteritalienischen Bevölkerung nach den Mahnungen der großen italienischen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts weisen, nach der mittelländisch-afrikanischen. Die italienische Industrie wird, da ihr die einheimische Kohle und das Eisen fehlen, niemals einer großen, vom Auslande freien Entwicklung fähig sein: was Italien not tut, das sind Ackerbauländer für seine überschüssige Bevölkerung, und diese Gebiete sind für Italien nur an der ihm von Frankreich gegen jedes Recht entrissenen afrikanischen Küste von Tunis und Algier zu erwerben. Frankreich, das mit seiner niedergehenden Bevölkerung auf der Hälfte seines heutigen Gebietes leben könnte, das Kolonialpolitik nur aus Luxus, um der Gloire willen treibt, dessen Küsten zu beinahe drei Vierteln nach der atlantischen Seite liegen, hat, wie England, im Mittelmeer nichts zu suchen. Seine gesamte Mittelmeerpolitik der letzten sechzig Jahre beruhte auf der Niederhaltung und Vergewaltigung seiner beiden lateinischen Schwestern, Spanien und Italien. Nachdem sein Plan, Italien durch das Konföderationsprojekt in Schwäche und durch die Okkupation Roms in Abhängigkeit zu halten, mißglückt war, ist es ihm wenigstens im Jahre 1866 durch Vorenthaltung der von Bismarck dem Königreiche zugesagten natürlichen Grenze gelungen, Italien zur ungehinderten Durchführung einer großen Mittelmeerpolitik unfähig zu machen, es durch Lebendigerhaltung des Irredentismus sentimental gegen Oesterreich festzunageln und schließlich den gegenwärtigen für Italien verderblichen Krieg zu entfesseln. Magenta und Solferino hat es sich durch Savoyen und Nizza bezahlen lassen. Eine Schuld Italiens an Frankreich ist also nicht vorhanden, im Gegenteil,

Digitized by Google

dieses ist jenem für die in diesem Kriege geleisteten indirekten Dienste aufs höchste verpflichtet.

Nur auf diesem Wege kann Italien das fehlende Gleichgewicht gegen Oesterreich wiederherstellen, wenn dieses überhaupt für die realen Interessen notwendig ist. Denn die Zentralmächte haben, nachdem die zwischen Oesterreich und Italien schwebenden Fragen durch den jetzigen Konflikt endgültig entschieden worden sind, zu ihrem früheren Alliierten keine schwerwiegenden Interessengegensätze mehr. Deutschland, das sich selbst während des Krieges als die stärkste Stütze der italienischen Unabhängigkeit erwiesen hat, muß von seinem rein realpolitischen, von dem Sentiment der Sympathie und Rache freien Standpunkt her wünschen, daß Italien gegen England und Frankreich so stark sei wie nur möglich. Niemand hat diese auf konstanten politisch-geographischen Faktoren beruhende Solidarität besser zum Ausdruck gebracht, als Bismarck in seinem bekannten Briefe an Mazzini, und niemand ist von ihr mehr überzeugt gewesen als letzterer, der Vater der italienischen Demokratie. „Ich halte einen Bund Italiens mit Frankreich gegen Preußen, das uns Venetien gegeben hat, für ein Verbrechen, das unsrer jungen Fahne einen unauslöschlichen Flecken aufdrücken würde," schrieb er am 17. November 1867 an Bismarck.

Und was Oesterreich anbetrifft, so gibt es schon wegen seiner inneren Verfassung keinen friedfertigeren Staat und für Italien besseren Nachbar. Seine Ziele liegen, nachdem es seine Existenz durch Vernichtung des Panslawismus auf dem Balkan und durch die erfolgreiche Verteidigung seines einzigen Zuganges zum Meer gesichert hat, einzig und allein auf dem Gebiete der inneren Politik, in der Erschließung der natürlichen Reichtümer seines Landes und in dem Ausgleich zwischen seinen zwölf Nationalitäten. Seine große historische, von Italien verkannte Aufgabe ist es, diesen die Teilnahme am Leben eines Großstaates und die freie Ausbildung ihrer nationalen Eigenart zu gewährleisten. Den Weg nach Saloniki hat es sich durch Großbulgarien verlegen lassen, und es hat niemals daran gedacht, die Zahl seiner inneren Schwierigkeiten noch durch die Wiedereroberung von Venetien zu vergrößern. Seine Politik gegen Italien war eine rein defensive, und Ideen, wie die Wiederherstellung des Kirchenstaates und Zertrümmerung Italiens, bestanden nur in der böswilligen Phantasie italienischer Journalisten.

Es kann heute, nachdem es seine Stärke Italien gegenüber erwiesen und die Treue seiner italienischen Untertanen erprobt hat, diesen ruhig alle jene Privilegien geben, die mit der Einheit der Monarchie und den Rechten der andern Nationalitäten vereinbar sind: es braucht die Erdrosselungspolitik der französischen Republik gegen das Italienertum in Nizza und Tunis nicht nachzuahmen.

Ist aber die irredentistische Frage auf Grund des historischen und nationalen Rechtes gelöst, dann darf man vielleicht auf den Tag hoffen, da Italien zu der Politik Cavours und Crispis zurückkehren und sich wieder zu dem Satze bekehren wird, der in einem von dem jetzt verstorbenen Admiral der italienischen

Digitized by Google

Flotte, Bettolo, mit einer Einleitung versehenen, im Juni 1914 erschienenen Buche zu lesen ist:[1])

„Wenn Oesterreich nicht wäre, müßte es erfunden werden. Diese alte Monarchie, die trotz aller Prophezeiungen alle Niederlagen überstanden hat, ist heute mehr denn je für das europäische Gleichgewicht notwendig. Ihr Verschwinden wäre auch für uns ein schreckliches Unglück."

Es sind Worte, die das wiederholen, was Sidney Sonnino schon vor dreißig Jahren mit unübertrefflicher Schärfe des Blickes ausgesprochen hatte: „Die Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn bedeutet für uns die freie Verfügung über alle unsre Kräfte zu Wasser und zu Lande: sie bedeutet für uns — es ist unnütz, sich einer Täuschung darüber hinzugeben — die Geltung unsrer Stimme im europäischen Konzert. Ist das von unsrer Seite eine ernste Politik, die auf jeden Einfluß im Rate Europas verzichtet, um hinter dem Erwerb der irredentistischen Provinzen herzulaufen, der für uns kein großes Interesse darstellt? Wenn wir etwas in Europa gelten wollen, dann beginnen wir damit, selber erst einmal ernsthafte Leute zu werden und uns zu überzeugen, daß es eine kindische Politik ist, die uns zur Ohnmacht verdammt und nur das einzige praktische Objekt hat, die Mißhelligkeiten zu Oesterreich aufrechtzuerhalten. Die Freundschaft zu Oesterreich ist für uns eine unerläßliche Bedingung für eine zielbewußte und tätige Politik; pflegen wir sie also mit aller Sorgfalt" (Chialla, Pagine di Storia Contemporanea III, 21).

Kommt aber diese Erkenntnis, die Marco Minghetti als einen „Triumph der politischen Klugheit und Vernunft über die Gewalt und als ein glänzendes Beispiel von „Civiltà" bezeichnet hat, den Italienern trotz aller bitteren Erfahrung nicht, so antworten wir gelassen mit den Worten Mazzinis:

„Se no, no!"[2])

Und fügen in Anlehnung an einen Ausspruch Crispis hinzu:

„Italia faccia la sua via. Non fu nostra la colpa, se le sorti del popolo Italiano si precipiteranno."[3])

---

[1]) Vico Mantegazza, L'Impero del Mediterraneo.

[2]) Wenn nicht, dann nicht!

[3]) Italien gehe nur seinen Weg. Es war nicht unsre Schuld, wenn die Geschicke des italienischen Volkes dem Abgrund entgegeneilen.

Digitized by Google

Petersburg vor vierzig Jahren

Von

A. v. Brauer

(Schluß)

Die Hauptkraft der Dritten Abteilung lag in ihrer Befugnis, unliebsame Personen „auf administrativem Wege“ nach Sibirien zu verschicken. Also ohne richterliche Mitwirkung, rein nach Gutdünken der Polizeibehörde. Wer eines politischen Vergehens beschuldigt war, wurde zwar in der Regel vor die Gerichte gestellt. Aber eine gerichtliche Freisprechung machte ihn noch lange nicht frei. Blieb er der Dritten Abteilung verdächtig, so empfing der Gendarm den Freigesprochenen vor der Türe des Gerichtssaals. Er verschwand in Sibirien.

So erging es namentlich den Nihilisten. Im Jahr meiner Ankunft fand der erste Nihilistenprozeß vor den Gerichten statt. Die Untersuchung hatte sich auf 3800 Personen erstreckt, aber „nur“ 193 wurden unter Anklage gestellt. Nach dreijähriger Untersuchung wurden 35 zu Zwangsarbeit oder Ansiedelung in Sibirien verurteilt. Die übrigen wurden gerichtlich außer Verfolgung gesetzt, größtenteils aber dennoch „administrativ“ nach Sibirien verschickt. Unter ihnen das Fräulein Perowska, das später von dort entfloh, an der Ermordung des Kaisers Alexander Anteil hatte und demnächst durch den Strang hingerichtet wurde.

Noch mehr Aufsehen machte die Tat der Wera Sassulitsch. Diese junge Dame aus guter Familie beschloß, den Petersburger Polizeihauptmann, General Trepow, zu erschießen, weil er einen ihr bekannten Nihilisten im Gefängnis hatte prügeln lassen. Sie begab sich zum General, überreichte ihm ein Papier und schoß auf ihn, während er las. Er trug eine nicht unerhebliche Verwundung davon.

Die Verbrecherin wurde dem Geschworenengericht überwiesen und — freigesprochen! Das zahlreiche Publikum aus der höheren Gesellschaft klatschte Beifall. So wenig erkannte man damals noch den Ernst der Lage. Man freute sich harmlos über jede Schlappe, die die Regierung erlitt. In der gefährlichen Stimmung jener Zeit scheuten sich anständige Leute von freierer Anschauung nicht, der allgemeinen Unzufriedenheit durch Teilnahmebezeigung mit Mördern Ausdruck zu geben. Gehörte es doch zum guten Ton, über alle bestehenden Einrichtungen schonungslos abzuurteilen. Es war nicht verwunderlich, daß diese Stimmung in den mittleren und unteren Klassen bedenkliche Früchte zeitigte.

Die Tat der Wera Sassulitsch bezeichnet den Anfang der Herrschaftszeit des Nihilismus. Von da bis zur Ermordung des Kaisers Alexander und noch in die ersten Regierungsjahre seines Nachfolgers hinein waren die Nihilisten und ihre Anschläge der Schrecken der russischen Gesellschaft, die Verzweiflung des armen Kaisers, der Angelpunkt, um den sich die ganze innere Politik drehte.

Digitized by Google

Die verbrecherischen Taten folgten jetzt rasch aufeinander. Am 16. August 1878 wurde der Chef der Dritten Abteilung, der gefürchtete General Graf Mesenzow, auf offener Straße und am hellen Tage von einem Nihilisten mit langem Messer umgebracht. Der Mörder entkam. Man sah ihn auf einem herrschaftlichen Einspänner in sausender Fahrt davoneilen.

Am Ostermontag des folgenden Jahres wurden auf den Kaiser selbst vier Revolverschüsse abgegeben, glücklicherweise ohne zu treffen. Noch am gleichen Tage wurde auf den Gendarmeriegeneral Schmidt ein Anschlag verübt. Im Herbst desselben Jahres wurde auf Mesenzows Nachfolger, General v. Drentelen, geschossen. Er wurde nur leicht verwundet. Der Täter, Mirski, ein hübscher junger Mann von guter Erziehung, der sich, angetan mit tadellosem Frack und weißer Binde, vor dem Kriegsgericht gewandt und nicht ohne Würde verteidigte, wurde zum Tode verurteilt. Damals war bereits General Gurko vom Kaiser mit diktatorischer Gewalt zur Niederwerfung des Nihilismus betraut worden. Er hatte die Schwäche, den Mörder zu begnadigen. — Zur selben Zeit wurde bei Moskau der Versuch gemacht, den Zug in die Luft zu sprengen, in dem der Kaiser aus Livadia zurückkehrte. Man hatte zum Glück den vorausfahrenden kaiserlichen Gepäckzug getroffen.

Am 17. Februar des folgenden Jahres fand die merkwürdige Explosion im Winterpalais statt. Eben wollte sich die kaiserliche Familie mit dem vor einer Stunde eingetroffenen Prinzen Alexander von Hessen zu Tisch setzen. Das erste fürstliche Paar hatte die Türe des Speisesaals gerade erreicht, als ein furchtbarer Knall die Luft erschütterte. Der Boden des Saales war mit Eßtisch, Stühlen und Geräten in der Tiefe verschwunden. Wäre der Ausbruch eine Minute später erfolgt, wären Kaiser und Gäste schwerlich mit dem Leben davongekommen. Die Urheber des Anschlags sind meines Wissens nicht ermittelt worden.

General Gurko hatte sich als unfähig erwiesen, der Nihilistentyrannei ein Ende zu machen. Und der Kaiser hatte den Mut verloren, die Verantwortung für die Ausführung der jetzt allgemein als notwendig erkannten Gewaltmaßregeln selbst zu übernehmen. Man rief nach dem „starken Mann". Den glaubte man in dem bisherigen Generalgouverneur von Charkow, General Loris Melikow, gefunden zu haben. Man holte ihn nach der Hauptstadt und bekleidete ihn mit unbeschränkten Machtbefugnissen. Er sollte nicht bloß, wie Gurko, Diktator von Petersburg sein, sondern als „Chef der höchsten Exekutivkommission" ganz Rußland beherrschen. Der Kaiser stellte ihm die Aufgabe, der Revolution Herr zu werden. Mittel und Wege sollten völlig seine Sache sein.

Melikow suchte zunächst das Vertrauen der erschreckten und geängstigten Einwohner Petersburgs durch große Aufgebote von Polizei und Truppen wiederherzustellen. Man stieß jetzt überall in der nächtlichen Schneestille auf starke Kavallerieposten und Infanterieabteilungen, die bald ein ganzes Stadtviertel, bald einzelne Gebäude besetzt hielten. Kosaken mit ihren langen Lanzen, Dragoner mit schußbereiten Karabinern ritten lautlos über den Schnee, oft

Digitized by Google

Hunderte verhafteter Leute aller Stände mit sich führend. Wer nicht sehr notwendig draußen zu tun hatte, blieb mit der sinkenden Nacht hübsch zu Hause. Viele wohlhabende Leute fühlten plötzlich das dringende Bedürfnis, nach dem Ausland zu reisen.

Neben rücksichtsloser Tatkraft wußte sich der neue Diktator doch zugleich den Anschein eines liberalen Ideen zugeneigten Mannes zu geben. Unter dieser Maske setzte er beim Kaiser durch, daß der allgemein unbeliebte General Drentelen beseitigt und die Dritte Abteilung unter seine Leitung gestellt wurde. Dies machte überall guten Eindruck. Der „liberale Akt" hatte aber für ihn den großen Vorteil, daß er den gewaltigen Polizeiapparat unmittelbar in seine Hand bekam und damit erst tatsächlich unumschränkter Machthaber wurde.

Indessen die Aufgabe der Unterdrückung des Nihilismus konnte der Vielgewandte doch nicht lösen. Er war noch keine drei Tage im Amt, als schon von einem Nihilisten auf ihn geschossen wurde. Er trug eine leichte Verwundung am Fuß davon. Zwei Tage später baumelte der Täter am Galgen.

Auch die zahlreichen geheimen Druckereien zu entdecken, die das ganze Reich mit Flugschriften aufrührerischen Inhalts überschwemmten, ist dem Diktator nicht gelungen. Nach jedem Mordanschlag und nach jeder Hinrichtung erschienen nach wie vor „Proklamationen" des geheimen „revolutionären Exekutivkomitees", die in bombastischer Sprache verkündeten, weshalb dieser oder jener Würdenträger vom Komitee „zum Tode verurteilt" worden sei, oder mit neuen Anschlägen wegen der Hinrichtung der „Brüder" drohten. Die auf dünnem Papier schlecht gedruckten Kundgebungen trugen stets das „Wappen" des Komitees: Dolch und Revolver gekreuzt. Sie wurden in großer Zahl verbreitet und auch den fremden Gesandtschaften zugeschickt. Man fand die Drucksachen des Morgens im Hausflur; oft wurden sie auch als geschlossene Briefe durch die kaiserliche Post befördert. Unter den Postbeamten waren offenbar Gesinnungsgenossen.

Im November 1880 wurde die Dritte Abteilung endgültig unter das Ministerium des Innern gestellt. Sie hörte für immer auf, ein von der Regierung unabhängiges Dasein zu führen. Presse und Publikum begrüßten die Maßnahme fast so freudig wie seinerzeit die Aufhebung der Leibeigenschaft. Aber Spionage und Willkür waren darum noch lange nicht aus der russischen Welt verschwunden!

*

Die Dinge im Orient entwickelten sich damals keineswegs nach den russischen Wünschen. Schon die Entthronung des Sultans Abd ul Asis (30. Mai 1876) war für Rußland unerfreulich. Sie brachte Midhat-Pascha ins Großwesirat. Dieser fähige Staatsmann war Rußlands entschiedenster Gegner. Aus dem „bißchen Herzegowina", wie Bismarck im Reichstag sagte, hatte sich zunächst der Krieg Serbiens und Montenegros gegen die Türkei entwickelt. Geschürt von den über ganz Rußland verbreiteten panslawistischen Komitees, unter nachsichtiger Duldung des alten Gortschakow, begann eine große Erregung sich der russischen Massen in Moskau und im Innern des Landes zu bemächtigen.

Digitized by Google

Russische Freiwillige eilten in hellen Scharen nach Serbien. Ein russischer General (Tschernajew) befehligte die serbischen Streitkräfte. Freilich mit wenig Erfolg. Sie wurden von den Türken mehrfach aufs Haupt geschlagen. Dadurch stieg noch die Aufregung in Rußland und die Teilnahme für die „unterdrückten Brüder". Schließlich konnte auch der Kaiser der zunehmenden kriegerischen Stimmung nicht widerstehen, so wenig er selbst von ihr beseelt war. Ein Ukas vom November 1876 befahl, sechs Armeekorps in Kriegsbereitschaft zu setzen. Aber erst im folgenden Frühjahr, nachdem die Pforte die demütigenden Forderungen des Londoner Protokolls abgelehnt hatte, wurde der Krieg erklärt. Die Panslawisten hatten über die Bemühungen der Mächte den Sieg davongetragen. Rußland konnte getrost gegen die vereinsamte Türkei ins Feld ziehen; denn durch eine geheime Abmachung hatte es sich der Neutralität Oesterreich-Ungarns versichert.

Während es im übrigen Rußland gärte und kochte, ging in Petersburg alles seinen gewohnten Gang. Die Kriegserklärung hatte hier weder Aufregung noch Begeisterung ausgelöst. Erst als es sich im Lauf des Sommers herausstellte, daß man die Kriegstüchtigkeit der streitbaren Osmanen doch sehr unterschätzt hatte und nun auch die Garde ins Feld nachrücken mußte, bekam die Sache auch für die Petersburger Bedeutung. Daß die unbekannten und gleichgültigen Provinztruppen die Türken schlagen sollten, hatte man in Ordnung gefunden. Aber es erschien doch ungemütlich, daß die schönen Garderegimenter, in denen der Adel seine Söhne als Offiziere und der Mittelstand als „Einjährige" stecken hatte, jetzt auch in den Kampf ziehen sollten. Man fühlte in Petersburg nun erst den Krieg am eignen Fleisch. Als noch die Landwehr einberufen wurde, verloren viele Häuser ihre Pförtner und Hausknechte. Das war doch recht unbequem. Der Krieg, dem man in der „unrussischen" Hauptstadt von Anfang an kühl gegenübergestanden hatte, verlor vollends jede Beliebtheit.

Ich hatte der Abfahrt mehrerer Gardekavallerieregimenter am Bahnhof zugeschaut. Die Verladung der Pferde ging rasch und pünktlich vonstatten. Aber es herrschte bei Offizieren wie Mannschaft eine gedrückte Stimmung, die mich merkwürdig berührte, wenn ich an den hellen Jubel und die Begeisterung dachte, mit der unsre Regimenter sieben Jahre früher über den Rhein gezogen waren. Hier dagegen war weder Kriegslust noch Siegeszuversicht zu verspüren. Man hörte keine Jubel- oder Hurrarufe, weder bei den Abfahrenden noch bei den Zurückbleibenden. „Wie Gott will," sagten die Soldaten ergeben und bekreuzten sich.

Der Krieg verlief bekanntlich nicht so bequem und nicht so siegreich, als die Kriegshetzer erwartet haben mochten. Wie gewöhnlich hatte der Russe die Kraft seines Gegners unterschätzt und seine eignen Schwächen und Mängel leichthin übersehen, die dann während des Krieges sich gründlich offenbarten. So war es früher im Krimkrieg gewesen, so war es später im russisch-japanischen und so ist es auch im gegenwärtigen Weltkrieg. Erst mit Hilfe des rumänischen Heeres, dessen Beistand man anfangs hochmütig abgelehnt hatte, konnte man

Digitized by Google

endlich Plewna bezwingen und bis San Stefano vorrücken, mußte sich aber auf dem Berliner Kongreß einen erheblichen Teil der Kriegsziele von Europa beschneiden lassen.

Nach dem Kongreß trat mählich der Umschwung ein in den russisch-deutschen Beziehungen und in der Stimmung gegenüber dem Deutschtum. Noch hielt freilich das amtliche Rußland mehr oder minder ehrlich an der deutschen Freundschaft fest. Man wußte sehr wohl, daß der Zar für die „neue Richtung" noch nicht gewonnen war und auch schwerlich gewonnen werden würde. Wenn hohe fürstliche Besuche aus Deutschland kamen, werden sie in der liebenswürdigen Aufnahme gegen früher kaum einen Unterschied gefunden haben. Abordnungen preußischer Regimenter, die zu irgendeinem Feste nach Petersburg kamen, wurden in den Offiziermessen der russischen Garde immer noch als „Waffenbrüder" gefeiert und nicht minder stürmisch begrüßt, als in späteren Jahren die französischen Abordnungen. Es gab noch viele „echte" Russen, die ehrlich die Verdienste der Balten und andrer Deutschen um die Kulturentwicklung Rußlands anerkannten und den zunehmenden Deutschenhaß verwarfen und für schädlich hielten. Aber wie in der Politik, besonders durch Gortschakows Schuld, das alte Vertrauen nicht mehr bestand und die „Mißverständnisse" sich mehrten, so fing auch die öffentliche Meinung an, mehr und mehr gegen Deutschland Uebelwollen zu zeigen. Die Presse ward immer ausfallender und heftiger in ihrer Sprache. Die sonst so eilfertige Zensur sah sich nicht bemüßigt, dagegen einzuschreiten. Der Kaiser war alt und kränklich geworden. Man begann seine Augen auf den Thronfolger zu richten, von dem man zu wissen glaubte, daß er der russischen Staatskunst eine entschieden antideutsche Färbung geben werde. Die Panslawisten und Slawophilen gewannen an Bedeutung. Sie waren grundsätzliche Gegner des Deutschtums, und die Verhältnisse erleichterten ihnen die Wühlarbeit. Denn die vielen Russen aller Stände, die im Staatsdienst oder im Wirtschaftskampf einem fleißigeren oder geschickteren Deutschen hatten nachstehen müssen, waren nur zu geneigt, in den Ruf der Hetzblätter einzustimmen, daß alles Unglück, das seit Peters Zeiten über Rußland gekommen, lediglich den Deutschen zu danken sei, diesen Strebern, Ausländern und Ausbeutern, deren verderblichen Einfluß man brechen müsse. Es waren in dieser Strömung manche verwandte Wesenszüge mit dem damals in Deutschland aufgekommenen Antisemitismus. Aehnliche Ursachen und ähnliche Wirkungen.

Diese deutschfeindliche Gesinnung in den herrschenden Schichten der russischen Gesellschaft war natürlich nicht über Nacht gekommen, hatte sich vielmehr sehr allmählich vorbereitet und erlangte überhaupt erst unter den Nachfolgern Alexanders II. gefährliche Bedeutung und praktische Wirksamkeit. Es bedurfte noch jahrzehntelanger eifrigster Hetzereien, ehe die russische Volksseele bis zum Verfolgungswahnsinn von 1914 erhitzt und ein russischer Zar bis zur Umtaufe seiner Hauptstadt gebracht werden konnte!

Der unglückliche Mordanschlag vom 13. März 1881, der dem Kaiser Alexander II. das Leben kostete, ist oft erzählt worden. Die Einzelheiten sind

Digitized by Google

so bekannt, daß ich sie um so mehr übergehen kann, als ich doch nur nach Mitteilungen andrer berichten könnte.

An jenem Sonntag — der 1. März nach dem russischen Kalender — schien bei geringer Kälte eine behagliche Sonne vom Himmel. Auf der Eisbahn im Jussupowgarten fand ein vielbesuchtes Schlittschuhfest statt. Plötzlich brach mitten in einem fröhlichen Walzer das Spiel ab. Die Militärmusiker packten eilig ihre Instrumente zusammen und liefen weg. Man hörte das Gerücht, es sei wieder einmal auf den Kaiser geschossen worden. Mehr konnte ich im Garten nicht erfahren. Ich fuhr rasch nach der Botschaft, wo man den traurigen Ausgang schon kannte. Der Botschafter war sofort ins Winterpalais gefahren; ich eilte auf den großen Platz vor dem Schlosse. Eine ungeheure Volksmenge war hier versammelt. In musterhafter Ordnung und ehrfürchtiger Stille standen die Leute Kopf an Kopf dicht gedrängt und starrten nach den Fenstern des Schlosses. Gegen 4 Uhr senkte sich die Kaiserflagge auf Halbmast. Der Kaiser hatte ausgelitten. Alle Männer entblößten ihre Köpfe und bekreuzten sich. Tausende fielen auf die Knie, viele weinten bitterlich, andre sprachen laute Gebete. Es war ein ergreifender Anblick, dieses in echten Schmerz versunkene Volk, das sonst so harmlos fröhlich sein konnte.

Die Einzelheiten der traurigen Begebenheit gingen von Mund zu Mund und wurden rasch allgemein bekannt. Namentlich hörte man mit schmerzlichem Bedauern, daß der Kaiser wahrscheinlich gerettet worden wäre, wenn er nach dem ersten Bombenwurf dem Rat seines alten Leibkutschers gefolgt wäre, der ihm flehentlich zurief: „Bleib sitzen, Väterchen, ich bring dich sicher ins Winterpalais!“ Aber der Kaiser stieg nach der ersten Explosion aus dem Wagen und gab nun erst dem zweiten Verschworenen Gelegenheit, ihm eine Bombe gerade vor die Füße zu werfen.

Schon am andern Tage fand man überall die übliche Kundgebung des nihilistischen Exekutivkomitees. Sie trug die Ueberschrift: „An Europa!“ und verkündete in frecher Sprache die erfolgte „Hinrichtung“ des „Verräters Alexander“.

Aber die Stadt blieb ruhig. Kleine Versuche aufrührerischer Putsche wurden überall leicht und ohne Aufsehen unterdrückt. Es fehlte offenbar die Leitung. In der Tat war es Loris Melikow in den letzten Tagen gelungen, die führenden Köpfe der revolutionären Bewegung dingfest zu machen, besonders Scheljabow, den man wohl mit Recht als das Haupt der Terroristenpartei ansah. Nirgends stieß man auf Widerstand, als schwarze Herolde in mittelalterlicher Tracht, gefolgt von Abteilungen der Chevaliers-Gardes, durch die Straßen zogen und auf allen Plätzen und an verkehrsreichen Straßenkreuzungen den Tod des zweiten und die Thronbesteigung des dritten Alexander verkündeten.

Der Prozeß gegen die Mörder begann am 9. April vor der „besonderen Behörde zur Aburteilung von Staatsverbrechen“. Sie war aus Mitgliedern des dirigierenden Senats gebildet. Angeklagt waren vier Männer und zwei

Digitized by Google

Frauen. Nach dreitägiger Verhandlung wurden sie zum Tode durch den Strang verurteilt.

Die Angeklagten waren alle in der Hauptsache geständig und entwickelten in ruhiger Sprache ihre unreifen und unheimlichen kommunistischen und anarchistischen Anschauungen. Mit Stolz verkündete Scheljabow, daß sich siebenundvierzig Mitglieder der Partei freiwillig zum Kaisermord gemeldet hätten, aus denen die Angeklagten ausgewählt worden seien.

Die Hinrichtung erfolgte wenige Tage später auf den Wällen der Festung, für das Volk in der Ferne sichtbar. Der Henker machte wie gewöhnlich seine Sache schlecht. Er soll betrunken gewesen sein. Bei mehreren hatte er den Knoten ungeschickt geschlungen und mußte lange am Körper zerren, um ihn zur Erstickung zu bringen!

Wenige Wochen später wurde ich von Petersburg abberufen. In den sechs Jahren meines dortigen Aufenthalts hatte sich die Lage Rußlands von Grund aus verändert. Bei meiner Ankunft stand es auf dem Gipfelpunkt seiner inneren Entwicklung und Machtfülle nach außen; eine glückliche Zukunft schien ihm zu winken. Einige gute Getreideernten, die Fertigstellung tief ins Innere reichender Eisenbahnen, ein zwanzigjähriger äußerer und innerer Frieden hatten den Wohlstand mächtig gefördert, kluge Reformen die Zufriedenheit mit den bestehenden Zuständen gemehrt. Da kam der russisch-türkische Krieg, der das mühsam errungene Gleichgewicht im Staatshaushalt wieder zerstörte und den Rubel entwertete. Der Berliner Vertrag erhöhte noch die Unzufriedenheit. Es folgte die Schreckensherrschaft der Nihilisten; Mordanschläge reihten sich an Mordanschläge, bis der Kaiser selbst den Terroristen erlag.

Welche Wandlung in den Geschicken eines Volks in diesen kurzen sechs Jahren! Es begann jetzt die Zeit der allmählichen Abwendung der russischen Politik von der deutschen, des zunehmenden Deutschenhasses in der russischen Gesellschaft, des überragenden Einflusses der Panslawisten, der Hinneigung zu Frankreich, die nach Bismarcks Sturz zum förmlichen Bündnis führte, — eine Politik, deren unheilvolle Fehler das russische Volk im gegenwärtigen Weltkrieg zu büßen hat.

Der Weltkrieg, Japan und die amerikanische Union

Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D.

Den schicksalsschweren ersten Augusttagen des Jahres 1914, wo das Unheil des Weltkriegs plötzlich wie mit elementarer Gewalt über unsern Erdteil hereinbrach, war eine langandauernde Periode der Spannung in den Beziehungen der europäischen Staaten vorausgegangen. Seit der Monarchenbegegnung von Reval verallgemeinerte sich das Empfinden, daß der Druck einer schwülen politischen Atmosphäre gefährlich geworden sei. Zu wiederholten Malen schien

Digitized by Google

die Entladung der drohenden Gewitterwolken unmittelbar bevorstehend; insbesondere aus Anlaß der Annexionskrise und später, nach dem Balkankrieg, stand die Erhaltung des Friedens unter den Großmächten nur auf des Messers Schneide.

Als dann der gigantische Kampf Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gegen Rußland, Frankreich, England und deren Satelliten mit überstürzender Raschheit entbrannt war, dachten wohl nur die wenigsten an die Möglichkeit, daß auch die jüngste Großmacht im fernen Osten an dem Krieg teilnehme. Die geographische Lage Japans, ebenso wie der Mangel eines unmittelbaren Interesses dieses Staates an den europäischen Verwicklungen schienen vielmehr die Annahme zu rechtfertigen, daß derselbe ihnen gänzlich entrückt bleiben werde. Diese Erwartung sollte sich aber sehr bald als trügerisch erweisen. Die Regierung des Mikado beeilte sich, durch ihr überraschend an Deutschland gerichtetes Ultimatum die sofortige Räumung von Kiautschou zu fordern, eine Provokation, die selbstverständlich einer offenen Kriegserklärung gleichkam. So rasch das Inselreich sich bereit fand, seine Waffen mit jenen der Entente zu vereinigen, so nichtig waren die Gründe, mit denen die Staatsmänner in Tokio ihren nicht zu gewärtigenden Beschluß zu rechtfertigen versuchten. Der im anglojapanischen Allianzvertrag stipulierte Casus foederis lag augenscheinlich nicht vor, denn nach der Lage der Dinge konnte eine Gefährdung des englischen Besitzstandes in Ostasien durch die Zentralmächte keineswegs in Betracht kommen. Auch ist die Bedeutung von Kiautschou, im Vergleich zu jener der ausgedehnten Gebiete, die Japan im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte erwarb — Formosa, Korea, Sachalin und die südliche Mandschurei —, doch nicht groß genug, daß es gestattet wäre, der japanischen Politik lediglich das Motiv nackter Eroberungslust zu unterschieben.

Zugegeben, daß die Blüte der deutschen Niederlassung in China den Japanern ein Dorn im Auge war, weil die Regeneration des Reichs der Mitte, deren verheißungsvolle Anfänge unter deutscher Führung wahrnehmbar wurden, die selbstsüchtigen Pläne des Inselstaates zu durchkreuzen drohte, so hatte doch vor allem England ein unmittelbares Interesse daran, daß die Deutschen aus Kiautschou vertrieben werden. Es galt offenbar, sie des Hafens von Tsingtau, ihres einzigen maritimen Stützpunktes im Osten, zu berauben und zugleich der japanischen Flotte die Aufgabe der Sicherung des Seeverkehrs in den von britischen Streitkräften fast entblößten Meeresgebieten zu überweisen. Als dieses Ziel erreicht war, sah sich das Geschwader des Admirals Grafen Spee, sahen sich die „Emden" und die andern, bereits zum Schrecken der feindlichen Handelsschiffe im Indischen und Pazifischen Ozean gewordenen deutschen Kreuzer einem mehrfach stärkeren Gegner gegenübergestellt; aller Hilfsquellen entbehrend, konnten die exponierten deutschen Kriegsschiffe einem sichern, ihrer Flagge allerdings zur höchsten Ehre gereichenden glorreichen Untergang nicht entgehen.

Die der Geschichte angehörenden Großtaten dieser schwachen Schiffseinheiten lassen ahnen, zu welchen noch viel bedeutenderen Leistungen sie befähigt gewesen

Digitized by Google

wären, hätte eine gesicherte Flottenbasis wie Tsingtau die fortlaufende Nachschaffung des Bedarfs an Munition, Kohlen und sonstigen Ausrüstungsgegenständen ermöglicht.

Gutes durch Böses vergeltend, hat Japan gerade gegen jene Macht Partei ergriffen, die einen so hervorragenden Anteil an dem geistigen und materiellen Aufschwung des Inselstaates genommen hatte — nicht zuletzt an der imponierenden Entwicklung seiner militärischen Machtmittel — und dem Dreiverband vermöge der Aktion gegen Kiautschou, sowie seither durch Lieferung von Kriegsmaterial, wertvolle Dienste geleistet; dafür hat der Inselstaat zweifellos sich einen entsprechenden Gegenwert gesichert. Ebenso gewiß ist es, daß der japanische Ehrgeiz ungleich weiter gesteckten Zielen nachstrebt, als es die einfache Besitznachfolge in jener Kolonie wäre. Welche Kompensationen die Regierung des Mikado als Entgelt ins Auge gefaßt hat, wird erst in einem späteren Zeitpunkt zu beurteilen sein, aber niemand, der die nüchterne Berechnung japanischer Politiker kennt, kann bezweifeln, daß sie mit Erfolg bemüht gewesen sein werden, sich die entsprechenden Garantien zu verschaffen, damit ihr Land bei dem Geschäft nicht zu kurz komme.

Im Bewußtsein ihrer unverbrauchten Volkskraft, stolz auf das ohne Beispiel dastehende rapide Aufsteigen ihres Landes zur Großmacht und auf die glänzenden Erfolge in zwei siegreichen Feldzügen, dann aber auch in der Erkenntnis des Mißverhältnisses, das zwischen der raschen Zunahme der Einwohnerzahl zu dem heimischen Kulturboden besteht, sind die Japaner von einem je nach Umständen mehr oder minder offen zur Schau getragenen, darum aber nicht weniger ihr ganzes Denken und Sinnen erfüllenden Drang zur Expansion nach außen erfüllt. Der traditionelle Heldengeist des Buschido, welcher bis in die jüngste Vergangenheit, in den Jahrhunderten japanischen Rittertums, den Zweischwertermännern die bedingungslose, wenn erforderlich, bis zur Selbstvernichtung reichende Hingabe des Einzelnen für die Sache des Feudalherrn zur heiligsten, freudig geleisteten Pflicht machte, lebt im modernen Japan ungeschwächt fort. An Stelle der schwärmerischen Anhänglichkeit der waffenfähigen Stammesangehörigen an die einstigen Teilfürsten finden wir heute in allen Schichten der Bevölkerung den glühendsten Opfersinn für Kaiser und Reich. Verklärt durch die Literatur wie durch Produktionen der Bühne, wird dieser nationale Enthusiasmus noch besonders wirksam durch die im ganzen Land verbreiteten Aufstellungen von Siegestrophäen gefördert. Kein öffentlicher Garten und Platz, kaum einer der zahllosen Tempelhaine, wo nicht Beutestücke aus den letzten Feldzügen, da eroberte Geschütze aller Kaliber, dort in Gruppen gereihte Hieb- und Stichwaffen, anderswo Sprengstücke von Torpedos oder von Schiffsbestandteilen der Schaulust des Publikums leicht zugänglich wären; häufig sind ganze Klassen der Schuljugend vor diesen Trophäen zu beobachten, die den Erklärungen der sie führenden Lehrer oder Offiziere mit Andacht und Ergriffenheit zuhören. Der Einfluß eines solchen Anschauungsunterrichtes auf das empfängliche Herz der heranwachsenden Generation, als Mittel, um patriotische Begeisterung unter den

Digitized by Google

künftigen Kriegern zu pflegen und sie vorzubereiten, dereinst der glorreichen Tradition ihrer Vorfahren sich würdig zu erweisen, ist gewiß nicht zu unterschätzen. Auf solche Weise werden Charaktere herangebildet, deren Heroismus den Vergleich mit den leuchtendsten Vorbildern der Geschichte aller Zeiten und Völker nicht zu scheuen braucht. Als Beispiel solchen Heldentums möge folgender Vorfall, der bezeichnend ist für den in der japanischen Wehrmacht herrschenden, zu wahrhaft antiker Größe heranreichenden Geist der Pflichttreue bis zum Aeußersten, kurz erwähnt werden.

Ein japanisches Unterseeboot war bei einer Friedensübung infolge eines unglücklichen Zufalls gesunken. Als es — zu spät für die Rettung des Lebens der Bemannung — gehoben werden konnte, fand man den Kommandanten, einen jung verheirateten Offizier, auf seinem Posten, in der erstarrten Hand eine Aufzeichnung, die er bis zu dem von ihm notierten Augenblick, wo zunehmende Atemnot ihm das Weiterschreiben, wie er bemerkt, unmöglich machte, fortgesetzt hatte. Die Notizen, zuletzt mit zitternder Feder zu Papier gebracht, enthalten die an den Kaiser gerichtete Bitte um Verzeihung für den Verlust von Mannschaft und Schiff, einen Appell im Interesse der Familien seiner Leute und eine bis in jedes Detail eingehende Schilderung des Vorfalls, damit wenigstens — so meldet der dem unentrinnbaren, qualvollen Tode unerschrocken ins Auge blickende Held — die von ihm gemachte Erfahrung der kaiserlichen Marine zu Nutzen komme.

Den Beweis, in seiner von solchem Geist erfüllten, dabei auch mit den modernsten Kampfmitteln ausgerüsteten Land- und Seemacht einen jedem Rivalen imponierenden Kriegsapparat verfügbar zu haben, braucht Japan nicht erst zu erbringen. Sicher ist weiter, daß die Regierung, wenn einmal die Frage an sie herantritt, nach welcher Richtung gegebenenfalls diese Kraft eingesetzt werden soll, nicht bloß politische, sondern auch wirtschaftliche Gesichtspunkte in Betracht ziehen muß.

Bei einer Einwohnerzahl von rund 53 Millionen im eigentlichen Japan und einer Bodenfläche von 380000 Quadratkilometern, ist das Land dichter bevölkert als das Deutsche Reich. Dabei beträgt der jährliche Geburtenüberschuß fast $^3/_4$ Millionen, während das kulturfähige Areal im Norden durch die Rauheit des Klimas, in den andern Landesteilen durch deren teilweise Hochgebirgsnatur bedeutend eingeengt ist. Unter solchen Verhältnissen bildet die Volksernährung trotz der großen Anspruchslosigkeit der breiten Massen ein ernstes Problem für das Land. Politischer Ehrgeiz und die Sorge um die Subsistenz sind also die Faktoren — es wäre schwer zu entscheiden, welcher der beiden an Stärke überwiegt —, deren Einfluß die auswärtige Politik des Landes in den letzten Jahren bestimmte und auch weiterhin dafür maßgebend sein wird.

Das fremde Gebiet, wo Japan mit mehr oder weniger Grund im Verdacht steht, sei es territoriale Erwerbungen, sei es die Durchsetzung gewisser Vorteile für seine Angehörigen, im Auge zu haben, ist überaus ausgedehnt, es umfaßt die kontinentalen Küstenländer des Pazifischen Ozeans sowie dessen Inselwelt.

Digitized by Google

Daß die Regierung in Tokio an derlei Maßlosigkeiten keinen Teil hat und speziell nicht daran denken kann, von Ländern Besitz zu ergreifen, die zur Domäne der weißen Rasse gehören, wie von der Ostküste Amerikas oder von Australien, leuchtet ohne weiteres ein. Anders liegt die Sache dort, wo Japan in der Lage wäre, die Rolle des Befreiers der den Fremden unterworfenen Völker von der europäischen Herrschaft zu spielen. Das Schlagwort: „Asien den Asiaten" hat unter dem Eindruck der japanischen Siege über Rußland starke Resonanz bei den Eingeborenen gefunden, es übt unter ihnen eine stille, aber darum nicht weniger fühlbare Werbekraft aus. Das Ergebnis jenes Feldzugs versetzte dem Prestige der Europäer in den Augen so vieler Millionen Asiaten einen heftigen Stoß, es zerstörte die Legende von der Unüberwindlichkeit der fremden Machthaber. Wie mit Blindheit geschlagen, wichtige eigne Interessen preisgebend und nur das eine Ziel, Deutschlands Vernichtung, im Auge, ziehen jetzt England und Frankreich ihre farbigen Kontingente als Hilfstruppen im gegenwärtigen Weltkrieg heran, machen sie zu Zeugen der erlittenen Mißerfolge und untergraben auf diese Weise die bereits weniger fest als ehemals aufragenden Stützen ihrer Stellung in Asien. Die Rückwirkung einer so kurzsichtigen Politik wird nicht ausbleiben. Sie wird dazu beitragen, daß Japan in den noch selbständigen Staaten Ostasiens — China und Siam — mehr und mehr Ansehen gewinnt, in erster Linie aber wird sie zum Schaden Englands, Frankreichs, der Niederlande sowie der nordamerikanischen Union in dem asiatischen Besitz dieser Länder das Selbstbewußtsein des eingeborenen Elementes stärken und dadurch die Aufgaben der fremden Verwalter jener Gebiete erschweren.

Immerhin sind dies Probleme einer vielleicht entfernten Zukunft. Von größerer Aktualität ist die Frage, welche Aussichten sich in der Gegenwart für Japan eröffnen, d. h. welche Ziele der Regierung in Tokio vorgeschwebt haben mögen, als sie beschloß, an dem Weltkrieg teilzunehmen, und welcher Art der Preis sein kann, den die Ententemächte ihr dafür zusagten.

Im Portsmouther Frieden hatte Rußland einen guten Teil seiner „Pachtgebiete", d. i. Port Arthur mit Kwantung und den südlichen Teil der Mandschurei, seinem siegreichen Rivalen abtreten müssen. Seither hat Japan sich in den Besitz von Korea gesetzt und dadurch an der Ostküste Chinas noch fester Fuß gefaßt. Eine Zeitungsmeldung der allerletzten Tage besagt, daß der japanische Ministerpräsident Graf Okuma gegenüber einem Mitarbeiter des Tokioer Blattes „Dschi-Dschi" sich wie folgt habe vernehmen lassen: Japan sei in das Gewirr des Weltkrieges geraten und habe Rußland durch Lieferungen große Dienste geleistet; daraufhin hätten beide Staaten die Grundsätze ihrer ferneren Zusammenarbeit in Ostasien feststellen können; die japanische Gesellschaft werde rechtzeitig von dem russisch-japanischen Bündnis Kenntnis erhalten. Das englisch-japanische Abkommen habe man einer Revision unterziehen müssen; der Bündnisvertrag enthalte verschiedene Konzessionen Rußlands für Japan.

So wenig präzis diese Aufklärungen auch lauten, so gestatten sie doch eine gewisse Orientierung über das bezüglich Ostasiens unter den drei dort am meisten

Digitized by Google

beteiligten Großmächten angeblich erfolgte Uebereinkommen. Sei es nun, daß man in Petersburg und London bereit war, zuzustimmen, daß Japan sein Pachtgebiet definitiv annektiere, sei es, daß Rußland noch einen weiteren Teil der Mandschurei den Japanern überlasse, was einem endgültigen Verzicht auf seinen Drang nach Osten gleichkäme (vielleicht mit der Hoffnung, dafür den Zutritt zum freien Meere in Südpersien einzutauschen), sei es endlich, daß es sich um Kiautschou und um andre europäische Niederlassungen am Pazifischen Ozean handeln mag, alle diese Kombinationen, einzeln oder vereint genommen, wären eine weitere Etappe auf dem Wege, den das Inselreich längst beschritten hat, um die Vormachtstellung in Ostasien zu erringen, und für Japan um so wertvoller, wenn es bei Verwirklichung dieses Zieles auf die Konnivenz seiner ehemaligen Rivalen rechnen könnte.

Aber wenn auch stets eifrig auf die Verfolgung eines solchen Planes voller unabsehbarer Perspektiven bedacht, ließ Japan doch die Interessen seiner Landeskinder im amerikanischen Westen nicht aus den Augen. Die inferiore Stellung, die ihnen die dortige, durch Rassenvorurteile ebenso wie durch wirtschaftliche Rücksichten geleitete Lokalgesetzgebung anweist, wird in Tokio schon längst mit Bitterkeit empfunden. Die öffentliche Meinung des Inselstaates verlangt einmütig, schon als Postulat der nationalen Würde, den Wegfall der Beschränkungen, denen die japanischen Ansiedler in den pazifischen Staaten der Union in bezug auf den Erwerb von Grund und Boden, auf den Besuch der Unterrichtsanstalten usw. unterliegen. Dieselben Rechte und Freiheiten, die den Amerikanern in Japan zustehen, sollen den Japanern in den Unionstaaten nicht länger versagt bleiben. Wie man sieht, handelt es sich für Japan um die befriedigende Lösung eines Prinzipienstreites, um die Beseitigung einer Situation, die nach japanischer Auffassung ein Unrecht ist. Die Schwierigkeit der Verständigung über Fragen, die, zum Teil ideeller Natur, das nationale Selbstgefühl berühren, darf nicht unterschätzt werden. Die Erfahrung lehrt, daß der Ausgleich materieller Interessengegensätze oft leichter gelingt als die friedliche Applanierung von Konflikten, gleich jenem, dessen Gegenstand die die in der selbstbewußten jungen Großmacht sehr empfindliche Saite der eignen Würde in Schwingung versetzt. Anscheinend ist Japan nunmehr gewillt, seine dieser heiklen Angelegenheit gegenüber seit Jahren beobachtete temporisierende Haltung aufzugeben. Die „Morning Post" meldet nämlich aus Washington unter dem 21. April folgendes:

„Der japanische Botschafter überreichte im Staatsdepartement einen Einspruch gegen das Einwanderungsgesetz, das asiatische Einwanderer ausschließt. Das Gesetz liegt nun nach Erledigung durch das Repräsentantenhaus dem Senat vor. Die japanische Regierung erhebt Einspruch, weil das Gesetz gegen die Würde des japanischen Volkes verstoße und den guten Glauben der japanischen Regierung in Frage stelle. Der japanische Einspruch hat in Regierungskreisen eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen."

Obiger Meldung zufolge würde also der japanische Protest ebensosehr gegen den meritorischen Inhalt der Gesetzvorlage wie gegen den darin erkennbaren Mißtrauensbeweis Amerikas gerichtet sein.

Digitized by Google

Dieses letztere Gravamen wird verständlich, wenn man sich an den früheren Verlauf der zwischen Tokio und Washington gepflogenen Verhandlungen über die Einwanderungsfrage erinnert. Als nämlich die amerikanischen Weststaaten begannen, durch ihre Lokalgesetzgebung das Zuströmen asiatischer Immigranten zu hemmen, was japanischerseits zu ernsten Vorstellungen bei der Bundesgewalt Anlaß gab, hatten beide Regierungen erkannt, daß die Verständigung über die Prinzipienfrage angesichts der Volksstimmung in pazifischen Staaten Amerikas besondere Schwierigkeiten biete, und waren übereingekommen, diesen auf die Weise in der Praxis aus dem Weg zu gehen, daß Japan durch interne Vorschriften die Auswanderung seiner Staatsangehörigen nach dem Westen zu verbieten hätte. An diese vor Jahren gegebene Zusage hat die Regierung des Mikado sich gehalten, und es leuchtet ein, daß sie auch im Hinblick auf diese Sachlage das erwähnte Gesetzesprojekt als kränkend empfinden muß.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seit dem Tage verstrichen, wo der amerikanische Kommodore Perry mit der seinem Befehl unterstellten kleinen Eskader vor Jokohama erschien, um im Auftrag seiner Regierung die Eröffnung einiger Hafenplätze des bis dahin streng verschlossenen Inselreiches durchzusetzen. Dieses Ereignis war für Japan von größter Bedeutung. Es führte zum Sturz des schon morsch gewordenen Schogunats und bildet den Ausgangspunkt der mit staunenswerter Raschheit und Energie durchgeführten Umwälzung, die den alten Feudalstaat in kurzer Frist zur modernen Großmacht umgestaltet hat. Eine merkwürdige Ironie der Geschichte wäre es unstreitig, wenn umgekehrt nunmehr Japan in die Lage käme, die Schranken niederzulegen, welche der Ansiedlung seiner Staatsangehörigen in der großen Republik des Westens entgegenstehen.

Vom japanischen Standpunkt aus betrachtet, ist der Zeitpunkt des bei der Unionsregierung unternommenen Schrittes als günstig gewählt zu bezeichnen. Ist doch Japan von den in den Weltkrieg verwickelten Großmächten die einzige, welche ihre Streitkräfte intakt erhalten hat und nach der Lage der Dinge in voller Freiheit darüber verfügen kann, auch seine Finanzen, der schwache Punkt des Landes, dürften infolge der Beschäftigung der Industrie für die erwähnten Lieferungen an Rußland wie durch die Steigerung der Frachtraten der Schiffahrt sich erheblich gebessert haben.

Freilich sind die materiellen Hilfsmittel der amerikanischen Freistaaten unter allen Umständen ungleich größer, allein die amerikanische Regierung würde dennoch es gewiß als eine Ungelegenheit empfinden, wenn sie gezwungen wäre, gerade jetzt einen Streit mit dem Inselreich ins Auge zu fassen. Abgesehen nämlich von den Wirren in Mexiko, die unter Umständen einen bedeutenden militärischen Kraftaufwand der Union erforderlich machen könnten, ist deren volle Aufmerksamkeit, wie sich von selbst versteht, in erster Linie ihrer Stellungnahme gegenüber den beiden großen im Weltkrieg einander sich bekämpfenden Mächtegruppen zugewendet. In Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn herrscht vollste Einmütigkeit darüber, daß Amerika nur dem Scheine nach neutral ist, in Wirklichkeit aber auf der Seite ihrer Feinde steht, und daß ohne die Unterstützung,

Digitized by Google

welche diese fortgesetzt von dorther erhielten, das blutige Ringen schon längst zu Ende gekommen wäre. Diese parteiische Haltung mußte in allen Volkskreisen der Mittelmächte einen tiefen, wohlberechtigten Unmut hervorrufen. Dennoch begegnete die letzte in der Unterseebootfrage nach Amerika gerichtete Mitteilung der deutschen Regierung, dieses Meisterstück von Entgegenkommen und würdevollem Ernst, allgemeinem Beifall, da ja bis zum äußersten an der Hoffnung festgehalten werden soll, Präsident Wilson werde trotz so viel Enttäuschungen, die seine Haltung bisher auch so vielen seiner eignen Landsleute bereitet hat, schließlich doch der erhabenen Pflicht sich entsinnen, die Amerika in dieser welthistorischen Zeit zum Segen der ganzen Menschheit zu erfüllen berufen ist. Den ihrerseits stets mit so viel Emphase betonten guten Willen der amerikanischen Regierung, ihre Bereitwilligkeit vorausgesetzt, gleiches Recht für alle zu üben, scheint die deutsche Note so recht geeignet, die von allen Friedensfreunden heiß ersehnte Wendung zu erleichtern. Der Gedanke wäre nicht zu fassen, daß das vernichtende Feuer des Weltkriegs, so wie es im ersten Monat im äußersten Osten aufloderte, er jetzt, im 22. Monat, von Westen aus neue Nahrung finden und die ungeheure Trogödie noch opfervoller gestalten sollte.

Diese neue Katastrophe — so darf im Hinblick darauf, daß deutscherseits den Amerikanern eine goldene Brücke zur Verständigung über die brennendste Tagesfrage gebaut wurde, zuversichtlich erwartet werden — wird der so schwer leidenden heutigen Generation erspart bleiben. Immerhin kann es, wo so Ungeheures auf dem Spiel steht, ein Zuviel an Garantien gegen Möglichkeiten, seien sie auch noch so wenig wahrscheinlich, nicht geben.

In dieser Hinsicht nun würde sich eine Intervention Japans zugunsten seiner Auswanderer zweifellos als wirksamer Dämpfer für die Gelüste jener amerikanischen Politiker erweisen, die, gleichviel von welchen Beweggründen geleitet, den Krieg an der Seite der Ententemächte zu ihrem Programm gemacht haben. Auch sie werden zur Mäßigung neigen, das Unsinnige und Gefährliche ihrer fanatischen Agitation erkennen und notgedrungen ihrer Draufgängerei eine andre Richtung weisen, wenn es sich zeigt, daß Japan seine Forderung mit Nachdruck vertritt. Möglich, daß Japan überdies bei der gleichen Gelegenheit den Hebel ansetzt, um in den Philippinen sowie auf dem hawaischen Archipel der amerikanischen Herrschaft zugunsten seiner eigenen ein Ende zu bereiten. Die Interessen des Inselstaates sind dort bedeutend, und der in Kiautschou leicht erzielte Erfolg mag Japan aneifern, seine Expansionspolitik nach jener Richtung zu lenken. Weiter ist nicht zu vergessen, daß wesentliche Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kabinetten von Washington und Tokio bezüglich der praktischen Anwendung des Prinzips der offenen Tür in den von Japan besetzten chinesischen Gebietsteilen bestehen. In der Absicht, diesem Grundsatz zunächst auf dem Gebiet des Transportwesens Geltung zu verschaffen, hat Amerika vor einigen Jahren die Internationalisierung der Mandschurischen Bahn angeregt; dieser Schritt zielte dahin, die Privilegien des japanischen Handels auf diesen Verkehrswegen und mittelbar auch die Vorzugsstellung Japans in den okkupierten

Digitized by Google

chinesischen Gebietsteilen einzudämmen. Ein analoges Verlangen hatte Staatssekretär Knox damals hinsichtlich des russischen Pachtgebietes auch nach Petersburg gerichtet, und es ist bekannt, daß seine sowohl in Japan wie in Rußland als höchst unliebsam aufgenommene Intervention einer glatten Ablehnung begegnete.

So fehlt es also nicht an Gegensätzen verschiedener Art zwischen den beiden durch den Stillen Ozean getrennten Großmächten, Gegensätzen, die, wenngleich jahrelang zurückgestellt, doch ungeschwächt im verborgenen fortdauern und tiefgehend genug sind, um in einem gegebenen Zeitpunkt, wie es eben der gegenwärtige sein könnte, Anstoß zu offenem Konflikt zu geben.

Nehmen wir indes an, in Uebereinstimmung mit der erwähnten Zeitungsmeldung, daß Japan zurzeit nur die Aufhebung der den Zufluß der japanischen Immigration nach den Weststaaten der Union hemmenden Vorschriften der Lokalbehörden und somit die Gleichstellung seiner Staatsangehörigen mit den Weißen beansprucht. Nicht nur Gründe der Reziprozität, sondern auch der Wortlaut der bestehenden Verträge geben Japan unbestreitbar das Recht, auf dieser Forderung zu beharren. Aber gerade dieses Verlangen ist es, das die breiten Volksschichten der anglo-amerikanischen Welt stets nachdrücklichst zurückweisen, demgegenüber sie die Empfindung haben, das höchste Recht bedeute für sie das äußerste Unrecht. Mit dieser öffentlichen Meinung wird das Staatssekretariat in Washington wie bisher so auch jetzt rechnen müssen. Dazu kommt, daß die Verfassung der amerikanischen Union den Einzelstaaten eine weitgehende Autonomie einräumt, was zur Folge hat, daß die Bundesregierung, um ihre Kompetenz nicht zu überschreiten, häufig auch in internationalen Fragen sich auf die Rolle eines bloßen Vermittlers beschränken muß.

Die weitere Entwicklung der Dinge wird demnach weniger vom guten Willen des Präsidenten und seines Staatssekretärs als von dem Maß von Energie abhängen, welches Japan aufwendet, um seiner Reklamation Gehör zu verschaffen. Wäre es auch gewiß verfrüht, den Ausbruch einer ernsten Verwicklung zwischen Inselstaat und Amerika, geschweige denn die Chancen eines bewaffneten Zusammenstoßes der beiden Mächte in Kombination zu ziehen, so ist es doch außer Zweifel, daß schon die entfernte Möglichkeit des Auftauchens einer Differenz mit Japan die Aufmerksamkeit der amerikanischen Regierung voll in Anspruch nehmen, ihre jede Lust, den Konflikt mit Deutschland auf die Spitze zu treiben, gründlich aus dem Sinn schlagen müßte.

Anfang Mai 1916.

Digitized by Google

Entgegnung

auf den Aufsatz des April-Heftes: „Bedarf es der Gewinnung überseeischer Stützpunkte, um den Verkehr künftighin gegen maritime Absperrungsmaßregeln Englands zu sichern?“

Von

Admiral z. D. Dick

Der Gedankengang des Aufsatzes ist in aller Kürze folgender: Die britische Seeherrschaft ruht auf den beiden starken Pfeilern der mächtigen Kriegs- und Handelsflotte und der an den wichtigsten maritimen Wasserstraßen entlang angelegten Reihe von befestigten Häfen, Kohlenstationen und Arsenalen. Man kann daher der Meinung sein, daß der glücklicherweise nicht zum Ziel führende englische Aushungerungsversuch überhaupt nicht hätte unternommen werden können, wenn das Deutsche Reich über ähnliche maritime Stützpunkte wie England zu verfügen gehabt hätte. Die Frage, ob deshalb nun Deutschland und Oesterreich-Ungarn zur Sicherung ihrer zukunftsreichen Handelsbeziehungen mit dem fernen Osten nicht wenigstens an einzelnen Punkten des Indischen Ozeans zur Anlage von Handels- und Kriegshäfen festen Fuß fassen sollten, ist jedoch zu verneinen, weil, abgesehen von allgemeinen politischen Gesichtspunkten, solche von den heimischen Hilfsquellen weit entfernten Stützpunkte im Falle des Krieges schwer zu halten sind. Die Zentralmächte haben aber andre Mittel, um einer abermaligen Unterbindung des Außenhandels durch die Seetyrannei Englands wirksam zu begegnen.

Sie bestehen in:

Der Wiederherstellung der Internationalität des Suezkanals durch Verdrängung Englands aus dem angemaßten Besitz Aegyptens und aus seiner Stellung als Großaktionär des Kanals und in der mit der Zeit sicher herbeizuführenden Erkenntnis des durch die Ententepresse irregeleiteten Auslandes, daß das Eintreten der Kaisermächte für die Freiheit der Meere auch das Interesse der Allgemeinheit vertritt. Das moralische Gewicht der Interessensolidarität der seefahrenden Nationen wird sich dann genügend stark zeigen, um die unerträgliche Alleinherrschaft Englands in die gebührenden Schranken zu verweisen.

Ich kann mich dieser Schlußfolgerung nicht anschließen und will meine Meinung unter Beobachtung der durch die Zeitumstände gebotenen Zurückhaltung kurz begründen.

Zweifellos wäre es für die verbündeten Kaisermächte von erheblichem Nutzen, wenn England aus Aegypten und aus seiner Stellung als Großaktionär des

Digitized by Google

Suezkanals wieder verdrängt werden könnte. Die Türkei würde dann für die im Kriege gebrachten Opfer durch einen großen greifbaren Gewinn entschädigt, der für ihre politische und wirtschaftliche Erstarkung, also die sichere und schnelle Erreichung des ihren Führern vorschwebenden Zieles, von wesentlicher Bedeutung sein würde. Für die Bundesgenossen insgesamt aber entstände der Vorteil einer erheblichen Verbreiterung ihrer wirtschaftlichen Basis, was unter der selbstverständlichen Voraussetzung einer ausreichenden militärischen Sicherung des neuen Gebietes für die Wiederkehr des gleichen oder eines ähnlichen Kriegsfalls hoch einzuschätzen wäre.

Ob dieser Krieg in seinem weiteren Verlauf zur Verwirklichung des Gedankens führen wird, steht dahin, zurzeit läßt sich jedenfalls eine ausreichend begründete Ansicht darüber nicht aussprechen. Aber selbst im bejahenden Fall würde die Ausnützung des Suezkanals als große Handels- und Zufuhrstraße für die Kaisermächte — hierauf kommt es dem Verfasser nach meinem Verständnis seiner Ausführungen doch wesentlich an — noch keineswegs sichergestellt sein. Hierfür wäre gleichzeitig eine solche Verschiebung der Seemachtverhältnisse im östlichen Mittelmeer einschließlich des Roten Meeres, des Golfs von Aden und des Persischen Meerbusens erforderlich, daß eine Blockade der nördlichen und südlichen Zugänge des Kanals unmöglich sein würde. Wenn auch anzunehmen ist, daß die Türkei sich auch den allmählichen Ausbau ihrer Seemacht angelegen sein lassen wird und daß Oesterreich-Ungarn auf dem in dieser Beziehung beschrittenen Wege planmäßig fortschreitet, bleibt es doch immerhin eine offene, jetzt jedenfalls nicht zu übersehende Frage, ob dieser Zustand des maritimen Gleichgewichts in den betreffenden Gebieten in absehbarer Zeit oder überhaupt eintreten wird. Auf eins sollte man sich jedenfalls nicht ohne weiteres verlassen, daß nämlich bei einer Internationalisierung des Kanals durch völkerrechtliche Verträge nach Art des Vertrags von Konstantinopel vom 29. Oktober 1888 das englische oder feindliche Interesse an seiner Benutzung seine Blockade oder die Nichtbelästigung der ihn passierenden neutralen oder eignen Schiffe mit Sicherheit ausschließen würde.

Dies führt mich zu dem zweiten Mittel, der Interessensolidarität der seefahrenden Nationen. Ich muß ganz offen sagen, wenn etwas mein aus dem Studium der Geschichte gewonnenes Mißtrauen gegen moralische Hemmungen im Völkerbewußtsein unsrer Gegner verstärkt hat, so ist es der Verlauf dieses Krieges, in dem der Feind unter Englands Führung allen fortgeschrittenen völkerrechtlichen und humanitären Bestrebungen zum Trotz von seinen Machtmitteln den gleichen rücksichtslosen Gebrauch macht, wie er uns auf jedem Blatt der englischen Kriegsgeschichte entgegentritt. Die Ansicht des Verfassers scheint dahin zu gehen, daß die Interessensolidarität der seefahrenden Nationen es zu einer allgemeinen völkerrechtlichen Anerkennung der Freiheit der Meere im Sinne der Londoner Deklaration oder in einem gar noch weitergehenden Maße bringen müsse. Gesetzt den Fall, daß dies gelänge, würde damit auch die Sicherheit gegeben sein, daß diese völkerrechtlichen Grundsätze dann in einem großen Kriege

Digitized by Google

um nationale Daseinsfragen tatsächlich beobachtet werden würden? Hiermit könnte man doch nur rechnen, wenn die Neutralen sich einmal im Interesse dieser Beobachtung, also gegebenenfalls zur Erzwingung derselben, zusammenschlössen, und wenn sie ferner über die nötige Macht verfügten, ihrem Willen den entsprechenden Rückhalt zu geben. Auf die jetzige Kriegslage oder eine spätere derselben Art angewendet, würde es sich also um einen Bund der Neutralen unter der Führung der Vereinigten Staaten handeln. Es muß jedem überlassen bleiben, sich hierüber seine Meinung zu bilden. Nicht außer acht lassen darf man dabei aber, daß ein solcher Zusammenschluß infolge der gerade im Kriege leicht auseinanderlaufenden Interessen in der Praxis nicht so leicht und einfach ist, wie es in der Ruhe und unter den Anschauungen des Friedens scheinen mag. Zum mindesten bleibt es jedenfalls zweifelhaft, ob die allgemeine Entwicklung der Menschheit in absehbarer Zeit die für einen solchen Fall ausreichende Vollkommenheit erreichen wird, bei der dann ja eigentlich eine Wiederholung eines so großen Völkerringens überhaupt ausgeschlossen sein müßte.

Auf ein alleiniges Vorgehen der kleineren neutralen Staaten kann man noch weniger rechnen, weil das leicht mit einem unerträglichen Risiko für sie verknüpft sein würde. Man stelle sich nur den Fall vor, wenn im jetzigen Kriege Holland und die nordischen Staaten dadurch auf England einzuwirken suchten, daß sie zur Erschwerung der englischen Versorgung das Anlaufen englischer Häfen verböten. Die voraussichtlich eintretenden Folgen brauche ich angesichts der durch die geographischen Verhältnisse so außerordentlich begünstigten englischen Praxis nicht anzuführen.

Ich bin also der Meinung, daß die beiden oben angeführten Mittel keine in realem Sinne einwandfreie Lösung des angeschnittenen Problems darstellen. Zur Sicherstellung nationaler Lebensfragen genügen papierene Garantien im jetzigen Zustand der Menschheit — und ich möchte glauben, auch für eine spätere Zukunft — nicht. Also Freiheit der Meere auf der immer verläßlichen Grundlage eigner ausreichender Macht muß das zu erstrebende Ziel sein. Daneben können dann allgemeine völkerrechtliche Verträge nur begrüßt werden, weil sie beim Bestehen der Feuerprobe des Krieges die Kriegführung menschlicher gestalten, bei Nichtbefolgung seitens unsrer Feinde uns aber wenigstens keinen ernstlichen Schaden zufügen können.

Digitized by Google

Die Stellung Serbiens zwischen dem Dreibunde und dem Dreiverbande vor dem Kriegsausbruche

Von

Dr. Wilhelm Fraknói

Inmitten des Weltkrieges wirkt die unermeßliche Tragweite und die gigantische Kraftanstrengung der Kämpfe in erhöhtem Grade auf den Geschichtschreiber, der gewöhnt ist, Ursachen, Zusammenhang und Folgen der Ereignisse zu erforschen. Er befindet sich jetzt in der Lage des Ingenieurs, der angesichts der Verheerungen einer Ueberschwemmung, scheinbar unbekümmert um Leben und Gut, das von den Fluten mitgerissen wird, an die Stelle eilt, wo der Durchbruch des Dammes erfolgte, um festzustellen, wie die Katastrophe hätte verhindert werden können, wie ihre Wiederholung zu vermeiden sei.

In dieser Richtung beabsichtigt der Verfasser dieses Aufsatzes, nachdem er der fernen Vergangenheit die Arbeit eines halben Jahrhunderts gewidmet hatte, nach dem Friedensschlusse mit seinen „Kritischen Studien zur Geschichte des Dreibundes" einen bescheidenen Versuch zu wagen.

Die Stelle des Durchbruches befindet sich bekanntermaßen in Serbien, wo die Konflikte kleinlicher Ambitionen und geringfügiger Interessen schon lange vorher den Weltfrieden bedrohten; da, gleichwie in der Natur, auch in der Geschichte der Menschheit Ursachen und Folgen nicht immer im geraden Verhältnisse zueinander stehen.

Wie des Seemannes geübte Augen in dem Wölkchen, das am klaren Horizonte aufsteigt, den Vorboten gewaltigen Sturmes erkennen, sah Fürst Bülow schon im Jahre 1908 voraus, daß die provokatorische Haltung Serbiens den „Weltkrieg" heraufbeschwören werde.

Es ist demnach heute besonders anziehend und lehrreich, die Beziehungen dieses Landes zu den Mächten des Dreibundes und Dreiverbandes, wie sie vor dem Ausbruche dieses Weltkrieges bestanden, zum Gegenstande einer objektiven Studie zu machen.

Die vom österreichisch-ungarischen Ministerium des Aeußern im Jahre 1914 veröffentlichten „Diplomatischen Aktenstücke, betreffend die Ereignisse am Balkan", die vom 13. August 1912 bis zum 6. November 1913 nicht weniger als 926 Nummern umfassen, bieten uns eine ergiebige Quelle.

I

Der 30. Oktober 1912 ist ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie. Er ist der Wendepunkt in der Balkanpolitik, die seit dem Rücktritte des Grafen Andrássy von der Leitung des Auswärtigen Amtes (1880) befolgt worden ist.

Digitized by Google

Angesichts der gewaltigen Ereignisse des Balkankrieges ist man in Wien im Ballplatzpalais zu der Auffassung gelangt, daß das starre Festhalten an dem territorialen Status quo unmöglich geworden sei; man rechnete sogar mit der Möglichkeit, daß eine förmliche Aufteilung der europäischen Türkei unabwendbar sein werde.

Der Minister des Aeußern, Graf Berchtold, hielt es demnach für notwendig, daß die Bundesgenossen des Dreibundes unverzüglich in einen Gedankenaustausch darüber einträten, wie sie ihre Politik der neuen Situation anpassen, etwaige Nachteile für ihre Interessen hintanhalten könnten. Am bezeichneten Tage informierte er die Kabinette in Wien und Berlin über die Gesichtspunkte, die für seine Haltung den siegreichen Balkanstaaten gegenüber maßgebend sein würden.

Mit achtunggebietender Einsicht und Selbstverleugnung verzichtete er darauf, neue Vorteile für die Monarchie zu erringen, und war nur darauf bedacht, ihre „vitalsten Interessen" sicherzustellen. Er formulierte sein zukünftiges Balkanprogramm in folgenden vier Punkten: Freie Entwicklung Albaniens; Zurückweisung des Bestrebens Serbiens nach einer Gebietserweiterung bis an die Adria; Befriedigung der berechtigten Wünsche Rumäniens; Sicherstellung wichtiger wirtschaftlicher Interessen Oesterreich-Ungarns, insbesondere betreffs der Bahnverbindung mit dem Aegäischen Meere.

Die deutsche Regierung, die am Balkan keine eignen Interessen verfolgte und nur die der beiden Bundesgenossen ins Auge faßte, hielt es für überflüssig, das Programm eingehender Erwägung zu unterziehen. Als dasselbe vom österreichisch-ungarischen Botschafter dem Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter mündlich mitgeteilt wurde, erklärte dieser sogleich, daß er den Standpunkt Berchtolds würdige und mit seiner Darlegung vollkommen einverstanden sei.

Zu dieser Zeit, anfangs November, befand sich der italienische Minister des Aeußern, Marchese di San Giuliano, in Berlin und erhielt dort Kenntnis von dem Programme des Wiener Kabinetts; er gab die Erklärung ab, daß er es genau studieren wolle, schon aber jetzt sich dahin aussprechen könne, daß die italienische Regierung damit einverstanden sein werde, besonders finde er die Erfüllung der serbischen Wünsche auch mit den italienischen Interessen unvereinbar.

Serbien war auf eine solche Haltung der Dreibundmächte gefaßt. Es beabsichtigte deshalb, dieselben vor eine vollendete Tatsache zu stellen. In den ersten Tagen des November rückte eine serbische Kolonne gegen Durazzo vor, indessen montenegrinische Truppen San Giovanni di Medua und Alessio besetzten, mit der Absicht, diese beiden Hafenorte an den serbischen Verbündeten abzutreten.

Gleichzeitig wendete sich die serbische Regierung um Unterstützung an die Ententemächte.

Rußland, das stets den Aspirationen Serbiens seinen Schutz angedeihen ließ, fand diesmal den Augenblick nicht geeignet, um mit den Dreibundmächten einen Konflikt zu provozieren, und nahm sich des serbischen Wunsches nicht

Digitized by Google

gerade mit großer Wärme an. Der Ministerpräsident Kokowzow machte selbst den Versuch, zu vermitteln. Er fragte den österreichisch-ungarischen Botschafter, ob es nicht möglich wäre, Serbiens berechtigten Wunsch nach einer handelspolitischen Bewegungsfreiheit derart zu erfüllen, daß die lange projektierte Donau-Adria-Bahn ausgebaut und sowohl diese wie auch der als Endpunkt gewählte Hafen unter internationale Verwaltung gestellt werde?

Die Vertreter der französischen und der englischen Regierung richteten zwar am 6. November an den deutschen Staatssekretär die Frage: ob das serbische Verlangen wegen eines Hafens am Adriatischen Meere auf keinen Widerspruch bei den Großmächten stoßen würde?, hüteten sich aber, dieses Verlangen direkt zu befürworten. Herr v. Kiderlen antwortete ganz offen: Es sei ganz außer Zweifel, daß Oesterreich-Ungarn einem solchen Verlangen sich entschieden widersetzen und dabei volle Unterstützung bei Deutschland und Italien finden würde.

Um einer Komplikation vorzubeugen, trachtete Graf Berchtold in freundschaftlicher Weise Serbien von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen zu überzeugen. Der Gesandte, Herr v. Ugron, gab in Belgrad die Versicherung, daß man Serbien das größte Wohlwollen entgegenbringe und einer bedeutenden Vergrößerung desselben keine Hindernisse in den Weg zu legen beabsichtige, sogar die Berechtigung des Wunsches einer Verbindung nach dem Meere anerkenne; aber die territoriale Ausdehnung an die Adria verbiete die Tatsache, daß die in Betracht kommenden Gebiete ausschließlich von Albaniern bewohnt seien, ihre Inkorporierung an Serbien also dem von den Balkanstaaten aufgestellten Prinzip der ethnischen Autonomie widersprechen und die damit herbeigeführte Zerstückelung des albanischen Gebietes das Zustandekommen eines lebensfähigen albanischen Staates verhindern würde.

Diese von dem deutschen und dem italienischen Gesandten unterstützten Vorstellungen blieben wirkungslos. Der serbische Ministerpräsident Pasitsch antwortete mit kühner Bestimmtheit: „Serbien könne auf einen Hafen im Adriatischen Meere *absolut* nicht verzichten, die Erlangung desselben sei eine Existenzbedingung."

Es gelang ihm auch, seine Beschützer zu bewegen, im Interesse Serbiens einen neuen Versuch zu machen.

Die russische und die französische Regierung traten mit dem Vorschlage auf, Serbien solle den Hafen von San Giovanni di Medua mit einem dahin führenden ganz schmalen Landstreifen erhalten, doch sollten Hafen und Landstreifen unter europäischer Garantie neutralisiert werden, so daß im Hafen keine Befestigungen gebaut werden, keine Kriegsschiffe Aufenthalt nehmen dürfen. Diesem Vorschlag stimmte auch der englische Staatssekretär bei und empfahl ihn dem Kabinett in Wien mit der Bemerkung, die als Versuch einer Pression dienen sollte, daß er über diese Angelegenheit einen Gedankenaustausch zwischen den Großmächten für das zweckmäßigste halte, was so viel bedeutete, daß ihnen die Entscheidung anheimgestellt werden sollte.

Digitized by Google

Graf Berchtold fand den Vorschlag unannehmbar; einesteils weil derselbe die Konstituierung des selbständigen Albaniens hindere, anderseits das künstliche Gebilde eines „Korridors" zu ständigen Reibungen und Grenzstreitigkeiten Anlaß bieten würde.

Die deutsche und die italienische Regierung schlossen sich dieser Auffassung an.

Nun trat England, im Interesse Serbiens, mit dem Konferenzprojekte auf. Sir Edward Grey, der englische Staatssekretär, teilte am 29. November der deutschen Regierung mit, er habe die Absicht, den Kabinetten der Dreibund- und Dreiverbandmächte die Einberufung einer Botschafterkonferenz vorzuschlagen, die sich nur mit drei Gegenständen: der Konstituierung Albaniens, der Rückgabe der von Italien okkupierten Aegäischen Inseln und dem Wunsche Serbiens nach Zulassung an die Adria beschäftigen sollte.

Die Trennung der beiden engverbundenen Fragen, der Schaffung des selbständigen Albaniens und des serbischen Wunsches, schien schon im vorhinein die Berechtigung und die europäische Bedeutung des letzteren anzuerkennen.

Die deutsche Regierung sollte in Wien vertraulich sondieren, ob man dort auf einen solchen Vorschlag eingehen würde. Herr v. Kiderlen, um Englands Empfindlichkeit zu schonen, begrüßte die Anregung „sympathisch" und erbot sich, die Frage an den Bundesgenossen zu stellen.

Graf Berchtold gab seine Zustimmung zu den Beratungen der Botschafter der sechs Großmächte, aber nur unter der Bedingung, daß sie einen „unverbindlichen Charakter" besitzen und seinem Standpunkt nicht präjudizieren würden. Den englischen Staatssekretär setzte er mit klarer Bestimmtheit davon in Kenntnis, daß Oesterreich-Ungarn und Italien entschlossen seien, die Ausgestaltung Albaniens mit seiner ganzen Küste zu einem selbständigen Staate durchzusetzen, dementsprechend würde sein Vertreter sich an einem Gedankenaustausche bezüglich des serbischen Wunsches nur insofern beteiligen, wie für den Handel Serbiens ein wirtschaftliches Ausfalltor an der Adria geschaffen werden könnte, während er sich von einer Diskussion, welche die territoriale Ausbreitung Serbiens an die Adria bezweckte, fernhalten müßte.

In diesem Sinne erteilte er dem Grafen Mensdorff seine Instruktionen, in welchen er aber auch betonte, „er wünsche durch großes Entgegenkommen ein für allemal der Mär ein Ende zu bereiten, als wolle Oesterreich-Ungarn das Nachbarreich wirtschaftlich erdrosseln". Er machte demnach den Vorschlag, daß Serbien durch Ausbau einer kurzen Bahnstrecke auf seinem Territorium durch Bosnien die Verbindung an das Meer erhalte; überdies könnte auch der Ausbau der Donau-Adria-Bahn ins Auge gefaßt werden.

Die energische Stellungnahme der Monarchie, die auf die Unterstützung der beiden Bundesgenossen sicher rechnen konnte, bestimmte die Dreiverbandmächte, daß sie den Gedanken, in London den serbischen Wunsch zu vertreten, aufgaben.

In der am 17. Dezember abgehaltenen ersten Sitzung der Londoner Botschafterreunion wurde auf Antrag des russischen Botschafters der Beschluß ge-

Digitized by Google

faßt, „Serbien den wirtschaftlichen Zugang zu einem freien und neutralen Hafen in Albanien zu sichern, so daß dahin eine unter europäischer Kontrolle und dem Schutze eines internationalen militärischen Korps stehende internationale Eisenbahn führen würde mit der Freiheit des Warentransportes, Kriegsmunition mitinbegriffen".

Am folgenden Tage teilte Sir Edward Grey der Botschafterreunion mit, der serbische Gesandte habe ihm zur Kenntnis gebracht, Serbien gebe seine Ansprüche bezüglich des direkten Zuganges an die Adria auf, falls dies die Großmächte fordern würden. Der Staatssekretär fragte, ob er als Erwiderung dieser Demarche den gefaßten Beschluß dem Gesandten mitteilen könne? Er wurde ermächtigt, die Mitteilung in der Form zu machen, daß „die Autonomie Albaniens und der wirtschaftliche Zugang Serbiens an die Adria beschlossen worden sei".

Die öffentliche Meinung Serbiens fügte sich leichter, als man vermutete, in die erlittene Niederlage. Herr v. Ugron berichtet am 27. Dezember, daß zwar einzelne Zeitungen klagen, Oesterreich-Ungarn habe die Existenz Serbiens erschwert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht, da das Land ohne eignen Hafen nicht bestehen könne; aber die Frage werde nicht mehr mit großer Leidenschaft erörtert, und man vertröste sich mit der Hoffnung auf Entschädigung, die dem Lande anläßlich der Abgrenzung des künftigen Albaniens zuteil werden könne. In dieser Tatsache fand er die Vermutung bestätigt, daß das serbische Verlangen nach dem Adriahafen eine von auswärts suggerierte Idee gewesen sei.

Wahrscheinlicher ist es, daß die Idee dem panserbischen Größenwahn entsprungen und von auswärts genährt worden sei.

Dem Grafen Berchtold war es voller Ernst, den zugunsten Serbiens gefaßten europäischen Beschluß ehestens der Verwirklichung entgegenzuführen. Schon am 25. Dezember übermittelte er der russischen Regierung seine Vorschläge bezüglich des Baues der Eisenbahn, des Verkehres auf derselben und der Neutralisation des Hafens, der zum Endpunkte bestimmt werden sollte. Der russische Minister des Aeußern nahm nur einem Punkte gegenüber eine ablehnende Haltung ein, indem er die projektierte Beschränkung, daß auf der Bahn Kriegsmaterial nur zu Friedenszeiten befördert werden dürfe, dem Beschlusse der Konferenz nicht entsprechend fand. Graf Berchtold ließ die Beschränkung ohne weiteres fallen.

Man durfte also annehmen, daß Serbien und auch dessen Schutzherr in betreff der Intentionen Oesterreich-Ungarns beruhigt sein würden.

Auch Italien trat in die Fußstapfen Berchtolds. Der Minister San Giuliano verkündete am 22. Februar 1913 im Abgeordnetenhause das neue Evangelium: „Der Balkan den Balkanvölkern".

Aber die Balkanvölker selbst führten neue Komplikationen herbei.

Als die serbische Regierung am 9. Januar 1913 in London die Erklärung abgab, daß sie sich im Interesse des Weltfriedens vor den Beschlüssen der Großmächte beuge und die okkupierten Küstengebiete räumen werde, betonte sie mit

Digitized by Google

pathetischen Worten „die übermenschlichen Anstrengungen und die enormen Opfer" des serbischen Volkes und drückte die Hoffnung aus, daß man weitere Opfer, d. h. Räumung der unmittelbar an Serbien grenzenden Gebiete, nicht fordern werde.

Tatsächlich kümmerte man sich in Belgrad um die Londoner Beschlüsse gar nicht. Serbische Truppen, mit den montenegrinischen vereinigt, setzten die kriegerischen Operationen weiter fort.

Am 1. März unterbreitete Graf Berchtold der Botschafterreunion den Antrag, daß man Serbien zur unverzüglichen Räumung der an Albanien zugesprochenen Gebiete auffordere. Der Beschluß wurde gefaßt und ausgeführt. Erst nach langem Zögern, anfangs April, wurde die serbische Armee von der Belagerung Skutaris zurückgezogen und in den ersten Tagen des Mai die Räumung Durazzos vollzogen. Aber andre albanische Gebiete blieben trotz wiederholter Aufforderung in serbischem Besitz.

II

Unterdessen gerieten die Balkanstaaten bei der Verteilung der den Türken abgerungenen Beute miteinander in Hader. Bulgarien sträubte sich, die Forderungen der Nachbarstaaten zu erfüllen, ließ es auf einen Krieg ankommen und mußte, nachdem es schwere Niederlagen erlitten hatte, im Bukarester Friedensschlusse bedeutende Gebietsteile an Serbien, Griechenland und Rumänien abtreten.

Die Dreibundmächte machten vergeblich Anstrengungen, um den Ausbruch des Krieges zu verhindern, und nun stand Oesterreich-Ungarn Serbiens Machtzuwachse gegenüber, der die Monarchie bedrohte.

Das Wiener Kabinett versuchte zwar bei den Großmächten die Revision der Bukarester Friedensbedingungen durchzusetzen, konnte aber an diese Aktion keine große Hoffnungen knüpfen. Es beschäftigte sich demnach mit dem Gedanken, mit Waffengewalt am Balkan einen Zustand zu schaffen, der die Interessen der Monarchie und des Weltfriedens sichern sollte.

Der günstige Zeitpunkt für ein solches Unternehmen war zwar versäumt worden, aber an Gründen, welche dasselbe rechtfertigten, fehlte es nicht.

Die serbische Regierung beharrte nämlich bei der Weigerung, die besetzten albanischen Gebiete zu räumen, und nahm eine Haltung ein, welche die Dreibundmächte als beleidigend und provozierend betrachten mußten. Als am 10. Juli die Vertreter Oesterreich-Ungarns und Italiens in Belgrad neuerdings die Räumung forderten, antwortete der Generalsekretär des Auswärtigen Amtes, er sei sehr überrascht, zu hören, daß sich noch immer serbische Truppen auf albanischem Gebiete befinden, und bemerkte, daß die darüber erlassenen Befehle noch nicht eingelangt seien. Nach zwei Wochen waren die beiden Diplomaten gezwungen, ihren Schritt zu wiederholen. Am 4. August mußte Herr v. Ugron der serbischen Regierung in „eindringlicher Weise" vorhalten, daß ihre Truppen aus Albanien noch immer nicht zurückberufen seien, ja daß sie sogar behaupteten, sich dort auf serbischem Gebiete zu befinden.

Digitized by Google

Fünf Tage nachher teilte nun Graf Berchtold der deutschen und der italienischen Regierung die Absicht mit, daß die Monarchie ihre Armee in Serbien einrücken lassen wolle. Als jedoch der Plan bei den Bundesgenossen keine günstige Aufnahme fand, wurde er fallen gelassen.

Graf Berchtold mußte sich damit begnügen, daß er die Großmächte bewog, einen Kollektivschritt in Belgrad auszuführen. Der Regierungschef des siegreichen Serbiens erteilte bei dieser Gelegenheit den Vertretern Europas die gnädige Antwort: er wolle dem Verlangen der Großmächte nachkommen, sich sofort mit dem Generalstabe ins Einvernehmen setzen, und hoffe, daß nunmehr alle Reibungen aufhören werden.

Es geschah nichts. Ja in der zweiten Hälfte des September wurden sogar früher schon geräumte strategische Punkte in Albanien neuerdings von serbischen Truppen besetzt und militärische Maßnahmen getroffen, welche die Absicht einer gegen das autonome Albanien gerichteten größeren Aktion verrieten.

Nun wandte sich Graf Berchtold an die beiden Bundesgenossen der Monarchie, um in einem gemeinschaftlichen Auftreten die Belgrader Regierung „vor den Folgen des von ihr gegen die Londoner Beschlüsse beabsichtigten Verstoßes zu warnen".

Die Demarche der Dreibundmächte erfolgte am 1. Oktober. Minister Spalajkowitsch beruhigte die Diplomaten mit dem Versprechen, Serbien werde gegenüber den albanischen Angriffen eine defensive Haltung beobachten, Beweise großer Mäßigung geben, denke nicht an Erwerbung albanischen Gebietes und sei entschlossen, die Beschlüsse der Großmächte zu respektieren.

Zu dieser Zeit machte Ministerpräsident Pasitsch einen offiziellen Besuch in Wien. Es wurde ihm ein freundlicher Empfang zuteil. Das „Fremdenblatt" konstatierte in einer halbamtlichen Veröffentlichung, er könne sich überzeugen, daß seine Wünsche nach Verständigung vollster Würdigung begegnen; zugleich wurde angedeutet, die Herstellung normaler Verhältnisse sei nur unter der Voraussetzung möglich, daß die von ihm kundgegebene freundschaftliche Haltung Serbiens andauern werde. Diese Skepsis erwies sich als berechtigt.

Nach seiner Rückkehr am 7. Oktober empfing Pasitsch den österreichisch-ungarischen Geschäftsträger, desavouierte seinen Vertreter und gab zu, daß das Vorrücken serbischer Truppen in Albanien beabsichtigt sei, dieses werde zwar lediglich provisorischen Charakter haben, aber er meinte, die Grenzkommission werde bei ihren Arbeiten vielleicht einen besseren Grenzzug vermitteln, womit er die Hoffnung verriet, daß die provisorisch besetzten Gebiete definitiv im Besitze Serbiens bleiben würden.

Legationsrat v. Stork erinnerte sich nun trotz seiner bescheidenen amtlichen Stellung daran, daß er eine Großmacht vertrete. Er ließ den Ministerpräsidenten nicht weitersprechen. Er unterbrach ihn und erklärte, daß die Grenze genau nach der in London fixierten Linie gezogen werde müsse; von Transigieren könne keine Rede sein.

Pasitsch versprach nun, daß Serbien die von der internationalen Grenzkommission zu bestimmende Linie strikte achten würde. Trotzdem rückten am

Digitized by Google

10. Oktober serbische Truppen jenseits dieser Linie ein und begannen ihre kriegerische Aktion damit, daß sie 28 Dörfer grausam einäscherten.

Infolgedessen ließ Graf Berchtold am 15. Oktober in Belgrad erklären, daß eine auch nur zeitweilige Besetzung albanischen Gebietes mit der von Serbien zugesagten Respektierung der Londoner Beschlüsse im Widerspruch stehe, und stellte die Frage, ob Serbien bereit sei, die auf albanischem Gebiete befindlichen Truppen binnen einer bestimmten kurzen Frist zurückzubeordern, denn von der Beantwortung dieser Frage und der Einhaltung der früheren serbischen Erklärungen müsse die Monarchie ihr weiteres Verhalten abhängig machen, indem sie entschlossen sei, die unbedingte Respektierung der in London gefaßten Beschlüsse mit allen ihr geeignet erscheinenden Mitteln sicherzustellen.

Dies war eine offene Drohung. Aber Pasitsch, gewöhnt, solche oft zu hören, glaubte nicht an ihren Ernst. Er sagte, der Befehl zur Einstellung eines weiteren Vormarsches der serbischen Truppen nach Albanien sei bereits erteilt; aber die Bestimmung des Zeitpunktes, wann die schon auf albanischem Territorium stehenden Truppen zurückgezogen werden sollten, werde von der Entwicklung der Verhältnisse abhängen; solange die Albaner kampfbereit seien, werde sie nicht erfolgen. In einem insolenten Tone bemerkte er dann, die Erklärung, daß die Monarchie entschlossen sei, die Respektierung der Londoner Beschlüsse mit allen ihr geeignet erscheinenden Mitteln sicherzustellen, „nehme er zur Kenntnis".

Die Aufforderungen des deutschen und des italienischen Gesandten, dem „billigen Verlangen Oesterreich-Ungarns nachzugeben", blieben gleichfalls wirkungslos.

In Wien verlor man nun die Geduld. Unverzüglich, ohne auch nur den Rat der Bundesgenossen einzuholen, richtete man ein Ultimatum an Serbien. In höflicher, aber bestimmter Form drückte Graf Berchtold die Hoffnung aus, Serbien werde nicht zögern, innerhalb acht Tagen zur vollständigen Räumung des albanischen Gebietes zu schreiten, denn im gegenteiligen Falle würde die Monarchie, zu ihrem Bedauern, sich in die Notwendigkeit versetzt sehen, die Mittel zu ergreifen, die geeignet seien, die Durchsetzung ihrer Forderung zu sichern.

Die beiden Bundesgenossen billigten rückhaltlos diesen Schritt. Marchese di San Giuliano betonte „in stärkeren Ausdrücken als gewöhnlich" seine Uebereinstimmung mit den Endzielen des Wiener Kabinetts und hielt es für dringend notwendig, die öffentliche Meinung in Italien auf die möglichen Folgen des Ultimatums vorzubereiten. Am Tage der Ueberreichung ließ er in die Spalten des „Popolo Romano" folgende Mitteilung einrücken: „Falls verblendeter Widerstand und hartnäckige Nichtachtung der europäischen Entscheidungen ein entschlossenes Eingreifen Oesterreich-Ungarns unvermeidlich machten, müßte Italien ohne Zögern seinem Verbündeten folgen, weil beide Mächte in der albanischen Angelegenheit nicht getrennt handeln könnten."

Dieser letzte Satz gibt Aufklärung darüber, warum die offensiven Pläne des Grafen Berchtold bei San Giuliano im Monat August eine unbedingt ab-

Digitized by Google

lehnende, im Oktober eine unbedingt zustimmende Aufnahme fanden. Im August, nachdem Serbien die Adriaküste geräumt hatte, standen italienische Interessen nicht in Frage. Im Oktober, als Serbien noch einmal versuchen wollte, sich an der Adria festzusetzen, forderte das Interesse Italiens die Vereitelung dieses Vorhabens.

Rußland wünschte die friedliche Beilegung des Konfliktes. Pasitsch mußte also zum Rückzuge blasen. Am 20. Oktober meldete der serbische Gesandte in Wien dem Grafen Berchtold, daß die Räumung Albaniens innerhalb der achttätigen Frist stattfinden werde. Am 25. Oktober war sie schon vollzogen.

Um die Aufregung und Unzufriedenheit, die das Scheitern der imperialistischen Pläne in Serbien hervorbrachte, zu dämpfen, ließ Pasitsch in einer veröffentlichten Note erklären, daß er den Ratschlägen der Dreiverbandmächte gefolgt sei und daß nun, um Serbien gegen die albanischen Horden zu schützen, an Stelle der zurückgezogenen serbischen Truppen ein Heer der Großmächte in Albanien einziehen werde, „eine Lösung, die in Wien schwerlich behagen wird".

Die russische Regierung anderseits suchte sich gegen die Annahme zu schützen, als wäre Rußland gezwungen gewesen, vor dem Dreibunde zurückzuweichen. Der Ministerpräsident Kokowzow, der sich im November 1913 in Berlin aufhielt, ermächtigte dort die Vertreter der russischen Presse, zu verkünden, daß „Serbien bei seiner Absicht, sich in Albanien festzusetzen, zu keiner Zeit auf eine russische Unterstützung rechnen konnte, und darum das Vorgehen der Donaumonarchie als nicht genügend begründet angesehen werden könne".

Graf Berchtold bemühte sich nun, die Wunden, die er dem Größenwahn Serbiens geschlagen hatte, mit Beweisen des Wohlwollens zu heilen.

Am 19. November machte er in der Ausschußsitzung der ungarischen Delegation die Mitteilung, daß er dem benachbarten Königreiche gegenüber schon Schritte unternommen habe, um gute wirtschaftliche Beziehungen herzustellen, die auch als Unterpfand eines freundnachbarlichen Verhältnisses dienen sollten, und gab der Hoffnung Ausdruck, es werde bald eine neue Aera anbrechen, eine Aera des lebhaften wirtschaftlichen Verkehrs und der vertrauensvollen Beziehungen.

Diese Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Serbien, ermutigt von seinen Erfolgen, erbittert von seinen Enttäuschungen, blieb der Herd gefährlicher Gärungen.

Es ist fraglich, ob die von Erfolg gekrönte Stellungnahme Oesterreich-Ungarns und Italiens gegenüber Serbien opportun war.

Drei Argumente wurden gegen die serbischen Wünsche geltend gemacht.

Das erste, „man dürfe an der Adria keine Machtverschiebung gestatten", war wohl eine inhaltlose Phrase, da die Festsetzung Serbiens an einem Punkte der albanischen Küste in absehbarer Zukunft das Gleichgewicht an der Adria nicht gefährden konnte.

Der Hinweis auf das Nationalitätenprinzip, mit dem es unvereinbar sei, einen von Albaniern bewohnten Hafenort Serbien zu überlassen, konnte nicht als stichhaltig betrachtet werden, da England, Deutschland, Frankreich und Italien

Digitized by Google

unzählige Hafenorte besaßen, deren Bewohner fremden Nationalitäten angehörten. Diesen Großmächten gesellte sich Montenegro zu, das im Jahre 1880 das von der Türkei ihm abgetretene Dulcigno, trotz dem energischen Widerstande der albanischen Bevölkerung, mit Unterstützung Deutschlands und Frankreichs in Besitz nahm. Dieser Präzedenzfall erschien wie eine lockende Sirene vor den gierigen Augen Serbiens.

Die Möglichkeit der Reibungen zwischen Serben und Albaniern war zweifellos vorhanden; aber ihr gegenüber stand die Gewißheit ernster Konflikte, welche der unbefriedigte Ehrgeiz Serbiens heraufbeschwören mußte.

Der serbische Ministerpräsident verkündete am 28. Mai 1913 in der Skupschtina, daß die Großmächte infolge der Abweisung des serbischen Wunsches auf eine definitive Lösung der Balkanfrage verzichteten und so einen Zustand geschaffen hätten, der für sie jahrelang die Quelle von Sorgen und Unannehmlichkeiten bleiben müsse.

Pasitsch war kein Prophet. Er verriet nur seine eignen Entschlüsse und die seines Schutzherrn.

Bismarck und die römische Frage

Von

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Hannover

(Schluß)

Der sog. Kulturkampf — auf den wir im übrigen hier nicht einzugehen haben — entbrannte in zunehmend heftigerem Maße. Bismarck nahm vorläufig nicht mehr Gelegenheit, sich über die eigentliche „römische Frage", über die weltliche Herrschaft des Papstes, öffentlich zu äußern.

Das Verhältnis zum Oberhaupte der katholischen Kirche ward immer gespannter. Der Kanzler hielt, wie er am 14. Mai 1872 ausgeführt hat, „für eine der hervorragendsten Ursachen der gegenwärtigen Trübungen auf konfessionellem Gebiete die unrichtige, entweder durch eigne Aufregung oder durch schlimmere Motive getrübte Darstellung über die Lage der Dinge in Deutschland und die Intentionen der deutschen Regierungen, die an Seine Heiligkeit den Papst gelangt sind". Wie er deshalb die Beglaubigung eines päpstlichen Nunzius am Berliner Hofe im Prinzip befürwortete, so hoffte er, von der „Wahl eines Botschafters, der von beiden Seiten volles Vertrauen hätte, einmal in bezug auf seine Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit, dann in bezug auf die Versöhnlichkeit seiner Gesinnungen und Haltung", — „daß sie als ein Pfand unserer friedlichen entgegenkommenden Gesinnungen aufgefaßt, daß sie als eine Brücke der Verständigung benutzt werden würde".

Kardinal Gustav Prinz zu Hohenlohe ward in der zweiten Aprilhälfte 1872 zum deutschen Botschafter beim Heiligen Stuhle ernannt, die Ernennung

Digitized by Google

aber vom Papste zur größten Ueberraschung für viele Kreise mit dem Bedauern abgelehnt, „einen Kardinal . . ., auch wegen der augenblicklichen Verhältnisse des Heiligen Stuhles, zur Annahme eines so delikaten und wichtigen Amtes nicht autorisieren zu können". Bismarck dagegen behauptete, gerade in einem Kardinal die Garantie dafür zu sehen, daß er „kein brauchbares Werkzeug zur Vertretung feindlicher Tendenzen gegen den Papst sein würde", wie er sich am 28. April 1872 in einem Schreiben an den Grafen Harry v. Arnim, damals Botschafter in Paris, aussprach. Am 14. Mai nahm er bei der Etatsberatung im Reichstage bei der Position für jene Gesandtschaft das Wort zu der Rede, die den berühmten Satz: „Nach Canossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig", bringen sollte.[1]) Er drückte vorerst seine Freude darüber aus, „daß ein Antrag auf Absetzung dieser Position nicht gestellt ist, denn er würde der Regierung unwillkommen gewesen sein.[2]) Die Aufgaben einer Gesandtschaft bestehen ja einerseits im Schutze ihrer Landsleute, anderseits aber doch auch in der Vermittlung der politischen Beziehungen, in welchen die Reichsregierung zu dem Hofe, bei dem ein Gesandter akkreditiert ist, steht. Nun gibt es keinen auswärtigen Souverän, der nach der bisherigen Lage unserer Gesetzgebung berufen wäre, so ausgedehnte, der Souveränität nahe kommende und durch keine konstitutionelle Verantwortlichkeit gedeckte Rechte innerhalb des Deutschen Reiches vermöge unserer Gesetzgebung zu üben. Es ist daher für das Deutsche Reich von wesentlichem Interesse, wie dasselbe sich zu dem Oberhaupte der römischen Kirche, welches diese für einen auswärtigen Souverän so ungewöhnlich umfangreichen Einflüsse bei uns ausübt, wie es sich auf diplomatischem Wege dazu stellt".

Allerdings war Hohenlohe deshalb keine ganz geeignete Persönlichkeit, weil er durch sein Verhalten während des letzten Konzils das Mißtrauen vatikanischer Kreise erregt hatte. Das konnte Bismarck nicht verborgen geblieben sein.

Die Möglichkeit, eine engere Fühlung mit der Kurie durch einen hohen deutschen Kirchenfürsten als Botschafter zu haben, war nun hintertrieben. Es scheint, daß Bismarck bei seinem Vorschlage vor allem die nach menschlichem Ermessen bevorstehende Papstwahl im Auge gehabt hat. Um bei einer solchen die Interessen der deutschen Regierung zu wahren, mußte er jetzt zu einem andern Mittel greifen. Am Tage jener denkwürdigen Reichstagssitzung versandte er einen vertraulichen Erlaß an die Vertreter des Deutschen Reichs bei den fremden Mächten:[3]) Sie sollten bei deren Regierungen eine gegenseitige Verständigung anregen über die gelegentlich einer künftigen Papstwahl einzunehmende Haltung und über die Bedingungen, von denen jene eventuell die Anerkennung einer Wahl abhängig machen würden. Denn zweifellos seien die Regierungen, so hieß es dort, „ehe sie dem durch Wahl konstituierten Souverän, der berufen ist, so weitgreifende, in vielen Stücken nahe an die Souveränität grenzende

[1]) Politische Reden, V, 336 ff.

[2]) Der Abgeordnete v. Bennigsen hatte sich für die Absetzung der Gesandtschaftsposition ausgesprochen, aber ohne einen Antrag deshalb zu stellen.

[3]) Politische Reden, V, 345 ff.

Digitized by Google

Rechte in ihren Ländern auszuüben, diese Rechte faktisch zugestehen, verpflichtet, gewissenhaft zu erwägen, ob sie die Wahl anerkennen können". Durch die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils „über die Unfehlbarkeit und über die Jurisdiktion des Papstes" sei dieser in die Lage gekommen, „in jeder einzelnen Diözese die bischöflichen Rechte in die Hand zu nehmen und die päpstliche Gewalt der bischöflichen zu substituieren. Die ganze Fülle der bischöflichen Rechte ruht in seiner Hand ... Die Bischöfe sind nur noch seine Werkzeuge, sie sind den Regierungen gegenüber Beamte eines fremden Souveräns geworden, und zwar eines Souveräns, der vermöge seiner Unfehlbarkeit ein vollkommen absoluter ist — mehr als irgendein absoluter Monarch in der Welt ... Dazu kommt noch, daß gerade unter den jetzigen Verhältnissen nicht mit Sicherheit zu erwarten steht, daß auch nur die Garantien, mit welchen in früherer Zeit ein Konklave umgeben war, ... zur Anwendung kommen werden".

Der Erlaß scheint keine praktische Folge gehabt zu haben; als er im Verlauf des Arnim-Prozesses bekannt wurde, machte er naturgemäß besonders in katholischen Kreisen ungeheures Aufsehen.[1]) Jedenfalls ist er wertvoll zur Beurteilung der damaligen Anschauungen Bismarcks über die päpstliche Souveränität als ergänzender Beleg zu der eben besprochenen Reichstagsrede. Auf die Papstwahl kam der Reichskanzler ein Jahr später in der gleich zu erwähnenden Reichstagsrede noch einmal zurück, und zwar mit der Erklärung:[2]) „Wir wollen uns jeder Einwirkung auf die Papstwahl enthalten und eine solche gar nicht versuchen. — Unsere Aufgabe kann es nur sein, daß wir unserseits prüfen, ob sie unserer Ueberzeugung nach vollständig legitim vollzogen sei, so daß der Gewählte nach unserer Ansicht berechtigt ist, in Deutschland diejenigen Rechte zu üben, die einem römischen Papst ohne Zweifel zukommen".

Die römische Gesandtschaftsposition kam in dem nämlichen Jahre, 1873, in der Periode der „Maigesetzgebung", bei der Etatsberatung im Reichstage am 9. Juni zur Sprache.[3]) Vom Abgeordneten Loewe war der Antrag auf dauernde Absetzung der Position gestellt worden, da der Papst nach dem Verlust seiner weltlichen Herrschaft nicht mehr als ein Souverän zu betrachten sei und darum die Aufrechterhaltung von Gesandtschaften beim Päpstlichen Stuhle dem völkerrechtlichen Brauche widersprechen würde. Das Deutsche Reich, das in dem Augenblicke entstanden sei, da die weltliche Herrschaft des

[1]) Einer Anregung Bismarcks ward die Broschüre zugeschrieben, welche wenige Wochen später, im Juli 1872, unter dem Titel erschien: „Ein Wort über die Papstwahl"; sie erörterte das Ausschließungsrecht der Mächte beim Konklave und stellte das Verlangen auf, die Kurie müsse, wofern sie die Ausübung jenes Rechtes vermeiden wolle, danach trachten, vor der Wahl mit den maßgebenden Regierungen zu einer Verständigung über die Person des zukünftigen Papstes zu gelangen. Nach E. v. Wertheimer, Graf Julius Andrássy, II (1913), S. 213, hatte der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern Bismarck dabei im Verdacht, daß er im geheimen eine Papstwahl außerhalb Roms wünsche, damit sie zu Protesten und zur Nichtanerkennung des Neugewählten Anlaß gebe (!?).

[2]) Politische Reden, VI, 72.

[3]) Politische Reden, VI, 69 ff.

Digitized by Google

Papstes verschwand, habe zum Papste keine Beziehungen, also noch weniger Verpflichtungen gegen ihn.

Bismarck führte zu dem Antrage u. a. aus:

„Es ist richtig, daß dieser Posten, solange das Deutsche Reich besteht, noch nicht faktisch wirksam geworden ist ... Aber das Fortbestehen des Postens möchte ich doch nicht mit dem Herrn Abgeordneten Loewe ausschließlich abhängig machen von der Frage, ob der Papst eine Territorialsouveränität ausübt oder nicht.

Wenn wir zurückblicken in die Geschichte unserer dortigen Mission, so finden wir, daß die Geschäfte, die wir mit dem Papste als Souverän des früheren Kirchenstaates gehabt haben oder die geschäftlichen Berührungen, in welche wir mit dem Papste als Territorialherrn gekommen sind, bei weitem das geringere Maß der Tätigkeit der Gesandtschaft in Anspruch genommen haben, im Vergleich mit denjenigen Geschäften, welche der preußische Staat zur Regelung seiner Beziehungen zur katholischen Kirche gehabt hat. Das Bedürfnis, insoweit es hierauf begründet ist, besteht fort, wenn auch einstweilen mehr im Prinzip als in der Praxis. Wir sind augenblicklich praktisch dort nicht vertreten. Es hat das Gründe, die ja mehr äußerlicher Natur sind, die in Verbindung stehen mit der augenblicklichen Lage der konfessionellen Frage in Deutschland ... Es sind das aber wandelbare Bedingungen ... Es kann ja auch darin eine Aenderung eintreten. — In dieser Hoffnung möchte ich gerne einen Faden, der sich wieder anknüpfen läßt, nicht abschneiden, eine Fühlung, die augenblicklich praktisch erloschen ist, doch nicht vollständig zu den Toten werfen ..."

Die dort zum Ausdruck gebrachte „versöhnliche und hoffende Stimmung" konnte anderthalb Jahre später „nicht mehr aufrecht erhalten werden, ohne Mißdeutungen ausgesetzt zu sein", das erklärte der Reichskanzler am 5. Dezember 1874. Indem er nunmehr für die Einziehung der deutschen Gesandtschaft beim Päpstlichen Stuhle eintrat, sagte er:[1])

„Wir sind ja weit entfernt, den Papst nicht mehr anerkennen zu wollen als das Haupt der katholischen Kirche; wir erkennen ihn auch in dieser Eigenschaft vollkommen an. Aber es ist die Eigenschaft, das Haupt einer Konfession zu sein, welche in Deutschland Bekenner hat, noch kein Grund, einen diplomatischen Vertreter bei einem solchen Haupte zu haben. Ich wüßte nicht, daß wir bei dem Haupte irgendeiner anderen Konfession uns diplomatisch vertreten ließen —, daß z. B. der Kaiser von Rußland bei dem armenischen Patriarchen eine diplomatische Vertretung unterhielte, obschon die armenischen Untertanen Rußlands auch wohl nach Millionen zählen mögen... Sollte sich jemals wiederum das Bedürfnis herausstellen, eine dauernde diplomatische Vertretung in Rom zu haben, so würde es auch gelingen, die gesetzgebenden Faktoren von diesem Bedürfnis zu überzeugen."[2])

---

[1]) Politische Reden, VI, 229 ff.

[2]) Einige Aeußerungen dieser Rede über die tieferen Ursachen des französischen Krieges sind bereits (Mai-Heft, S. 148) behandelt worden; vgl. auch unten S. 296, Anm. 2.

Digitized by Google

Damit hatte Bismarck dem Papste die Qualität eines Souveräns abgesprochen, während ihm das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 wenigstens die Vorrechte eines solchen gelassen hatte.

Für den Leiter der deutschen Politik bedeutete sodann die an die preußischen Erzbischöfe und Bischöfe gerichtete Enzyklika vom 5. Februar 1875 eine endgültige Kriegserklärung: Pius IX. proklamierte die Ungültigkeit der Maigesetze und verhängte über die von der Regierung eingesetzten Pfarrer die größere Exkommunikation.

In einer solchen Situation sah sich der allmächtige Kanzler des gewaltigen Deutschen Reichs dem Papste persönlich gegenüber machtlos.[1])

Des überragenden Staatsmanns Groll hat eine Idee gezeitigt, die in der wissenschaftlichen Welt, und zwar von Völkerrechtslehrern, vielfach erörtert worden ist; sie hat ihren Niederschlag in einem eignen Literaturkreis gefunden.

Bismarck wollte für die Angriffe gegen die preußische Regierung in den Ansprachen und Enzykliken des Papstes, für seine Aufreizung preußischer Geistlicher gegen ihre Staatsbehörde die Regierung seines Landes verantwortlich machen, nämlich den italienischen Staat. Letzterer hätte dem Papst wohl sein Land genommen, ihn selbst aber durch ein spezielles Gesetz aus der Reihe seiner Untertanen herausgehoben, ihm die Vorrechte eines Souveräns belassen bzw. sie ihm ausdrücklich bestätigt und garantiert durch jenes sog. „Garantiegesetz". Der italienische Staat wäre verpflichtet, auf seinem Territorium keine feindlichen Akte gegen eine befreundete Macht zu dulden!

„Ueber die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes" erschien in der von Paul Lindau, dem bekannten Schriftsteller, zu Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Die Gegenwart" (Nr. 8 bis 10 vom 19. Februar bis 4. März 1876) eine scharfsinnige Untersuchung aus der Feder eines der ersten damaligen Völkerrechtslehrer, J. C. Bluntschli's. Er beantwortete die Frage im Sinne Bismarcks: „Wenn aber die zornigen Worte sich in feindliche Taten umgestalteten, wenn der Papst von dem Asyl des Vatikans aus ... die verlorene Herrschaft über den Kirchenstaat mit fremden Waffen wiederzuerobern versuchte, dann würde sich sofort auch in Italien zeigen, daß das Privilegium der Immunität nicht standhält.

Italien darf dem Papste nicht gestatten, daß er fremde Staaten widerrechtlich und gewaltsam angreife. Es darf den italienischen Boden

[1]) Bismarcks Mißmut soll nach dem Zeugnis des Grafen Andrássy bereits in einer Unterredung, welche die beiden Minister am 19. Oktober 1873 zu Wien miteinander gehabt hatten, sehr augenfällig zum Ausdruck gekommen sein. Die Darstellung, welche über seine starken Zornesausbrüche wegen des „Unheils, daß dem Papsttum Rom und der Kirchenstaat entzogen, daß es dadurch jedem Zwange unerreichbar sei", Ludwig Doczy 1906 in der „Neuen Freien Presse" gegeben hat, ist von den „Hamburger Nachrichten" (in Nr. 834 vom 27. November 1906) als „ersichtlich unsinnig" bezeichnet worden. Sie hoben hingegen hervor, „daß sich Fürst Bismarck dem Papst gegenüber stets konziliant gezeigt und mit dem Papsttum immer als mit einem wichtigen Faktor gerechnet hat" vgl. Poschinger, „Also sprach Bismarck", II (1911), S. 193).

Digitized by Google

nicht dazu hergeben, daß die Kurie denselben als eine sichere Festung benutze, um einen Feldzug gegen einen fremden, mit Italien in Frieden und Freundschaft lebenden Staat zu unternehmen ... Der Staat Italien würde durch solche Konnivenz und einen solchen völkerrechtlichen Schutz die Verantwortlichkeit für die rechtswidrigen und feindlichen Handlungen des Papstes auf sich selber nehmen."

„Sowohl Rechtsgründe als politische Gründe sprechen dafür, daß die Staaten, um anmaßenden Uebergriffen und feindseligen politischen Handlungen der Päpste zu wehren, die Erteilung des Rechtsprivilegiums an die Päpste an die Bedingung knüpfen, daß die Päpste ihrerseits die verfassungsmäßige Rechtsordnung der Länder respektieren und keine von dem Völkerrecht als Friedensbruch verbotene Handlung wider die Staaten üben.

Wird diese Bedingung nicht erfüllt, so ist jeder Staat berechtigt, dem Papste diesen Rechtsschutz und ein solches Privilegium zu entziehen."

Man wußte, daß der Verfasser der Abhandlung, Professor J. C. Bluntschli, in näheren Beziehungen zu Bismarck stand und von diesem geschätzt wurde. Kein Wunder, daß die Vermutung aufkam — ein englisches Blatt sprach sie unumwunden aus —, die Schrift sei „im Auftrage des Fürsten Bismarck geschrieben worden".

„Ich muß diese Ehre ablehnen," versicherte Bluntschli im Vorwort der Sonderausgabe. „Obwohl es mir zu großer Befriedigung gereichen würde, zu erfahren, daß der Inhalt meiner Studie von dem Fürsten gebilligt werde, so habe ich dieselbe doch aus eignem Antrieb unternommen und unbefangenen Sinnes durchgeführt."

In den nach seinem Tode bekannt gewordenen Aufzeichnungen, „Denkwürdiges aus meinem Leben", ist, soweit sie im Druck vorliegen, diese Arbeit und ihre Entstehung nicht behandelt worden. Bluntschli's unsers Erachtens zutreffende These von der Verantwortlichkeit Italiens ist bis heute Gegenstand lebhafter Kontroverse geblieben.[1])

Bismarck hat, wenigstens in der Oeffentlichkeit, auf sie nicht zurückgegriffen. Vielleicht hatte er es ursprünglich beabsichtigt. Die Vermutung in Kreisen italienischer Parlamentarier, er habe eine diplomatische Note entsprechenden Inhalts an das italienische Auswärtige Amt, die „Consulta", gerichtet, ward auf eine parlamentarische Anfrage Crispis hin vom Ministerpräsidenten Marco Minghetti als unrichtig bezeichnet.[2])

---

[1]) Diese Verantwortlichkeit, die auch Zorn (in den Preußischen Jahrbüchern 42 (1878), S. 548, Aem. L. Richter, R. Dove, W. Kahl (Kirchenrecht, 8. Auflage, S. 401) annehmen, bezweifeln Palma (Questioni costituzionali, 1885, p. 413) und auch v. Martens (Völkerrecht II, S. 117). Direkt in Abrede wird sie von Racioppi und Brunelli gestellt (Commento alto Statuto del Regno, 1909, I); sie darf nach Fr. Liszt (Völkerrecht, 1915, S. 50) jedenfalls nicht von denjenigen Staaten in Anspruch genommen werden, „die durch Unterhaltung diplomatischer Beziehungen mit der Kurie deren extranationale Stellung anerkannt haben".

[2]) Casella, La posizione giuridica del Sommo Pontefice (1887), p. 68.

Digitized by Google

Inoffiziell aber soll der Reichskanzler seine Meinung den italienischen Staatsmännern nicht verhehlt und gelegentlich einer Zusammenkunft der Monarchen an Minghetti und Visconti-Venosta die Bemerkung gerichtet haben, welche ersterer geschickt zu einem Lobe zu wenden wußte: „Ihr Garantiegesetz hat den Papst unverletzlich und unantastbar gemacht; denn er ist damit zu einer souveränen, jedoch nur geistigen Macht geworden. Als er noch eine weltliche Macht war, hätte ihn ein deutsches Kriegsschiff vor Civitavecchia zu einem milderen Vorgehen gegen Deutschland veranlaßt.“ [1])

Bismarck beschuldigte damals (1875) die italienische Regierung der Selbstsucht; anstatt das Garantiegesetz einer Aenderung zu unterziehen und Deutschland im Kampf gegen Rom zu unterstützen, wolle sie diesen vielmehr im eignen Interesse, im Sinne einer Annäherung an den Vatikan ausbeuten. „Wir sind Italien gegenüber absolut indifferent geworden,“ sagte der Kanzler dem Grafen Károlyi in einem solchen Moment des Unmuts.[2]) —

Erst die Wahl Papst Leos XIII. als Nachfolger Pius' IX. am 3. März 1878, die versöhnlichen Schreiben Leos an den Kaiser leiteten neben andern Momenten, in denen die Verschiebungen der politischen Parteien im Parlamentsleben Deutschlands nicht die letzten waren, eine Annäherungspolitik zwischen Bismarck und der Kurie ein. Sie ward des weiteren vorbereitet durch Besprechungen des Reichskanzlers mit dem Münchener Nunzius Masella in Kissingen Ende Juli und Anfang August 1878.

Dr. Falk, der für die Maigesetze verantwortliche Kultusminister, mußte am 13. Juli 1879 seine Entlassung nehmen. Schrittweise Zugeständnisse auf beiden Seiten führten zu einer Wiederanknüpfung der diplomatischen Verbindung mit der päpstlichen Kurie am Ende des Jahres 1881.[3]) Der Reichskanzler begründete sie am 30. November 1881 im Reichstage[4]) mit der Wahrnehmung der Interessen der katholischen Untertanen „in Rom auch vom Standpunkt der weltlichen Gewalt“ ... „nicht als eine Vertretung bei einer auswärtigen Macht, sondern als eine Vertretung bei dem Haupt einer Kirche. Ich habe mir dabei

---

[1]) L. Luzzatti, Bollettino del Circolo Giuridico di Roma, pag. 19. — Mit unwesentlichen Varianten ist der Ausspruch bei Racioppi e Brunelli, Commento allo Statuto del Regno, I, pag. 96, wiedergegeben. Auch dort ist Luzzatti, seine Vorlesungen an der Universität Rom als Quelle, er sogar als Zeuge genannt. Das von Luzzatti angegebene Jahr 1875 könnte sachlich zutreffen. In der Tat fand vom 18. bis 23. Oktober jenes Jahres eine Zusammenkunft der beiden Monarchen in Mailand statt, bei der aber Bismarck fehlte. Viktor Emanuels Reise nach Berlin fiel hingegen in das Jahr 1873 (22. bis 26. September).

[2]) v. Wertheimer, a. a. O., II (1913), S. 220.

[3]) Bereits im Sommer zuvor (1881) war der damalige deutsche Gesandte in Washington, Kurd v. Schlözer, im Auftrage Bismarcks nach Rom gereist, um in der ihm wohlbekannten „ewigen Stadt“ ganz privatim Personen und Verhältnisse am Vatikan zu sondieren, behufs Anbahnung eines kirchenpolitischen Ausgleichs. Schlözer ward nunmehr Gesandter beim Heiligen Stuhl.

[4]) H. Kohl, Die politischen Reden, IX, 162.

Digitized by Google

die Frage vorgelegt: Kann ich die katholische Kirche in Deutschland als eine ausländische Institution betrachten, die dem rein diplomatischen Verkehr unterworfen ist? Ich habe geglaubt, diese Frage verneinen zu sollen.[1] ... Ich rechne ... die Institution der katholischen Kirche in Deutschland mitsamt der päpstlichen Spitze, die zu ihr gehört, für eine einheimische Institution der deutschen Bundesstaaten resp. des Deutschen Reichs." ... „Die römische Kirche ist von jeher nicht bloß eine geistliche und kirchliche, sondern auch eine politische Macht gewesen, — das Papsttum ist, wie jede Kirche gelegentlich, eine sehr starke politische Macht gewesen."[2]

Bei der früheren Verteidigung jener Gesandtschaftsposition vor ihrer Aufhebung hatte Bismarck der einstigen weltlichen Souveränität des Papstes Erwähnung getan, jetzt bei der Wiedereinführung unterblieb eine solche. Er ließ dabei die von seinem Vorredner, Professor Virchow, berührten Befürchtungen unerörtert, nämlich, daß von deutscher Seite die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums unterstützt werden könnte, oder gar, daß der Papst mit der ganzen Kurie in Deutschland seinen Sitz aufschlüge.[3]

Und doch dürfte sich Bismarck gerade in diesen Tagen mit der römischen Frage näher beschäftigt haben. In der Berliner „Post", die damals „als eine von der deutschen Reichskanzlei inspirierte Zeitung galt",[4] erschienen im Dezember 1881 drei aufsehenerregende Artikel über das Papsttum.

Infolge der Tumulte, welche bei der nächtlichen Ueberführung der Leiche Papst Pius' IX. in Rom am 12./13. Juli 1881 vorgefallen waren, hatte Leo XIII. im Konsistorium und bei einem großen Pilgerempfang von der Möglichkeit einer Verlegung der päpstlichen Residenz gesprochen, war in dem vatikanischen Organ, der „Unità cattolica", und in Bischofskreisen die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft, das „Temporale", erörtert worden. Da setzten die Artikel der „Post" ein:

---

[1] Auf den gleichen Gedanken kam Bismarck fünf Jahre später, am 21. April 1887, im Reichstage zurück mit den Worten: „Denn, wenn ich Katholik wäre, glaube ich nicht, daß ich die Institution des Papsttums als eine ausländische betrachten würde, und von meinem paritätischen Standpunkt, den ich als Vertreter der Regierung innehalten muß, gebe ich das zu, daß das Papsttum eine nicht bloß ausländische, eine nicht bloß weltallgemeine, sondern weil sie eine weltallgemeine ist, auch eine deutsche Institution für die deutschen Katholiken ist." (Politische Reden, XII, 361, 384.)

[2] Aehnlich, aber schärfer in den Reden vom 10. März 1873 und 5. Dezember 1874: „Der uralte Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum", „der im Mittelalter das Deutsche Reich zersetzt und seine Spaltungen erzeugt hat", auf den Bismarck gesprächsweise noch 1883 zurückgekommen ist (M. Busch, Unser Reichskanzler, II, 139); er bildete das Grundmotiv in dem welthistorischen Kampfe, der seinen glänzendsten Niederschlag in Bismarcks großen Reden gefunden hat. (Zu erwähnen hier noch die vom 24. April 1873 und 14. April 1875.)

[3] Politische Reden, VI, 166. Vgl. L. Chiala, Pagine di Storia contemporanea, III², 167, N. 1.

[4] v. Wertheimer, a. a. O., II (1913), 228; eine gleiche Beurteilung bei H. Schultheß, Europäischer Geschichtskalender 1881, 285, und L. Chiala, a. a. O., 222, 224, 252.

Digitized by Google

Der erste, vom 2. Dezember 1881 (in Nr. 331), „Die Lage des Papstes" betitelt, nahm seinen Ausgang von einer aus kurialer Feder stammenden Broschüre; unter dem Titel: „La situation du pape et le dernier mot sur la question romaine", hatte sie die Unhaltbarkeit der Lage des Papstes in Rom beweisen wollen.

Der Artikel kommt zu folgendem Ergebnis:

„Nehmen wir einmal an, daß die Kurie sich nicht von den Eingebungen eines verstandlosen und hoffnungslosen Fanatismus, sondern von dem Verständnis der Weltsituation und ihrer heutigen bewegenden Kräfte leiten läßt — welches Mittel kann sie aufbieten, um wieder in den alleinigen Besitz Roms zu gelangen? Sie hat die mächtige Waffe des selbstgewählten Exils! ... Es wäre die Waffe der Zerstörung gegen die italienische Monarchie. Die Feindschaft zwischen dem Priestertum, dessen Haupt sich im Exil befände, und dem Staat, der es exiliert haben sollte, würde in helle Flammen ausbrechen. Der Radikalismus würde auf die Vernichtung des Priestertums dringen, und die atheistische Republik würde ihr Haupt erheben. Denn in Italien ... ist der Katholizismus trotz alledem die Stütze der besonnenen Behandlung der Lebensmächte, die sich auf politischem Gebiet in der Monarchie verkörpert. — Das Papsttum besitzt in dem Exil ... eine gewaltige Waffe, mit der es auf die Dauer die italienische Monarchie zu zerstören, mit der es nach kurzer Dauer hoffen kann, von der Monarchie zurückgerufen zu werden, um den Preis einer anderen Existenz in Rom als die jetzige."

Am 11. Dezember folgte ein zweiter Artikel: „Die Krisis im Papsttum" (in Nr. 340). Er ging von der Zeitungsmeldung aus, daß der Papst den Kaiser von Oesterreich um einen gastlichen Aufenthalt in Tirol gebeten habe, und richtete folgende Mahnung nach Rom:

„Der Zeitpunkt ist für die Kurie gekommen, ernstliche Schritte zur Aussöhnung mit dem Königreich Italien zu tun oder, wenn man glaubt, einen würdigen Modus dieser Aussöhnung nicht erreichen zu können, Rom zu verlassen. Die Kurie kann freilich auch das Dritte wählen, in dem bisherigen Zustand ausharren ... Aber diese Wahl wäre die gefährlichste. — Einmal mit dem Exil Ernst gemacht, würde die öffentliche Meinung Italiens doch begreifen, daß Italien sich selbst schlagen würde, wenn es den Vatikan und die Peterskirche verwaisen ließe. Wenn die jetzige italienische Regierung wiederholt so stark betont hat, daß die Frage des päpstlichen Schutzes eine innere Angelegenheit Italiens sei, so wird man sich, wenn es sich um die Aufhebung eines Exils handelt, doch zu der Einsicht bequemen, daß diese Frage alle Staaten mit katholischen Bevölkerungen angeht. Die internationale Regelung dieser Frage aber könnte wiederum nicht ohne Einfluß bleiben auf die verschiedenen innerstaatlichen Beziehungen der römischen Kirche ..."

Ein dritter Artikel schloß, als bedeutsamster, in Nr. 347 am 18. Dezember 1881 die Serie mit dem Titel: „Die römisch-deutsche Frage". Wir heben folgende Betrachtungen heraus:

Digitized by Google

„Die erste Frage ist die seit der Vollendung des Königreichs Italien nicht regulierte Stellung des Papsttums zu der europäischen Gesamtordnung, deren Schutz und Feststellung die Aufgabe der Großmächte ist. Das Königreich Italien hat sich der Staaten bemächtigt, deren Souverän nach europäischer Ordnung einst der Papst war. Nach der Natur der Dinge scheint der Papst, der Italien nicht verlassen hat, damit ein Untertan des Königs von Italien geworden zu sein. Die italienische Regierung hat jedoch den schroffen Ausdruck dieses Verhältnisses für sich selbst nicht unbedenklich gefunden und daher den Versuch gemacht, das tatsächliche Verhältnis hinter einem von Italien erlassenen Garantiegesetz zu verbergen, welches die Rechte des Papstes auf italienischem Boden feststellt. Da aber dieses Garantiegesetz, wie neuerlich immer nachdrücklicher betont wird, lediglich als Akt der inneren Souveränität Italiens aufgefaßt wird, so zeigt sich klar, daß der Papst der italienischen Gesetzgebung unterworfen ist, und tatsächliche Vorgänge der neuesten Zeit haben nicht minder gezeigt, daß Auslegung und Anwendung des Garantiegesetzes, wie es nicht anders sein kann, von dem Geschick und dem guten Willen der italienischen Behörden abhängen ...

Aber die Folgerung, daß der Papst Untertan des Königs von Italien werden müsse, hat Europa bisher nicht gezogen. Das Verhältnis des Papstes zu dem Königreich Italien ist vielmehr eine ungelöste Frage. Eine andre Frage ist, wie lange Europa einer gemeinsamen Lösung dieser Frage ausweichen und ob es dieselbe wie bisher den beiden Mächten, die sich in derselben zunächst berühren, der Kurie und der italienischen Regierung, immerfort allein überlassen kann.

Die Entkleidung des Papstes vom weltlichen Besitz, die ihn tatsächlich zum Untertan einer einzelnen europäischen Regierung macht, kann dahin führen, das Ansehen des Papstes allerorten zu schwächen und damit die Festigkeit und den Einfluß der römischen Kirche zu verringern oder auch eine Verfassungsänderung in dieser Kirche herbeizuführen ... Es ist also eine durchaus ernsthafte Frage, ob es der europäischen Gesamtordnung förderlich ist, das Papsttum und damit das Schicksal der römischen Kirche von einer Anzahl Lokalentscheidungen, d. h. von den Gesetzgebungen der Einzelstaaten abhängig zu machen, und selbst die Frage nach der persönlichen Unabhängigkeit des Papsttums als Lokalfrage zu behandeln. Der Weg der gemeinsamen Regelung würde allerdings zu keiner Zeit leicht gewesen sein und begegnet heute ganz besonderen Schwierigkeiten ... Am wenigsten wollten wir eine europäische Intervention zugunsten der weltlichen Papstherrschaft gegen Italien herbeiführen. Dagegen haben wir ausgeführt und halten diese Ausführung noch für richtig, daß der Papst das Königreich Italien vor die Frage stellen könne, ob es dem Papst eine anders geartete Existenz als die jetzige auf italienischem Boden sichern oder ihn nötigen wolle, Italien zu verlassen. Wir sind noch ebenso der Ueberzeugung, daß Italien dazu kommen würde, einen Teil der päpstlichen Forderungen anzunehmen. Aber der Entschluß zum Exil bleibt ein heroischer, und wir haben sehr gut gewußt,

Digitized by Google

daß die Kurie heute mehr als je von heroischen Entschlüssen entfernt und dem alterprobten Mittel zäher Passivität allein sich zuzuwenden fähig ist . . ."

Wiederholt war in jenen Artikeln der „Post" „auf die kritische Bedeutung des Augenblicks für das Papsttum hingewiesen" worden, daß „eine kritische Wendung im Leben des Papsttums die Geschichte auf alle Fälle von den Dezembertagen dieses Jahres (1881) datieren wird". Wohl ging damals, angeregt durch die „Post"-Artikel, durch die deutschen und durch ausländische Zeitungen das Gerücht, daß zwischen den Mächten bereits Unterhandlungen über die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes oder doch eines Teils derselben im Gange seien. Man wollte darin „einen Fühler des Reichskanzlers erblicken". Ihm speziell wurde die Absicht nachgesagt, durch einen Kongreß oder durch andere Mittel auf jeden Fall der Freiheit des Papstes eine festere Garantie verschaffen zu wollen. Das veranlaßte den altkatholischen Kirchenrechtsprofessor J. F. v. Schulte in Bonn, dessen Beziehungen zu Bismarck bekannt waren, zu einer Untersuchung der Fragen, ob „überhaupt eine auswärtige Regierung das Recht habe, die Freiheit des Papstes zum Gegenstand einer diplomatischen Intervention zu machen", und ob „eine solche im Interesse Deutschlands läge".[1])

Schulte verneinte diese Fragen, verneinte ebenso das Vorliegen einer Veranlassung für das Deutsche Reich, „zur Herstellung des Kirchenstaats je einen Schritt zu tun". Schon weil ein derartiger Schritt, der eventuell zum Kriege mit Italien führen würde, „notwendig eine Unterwerfung des betreffenden Intervenienten unter die Forderungen des Ultramontanismus enthielte". — War hier wirklich die Ansicht des Reichskanzlers zum Ausdruck gekommen, so hatte sie sich seit dem Frühling des Jahres 1871 merklich gewandelt!

Auch die italienischen Politiker und Zeitungen ereiferten sich über die Angelegenheit, bis dann eine allgemeine Ruhe eintrat, als der Vertreter Italiens in Berlin auf eine Erklärung des dortigen Auswärtigen Amtes hinweisen konnte, welche eine angebliche Initiative der deutschen Regierung, um eine Aenderung der Stellung des Papsttums anzuregen, ausdrücklich in Abrede stellte: Derartige Gerüchte basierten nur auf den sanguinischen Hoffnungen kirchlicher Kreise. Die zwischen der Regierung und dem Vatikan schwebenden Unterhandlungen bezögen sich einzig und allein auf innere, die preußische Gesetzgebung betreffenden Fragen.

Jedenfalls besserten sich die Beziehungen zwischen Leo XIII. einerseits, Kaiser Wilhelm und seinem Kanzler anderseits von Jahr zu Jahr in erfreulich

[1]) Der Aufsatz erschien in der „Deutschen Revue" VII, 1 (1882), S. 146 ff. unter dem Titel: „Die Freiheit des römischen Papstes". — Auch der Historiker Heinrich v. Treitschke besprach damals in seinen „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. 48, S. 320, 635 f.) das „wahrscheinliche Wiederaufleben der römischen Frage" und das „freiwillige Exil als letztes Mittel des Papstes", ohne sich jedoch derartig zum Interpreten bismarckischer Ideen zu machen, wie das in Italien angenommen wurde.

Digitized by Google

fortschreitendem Maße, weniger rasch die zwischen der deutschen Regierung und dem Zentrum.[1]) Die von Bismarck schon lange betriebene Erweiterung des Zweibunds der Zentralmächte zum Dreibund mit Italien, welche am 20. Mai 1882 erfolgte, hatte keine Spitze gegen den Vatikan. Wiederholt hat Bismarck ausdrücklich in Abrede gestellt, daß dabei irgendwie Italien der Besitz Roms gegenüber dem Papste garantiert sei: „Wir haben unserseits versprochen, die Integrität Italiens nur gegen das Ausland zu verteidigen."[2])

Allerdings hatte der Reichskanzler gelegentlich, wie vor der Stiftung des Dreibunds, die römische Frage als Druckmittel gegenüber der italienischen Politik verwandt. So hatte er in einem Briefe an den Prinzen Reuß aus Varzin am 28. Januar 1880 die Meinung geäußert,[3]) die österreichische Regierung möge, da die italienische Regierung die Irredenta zwar nicht gerade fördere, aber doch gewähren lasse, die Vereine und die Presse in Oesterreich, die ein Interesse an der Wiederherstellung des Kirchenstaates und des Königreichs Neapel hätten, etwas mehr zu Worte kommen lassen, um Italien gewissermaßen in die Verteidigung zu drängen, auch im deutschen Interesse. Denn die gegenwärtige Haltung Italiens erschien ihm als eine konstante Ermutigung für die Kriegspartei in Rußland. —

Das auf gegenseitiger Achtung und wirklicher Wertschätzung beruhende persönliche Verhältnis zwischen Papst und Kanzler kam zum beredtsten Ausdruck anläßlich des Streites über den Besitz der Karolineninseln. Zwischen Deutschland und Spanien schlug Bismarck in genialer Weise den Papst als Schiedsrichter vor. Es war die späte Verwirklichung eines Gedankens, den er einst, am 13. Februar 1871, gesprächsweise zum Ausdruck gebracht hatte.[4])

Der Papst fühlte sich auf das äußerste durch den Vorschlag geschmeichelt, der an längst vergangene Glanzzeiten des Papsttums erinnerte. Dieses erschien wenigstens als weltlich-politische Macht wiederhergestellt. In geschicktester Weise wußte sich Leo XIII. der Vermittlungsaufgabe zu entledigen, zur vollen Zufriedenheit beider Parteien. Seine Anerkennung für die ihm zugewiesene welthistorische Aufgabe sprach er Bismarck durch ein rühmendes Schreiben aus unter Verleihung des Christusordens in Brillanten.[5]) Der Reichskanzler erwiderte mit einem Dankbrief (vom 13. Januar 1886) in französischer Sprache. Er brachte

[1]) Auf die einzelnen Phasen dieser Friedensentwicklung ist der Reichskanzler wiederholt in seinen Reden zurückgekommen, so im Reichstage am 3. Dezember 1884, im Herrenhause am 12. April 1886, am 23. März 1887 und im Landtage am 4. Mai 1886 und 21. April 1887 usw.

[2]) De Olivart-Mac Swiney, Le pape, les états de l'église et l'Italie (1897), p. 63, und Goyau, Bismarck et l'Église, IV, p. 153.

[3]) M. Busch, Tagebuchblätter, III (1899), 354.

[4]) Vgl. Mai-Heft, S. 155.

[5]) Daß der Papst sogar ein Porträt Bismarcks von der Hand Lenbachs zu besitzen gewünscht hat, erzählt dieser in seinen „Gesprächen und Erinnerungen", mitgeteilt von W. Wyl (1904), S. 98.

Digitized by Google

in gewinnenden Worten seine persönliche Hochschätzung für das Oberhaupt der katholischen Kirche zum Ausdruck; gewinnender als all das war die von ihm gewählte Anrede: „Sire." Damit erstattete er dem Träger des Papsttums an Anerkennung der Souveränität von seiten der deutschen Regierung reichlich wieder, was er ihm einst, zwölf Jahre zuvor, in seiner Begründung bei Aufhebung der Gesandtschaftsposition versagt hatte.

Für Leo XIII. bedeutete das die Erfüllung eines seiner höchsten Wünsche, für Bismarck eine gewisse Resignation hinsichtlich seiner Kulturkampfbestrebungen!

Besagte Anrede als Majestät und die Anrufung als Vermittler sind von kurialen Vertretern des Völkerrechts als Beweise für das Vorhandensein und die Anerkennung der echten Souveränität des Papstes herangezogen worden.[1] —

Gegenüber der Hoffnung auf eine günstige Lösung der römischen Frage, welche nach einem Besuche Crispis bei Bismarck im Oktober 1887 klerikale Blätter zur Sprache brachten, gab der italienische Staatsmann die Erklärung ab, eine solche Frage gebe es nicht, speziell Bismarck betrachte das Verhältnis des Papstes zu Italien als eine interne Angelegenheit des Königreichs. In seinen Memoiren hatte Crispi von jenem Besuche folgende Aeußerungen des „Eisernen Kanzlers" überliefert:[2] „Die Versöhnung mit dem Papste ist eine Frage, die uns nicht interessiert und mit der wir uns nicht zu beschäftigen brauchen. Ich kann Ihnen sogar sagen, daß kein Kardinal jemals mit mir über die Wiederherstellung der weltlichen Macht gesprochen hat, da alle wohl nur zu gut meine Antwort voraussahen." — Aus mehreren inneren Gründen erscheint es fraglich, ob diese Aeußerung ganz richtig aus der Erinnerung wiedergegeben ist. Ebensowenig sicher sind im Wortlaut die Aeußerungen, welche der Reichskanzler im März 1887 und im März 1888 über die römische Frage an Leos XIII. Spezialgesandten,[3] Monsignore L. Galimberti, nach dessen Angabe gerichtet haben soll: Entschlösse sich Italien zur Rückgabe Roms, so würde es selbst, durch den Wegfall dieser Streitfrage, an Stärke nur gewinnen. Ohne Territorium besäße der Papst keine wahre Unabhängigkeit, — Zugeständnisse, die keine unmittelbaren Hoffnungen erwecken sollten; denn: „Jeder Tag hat seine Arbeit", oder wie Galimberti 1888 vieldeutig zu hören bekam: „Man muß zu warten verstehen", jedoch mit dem Hinweis, daß die Rückgabe Roms für Italien die Revolution herbeiführen dürfte. Für den Fall, daß Italien Republik würde, sowie bei etwaigem allgemeinen Sieg der konservativen Elemente in Europa schien

---

[1]) Zum Beispiel von De Olivart-Mac Swiney, a. a. O., p. 57, und Van Duerm, Vicissitudes politiques du Pouvoir temporel des Papes (1899), p. 443; Ed. Soderini, Clericali e monarchia in Italia (1897), p. 38. Vgl. E. Lefebvre de Béhaine, Léon XIII. et le prince de Bismarck, p. 189.

[2]) F. Crispi, Memoiren (1912), 231. — A. Singer, Geschichte des Dreibundes (1914), S. 86.

[3]) Gelegentlich des neunzigsten Geburtstags bzw. der Beisetzung Kaiser Wilhelms I. Vgl. Crispolti e Aureli, La politica di Leone XIII. (1912), p. 158, 354, 356, 443.

Digitized by Google

Bismarck der Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft seine Mitwirkung in Aussicht zu stellen, allerdings eine nebelhaft ferne Aussicht!

Unklar und widerspruchsvoll sind auch die Nachrichten über Kaiser Wilhelms II. ersten Besuch bei Leo XIII. am 11. Oktober 1888 und die ihm vorausgegangenen Verhandlungen hinsichtlich der römischen Frage. Daß eine Berührung des heiklen Themas bei einer solchen Begegnung möglichst vermieden werden sollte, dürfte in den Absichten des Reichskanzlers gelegen haben, ohne daß verbürgte Aeußerungen von seiner Seite bis jetzt darüber bekannt wären. — Bismarcks Name ward dann in Verbindung mit einer Wiederherstellung des päpstlichen Temporale noch einmal genannt, als in Rom eingehend der Vorschlag erörtert wurde, dem Papst wenigstens einen Stadtteil Roms, den Leoninischen, mit dem Vatikan und einen Landstreifen von dort am rechten Tiberufer entlang bis zu einem Hafen am nahen Meeresgestade als weltliches Miniaturreich zu überlassen. Der Vorschlag erinnerte allerdings etwas an die oben berührte, aber der Oeffentlichkeit wohl unbekannt gebliebene Aeußerung des deutschen Kanzlers aus dem Jahre 1867: „Der Papst müsse ein unabhängiger Souverän sein, wäre er auch nur der Besitzer von zehn oder hundert Morgen Land.“ [1])

Der einst von Bismarck zum Botschafter bei Papst Pius IX. ausgewählte Kardinal Hohenlohe soll mit anderen höheren Geistlichen versöhnlicher Tendenz, wie Galimberti und Pater L. Tosti,[2]) sich für diesen von Bonomelli, dem späteren Bischof von Cremona, in seinem aufsehenerregenden Buche: „Roma e l'Italia e la realtà delle cose“ 1889 behandelten Vorschlag begeistert haben. Man suchte in jenen Kreisen einen Modus vivendi zwischen Leo XIII. und Italien zu vereinbaren, möglicherweise mit Hilfe diplomatischer Vermittlung Deutschlands. Francesco Crispi schien im Hinblick auf seine Zusammenkunft mit Bismarck (1887) darauf hinweisende Anspielungen noch in einem Artikel zu machen, den die „Contemporary Review“ im August 1891 brachte; er hob hervor, daß

[1]) Aus dem gleichen Jahre (30. Oktober 1867) dürfte eine Instruktionsdepesche Bismarcks an den preußischen Gesandten v. Usedom am italienischen Hofe zu Florenz stammen, die mir nachträglich, nach einer Wiedergabe in der „Germania“ (Mitte März 1911), von einem bekannten Reichstagsabgeordneten gütigst zur Verfügung gestellt worden ist: „Die katholische Bevölkerung Deutschlands hat denselben Anspruch wie die evangelische auf die Berücksichtigung ihrer religiösen Ueberzeugung. Diese Rücksicht verbietet einem Staat mit gemischter Bevölkerung, gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche in einer Weise vorzugehen, welche die Herzen der gläubigen Katholiken verletzen würde. Eine der Vorbedingungen, um uns zum Einvernehmen ... zu befähigen, würde die Versicherung sein, ob dem Papsttum, nach der italienischen Auffassung ... seiner Zukunft, eine Stellung bleibt, welche auch von den Katholiken deutscher Nationalität in ihrer Mehrheit als eine würdige anerkannt würde.“

[2]) Luigi Tosti's programmatische Schrift: „La conciliazione“ soll von Leo XIII. durchgesehen und mit dessen Korrekturen vor der Veröffentlichung Crispi vorgelegt worden sein. — Daß jener Vorschlag in Berlin 1887 Gegenstand von Besprechungen gewesen ist, zum mindesten zwischen Galimberti und dem Schwiegersohn des greisen Kaisers, dem Großherzog von Baden, sagt dieser in einem an jenen gerichteten Briefe vom 1. Februar 1894.

Digitized by Google

der Papst im Konsistorium vom 23. Mai 1887 zum erstenmal das übliche Thema der vollen Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft vermieden habe.

Französische Umtriebe vereitelten die Erfüllung aller dieser Wünsche und Pläne. Auf Leo XIII. gewann der Frankreich freundlich gesinnte Kardinalstaatssekretär Rampolla zunehmend wachsenden Einfluß.

Es ist uns unbekannt, ob überhaupt Bismarck den damaligen Bestrebungen hinsichtlich der Versöhnung Italiens mit der Kurie und einer eventuellen teilweisen Wiederherstellung des päpstlichen Temporale tatsächlich nahegestanden hat. Immerhin hatte er sich bei den früheren Gelegenheiten durchaus nicht als Gegner der weltlichen Herrschaft des Papstes gezeigt. Im Gegenteil, vergleicht man seine hier zusammengestellten Aeußerungen über die römische Frage, so ergeben sich lediglich Ansichtswandlungen im einzelnen wie hinsichtlich der Souveränitätsfrage.

In Bismarcks grandiosem Ringen mit der katholischen Weltkirche ursprünglich eine Hauptveranlassung des Kampfes, war in seinem Verlauf die römische Frage ganz in den Hintergrund getreten.

Stets im Hinblick auf die Interessen des preußisch-deutschen Vaterlandes politisch rechnend, wenn auch als überzeugter Protestant ohne ausreichendes Verständnis für die katholische Kirche, für ihre lebensgewaltige Organisation, für ihre unerstickbar wirkenden inneren Kräfte, zeigte sich Bismarck geneigt, gegebenenfalls zur Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft die Hand zu reichen. Aber nur so lange, als er nicht mit dem Katholizismus selbst in Kampf geraten war. Jedenfalls wird man den großen Begründer der deutschen Einheit den Staatsmännern zuzählen dürfen, welche, wie Napoleon I., Metternich, Guizot, Palmerston usw., sich der bedenklichen Lage des Oberhauptes der Kirche in weltlicher Abhängigkeit, auch im Hinblick auf ihre eignen Landsleute jener Konfession, wohl bewußt gewesen sind.

Die Rechtstechnik des Kriegssozialismus

Von

Universitätsprofessor Dr. Hatschek (Göttingen)

I

Während des Krieges sind eine Reihe tiefgreifender wirtschaftlicher Maßnahmen vom Bundesrat getroffen worden, welche darauf hinzielen, den Plan unsrer Gegner, die uns aushungern wollen, zuschanden zu machen. Diese Maßnahmen sind von doppelter Art: die einen betreffen die sog. Produktionsregelung. Durch sie soll verhindert werden, daß die Erzeuger und Verfertiger von Waren in blinder Weise, nur in ihrem privatwirtschaftlichen Interesse handelnd, solche Waren in großer Menge hervorbringen, die für unsre Lebenserhaltung

Digitized by Google

weniger wichtig sind als andre Waren, deren Erzeugung aber für den einzelnen Unternehmer vielleicht gewinnbringender wäre. Mit einem Worte, die Produktionsregelung ist zugleich eine Beschränkung des Produzenten, dem nun nicht gestattet wird, bloß nach seinem privatwirtschaftlichen Interesse drauflos zu produzieren und die Erhaltung der gesamten Volkswirtschaft von ihrem Hauptziel abzulenken, welches Hauptziel kein andres sein kann, als die wirtschaftliche Erhaltung aller. Zur Produktionsregelung gehört auch die Festsetzung von Höchstpreisen, die Beschlagnahme der Rohstoffe und die Verteilung dieser an alle Produzenten, um die Einschränkung des Rohstoffbedarfs, die ja eine naturnotwendige Folge dieses Weltkrieges ist, wenigstens gleichmäßig auf die Schultern aller Produzenten abzuwälzen. Das Gegenstück dieser Produktionsregelung ist die Regelung und Beschränkung des Verbrauchs: die Konsumtionsregelung. Jeder einzelne der deutschen Staatsgenossen soll seinen Bedarf an den zum Lebensunterhalt notwendigsten Mitteln auch erhalten, aber er soll auch nicht mehr erhalten. Er muß seinen Verbrauch zugunsten seines Mitbürgers einschränken. Die Kaufkraft allein soll nicht entscheidend sein, denn sonst würde der Reiche viel, der Arme wohl nichts verzehren können. Diese Beschränkung des Verbrauchs ist nur eine notwendige Folge dieses Weltkriegs, der uns durch die Gewalt der Feinde zum isolierten Staate macht. Das Deutsche Reich, das im Frieden einen ansehnlichen Teil von Getreide und Fetten aus dem Auslande einführen mußte, sieht sich von alle dem abgeschnitten. Es steht nur ein beschränktes Quantum dieser notwendigsten Mittel des Lebensunterhalts zu Gebote, und das Reich hat es übernommen, dieses beschränkte Quantum mit Hilfe der Kommunalverbände auf den einzelnen Verbraucher nach gleichem Maße zu verteilen.

Unter den Nationalökonomen herrscht Streit, ob diese neuen Maßnahmen als Kriegssozialismus zu bezeichnen sind. Der eine sieht in diesen Maßnahmen die Vorläufer eines gewaltigen Staatssozialismus, an denen man auch nach dem Kriege werde festhalten müssen, der andre findet darin nur Maßnahmen sozialer Art, welche an dem Eckstein des privatwirtschaftlichen Systems, das allein höchste Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft verbürge, nicht zu rütteln vermöchten. Ohne in diesen Streit der Nationalökonomen einzugreifen, mag es dem Juristen gestattet sein, die Formen der Rechtstechnik, welche diesem Kriegssozialismus zugrunde liegen, näher ins Auge zu fassen und dann die Frage zu stellen, ob diese juristischen Maßnahmen auch nach dem Kriege Sinn und Bedeutung behalten könnten. Was den Streit der Nationalökonomen anlangt, so will es den Anschein haben, als ob der Mittelweg zwischen beiden angeführten Meinungen vielleicht der richtige ist. Die kapitalistische Wirtschaft, aufgebaut auf dem Prinzipe des Privateigentums und des Privatvertrags, hat zweifellos die Weltkatastrophe in einer Weise überstanden und sich in schwierigen Zeiten als so leistungsfähig bewährt, daß man nicht ohne weiteres über sie den Stab brechen darf, um gleich in die Abgrundtiefe eines Staatssozialismus mit leichtem Herzen hineinzuspringen. Schon die privatwirtschaftliche Organisation vor dem Kriege hat Maßnahmen aus sich erzeugt, und das darf man keineswegs vergessen,

Digitized by Google

welche Anknüpfungspunkte für die gegenwärtige Maßnahmen des Kriegssozialismus boten: Kartellierung der Produzenten, Gewerkschaftsbildung, Konsumgenossenschaften. Selbst die Regelung der Höchstpreise knüpft an die Preisbildung des freien Marktes an und beschränkt bloß seine weitere Aufwärtsbewegung. Die Monopole, welche zugunsten der neuen bevorrechtigten Bezugsgenossenschaften des Kriegssozialismus von Staats wegen angeordnet sind, halten sich sorgfältig an die von den privaten Unternehmern bisher ausfindig gemachten Bezugsquellen, kurz, die wirtschaftlichen Maßnahmen des Kriegssozialismus sind nur eine Weiterbildung der Keime, welche bereits in der nach privatwirtschaftlichem System aufgebauten Volkswirtschaft der Friedenszeit gelegen haben.

Wir werden nun im folgenden sehen, daß die Rechtstechnik des Kriegssozialismus ebenfalls nur Institute weiter ausbildet, welche bereits in Friedenszeiten vorhanden waren. Eines steht aber jedenfalls fest. Alle diese Maßnahmen machen den Produzenten und Kaufmann von heutzutage zu einem öffentlichen Funktionär, zu einem Träger des Staatsgedankens, der nicht bloß auf seinen Privaterwerb bedacht sein darf, sondern die Pflicht hat, den Staatswillen auszuführen, den Staatswillen, der dahin geht, daß jeder Verbraucher gleichmäßig zu den Gütern gelange, welche ihm zum notwendigsten Lebensunterhalt dienen. Diese öffentliche Funktionsnatur der güterverteilenden Klasse genügt allein schon, um festzustellen, daß wir es jedenfalls auf den Wirtschaftsgebieten, die der Verbrauchs- und Produktionsregelung von Staats wegen unterworfen sind, mit Maßnahmen zu tun haben, welche man ruhig mit dem Worte Kriegssozialismus bezeichnen kann.

II

Sehen wir die rechtlichen Maßnahmen näher an! Zunächst die Maßnahmen der Produktionsregelung. Als typisches Beispiel hierfür mag die Regelung der Zuckerversorgung ins Auge gefaßt werden.

Die Zuckererzeugung ist wegen des Rückgangs der Anbaufläche und des Mangels an Personal in den Fabriken auf ein Höchstmaß beschränkt (ungefähr 35 Millionen Zentner). Eine Anzahl von Fabriken war infolge des Mangels an Personal und aus andern Gründen, namentlich wegen Zurückhaltung von Rüben durch die Landwirte für die Zwecke der Viehverfütterung, geneigt, den Zuckerbetrieb einzuschränken. Man sah sich demnach genötigt, durch staatliche Festsetzung des Rohzuckerpreises den Rübenzuckerfabriken eine angemessene Bezahlung der Rüben und zugleich einen lohnenden Betrieb zu sichern. Setzte man aber für den Rohzucker einen Höchstpreis, so mußten auch die Zuckerraffinerien mit einem Höchstpreis für Verbrauchszucker bedacht werden, und es mußte dafür gesorgt werden, daß diese Zuckerraffinerien ein genügendes Quantum Rohzucker von den Fabriken zugestellt erhielten. Die Rechtstechnik, um dies zu erreichen, war die folgende.

Eine Reichsverteilungsstelle, die der Reichskanzler bestimmt, verteilt das im Jahre hergestellte Rohzuckerquantum auf die Verbrauchszuckerfabriken. Jeder Fabrikinhaber einer Rohzuckerfabrik ist verpflichtet, den Rohzucker auf Verlangen

Digitized by Google

der Verteilungsstelle zu liefern. Diese bestimmt die zu liefernde Menge, den Zeitpunkt der Lieferung und die Stelle, an die zu liefern ist. Die Verbrauchszuckerfabriken sind zur Abnahme und Verarbeitung der zugeteilten Rohzuckermengen verpflichtet. Der Reichskanzler kann vorschreiben, welche Sorten von Verbrauchszucker herzustellen sind. Daneben wird ein Höchstpreis sowohl für den Rohzucker wie für den Verbrauchszucker festgestellt, außerdem erfolgt eine sog. Kontingentierung des zu erzeugenden Verbrauchszuckers. Bei den Raffinerien, welche stets auf fremden Rohzucker, auch in Friedenszeiten, angewiesen waren, ergab sich diese Kontingentierung von selbst durch die Verteilung des fremden Rohzuckers. Um aber zu verhüten, daß diejenigen Fabriken, welche ihre Rüben in einem Arbeitsgange auf Weißzucker verarbeiten, oder die Zuckerfabriken, die selbst Rohzucker herstellen, ungerechtfertigte Vorteile gegenüber den mit fremdem Rohzucker arbeitenden Raffinerien erhalten, ist auch für jene beiden ersten Gattungen von Fabriken eine Kontingentierung der Herstellung von Verbrauchszucker angeordnet.

Handelt es sich bei dieser Regelung der Zuckerversorgung vorwiegend um eine Höchstpreisfestsetzung und um eine Absatz- und Produktionsbeschränkung, so kann die Rechtstechnik noch um einen Schritt weitergehen. Sie schafft zugunsten einer bevorrechtigten Gesellschaft von Produzenten ein Absatzrecht und für eine andre Gruppe von Produzenten derselben Gattung eine Absatzpflicht, welche jenem Absatzrecht entspricht. Als Beispiel hierfür mag die Errichtung von Vertriebsgesellschaften für den Steinkohlen- oder Braunkohlenbergbau dienen. Die Staatsgewalt hat die Besitzer von Steinkohlen- und Braunkohlenbergwerken für bestimmte Bezirke oder bestimmte Arten der Bergwerkserzeugnisse ohne ihre Zustimmung zu Gesellschaften vereinigt.

Die Organe der Gesellschaft stellen die Beteiligung der Gesellschafter an der Förderung und am Absatz fest. Die Gesellschafter müssen ihre Produkte der Gesellschaft überlassen. Wir sehen an diesem Beispiel, wie die Rechtstechnik des Kriegssozialismus den Trustgedanken der Friedenszeit sich zunutze macht.

Nicht immer brauchen aber die so zusammengezwungenen Produzenten derselben Erwerbskategorie anzugehören. Produkte des einen Erwerbszweigs können Rohstoffe für einen andern Erwerbszweig darstellen. Die Produzenten der einen Gruppe werden zu einer bevorrechtigten Gesellschaft zusammengetan und erhalten ein Abnahmerecht auf die Produkte der andern Gruppe. So hat z. B. der Kriegsausschuß für Ersatzfutter, G. m. b. H., ein Abnahmerecht gegenüber dem Leimlederproduzenten (unter Leimleder werden sämtliche Abfälle verstanden, die bei der Bearbeitung von Rohhaut entstehen). Aehnlich hat die Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte, ebenfalls eine G. m. b. H., ein Abnahmerecht auf alle zuckerhaltigen Zuckermittel sowie Körnerfutter, Abfälle der Stärkefabrikation, Oelkuchen, tierische Produkte und Abfälle u. a. Die Eigentümer dieser Futtermittel sind verpflichtet, auf Verlangen der Gesellschaft ihr Eigentum abzugeben; sie unterliegen also der Pflicht, ihre Produkte an andre Produzenten abzusetzen. Freilich haben sie auch das Recht, innerhalb einer bestimmten Frist

Digitized by Google

die Abnahme dieser Produkte durch die bevorrechtigte Gesellschaft zu verlangen: sonst erlischt ihre Absatzpflicht.

Am weitesten geht die Rechtstechnik des Kriegssozialismus, wenn sie statt der Schaffung von Absatzpflichten und Abnahmerechten die Erzeugnisse bestimmter Produzentengruppen beschlagnahmt und sie einer andern Produzentengruppe zur Verfügung stellt, sei es unmittelbar, sei es durch Vermittlung einer Reichsverteilungsstelle. Ein typisches Beispiel hierfür ist die Tätigkeit der Reichsfuttermittelstelle, der für die Ausführung der Verteilung von Hafer und Gerste die Zentralstelle zur Beschaffung der Heeresverpflegung und für die Verteilung der Kleie, der zuckerhaltigen und Kraftfuttermittel die Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte zur Seite steht. All die hier in Frage kommenden Urprodukte sind zugunsten der Reichsfuttermittelstelle beschlagnahmt. Ein Teil dieser Urprodukte geht an die Heeresverwaltung, ein andrer Teil wird an die landwirtschaftlichen Produzenten, meist durch Vermittlung von Kommunalverbänden, dann aber auch an industrielle Betriebe, z. B. Nährmittelfabriken zur Herstellung von Haferflocken, Hafergrütze, an Bierbrauereien, Preßhefefabriken, Gerstefabriken usw., verteilt. Die Oberverteilung nimmt die Reichsfuttermittelstelle vor nach einem ziemlich komplizierten Schlüssel. So wird z. B. das Quantum zuckerhaltiger Futtermittel, welches zur Verfügung steht, zur Ernährung von Pferden, die nur eine ungenügende Haferration erhalten, wie folgt verteilt: Für jedes der hierbei in Betracht kommenden Pferde wird der volle Betrag eines Normallebendgewichts von 400 Kilogramm berücksichtigt, Rinder kommen hingegen bloß mit einem Zehntel des Normallebendgewichts von 300 Kilogramm (da sie auch durch Knollenfrüchte und Rauhfutter ernährt werden, und Schweine mit der Hälfte ihres Normallebendgewichts von 50 Kilogramm in Betracht. Diese Rechnung wird für jeden Bundesstaat aufgemacht. Von der Reichsfuttermittelstelle werden die Futtermittel auf die Bundesstaaten je nach der Summe dieses Lebendgewichts verteilt. Die Unterverteilung auf die Kommunalverbände jedes einzelnen Bundesstaats nehmen das Ministerium oder, bei größeren Staaten, die Provinzialbehörden vor. Die Verteilung auf die Urproduzenten ist in der Hauptsache den Kommunalverbänden überlassen. Hand in Hand mit jener Beschlagnahme, die den Eigentümer der beschlagnahmten Gegenstände in seiner Verfügungsfreiheit beschränkt, geht dann die Enteignung vor sich, welche gemäß der Verteilung und Unterverteilung dem Urproduzenten jene Kraftfuttermittel zuführt, die ihm zugebilligt sind. Meist ist die Enteignung zugunsten der Kommunalverbände (vgl. z. B. § 10 der Bekanntmachung über die Regelung des Verkehrs mit Hafer vom 28. Juni 1915) angeordnet.

Nicht immer geht aber die Rechtsordnung diesen umfassenden Weg. Sie begnügt sich zuweilen bloß mit der Festsetzung von Höchstpreisen (wie z. B. in der Bekanntmachung zur Regelung der Preise für Schlachtpreise und Schweinepreise vom 14. Januar 1916) oder bloß mit der Beschränkung der Produktion (wie z. B. das Schlagsahneverbot oder das Verbot weitbauschiger Frauenkleidung) u. dgl. mehr. Besonders interessant ist die Produktionsbeschränkung

Digitized by Google

bei der Herstellung von Fleischkonserven und Wurstwaren: die gewerbsmäßige Herstellung von Konserven aus Fleisch oder unter Zusatz von Fleisch, die durch Erhitzung haltbar gemacht sind, ist verboten. Zur gewerbsmäßigen Herstellung von Wurstwaren darf nicht mehr als ein Drittel des Gewichts ausgeschlachteter Rinder, Schweine, Schafe verwendet werden. Die Verarbeitung der inneren Teile und des Blutes ist jedoch zulässig ohne jede Beschränkung.

Stellt schon die Festsetzung eines Höchstpreises eine staatlich angeordnete Vorteilsausgleichung dar, ähnlich wie die Entschädigungssumme, welche bei der Enteignung gezahlt wird, so nimmt die Vorteilsausgleichung mitunter auch die Form einer Umlage an, ohne daß es sich um eine wirkliche Steuer zu handeln brauchte. Ein Beispiel hierfür ist die Art, wie der Staat darangeht, die Privatindustrie für die Erzeugung von Schwefelsäure zu gewinnen. Der Kriegschemikalien-Aktiengesellschaft in Berlin wird eine Verwaltungsstelle für private Schwefelwirtschaft angegliedert. Die Privatindustrien, die an der Schwefelsäureerzeugung beteiligt sind, arbeiten aber mit verschiedenen Produktionsverfahren, weshalb die Produktionskosten an sich verschieden werden. Um nun einen Einheitshöchstpreis zu schaffen, legt man die Gestehungskosten des teuersten Produktionsverfahrens zugrunde. Eine solche Preishöhe würde jedoch eine ungerechtfertigte Bereicherung der billiger produzierenden Industrie bedeuten. Um diese auszuschließen, haben diese mit billigeren Kosten arbeitenden Unternehmungen eine entsprechende Umlage zu zahlen, welche die Verwaltungsstelle für private Schwefelwirtschaft erhebt.

III

Aehnlich wie die kriegssozialistischen Maßnahmen zur Beschränkung der Produktion sind die zu Konsumtionsbeschränkungen angelegt. Auch hier arbeitet man mit Höchstpreisen, z. B. für Butter, Wurstwaren, Fleisch u. dgl. mehr. Auch hier kennt man die Beschränkung des Verbrauchs der Konsumenten; ein Beispiel hierfür sind die fleisch- und fettlosen Tage oder die Beschränkung des Milchverbrauchs u. a. mehr. Auch die Beschränkung der Absatzfreiheit findet sich, und ein typisches Beispiel hierfür ist die Art, wie die Mühlen sich den Anordnungen über das Ausmahlen von Brotgetreide zu unterwerfen haben. Sie haben nämlich das Brotgetreide, das die Reichsgetreidestelle oder der Kommunalverband ihres Bezirks ihnen zuweist, zu vermahlen, das Mehl zu verwahren und „pfleglich" zu behandeln. Weigert sich eine Mühle, den Anforderungen nachzukommen, so kann die zuständige Behörde die Arbeiten auf Kosten der Widerspenstigen durch einen Dritten vornehmen lassen, und zwar mit den Mitteln, welche dem widerspenstigen Mühlenbetrieb zu Gebote stehen.

Am tiefsten schneidet aber die Verbrauchsversorgung der Konsumenten dort ein, wo sie mit den Mitteln der Beschlagnahme, Enteignung und Verteilung des Quantums nach gleichem Maße an die Konsumenten vorgeht. Dies ist bei der Brot- und Mehlversorgung der Fall. Die rechtstechnische Maschine ist hier: Einrichtung einer Reichsverteilungsstelle, Unterverteilung an die einzelnen Kommunalverbände und Verteilung der dieser zu Gebote stehenden Mengen an Bäcker,

Digitized by Google

Konditoren und Kleinhändler, welche jedoch nur gegen Brotmarken den Konsumenten ihre Wochenration (für alle gleich) verkaufen dürfen. Auch hier arbeitet der Rechtsmechanismus mit Beschlagnahme und Enteignung und Ausgleichung von Ueberschüssen des einen Kommunalverbands gegen den in andern Kommunalverbänden vorhandenen Mangel. Aehnlich steht es bei der Verteilung von Kartoffeln. Auch hier sind die Reichskartoffelstelle, die Kommunalverbände tätig. Auch hier findet eine Beschlagnahme statt, nur sind Kartoffelkarten nicht eingeführt. Für die Verteilung des Fleisches sind ähnliche Maßregeln getroffen.

IV

Es entsteht nun für die Juristen die Frage, ähnlich wie wir sie bei den Nationalökonomen antrafen: Haben wir es hier mit einem Novum zu tun? Sind die angeführten Maßnahmen rechtstechnischer Natur etwas, was das Verwaltungsrecht bisher nicht gekannt hat?

Im Sommer 1893 — so berichtet ein hervorragender Jurist (Biermann, „Privatmann und Polizei", S. 212) — trat infolge anhaltender Trockenheit in einem Teil der Berliner Vororte, der sein Leitungswasser von den Charlottenburger Wasserwerken bezieht, ein großer Mangel an Leitungswasser ein, nicht ohne Schuld der Werke, die es versäumt hatten, rechtzeitig entsprechende Vorbeugung zu treffen. Infolgedessen untersagte der Landrat des Kreises Teltow durch Polizeiverordnung den Grundbesitzern innerhalb gewisser Orte, Leitungswasser zum Besprengen ihrer Gärten und Höfe während der Tagesstunden zu verwenden. Biermann fühlt sich noch verpflichtet, die Frage zu untersuchen, ob dies zulässig gewesen. Solche Verbrauchsbeschränkungen sind aber auch später häufig vorgekommen. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich, daß während seines Aufenthalts in Posen (1907) die Polizeibehörde eine Beschränkung gleichen Inhalts zur Verhütung des Wassermangels getroffen hatte.

Man nennt dies in der Theorie und Praxis des Verwaltungsrechts das Notstandsrecht und setzt es auf eine Stufe mit dem Recht der Staatsgewalt, bei einer Feuersbrunst Häuser einzureißen, um die Verbreitung des Feuers zu hindern, oder um den Spritzen einen Weg oder einen Platz zur Aufstellung oder den bedrohten Menschen einen Weg zur Rettung zu verschaffen. Unter dieselbe juristische Kategorie fällt bei Ueberschwemmungen die Oeffnung eines Weges, um die Rettung zu erleichtern.

Aehnlichkeit mit unsern kriegssozialistischen Maßnahmen hat bloß die zuerst angeführte Beschränkung des Wasserverbrauchs. Daß all die angeführten Fälle aber mit der Etikette des Notstandsrechts versehen werden, hat vor allem einen historischen Grund: in der Gestalt dieses Notstandsrechts übte der alte Polizeistaat alle Beschränkungen, Eigentumsübertragungen u. dgl., wenn es die allgemeine Wohlfahrt oder die Staatsnot verlangte. Man nannte dieses Recht auch jus eminens. Mit Hilfe dieses Rechts konnte der Staat durch seine Polizeigesetzgebung sich über wohlerworbene Rechte hinwegsetzen, Besteuerungen, Enteignungen und polizeiliche Beschränkungen vornehmen. Mit Hilfe dieses

Digitized by Google

jus eminens erweiterte sich in Deutschland die bloß auf Regalien zugeschnittene Landeshoheit zur Staatsgewalt. Aber dieses jus eminens, insbesondere die Enteignungsgewalt (sog. dominium supereminens), wurde in ihrer Ausübung nur gegen Entschädigung durch den Staat zugelassen. Bei der Ungeschiedenheit des landesfürstlichen und Staatsvermögens in dieser Zeit war man in der Zubilligung einer allgemeinen Entschädigungspflicht für Akte des jus eminens nicht zu engherzig.

Diese Rechte- und Pflichtenverschiebung, welche der absolute Staat ohne jede gesetzliche Ermächtigung vornahm, hatte den Charakter der Willkür an sich und paßte in dem modernen Rechtsstaat, in dem wir alle leben, nicht mehr. Der Schutz des Eigentums war zu einem Grundrecht erwachsen, die persönliche Freiheit durfte nur auf Grund eines Gesetzes beschränkt werden. Deshalb verlangte der moderne Rechtsstaat für jede Betätigung eines Staatsgrundrechts, für jede öffentliche, d. h. von der öffentlichen Gewalt vorgenommene Verschiebung von Rechten und Pflichten eine gesetzliche Ermächtigung. Dazu kam aber noch eine andre Schranke der Staatsgewalt, welche der moderne Verfassungsstaat aufbrachte. Im alten Polizeistaat, in welchem Fürstengut und Staatsvermögen ungetrennt waren, wo die Verwaltung auch ohne weiteres Ausgaben machen durfte, ohne durch eine Volksvertretung beaufsichtigt zu werden, hatte die Theorie leicht den Grundsatz aufstellen können, daß man für jede Betätigung des Staatsnotrechts die Staatsbürger entschädigen müsse. Im modernen Verfassungsstaat, wo die Verwaltung keinen Pfennig Geldes ohne gesetzliche Ermächtigung leisten darf, ist es schwierig, eine solche allgemeine Entschädigungspflicht wegen Ausübung des Staatsnotrechts anzuerkennen. Nur wo der Gesetzgeber diese Entschädigungspflicht des Staats ausdrücklich anerkannt hat, ist sie vorhanden, sonst nicht. Der Reichsgesetzgeber hat eine solche Entschädigungspflicht des Staats wiederholt anerkannt. Entschädigungen für Rayonbeschränkungen, Manöverschäden, Quartierlast und Requisitionen, nachträgliche Schließung genehmigter Fabriken, Inanspruchnahme patentierter Erfindungen, Tötung verseuchten Viehs, Vernichtung reblausverdächtiger Weinberge, dazu Entschädigung unschuldig Verurteilter. — Ein Beispiel aus dem preußischen Recht: die Entschädigung für die Kleider und Gegenstände, welche auf Grund polizeilicher Anordnung nach dem preußischen Gesetz, betreffend die Bekämpfung übertragbarer Krankheiten vom 28. August 1905 (§ 8 und 11), gezahlt wird (§ 14 des Gesetzes).

Aber über die alte Marke des Staatsnotrechts ist allmählich im modernen Staat der Gedanke der von der Staatsgewalt verfügten Rechte- und Pflichtenverschiebung hinausgewachsen. Schon der an sich einfache Fall der Enteignung von Grundstücken im öffentlichen Interesse, der auch eine Rechte- und Pflichtenverschiebung im öffentlichen Interesse darstellt, hat eigentlich nichts mit einer „Staatsnot" zu tun. Noch mehr aber wird dies bei einigen Instituten klar, die der sozialen Fürsorge entspringen. Man kann den ihnen zugrunde liegenden Gedanken in folgenden Satz zusammenfassen: Ueberall dort, wo die von der Rechtsordnung gesetzten jeweiligen Träger von Rechten und Pflichten aus sozialen Gründen

Digitized by Google

versagen und ungeeignet sind, darf die Staatsgewalt als Verwaltungstätigkeit auch ohne gesetzliche Abänderung der bestehenden Rechtsordnung eine Rechte- und Pflichtenverschiebung vornehmen, wobei sie denjenigen, zu dessen Ungunsten diese Rechte- und Pflichtenverschiebung vorgenommen wird, entschädigen kann, aber nicht entschädigen *muß*. Zwei Institute sind insbesondere hier zu nennen: das Recht des Unterstützungswohnsitzes, das jetzt in ganz Deutschland herrscht, und die Fürsorgeerziehung. Bei dem Recht des Unterstützungswohnsitzes werden zunächst die Unterstützungs- und Alimentationspflichten, die die Träger dieser Pflichten nicht genügend erfüllen, vorläufig auf einen Armenverband übertragen, wo sich der Unterstützte zunächst aufhält, um von jenem Armenverband auf den endgültig verpflichteten Armenverband des Unterstützungswohnsitzes abgewälzt zu werden. Wir sehen, nicht bloß das Eigentum kann im Wege der Rechte- und Pflichtenverschiebung auf einen andern Träger verschoben werden, sondern auch Pflichten des Familienrechts, wie die Alimentationspflicht. Aber noch mehr. Auch die familienrechtliche Gewalt des Familienoberhaupts kann diesem durch Akt der Staatsgewalt genommen werden und an einen Kommunalverband übertragen werden. Das ist das Wesen der Fürsorgeerziehung. Nicht immer aber braucht die Rechtsordnung so weit zu gehen. Der Staat kann, und das ist einer der häufigsten Fälle des hier in Betracht kommenden Instituts, zu seinen Gunsten, d. i. im Interesse der Allgemeinheit, die *Verfügungsfreiheit* des Einzelnen beschränken. Zunächst die Verfügungsfreiheit über seine eigne Person, auf die der Einzelne ein „Grundrecht" hat. Nehmen wir als Beispiel folgenden Fall. In einem geschlossenen Raum eines Hauses, der dem Einzelnen Zugang zu den übrigen Räumen des Hauses bietet, soll eine Versammlung stattfinden. Würde diese Versammlung abgehalten, so könnten die Hausbewohner, sagen wir z. B. im Fall einer Feuersbrunst, in Lebensgefahr geraten. Nach § 1 Abs. 2 des Reichsvereinsgesetzes ist dies aber kein Grund für ein Versammlungsverbot, denn das Gesetz verlangt das Vorliegen einer unmittelbaren Gefahr für die Versammlungsteilnehmer. Dies liegt nun zweifellos nicht vor. Gefahr liegt nur für die Hausbewohner vor. Es kann nun den Hausbewohnern verboten werden, ihre Wohnung während der Dauer der Versammlung zu benutzen. Hier beschränkt der Staat die Verfügungsfreiheit des Einzelnen über seine Person im Interesse eines höheren öffentlichen Interesses: der Möglichkeit, mit andern das Versammlungsrecht zu betätigen. Aber auch die Verfügungsfreiheit über seine Sachen kann der Staat dem Einzelnen gegenüber beschränken. Ein Beispiel hierfür ist die oben angeführte Beschlagnahme von Hafer, Brotgetreide, Mehl, Metallen usw. Auch die Vertragsfreiheit des Einzelnen kann im öffentlichen Interesse beschränkt werden. Die Vorschrift, wonach die Mühlen verpflichtet sind, das ihnen während des Krieges zugewiesene Mehl zu mahlen, ist eine solche Beschränkung der Vertragsfreiheit im öffentlichen Interesse. Die Auferlegung von Absatzpflichten, wie wir sie oben als Last bestimmter Unternehmergruppen und als kriegssozialistische Maßnahme kennen gelernt haben, fällt gleichfalls darunter. Mit der Bezeichnung als polizeiliche

Digitized by Google

Maßnahmen sind diese Gebote und Verbote durchaus nicht zu erfassen, denn ein Hauptgrundsatz des Polizeirechts ist, daß niemand zur Förderung von Polizeipflichten andrer Personen zu verhalten ist. Altruistisch braucht niemand der Polizei wegen zu handeln. Solcher Altruismus wird aber bei all jenen Maßnahmen verlangt (die kriegssozialistischen eingeschlossen!). In Wirklichkeit handelt es sich hierbei nur um Ausschnitte aus dem dem Einzelnen zustehenden Individualrecht der persönlichen Freiheit oder der Vertragsfreiheit zugunsten der Allgemeinheit, d. i. des Staats. Es findet eine Rechteübertragung von dem Einzelnen auf den Staat statt, der das an ihn übertragene Recht an einen Dritten weitergeben kann. Ganz deutlich kommt dies z. B. in der Aufstellung von Absatzpflichten (siehe oben unter II) oder in der Bekanntmachung des Bundesrats über den Verkehr mit Brotgetreide und Mehl vom 28. Juni 1915 zum Ausdruck:

„Die Mühlen haben das Brotgetreide zu mahlen, das die Reichsgetreidestelle oder der Kommunalverband, in dessen Bezirk sie liegen, ihnen zuweist. Sie haben das ihnen zugewiesene Brotgetreide und das daraus ermahlene Mehl zu verwahren und pfleglich zu behandeln.

Weigert sich eine Mühle, so kann die zuständige Behörde die erforderlichen Arbeiten auf deren Kosten mit den Mitteln des Mühlenbetriebs durch einen Dritten vornehmen lassen."

Die Rechtstheorie hat das hier in Frage stehende Institut der öffentlichen Rechte- und Pflichtenverschiebung verkannt. Entweder sah sie darin nur die Lehre, daß der Staat bei Eingriffen der öffentlichen Gewalt in die Privatrechte aus „Billigkeitsgründen" Entschädigung zu leisten habe, und blieb so bloß bei der Auffassung des alten Polizeistaats. Das Ideal für sie war deshalb auch der § 75 der Einleitung zum Allgemeinen Landrecht Preußens. Oder sie faßte die hier berührten Fragen als sog. „Vorteilsausgleichung" zusammen, was wieder nur eine Seite des Problems ist, die, wie wir übrigens noch sehen sollen, nicht immer zutage tritt. Die Theorie der Vorteilsausgleichung zeigt, wie in einer großen Reihe von Fällen der Bürger für bestimmte besondere Vorteile und Nutzungen, die ihm aus öffentlichen Anstalten und Einrichtungen des Staates und der Gemeinden zufließen, ein besonderes Entgelt als Ausgleichung für die ihm zugewendeten Sondervorteile schuldet. Dadurch, daß diese Theorie diese Sondervorteile bloß als aus öffentlichen Anstalten und Einrichtungen des Staates und der Gemeinde herfließend betrachtet, nicht aus dem allgemeinen Gesichtspunkt der öffentlichen Rechte- und Pflichtenübertragung als Verwaltungstätigkeit, verschwinden bei ihr die Grenzen dieser Verwaltungstätigkeit gegenüber der Besteuerungsgewalt.

Für uns ist der ganze Komplex von Rechtsfragen durch das Institut der öffentlichen Rechte- oder Pflichtenverschiebung zu erklären. Dies ist jene staatliche Verwaltungstätigkeit, die auf Grund gesetzlicher Ermächtigung die nach geltendem objektivem Recht bestehenden subjektiven Rechte und Pflichten unter Zuhilfenahme der Vorteilsausgleichung von einem Rechtssubjekt auf ein andres überträgt.

Digitized by Google

1. Die öffentliche Rechte- und Pflichtenverschiebung ist eine Verwaltungstätigkeit. Dort, wo der Gesetzgeber bestehende Rechte und Pflichten verschiebt und anders lagert, handelt es sich nicht um unser Rechtsinstitut. Daher ist die ganze Arbeiterversicherung, welche die nach Privatrecht bestehenden Fürsorgebeziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter verschiebt und Rechte und Pflichten öffentlicher Natur für Arbeiter und Arbeitgeber neu begründet, kein Anwendungsfall unsers Rechtsinstituts, während die Fürsorgetätigkeit für Arme, wie wir oben sahen, die sog. Armenpflege, auf der Grundlage des Unterstützungswohnsitzes einen weiten Raum für die Anwendung unsers Rechtsinstituts darbietet. Ein hervorragendes Beispiel für diese Anwendung ist auch die durch Bundesratsverordnung vom 28. Juni 1915 angeordnete Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl während der Kriegszeit. Getreide und Mehl werden entweder für die Kriegsgetreidegesellschaft, eine Korporation des öffentlichen Rechts oder für Kommunalverbände beschlagnahmt und enteignet. Diese Enteignung beschränkt sich aber nicht bloß darauf, wie man es von den Enteignungen bisher erwarten konnte, dem Enteigner das enteignete Gut im öffentlichen Interesse zuzuführen, sondern dieser Enteigner hat es in seiner Hand, das enteignete Gut weiterzugeben, es der Unterverteilung an Bäcker, Konditoren und Kleinhändler zuzuführen. Umgekehrt ist er verpflichtet, über überschüssige Mehlvorräte Auskunft zu geben und auf Anweisung einer öffentlichen Behörde, der sog. Reichsverteilungsstelle, an andre Stellen, die das Mehl brauchen könnten, weiterzugeben (sog. Ueberschußverbände, § 24 der Verordnung), welche zur Uebernahme verpflichtet sind. Hier sehen wir ganz deutlich die Mehl und Getreide hin und her schiebende, also eine Rechte und Pflichten verschiebende staatliche Verwaltungstätigkeit.

2. Es muß sich um die Verschiebung von Rechten und Pflichten handeln, die nach dem bestehenden Recht als solche anerkannt sind. Eine bloße Verschiebung von wirtschaftlichen Vorteilen, wie sie namentlich jeder sozialpolitischen Steuergesetzgebung zugrunde liegen, kommt nicht in Betracht. Die Rechte und Pflichten, die so verschoben werden, können öffentlich-rechtlicher Natur sein. Die Pflicht des vorläufig verpflichteten Armenverbands wird auf den endgültig Verpflichteten des Unterstützungswohnsitzes abgeschoben. Ein besonders interessantes Beispiel der Verschiebung öffentlicher Rechte und Pflichten ist die Auseinandersetzung zwischen den beteiligten Kreisen bei der Veränderung der Kreisgrenzen und der Bildung neuer Kreise nach preußischem Recht (§ 2 des preußischen Zuständigkeitsgesetzes). Diese Auseinandersetzung der beteiligten Kreise ist in Wirklichkeit, selbst wenn sie durch das verwaltungsgerichtliche Verfahren hindurchgeht, kein Akt der Rechtsprechung, sondern ein Akt der öffentlichen Rechte- und Pflichtenverschiebung. Die Ausgleichung bezieht sich auf Fragen der Entschädigung des einen Kreises, der mit kommunalen Pflichten infolge der Auseinandersetzung mehr belastet ist oder dessen Steuerbelastung infolge der Grenzveränderung erhöht wird, auf Kosten des andern Kreises. Sehr deutlich zeigt sich diese Verschiebung öffentlicher Rechte und Pflichten in der preußischen Land-

Digitized by Google

gemeinderechtsordnung für die östlichen Provinzen, wenn es sich um Auseinandersetzungen handelt, die im Zusammenhange in der Veränderung der Gemeindegrenzen und Gutsbezirksgrenzen nötig werden.

„Bei dieser Auseinandersetzung sind erforderlichenfalls Bestimmungen zur Ausgleichung der öffentlich-rechtlichen Interessen der Beteiligten zu treffen. Insbesondere können einzelne Beteiligte im Verhältnis zu andern Beteiligten, welche für sich allein Fürsorge getroffen haben, oder solche Beteiligte, welche vorwiegend Lasten in die neue Gemeinschaft bringen, zu Vorausleistungen verpflichtet werden. Auch kann, wenn eine Gemeinde oder der Besitzer eines Gutsbezirks durch die Abtrennung von Grundstücken eine Erleichterung in öffentlich-rechtlichen Verpflichtungen erfährt, der Gemeinde, welcher, oder dem Gutsbezirke, welchem jene Grundstücke einverleibt werden, ferner der neuen Gemeinde oder dem neuen Gutsbezirk, welche aus letzteren gebildet werden, eine Beihilfe zu den ihnen durch die Bezirksveränderung erwachsenden Ausgaben bis zur Höhe des der andern Gemeinde oder dem Gutsbesitzer dadurch entstehenden Vorteils zugebilligt werden."

Der Hauptanwendungsfall unsers Instituts ist aber die Verschiebung von Rechten und Pflichten, die auf Grund der Privatrechtsordnung bestehen. Einige davon haben wir oben im Zusammenhang mit den kriegssozialistischen Maßnahmen dargestellt: Absatzpflicht, Beschlagnahme, Mahlpflicht der Mühlen, Kontingentierung der Produktion u. a. m. Einige andre Fälle seien hier noch hinzugefügt. Vor allem gehört hierher das Privateigentum: die Enteignung ist ein Fall der Rechtsverschiebung kraft öffentlicher Gewalt. Aber nicht bloß das Eigentum, auch ein Ausschnitt desselben, ein Verpachtungsrecht, kann verschoben werden. Ein Beispiel hierfür ist § 7 der Jagdordnung vom 5. Juni 1907 (G.-S. S. 207): Diejenigen Grundflächen, welche von einem über 750 Hektar im Zusammenhange großen Walde, der eine einzige Besitzung bildet, zu mindestens 90 Prozent begrenzt werden, müssen dem Eigenjagdbezirk, zu dem dieser Wald gehört, auf Verlangen seines Inhabers angeschlossen werden. Die Jagdpolizeibehörde ordnet den Anschluß an, und ein Verwaltungsstreitverfahren (§ 105 Z.-G. Ziff. 3) ist zulässig.

3. Die Rechte und Pflichten, welche verschoben werden, können an Privatpersonen oder juristische Personen verschoben werden. Die kriegssozialistischen Maßnahmen arbeiten vorwiegend mit der Verschiebung an juristische Personen: bevorrechtigte Bezugsgesellschaften, Kommunalverbände.

4. Die Verschiebung selbst als Verwaltungstätigkeit des Staats darf nur auf Grund gesetzlicher Ermächtigung erfolgen. Für die kriegssozialistischen Ausnahmen hat der Bundesrat die Ermächtigung durch § 3 des Gesetzes vom 4. August 1914 (Reichsgesetzblatt S. 327) erlangt.

5. Die öffentliche Rechte- und Pflichtenverschiebung ist gewöhnlich, aber nicht immer, mit einer Vorteils- und Nachteilsausgleichung verbunden, und zwar nur dann, wenn das Gesetz diese ausdrücklich vorschreibt. Eine allgemeine öffentlich-rechtliche Entschädigungspflicht des Staats für die rechtmäßige Hand-

Digitized by Google

habung der Staatsgewalt wird sowohl von der Theorie als auch von der Praxis der Gerichte abgelehnt. —

Die öffentlich-rechtliche Vorteilsausgleichung, die mit der öffentlichen Rechte- und Pflichtenverschiebung verbunden ist, könnte ebensogut Nachteilsausgleichung heißen, denn bei jeder Rechteverschiebung erhält der eine einen Vorteil gegenüber dem andern, dem das Recht genommen ist, und bei jeder Pflichtverschiebung wird der Entlastete bevorteilt, der Belastete benachteiligt. Wir verwenden den Ausdruck Vorteilsausgleichung im Anschluß an das privatrechtliche Institut gleichen Namens, die compensatio lucri cum damno. Bei dieser Vorteilsausgleichung kommen, je nachdem es der Gesetzgeber will, entweder allgemeine Vor- und Nachteile zur Ausgleichung oder nur die besonderen, d. h. diejenigen, welche über den Durchschnitt hinaus das eine oder andre Individuum treffen.

Die öffentlich-rechtliche Vorteilsausgleichung vollzieht sich als Verwaltungstätigkeit, nicht von selbst, durch das Gesetz oder ihm gleichkommende Ortsstatute. Daher ist die Auflegung von Anliegerbeiträgen (nach § 15 des preußischen Straßenfluchtliniengesetzes) keine Vorteilsausgleichung, sondern ein Akt der Besteuerung. Wie aber derselbe Verwaltungszweck auch auf dem Wege der Vorteilsausgleichung erreicht werden kann, zeigt der Vergleich des preußischen mit dem französischen Recht. Nach preußischem Recht (§ 15 des Gesetzes) werden die Anlieger einer neu angelegten Straße in der Weise beitragspflichtig, daß ein Ortsstatut diese Beitragspflicht einführt und die Grundzüge für die Berechnung der Kosten der gesamten Straßenanlage und deren Unterhaltung ebenso feststellt wie den Beitragsfuß (nämlich nach Verhältnis der Länge der die Straße berührenden Hausgrenze oder nach einem andern Maßstabe, z. B. nach der bebauungsfähigen Fläche u. a. m.). Diese Beiträge treffen auch den Anlieger, der aus der Herstellung der Straße keinen Vorteil zieht. Härten sind eine Folge dieser starren Steuergesetzgebung. Anders das französische Recht. An Stelle der durch Gesetz bewirkten starren Steuerauflage führt es eine von Fall zu Fall die konkreten Verhältnisse des Wertzuwachses berücksichtigende und bemessende Gegenleistung des Privaten ein. Es wird eine besondere Schätzungskommission gebildet, die für jeden begünstigten Straßenanlieger den ihm zugute kommenden Wertzuwachs und die von ihm dafür zu entgeltende Gegenleistung (contribution) berechnet. Das ist eine richtige Vorteilsausgleichung, keine Steuerauflage. Ebenso steht es mit der obenerwähnten kriegssozialistischen Maßnahme, die wir bei der Schwefelsäurefabrikation kennen gelernt haben. Wie oben erwähnt, handelt es sich darum, bei Feststellung des Einheitspreises, welcher den Fabriken für die Herstellung der Schwefelsäure gezahlt wird, das teuerste Produktionsverfahren zugrunde zu legen. Nun arbeiten einige Fabriken billiger. Diese werden, um den unverdienten Vorteil, den sie genießen, auszugleichen, mit einer Umlage belegt, welche die ihnen vorgesetzte Reichsverwaltungsstelle für private Schwefelwirtschaft nach näherer Bestimmung des Reichskanzlers, also durch Verwaltungstätigkeit, festsetzt. Sieht man diese Anordnung näher

Digitized by Google

an, so findet man, daß die Verwaltungsstelle für jede Schwefelsfabrik auf Grund ihrer Auskünfte eine Rohstoffgrundzahl bestimmt, welche dem Werte der verarbeiteten Rohstoffe oder vorrätigen Mengen von Schwefelsäure und Oel, einschließlich Abfallsäuren, „angepaßt" ist. Diese Rohstoffgrundzahl dient dem Umlagepflichtigen zur Berechnung seiner Umlage (§ 3 der Ausführungsbestimmungen zur Verordnung vom 13. November 1915). Der Ausdruck „anpassen" deutet darauf zur Genüge, daß die Verwaltungsstelle hier individualisierend vorgeht. Im Einzelfalle kann sie auch bei der Festsetzung der Rohstoffgrundzahl einen Aufschlag zu den Rohstoffselbstkosten gewähren, wodurch sich die Umlage natürlich vermindert. Wir haben es also nicht mit einer richtigen Steuer, sondern mit einer Vorteilsausgleichung zu tun.

V

Was wird nun von all diesen sozialistischen Maßnahmen nach dem Kriege bestehen bleiben? Für die Uebergangsjahre, welche uns in ruhigere Wirtschaftsverhältnisse hinübergeleiten sollen, wohl das meiste. Denn es ist wohl kaum anzunehmen, daß dem freien Wettbewerb anheimgegeben werden darf, in rücksichtsloser Weise drauflos zu wirtschaften und nach dem Auslande Güter abzusetzen, die man im Inlande viel besser und für die Gesamtheit nützlicher verwenden kann. Auch in unsrer Volkswirtschaft selbst wird durch die Abgeschlossenheit unsers Wirtschaftsgebiets nicht bloß durch hohe Zölle, sondern auch durch das hohe Agio der ausländischen insbesondere der amerikanischen Valuta, die Neigung zur Trustbildung vorhanden sein, und da muß man natürlich verhindern, daß diese Trustgesellschaften im Inland teuer und im Ausland um so billiger verkaufen, nur um den wirtschaftlichen Gegnern Konkurrenz zu bieten. Die Sicherung eines Mindestbedarfs für das Inland wird also nach Art des Kriegssozialismus bestehen bleiben. Aber nicht bloß der Produktions-, sondern auch der Konsumtionssozialismus des Krieges wird in Zeiten der Not wieder zur Geltung kommen. Bis wir im Vereine mit Oesterreich-Ungarn unsern Eigenbedarf an landwirtschaftlichen Produkten decken werden, wird es noch eine geraume Zeit dauern. Daß wir aus dem Ausland um schweres Gold die notwendigen Mengen einkaufen, damit jeder einzelne nur üppig leben kann, ist schwer anzunehmen. Wir werden unsre Bedürfnisse, unsre Vorräte an Lebensmitteln, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, „strecken" müssen, und die „Streckung" bedeutet die Beibehaltung kriegssozialistischer Maßnahmen. Schließlich wird auch bei uns der reichere Volksgenosse lernen müssen, seine Bedürfnisse, namentlich wenn Lebensmittel in Frage stehen, einzuschränken und dem Aermeren nicht das vor der Nase wegzukaufen, was dieser zur Erhaltung seines Lebens notwendig braucht. Der gleiche Anteil an dem Lebensmittelvorrat, der zur Erhaltung der menschlichen Existenz dient, wird jedem Volksgenossen gesichert sein müssen: das Recht auf Brot!

Digitized by Google

Metternich und List

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Der Gedanke einer wirtschaftlichen Zusammenfassung aller Länder deutscher Zunge schwebte bereits den Männern vor, die das von Napoleon über den Haufen geworfene europäische Staatengebäude wieder aufbauen oder wenigstens restaurieren sollten. Im Art. XIX der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 heißt es: „Die Bundesglieder behalten sich vor, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt a. M. wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten (sowie wegen der Schiffahrt nach Anleitung der auf dem Kongresse zu Wien angenommenen Grundsätze) in Beratung zu treten." Ein feindseliges wirtschaftliches Verhältnis zwischen den Bundesstaaten hielt man wohl für unvereinbar mit dem innigen politischen Zusammenschlusse. Ob man damals an eine förmliche Zolleinigung dachte, ist zweifelhaft. Freiherr v. Wessenberg, der zweite Delegierte Oesterreichs auf dem Kongresse, schrieb am 24. Januar 1851 an den Erzherzog Johann, die dreizehn ersten Artikel der Bundesakte sowie der neunzehnte seien zum größten Teil sein Werk. Ueber die Tragweite dieser Bestimmung spricht er sich nicht aus. Sicher ist, daß die Bundesversammlung, deren Tätigkeit zunächst durch Konstituierungsarbeiten und Privatreklamationen mannigfachster Art völlig in Anspruch genommen war, wenig Eile zeigte, sich mit wirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen. Allein die liebe Not der Zeit klopfte an die Fenster ihres Beratungssaales. Es gebrach damals in vielen deutschen Staaten an den nötigsten Lebensmitteln, vor allem an Getreide und Schlachtvieh. Die Länder aber, die davon genug hatten, glaubten sich ihren Besitz durch sehr energische Abschließungsmaßregeln sichern zu müssen. Aus diesem Zustande heraus erging an die Bundesversammlung ein Schmerzensschrei der Minderbegünstigten, die Abhilfe verlangten. In der 29. Sitzung der Bundesversammlung am 19. Mai 1817 regte der württembergische Gesandte die Aufhebung aller Beschränkungen des Verkehrs mit den notwendigsten Lebensmitteln an. Auf den Vorschlag des österreichischen Vertreters wurde ein fünfgliedriger Ausschuß mit der Beratung dieses Gegenstandes betraut, der bereits nach vierzehn Tagen in der 32. Sitzung Bericht erstattete. Namens der Kommission beantragte der bayerische Gesandte den Abschluß einer Uebereinkunft zwischen sämtlichen deutschen Bundesstaaten in betreff der Freiheit des Handels mit Getreide und Schlachtvieh. In den nächsten Sitzungen erfolgten Beitrittserklärungen einer Anzahl von Bundesstaaten: der beiden Mecklenburg, Preußens, Hannovers, Braunschweigs, Nassaus, der freien Städte. Dagegen erklärte der Vertreter Oesterreichs am 14. Juli, seine Regierung sei leider nicht in der Lage, sich schon jetzt mit Bestimmtheit zu äußern; sie bedürfe dazu der Weisungen des

Digitized by Google

zurzeit von Wien abwesenden Kaisers, und zwar um so mehr, als sich die Vereinbarung auch auf die nicht zum Bunde gehörigen Königreiche erstrecken solle. Gerade an diesen Gebieten lag aber den Bundesstaaten am meisten, denn es handelte sich um Ungarn, Venetien und Posen.

Inzwischen war der Entwurf der Uebereinkunft, die bereits am 1. Oktober ins Leben treten sollte, der Wiener Geheimen Hof- und Staatskanzlei, wie damals das Ministerium des Aeußern hieß, vorgelegt worden, die darüber das Gutachten der zuständigen innern Behörden einholte. Am 30. Juni fand eine Sitzung statt, an der Vertreter der Hofkanzlei, der Kommerzhofkommission, der allgemeinen Hofkammer und der Hof- und Staatskanzlei teilnahmen und bei der sich ein einstimmiges Votum zugunsten dieses Abkommens ergab. Auch der Staatsrat, an den die Angelegenheit hierauf geleitet wurde, erklärte sich für den Beitritt Oesterreichs. Nur zwei Staatsräte, die Grafen Wallis und Zichy, sprachen sich dagegen aus. Zu ihren Gunsten entschied der Kaiser. Die vom 13. August datierte Entschließung über den Vortrag Metternichs lautete: „Da es die Verhältnisse der österreichischen Monarchie nicht erlauben, einen unbedingt freien Verkehr mit Getreide und Schlachtvieh mit den angrenzenden Staaten für alle Zeiten zu gestatten, und da ich ohnehin geneigt bin, das, was hiervon entbehrlich ist, allenthalben und mithin auch an die deutschen Bundesstaaten ausführen zu lassen, finde ich, der auf dem Bundestage vorgeschlagenen Uebereinkunft aller deutschen Bundesstaaten zum immerwährenden freien Verkehr mit Getreide, Hülsenfrüchten, Kartoffeln und Schlachtvieh nicht beizutreten. Sobald es mit dem Wohl meiner Untertanen vereinbarlich sein wird, soll der Ausfuhr von Getreide und Schlachtvieh aus meinen Staaten in jene des Deutschen Bundes kein Hindernis entgegengesetzt werden." Gleichzeitig richtete der Kaiser an den Staats- und Konferenzminister und Obersten Kanzler Grafen Ugarte ein Handschreiben folgenden Wortlautes: „Ich will, daß Sie bei der reichlichen Ernte, welche heuer in allen Teilen meiner Monarchie stattfindet, mit den betreffenden Hofstellen ungesäumt in die Erwägung nehmen, ob es nicht an der Zeit sei, entweder jetzt oder zu welchem andern Zeitpunkte die bestehende Getreidesperre aufzuheben und die Ausfuhr in das Ausland zu gestatten, allgemein oder an einigen Punkten und an welchen, wie auch mit welchen Zöllen. Das Resultat dieser Beratung ist mir sobald als möglich vorzulegen."

Der erste Versuch, den im Art. XIX der Bundesakte schlummernden Gedanken einer Zolleinigung ins Leben treten zu lassen und wenigstens für einige Artikel die Zollschranken zu beseitigen, war zunächst an agrarischen und bureaukratischen Schwierigkeiten gescheitert. Der Gedanke sollte aber nicht wieder einschlafen. Es fand sich für ihn ein begeisterter Apostel in der Person des damaligen Professors an der Universität Tübingen, Friedrich List. In einer Eingabe an den König von Württemberg vom 29. April 1819 erzählt er, mehrere deutsche Fabrikanten und Kaufleute seien in Frankfurt a. M. an ihn mit dem Ersuchen herangetreten, ihnen wegen Aufhebung der Zölle im Innern Deutschlands eine Petition an die Bundesversammlung zu verfassen. Zugleich sei er

Digitized by Google

mit der Führung der Geschäfte des Deutschen Handels- und Gewerbevereins betraut worden, der sich auf der Frankfurter Ostermesse gebildet hatte. Daß er diese Stellung annahm, sollte List teuer zu stehen kommen. Nicht nur, daß er seine Professur verlor, auch bei seinen späteren Unternehmungen war es ihm, wie wir sehen werden, entschieden hinderlich, daß er als Konsulent eines „Vereines" auftrat. List ging sofort an seine Aufgabe. Am 14. April 1819 war der Entwurf einer Adresse an den Bundestag um Handelsfreiheit vollendet, sie trug die Unterschrift von etwa 1000 Kaufleuten und wurde am 20. Mai ihrer Bestimmung zugeführt. In den Protokollen der Bundesversammlung heißt es: Professor List aus Tübingen als Bevollmächtigter des Allgemeinen Deutschen Handels- und Gewerbevereins überreicht eine Vorstellung mit der Bitte um Aufhebung der Zölle und Mauten im Innern Deutschlands und um Anlegung einer allgemeinen Zollinie an Deutschlands Grenzen. Bereits in der am 24. Mai abgehaltenen 19. Sitzung der Bundesversammlung berichtete der Gesandte Hannovers, v. Martens, über die Eingabe. Zunächst werden in dem Referate formelle Mängel hervorgehoben; es fehle die staatliche Genehmigung des Vereins und irgendein Nachweis, daß die Unterzeichner tatsächlich als Bevollmächtigte eines ganzen Standes anzusehen seien. Was aber das Meritum der Sache anbelange, könne die Bundesversammlung über den Vorschlag einer Abschaffung der Zölle, der in der Theorie sehr vorteilhaft erscheine, nicht beschließen. Die Bittsteller mögen sich mit ihrem Anliegen an ihre Souveräne wenden. Der einstimmig gefaßte Beschluß ging dahin, daß die Bundesversammlung sich vorbehalte, bei der bevorstehenden Beratung über Art. XIX der Bundesakte auch diesen Gegenstand einer reiflichen Prüfung zu unterwerfen und das einzuleiten bemüht sein werde, was wahrhaft zur Förderung des deutschen Handels, vereinigt mit dem Gemeinwohle des Ganzen, gereicht. List ließ sich den gegebenen Rat gesagt sein. In Gesellschaft der Kaufleute Schnell aus Nürnberg und Weber aus Gera begab er sich zunächst an die süddeutschen Höfe, nach München, Stuttgart und Karlsruhe, wo sie die entgegenkommendste Aufnahme fanden. Auch in Berlin gab man freundliche Zusagen. List hatte inzwischen die Reise nach Wien angetreten, wo er am 5. Januar 1820 eintraf.

Um diese Zeit fanden in Wien Ministerialkonferenzen der deutschen Bundesstaaten „zur Ausbildung und Befestigung des Deutschen Bundes" statt. In der am 10. Januar 1820 abgehaltenen Sitzung wirft der Vorsitzende, Fürst Metternich, die Frage auf, „wie die hier angekommenen Individuen, die sich Deputierte des Deutschen Handelsvereins nennen, im Falle sie sich bei ihm oder bei andern Konferenzmitgliedern in dieser Eigenschaft melden sollten, zu behandeln sein werden. Da bereits im Bundestag erklärt worden sei, daß der sog. Handelsverein als eine durchaus illegale und unzulässige Verbindung zu betrachten sei, so wurde einstimmig beliebt, von dieser Erklärung nicht abzugehen und den gedachten Individuen zu ihrer Beruhigung zu eröffnen, daß man sich mit den Wünschen und Bedürfnissen des Handelsstandes in den verschiedenen deutschen Ländern beschäftige, zugleich aber anzudeuten, daß man sie auf keine Weise als

Digitized by Google

für diese Angelegenheit bevollmächtigt anerkenne und daher auch mit ihnen nicht in Verhandlung treten könne".[1]) Was Metternich vorhergesehen hatte, geschah. Am 15. Februar 1820 gelangte an die Ministerkonferenz eine von List, Schnell und Weber unterzeichnete Eingabe, worin die Aufhebung der zwischen den Bundesstaaten bestehenden Binnenzölle und die Schaffung von Schutzzöllen gegen die englische und französische Einfuhr verlangt wird. „Die Lage der deutschen Länder, die ökonomischen Verhältnisse und Verbindungen der deutschen Völker, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Literatur, ihre seit einem Jahrtausend bestehende Verfassung, der gegenwärtige Zustand von Europa und die Macht der sie umgebenden Nationen machen den Bund der Deutschen zur Naturnotwendigkeit, einen Bund, wodurch sie sich zu einem großen Ganzen vereinigen, um nach außen die Rechte einer europäischen Nation zu wahren, im Innern aber Wohlstand und Volk zu befriedigen," so heißt es in der Eingabe.[2]) Gleichzeitig mit der Eingabe an die Ministerkonferenz wendeten sich List und seine Genossen an den Kaiser. In der Bittschrift führen sie aus, welchen Nutzen eine Zolleinigung unter allen deutschen Staaten für die österreichische Industrie mit sich brächte. „Durch eine gemeinsame Zollinie würden die Seidenfabriken Wiens in den Besitz jenes Absatzes gelangen, welchen bisher die Fabriken von Paris und Lyon in West- und Norddeutschland behaupteten. Wien würde so in den Stand gesetzt, an Stelle des Auslandes die Moden anzugeben und den Norden mit Seidenwaren zu versehen." Am 6. März wurde List von Kaiser Franz empfangen und benützte die Audienz, um sein Anliegen mündlich zu unterstützen und in beweglichen Worten für die Zusammengehörigkeit Oesterreichs und Deutschlands einzutreten. Der Kaiser erwiderte, er werde gerne allem beitreten, was das Wohl des deutschen Vaterlandes befördern könne, ohne das Wohl der eignen Untertanen zu gefährden. Er werde die überreichten Aktenstücke prüfen und die Sachverständigen hören. Metternich übermittelte die Eingaben Lists an den Präsidenten der Kommerzhofkommission, Herrn v. Stahl, der wieder ein Gutachten zweier Fachleute einholte, des ehemaligen Direktors des Rheinoktroy Eichhoff und des Herrn Adam Müller.

Adam Müller von Nistersdorf, wie er mit seinem vollen Namen hieß, war ein sehr fruchtbarer, geistreicher, etwas phantastisch veranlagter Schriftsteller. Im Jahre 1779 von protestantischen Eltern geboren, wurde er 1805 Katholik, begab sich 1811 nach Wien, wo er durch Gentz mit hohen Kreisen in Verbindung gebracht wurde, und trat 1815 in kaiserliche Dienste, in denen er bis zu seinem Tode, zuletzt als Hofrat in der Staatskanzlei, verblieb. Als Schriftsteller wie als Redner kämpfte er mit Begeisterung gegen die Revolution, für das monarchische Prinzip und die Religion. In seiner Denkschrift, in der er sich gegen das „Unwesen der großen Fabriken" wendete und beklagte, daß die alten

[1]) Aegidi, Die Schlußakte der Wiener Ministerialkonferenzen. 1869.

[2]) Näheres über Lists Tätigkeit bei seinem Biographen Häußer und bei Beer, Oesterr. Handelspolitik im neunzehnten Jahrhundert.

Digitized by Google

vaterländischen Webestoffe, Leinen und Wolle, durch die Baumwolle verdrängt worden seien, gab er der Ueberzeugung Ausdruck, daß die Aufhebung der Binnenzölle und die Errichtung einer allgemeinen Zollunion die Not der Industrie nicht nur nicht mindern, sondern eher steigern werde. Schon vor Lists Eintreffen hatte sich Müller zum Fürsten Metternich über die Bemühungen Lists sehr abträglich geäußert. In einem vom 6. Dezember 1819 datierten Berichte heißt es: „Die Reisen und Zudringlichkeiten der sog. Deputierten des Deutschen Gewerbevereins sind demagogische Umtriebe im eigentlichen Sinne des Wortes." Mit teilweiser Benützung der Gedanken, die Eichhoff und Müller in ihren Gutachten ausgesprochen hatten, erwiderte Stahl am 20. Dezember Metternichs Schreiben. Der Antrag, heißt es in der Antwort, zwischen den achtunddreißig Bundesstaaten eine allgemeine Zollunion zu begründen und Retorsions-(Absperrungs-)maßregeln vorzüglich gegen England und Frankreich auszuüben, sei praktisch unmöglich und würde das Uebel nur vermehren. Die Anregungen Lists und seiner Genossen bezeichnet Herr v. Stahl als das Gerede und das Geschreibe einiger elender neuerungssüchtiger deutscher Schwindelköpfe. Der Verein habe alle politischen und merkantilistischen Reaktionen übersehen, die selbst von Amerika, Frankreich und Rußland zu besorgen wären, wenn Deutschland ein so allgemeines Aufsehen erregendes, schon an und für sich schädliches und unhaltbares System annähme. Diese Auffassung der zunächst zuständigen Stelle konnte auf das Verhalten Metternichs begreiflicherweise nicht ohne Einfluß bleiben, er gewann daraus die Ueberzeugung, daß ein allgemeines deutsches Handelssystem vorerst nur als frommer Wunsch zu betrachten sei.

Angesichts des schlechten Standes seiner Sache wandte sich List am 20. April 1820 mit einer neuen Eingabe an den Staatskanzler, worin er unter Berufung auf die wohlwollenden Aeußerungen des Kaisers geltend machte, daß die Bittsteller ja nur die Ausdehnung des österreichischen Merkantilsystems auf ganz Deutschland verlangen. „Die österreichische Industrie werde nicht durch jene der übrigen deutschen Staaten, sondern durch die Industrie der Engländer und Franzosen gefährdet. Die österreichische Douane könnte neben der Bundesdouane bestehen bleiben, als Kontrolle gegen die auswärtige Bundesdouane und als Schutzmittel gegen Deutschland in Ansehung jener Fabrikate, in welchen Oesterreich mit den übrigen deutschen Ländern nicht sogleich konkurrieren zu können glaube und die es bis zur weiteren Vervollkommnung von dem freien Verkehre ausschließe. Es lasse sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß Oesterreich nach wenigen Jahren den völligen freien Verkehr selbst wünschen werde." Schließlich stellte List die Bitte, sein Gesuch möge nicht von einer einzelnen Behörde, sondern kollegialisch behandelt werden. Metternich übermittelte am 9. Mai diese Denkschrift zur Begutachtung an die Kommerzhofkommission, bei der sie aber keine freundlichere Aufnahme fand als alle früheren Anregungen gleicher Art. Herr v. Stahl bezeichnete das Verlangen nach einer Zolleinigung als eine ganz unverdaute, nach Deutschtum riechende Idee, die bei den österreichischen Ministerien nie den entferntesten Eingang gefunden habe. List betrachte

Digitized by Google

das ganze Geschäft als Quelle seines guten Auskommens. Das ganze Benehmen dieses Mannes sei bedenklich. Zuguterletzt wird List noch dem berüchtigten Präsidenten der Polizeihofstelle Grafen Sedlnitzky als verdächtig denunziert. Sedlnitzky beeilt sich denn auch, „die Beobachtung, welcher er List gleich bei seiner Ankunft in Wien unterziehen ließ, zu verschärfen" und versichert, „er werde alles aufbieten, um die Ränke dieses bedenklichen Fremdlings möglichst zu paralysieren".

Am 13. Mai berichtet Metternich dem Kaiser über das Ergebnis der Ministerkonferenzen. Er bezeichnet es als wünschenswert, wenigstens bezüglich des freien Verkehrs mit Lebensmitteln, für den sich alle Bevollmächtigten ausgesprochen hätten, ein günstiges Resultat zu erzielen. Oesterreich würde sonst das Odium auf sich nehmen, der einzige Staat zu sein, der einem so nützlichen Uebereinkommen im Wege steht. Die übrigen den deutschen Handel betreffenden Verhältnisse wären erst von der Bundesversammlung in Beratung zu nehmen. Metternich drang mit seinem Vorschlage nicht durch, er hatte mächtige Gegner. Wenige Tage später erstattet Stahl Vortrag über das Gesuch Lists. Die Aufhebung der Binnenzölle und die Anwendung der Retorsion gegen Frankreich und England wären unpraktisch, führt er aus, und würden das Uebel nur vermehren. Oesterreich könne sein Prohibitivsystem ohne Erhebung des bedenklichsten Mißvergnügens nicht aufgeben. Am 26. Juni erfolgt die Allerhöchste Entschließung, wonach der Kaiser die Auskünfte zur Kenntnis nimmt und die gestellten Anträge genehmigt.

Nach dem Gesagten hätte es fast den Anschein, als ob überwiegend formale Bedenken oder die Persönlichkeit jener Männer, die der Zolleinigung das Wort redeten, für die Haltung der Bundesversammlung und der leitenden Wiener Behörden maßgebend gewesen wären. Es gab aber mindestens nebenbei auch sehr ins Gewicht fallende sachliche Momente, die sich österreichischerseits einer Zollunion mit den Bundesstaaten in den Weg stellten. In erster Linie kam der Umstand in Betracht, daß Ungarn, Galizien und die italienischen Besitzungen nicht zum Deutschen Bunde gehörten und nicht einmal mit den übrigen österreichischen Ländern zollgeeint waren. Ueberdies waren es tiefgehende Verschiedenheiten im Zoll- und Steuersystem, im Monopolwesen, in der Währung, die sich einer Vereinigung vorerst hindernd in den Weg stellten.

Während all dieser fruchtlosen Versuche, die österreichische Regierung umzustimmen, benutzte Preußen die Zeit, um das Problem der Zolleinigung Schritt für Schritt in seiner Art der Lösung näherzubringen. Ausgehend von dem neuen preußischen Zollgesetz von 1818, das bereits Handelsverträge mit den andern deutschen Staaten ins Auge faßte, traten zunächst Hessen-Darmstadt (1828) und Kurhessen (1831) der Preußischen Zollordnung bei, denen sich dann am 22. März 1833 der ebenfalls im Jahre 1828 gegründete bayerisch-württembergische Verein anschloß. Im selben Jahre traten dann Sachsen und der Thüringische Handels- und Zollverein, 1835 Homburg, Nassau und Baden, 1841 Braunschweig und Hannover, und später Oldenburg und Schaumburg-

Digitized by Google

Lippe dem Zollvereine bei. So war die angestrebte Zolleinigung ohne, ja gegen Oesterreich zustandegekommen. In Wien konnte man sich nicht länger dem Ernst der Lage verschließen. Im Juni 1833 erstattete Metternich über die Angelegenheit längeren Vortrag an den Kaiser. Er führte darin folgendes aus: Eine Reihe von Jahren nach dem Zusammentreten des Bundesrats sei der Art. XIX der Bundesakte unvollzogen geblieben. Die großen Schwierigkeiten, die die Verschiedenheit der Zoll- und Steuerverfassungen in den einzelnen deutschen Ländern dem Unternehmen entgegenzusetzen drohen, schreckten von demselben ab. Ein unmittelbar dringendes Bedürfnis, sich demselben zu unterziehen, bestand nicht oder schien wenigstens nicht zu bestehen. Niemand wollte mit Vorschlägen hervortreten, die für jeden zuvörderst Opfer irgendeiner Art zur Folge haben würden, und selbst bei den Wiener Konferenzen 1820 kam man über Handel und Verkehr nicht weiter als zu einem allgemeinen Artikel, der abermals nur baldige gründliche Vornahme des Gegenstandes seitens des Bundestages verhieß. Erst bei dem Umsichgreifen des Preußischen Zollvereines sei bei mehr als einem Bundesstaate die Ueberzeugung erwacht, daß nur in dem Einverständnis aller ein Mittel liege, die eigennützigen Pläne einzelner zu paralysieren. Zu diesem Zwecke schlug Metternich eine Modifikation der bestehenden Zoll- und Mautgesetze vor, um Oesterreich in den Stand zu setzen, zur Erfüllung des Art. XIX B.-A. im Sinne des hannöverischen Antrages vom 9. August 1832 mitzuwirken und durch solches Entgegenkommen zu einer Neutralisierung des Preußischen Zollvereines den Grund zu legen. Dieser hannöverische Antrag war auf Erweiterung und Beförderung des Aktivhandels und Verkehrs in Deutschland mit Rohprodukten und Fabrikaten gerichtet. Fürst Metternich beantragte schließlich die Einholung eines Gutachtens der Fachministerien über diese Frage. In der hierüber verfaßten Denkschrift spricht sich die Hofkammer gegen den Anschluß Oesterreichs an den Zollverein aus, weil damit der Uebergang zum Freihandel und ein Entgang an Zollerträgnissen verbunden und dem deutschen Mitbewerbe Tür und Tor geöffnet werden; höchstens könne man daran denken, dem Zollvereine tarifarische Zugeständnisse zu machen. In der kaiserlichen Entschließung über diesen Vortrag vom 13. Juli 1834 heißt es: Derartige Konzessionen könnten nur gemacht werden, wenn die Initiative von den fremden Regierungen ausginge und uns Kompensationen geboten würden. Ueberdies finde es Seine Majestät nicht rätlich, dem Zollverein mit Maßregeln entgegenzukommen, deren Erwiderung zweifelhaft wäre und die im Auslande den Eindruck der Nötigung hervorrufen könnten. Damit war die Sache auch für diesmal abgetan.

Erst nach Jahren kam Metternich auf die handelspolitischen Fragen zurück. Von einem längeren Aufenthalt in Deutschland heimgekehrt, schrieb er am 20. Oktober 1841 an den Hofkammerpräsidenten Baron Kübeck, die Beobachtungen, die er auf seiner Reise gemacht, hätten ihn in seiner Ansicht über den Aufschwung des deutschen Handels und der deutschen Industrie und über die Wichtigkeit der Entwicklung des deutschen Zollvereins bestärkt und ihn mit dem lebhaften Gefühl erfüllt, daß ein ferneres Verharren Oesterreichs in der bisher

Digitized by Google

eingehaltenen Stellung Folgen nach sich ziehen müsse, deren voller Umfang nicht leicht zu berechnen sein dürfte. Unsre bisherige Haltung habe einen Zustand von Passivität herbeigeführt, der auf die Entwicklung und den Wohlstand unsrer Provinzen höchst nachteilig einwirkte. Er glaube, daß ein Mittel, dieser bedenklichen Entwicklung vorzubeugen, auf dem Wege eines mit dem Zollverein zu schließenden Vertrages gefunden werden könnte (bekanntlich kam es dazu erst zwölf Jahre später). Vor der Errichtung des Zollvereins sei in Deutschland nichts mehr vorhanden gewesen, was den Namen eines deutschen Handels verdient hätte. Durch den Zollverein sei aufs neue ein kommerzieller Gemeingeist geweckt worden, hätten sich die Handelstendenzen einer fernen Vergangenheit wieder geäußert. Man habe erkannt, daß der Vorteil jedes einzelnen Teiles am besten unter dem Schutze der Größe der Gesamtheit zu erreichen und zu bewahren sei. Er habe während seiner Reise die Kräfte beobachtet, die sich allenthalben regen, und es habe sich in ihm ein lebhaftes Gefühl des Nachteiles entwickelt, in dem sich Oesterreich befinde. So war unter dem Drucke der Ereignisse aus dem Saulus ein Paulus geworden. Aber Metternichs Mahnruf stieß auf kein Verständnis. In einer vertraulichen Ministerialberatung, die am 17. November 1841 abgehalten wurde, siegte die Anschauung, daß vorerst ohne Abschluß eines förmlichen Handelsvertrages ein Einverständnis über eine allmähliche Modifikation der Zollsätze anzubahnen wäre. Die Schaffung einer Zolleinheit mit den deutschen Bundesstaaten wurde vertagt mit Rücksicht auf die schon früher erwähnten sachlichen Schwierigkeiten. Nur bezüglich der von Metternich ebenfalls angeregten Eisenbahnanschlüsse nach Norden, Westen und Süden fand eine Einigung statt. In einem späteren, an Kübeck gerichteten Schreiben vom 10. Dezember desselben Jahres kam der Staatskanzler speziell auf die Frage einer wirtschaftlichen Annäherung an die italienischen Staaten zu sprechen, offenbar in dem Gedanken, dadurch ein Gegengewicht gegen den Preußischen Zollverein zu schaffen, wenngleich es in seiner Note heißt, daß durch eine solche Maßregel „den Bestrebungen revolutionärer Sekten entgegengewirkt und jene flachen Träumereien von politischer Verschmelzung und Unabhängigkeit beschwichtigt" werden könnten.

Zwei Jahre später finden wir List neuerdings in Wien. Im Sommer 1843 benutzte er einen Aufenthalt in Ischl, um beim Fürsten Metternich Audienz zu nehmen und ihm allerlei Eisenbahnpläne zu unterbreiten, aber auch seine Ansichten über die Notwendigkeit zu entwickeln, den Zuständen in Ungarn eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. List war mit diesen Verhältnissen wohlvertraut und stand seit längerer Zeit mit hervorragenden Ungarn, so mit Apponyi, Majláth, Andrássy, Batthyányi, Széchényi, Pulßki und Kossuth in brieflichem Verkehr. Von dem letzteren stammen eine Anzahl Abhandlungen, die 1842 im „Pesti Hirlap" erschienen und in denen er sich gegen eine Zolleinigung aussprach. Auch gelangten Artikel aus der Feder von Lukács und Pulßky durch Lists Vermittlung in die „Allgemeine Zeitung". Metternich forderte List auf, seine Ansichten schriftlich niederzulegen. Diesem Winke entsprechend, ließ sich

Digitized by Google

List in mehreren Denkschriften aus, in denen er mit gewohnter Begeisterung für eine Verständigung der österreichischen Regierung mit Ungarn eintrat. Er knüpfte an eine Charakteristik der Politik Rußlands als eines reinen Eroberersstaates an und warnte vor den Gefahren, die daraus entstehen könnten. Gegenwärtig sei Rußland im Begriffe, eine Reihe von Barbarenländern in sich aufzunehmen, sich an die Spitze aller Barbaren von Europa und Asien zu stellen; die Beute sei bereits aller Widerstandskraft bar und es bleibe nur noch übrig, jene zu lähmen, die dagegen nachdrücklichste Einsprache zu erheben vermöchten, und unter diesen stehe Oesterreich infolge seiner geographischen Lage, seiner nächsten Interessen und seiner Macht in erster Reihe. Jede Bewegung in Frankreich könne Oesterreich und Preußen nötigen, ihre Blicke von Osten nach Westen zu wenden. Wäre nun die ungarische Wunde bis dahin noch offen, heißt es dann wörtlich, so wäre nichts natürlicher, als daß die ungarische Oppositionspartei diese günstige Gelegenheit beim Schopfe fasse, um im Augenblick der größten Verlegenheit ihre Forderungen aufs höchste zu spannen. Das wäre nun der günstige Augenblick für Rußland, um in der Rolle des Vermittlers zwischen Oesterreich und Ungarn aufzutreten. List verbrachte im folgenden Jahre mehrere Monate in Budapest. Bei seiner Rückkehr nach Wien wurde er von den verschiedensten Kreisen gefeiert. Er hielt einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag im juridisch-politischen Leseverein, und am 23. Dezember 1844 gab man ihm zu Ehren ein glänzendes Festessen. Erst im Juli 1845 kehrte List in die Heimat zurück. Er sollte es nicht erleben, daß der Samen, den er ausgestreut, zur Ernte heranreifte. Des Kampfes müde, ein gehetztes Wild, an Leib und Seele lahm, „der Verzweiflung nahe", wie er an Freund Kolb schreibt, machte er am 30. November 1846 seinem Leben selbst ein Ende. Aber auch Metternich, der allgewaltige Staatskanzler, wurde nicht viel später von dem ersten Sturm der Märzrevolution hinweggefegt. Welche Umwälzung dieses Ereignis in den Anschauungen selbst der maßgebenden Wiener Kreise in betreff des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Deutschland hervorrief, läßt ein Artikel entnehmen, der im Juli 1848 in der offiziellen „Wiener Zeitung" erschien: „Mitteleuropa vom Rhein zum Schwarzen Meere, von der Nord- und Ostsee bis zu den Apenninen und dem Balkan," heißt es darin, ist erfüllt von der jetzigen Bewegung. Es besitzt alle Bedingungen zu einem selbständigen organischen Ganzen. Ganz Mitteleuropa kann mit Beibehaltung aller Landeseigentümlichkeiten und teuren Heimatsformen trotz der Verschiedenheit seiner Völker ein starker Staatenbund werden, dessen Länder und Regenten alle nebeneinander und keiner über dem andern stehen." Könnten diese Worte nicht ebensogut heute geschrieben sein?

Noch war man an die Regelung der wirtschaftlichen Fragen nicht herangetreten. Da kam in Wien ein Mann ans Ruder, Karl Ludwig Bruck, der die Zügel, die List entwichen waren, in seine feste Hand nahm und die Frage der Zolleinheit durch alle Klippen der inneren und äußeren Widerstände dem Ziele entgegenzuführen suchte. In Wien war zu jener Zeit der Wunsch nach einer Zolleinigung mit Deutschland ein sehr lebhafter. Um so abgeneigter zeigte man

Digitized by Google

sich dem Plane in Berlin. Bismarck bezeichnete es, wie er in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (Ausgabe von 1913, I, 98—99) erwähnt, weder damals (1852) noch später für ratsam, dem Streben nach einer Zolleinigung entgegenzukommen. „Zu den notwendigen Unterlagen einer Zollgemeinschaft gehöre ein gewisser Grad von Gleichartigkeit des Verbrauches. Zwischen Ungarn und Galizien einerseits und dem Zollverein anderseits sei die Verschiedenheit des Verbrauches zollpflichtiger Waren zu groß, um eine Zollgemeinschaft durchführbar erscheinen zu lassen. Der Verteilungsmaßstab für die Zollerträge würde stets für Deutschland nachteilig bleiben, auch wenn die Ziffern es für Oesterreich zu sein scheinen. Letzteres lebe in Zis- und noch mehr in Transleithanien vorwiegend von eignen, nicht importierten Erzeugnissen.“ Der Februarvertrag von 1853, der eine Anzahl von Rohstoffen und Fabrikaten vom Zolle befreite und ihn bei andern stufenweise herabsetzte, überdies die Durchfuhr freigab, bedeutete unter diesen Umständen immerhin einen Fortschritt. An einen weiteren Ausbau des begonnenen Werkes nach Ablauf des Vertrages im Jahre 1865 war aber nicht zu denken. Die erbitterten Verfassungskämpfe zwischen Oesterreich und Preußen schlossen ein friedliches Zusammenwirken aus, und in den nächsten Jahrzehnten kam es infolge der überhandnehmenden schutzzöllnerischen Tendenzen eher zu einer Verschärfung der Gegensätze.

Und abermals nach hundert Jahren klopft das Problem der Zolleinigung zwischen den beiden verbündeten Kaiserreichen vernehmlich an unsre Pforten. Ob die Hindernisse, die sich ihm bisher in den Weg gestellt haben, heute noch bestehen und ob sie unüberwindbar sind, wird sich bald herausstellen müssen.

Die neue Türkei und die alttürkische Tradition

Von

Else Marquardsen-Kamphoevener

Der große Kampf, den die Türkei seit vielen Jahrzehnten intra muros führt, ist in Wahrheit der Kampf der alten gegen die neue Zeit. Was jetzt auf den Schlachtfeldern, die mit türkischem Blute getränkt werden, ausgefochten wird, bedeutet eigentlich schon den Sieg des Neuen — den Untergang des Gewesenen.

Es gab bisher kein Land innerhalb der Grenzen Europas, welches so völlig in einem andern Jahrhundert lebte, wie die Türkei; keines, dessen Leben so traumversonnen, so sonnenwarm, so weltentrückt, so himmelsnahe war. Und jeder, der dieses Traumleben mitleben durfte, fühlt mit Schmerz, wie nun das Ende dieses geheimnisvoll tiefen, reichen und warmen Seins gekommen ist, das die Politik mit „Alttürkentum“ bezeichnet. Allerdings will die Politik mit diesem Wort etwas völlig andres gesagt haben, als was ich soeben andeutete;

Digitized by Google

denn wenn so gesprochen wird, ist politisch der gesegnete Schlendrian gemeint, der weder Rechts noch Links unterschied, weder Mein noch Dein, weder Recht noch Unrecht. Dieser Schlendrian, der, um seine Lumpen zu verhüllen, sich das königliche Kleid orientalischer Würde umhing und es so vermochte, viele über das eigentliche Wesen des Orientalen zu täuschen.

Wieviele gibt es auch heute noch bei uns, die selbst jetzt sich noch nicht ganz von dem Erstaunen erholt haben über die Kriegstüchtigkeit unsrer Bundesgenossen und es gar nicht begreifen können, wieso die gleichen Menschen im Balkankriege von Niederlage zu Niederlage getrieben werden konnten, die jetzt stolz und ruhig von Sieg zu Sieg schreiten. Um dieses Rätsels Lösung zu finden, werden dann unsre Offiziere angeführt, und es heißt, sie machten eben da unten alles. Ferne sei es von mir, das Verdienst unsrer Offiziere zu schmälern; ich weiß es wohl, sie leisten sehr viel, wie sie es überall tun, wo ernste Mannesarbeit ihrer harrt. Da aber mein eigner Vater sechsundzwanzig Jahre lang als Militärreformer in der Türkei war und ich mit ihm, so vermag ich zu beurteilen, inwieweit die Tätigkeit deutscher oder andrer fremdländischer Offiziere das Verhalten der Türken zu beeinflussen vermochte. Ich behaupte deshalb, daß die ganze Arbeit unsrer Offiziere im gegenwärtigen Kriege für unsre gemeinsamen Interessen bei den Türken nutzlos wäre, wenn nicht die Türken selbst eine vollkommene Umwälzung in ihrem staatlichen Sein und Denken aus ihrer eignen Mitte heraus hätten eintreten lassen.

Es mag Völker geben, beispielsweise die romanischen, in die der Funke von außen hineingetragen werden kann: Völker, deren starke Eigentümlichkeit sich im Weltverkehr schon abgeschliffen hat, oder solche, deren Entzündbarkeit sie jedem geschickt gestellten Worte preisgibt, so es zur rechten Zeit mit entsprechender Emphase vorgebracht wird.

Beim Osmanen sind diese Möglichkeiten nicht gegeben.

Seit Jahrzehnten buhlen die Großmächte um die Türkei und bieten alle Mittel auf, um sie fest in die Hand zu bekommen, aus dem einzigen Grunde, um im entscheidenden Augenblick Konstantinopel nehmen zu können. Die Türkei, welche überall in Europa mitleidig als „der kranke Mann“ bezeichnet wurde, nahm alle Propositionen mit gleicher Geschmeidigkeit entgegen, fügte sich den Forderungen, wo sie nicht anders konnte, und lachte sich im übrigen ins Fäustchen. Diese Tatsache schien jedoch nur wenigen und dann nur vorübergehend aufzufallen; die Ueberzeugung von der politischen Abhängigkeit der Türkei den Großmächten gegenüber brachte auch eine gewisse politische Nichtachtung mit sich. Man war überzeugt, die Türkei füge sich nur deshalb allen Forderungen, weil sie am letzten Ende ihrer Kraft angelangt sei und ihre eigne Schwäche eingesehen habe. Man glaubte, sie werde sich noch einige Zeit schlecht und recht lebendig halten mit allerlei Kunstmitteln, um eines Tages eines natürlichen Todes zu verblassen, worauf dann seitens der lachenden Erben die Rauferei um die Perle in Europas Krone, um Konstantinopel, beginnen konnte.

Digitized by Google

Es gab auch keinerlei Möglichkeit, diese Ueberzeugung den Beteiligten zu nehmen, denn die kulturelle Ueberhebung Westeuropas ist so unsinnig und groß, daß sie blind und taub macht gegen alle Beweise, welche dieses eingebildete Prärogativ angreifen könnten.

In Wirklichkeit aber lagen die Verhältnisse für den, der es vermochte, durch den Schleier hindurchzusehen, der im Orient alles Geschehen verdeckt, wie folgt:

Die Kraft wie auch die Schwäche des Osmanen liegen im Koran.

Seine Schwäche, vom Standpunkte des modernen Staatswesens aus betrachtet deshalb, weil es außerordentlich schwer ist, ihn davon zu überzeugen, daß Verhältnisse eintreten können, welche von einem gläubigen Moslem ein Zuwiderhandeln gegen dieses oder jenes Gebot des Koran verlangen, zum Besten seines Landes und seines Volkes. Das wenig politisch geschulte Denken der Allgemeinheit der Osmanen vermag diesen Zwang erst dann einzusehen, wenn Katastrophen eingetreten sind und es zu spät ist. Solange die Katastrophe nur droht, werden solche Anschauungen oft als Mangel an Vertrauen in Gottes Güte und Weisheit angesehen, als ein unehrerbietiges Hervorheben menschlichen Denkens, das so viel kleiner und niederer als das Gottes ist, wie die Erde niederer als der Himmel. Man kann sich auf diese Weise in einen Kreis gebannt sehen, aus dem es kein Entrinnen gibt und dessen Verfolgung Verzweiflung heißt, denn auf das Argument von Gottes höherer Weisheit gibt es keine Antwort. Hierin liegt, staatsmännisch gesprochen, die Schwäche, welche für den Osmanen aus seinem tiefen Verwachsensein mit dem Koran hervorgeht.

Unendlich viel größer aber ist die Kraft, die er aus diesem Buche zieht, welches ihm die lebendige Offenbarung Gottes ist und das unlösliche Band, das seinen Himmel an diese Erde der Vergänglichkeit fesselt. Diese Kraft hat sich schon unzählige Male negativ bewiesen durch das, was man an übergetretenen Moslems sieht, auch wenn sie schon seit Generationen als Volksgemeinschaft den Christenglauben angenommen haben. Ich habe da speziell die ägyptischen Kopten und die syrischen Araber im Auge; alle Unzuverlässigkeit, Hinterhältigkeit, Unehrlichkeit und Verkommenheit, deren der Orientale in schlimmsten Fällen fähig ist, scheint sich in Art und Wesen dieser Leute auszudrücken, denen der Boden genommen ward, auf welchem im Orient die guten und edlen Eigenschaften wachsen.

Denn eben das ist das Charakteristische des Islam: er ist kein Kult, er ist eine Religion. Damit will ich sagen, daß dem Ungebildeten im Volke nicht über die Religionsübungen die Religion selbst aus den Augen kommt, sondern daß sie allein und ihr Inhalt immer das Wesentliche bleibt. Was Koran und Hadith — das sind die heiligen Bücher, Kommentare zu Mohammeds Lehre — sagen und sind, greift in alle Lagen des Lebens ein, weiß für alle Lagen Rat und Hilfe, leitet Fühlen und Denken des Gläubigen, was immer ihm geschehe. Und die Einfachheit und Tiefe des Gesagten ist so vollendet, daß selbst der kritische Gebildete sich gefangen gibt und sein Leben nach den Lehren des Propheten

Digitized by Google

und seiner Nachfolger einrichtet, als ein Lobopfer für Gott den Höchsten, dessen Güte und milde Gerechtigkeit ihn umgibt, wohin er sich auch wende. Da nun der Koran selbst in seinen Lehren von der Bewertung irdischer Taten im Jenseits wiederholten und nachdrücklichen Wert darauf legt, daß nicht das Wie wichtig sei, sondern das Was, so sucht der Moslem sein Handeln so einzurichten, daß nach außen von allem, was er tut und leistet, möglichst wenig Geschrei gemacht werde, dafür aber desto mehr Intensität nach innen vorhanden sei. Daraus resultiert eine Verinnerlichung und Läuterung alles Strebens, ein Zusammenhalten alles ethischen Wollens im Schrein des Inneren, welches eben als gesammelte Kraft erscheint und wirkt.

Und diese Kraft ist auch Sicherheit allen Lebenslagen gegenüber, da das eigentliche und Hauptaugenmerk auf ein transzendentales Gelingen gerichtet ist, weniger auf ein zeitliches. Dieses Abwenden vom Zeitlichen, das in seiner höchsten Potenz bei den Buddhisten zu finden ist, zeigt sich auch schon hier im nahen Orient, und es ist, als habe Mohammed, dieser kluge und weitblickende Mensch, die süße Gefahr erkannt, die ein Versenken in unendliche Sonnenfernen bedeutet, denn er mahnt:

„O ihr Gläubigen, verbietet nicht die Annehmlichkeiten dessen, was Gott euch erlaubt hat; seid keine Uebertreiber, denn Gott liebt die Uebertreibenden nicht." (Sure 5, 89.)

Darum eben sagte ich, es sei der Islam kein Kult, sondern eine Religion, weil er in so schöner Weise das alltägliche Leben zum Gottesdienst zu machen versteht. Und weil der Moslem mit dem Koran denkt und fühlt, ist ihm auch das Treiben und Tun der Westeuropäer so fremd und unverständlich, da der Hintergrund des Ewigkeits- und Gottesgedankens, der für ihn beherrschend ist, beim Westeuropäer, was das alltägliche Leben anlangt, fehlt.

Darum auch und nur darum ist dem Osmanen Hast und Eile so zuwider, weil alles Hastige dem Begriff des Göttlichen, so wie er es erfaßt, entgegen ist. Darum und nur darum erscheint ihm der Westeuropäer so töricht und unwesentlich, weil all sein Trachten auf den gegenwärtigen Tag sich bezieht, auf das Heute und das Morgen, wenn es weit geht, noch auf das Uebermorgen. Was aber ist im Angesichte der göttlichen Ewigkeit das Heute und das Morgen? Was selbst des eignen Landes Not, da doch das göttliche Bestimmen über diesem Lande waltet?

Anders freilich wird es, wenn der Glaube angegriffen wird, wenn das Reich, das auf den Stufen von Allahs Throne ruht, dem Ueberfall der Ungläubigen ausgesetzt ist. Dann ist es der Ruf Gottes, der ergeht und dem jeder Moslem zu folgen hat, denke er, was er wolle von den Ereignissen. Wann aber ergeht dieser Ruf Gottes?

Das eben war das Problem, welches das jungtürkische Regime zu lösen hatte: wie war das staatsmännische Interesse des türkischen Reiches zu vereinigen mit den Geboten des Koran? Wie war es so einzurichten, daß der gläubige Moslem zur selben Zeit den Ruf Gottes vernahm, wie es die politische

Digitized by Google

Notwendigkeit zur Erhaltung des Staates erforderte? Dieses Problem konnte niemals gelöst werden mit den Mitteln westeuropäischer Klugheit; nur aus dem tiefsten Wissen osmanischen Fühlens heraus vermochte man an dasselbe heranzutreten.

Was nützten da Englands Versprechungen, seine Verleumdungen andrer? Was halfen Rußlands Drohungen? Was auch Frankreichs Schmeicheln? Es handelte sich darum, das eigne Volk in langsamer, unermüdlicher Arbeit hinzuleiten auf den Punkt, wo es dann selbst ausrief, hier gelte es des Islams Größe.

Dieses war seit Jahrzehnten das Ziel alles jungtürkischen Strebens, und so seltsam es klingen mag, in diesem Streben unterstützte das Jungtürkentum am wirksamsten der Sultan Abdul Hamid und seine Politik. Denn es war ja nicht abzuleugnen, daß ein gewisses Etwas im Volke lebte, welches hinaus und fort strebte aus den bestehenden Verhältnissen, und es wäre wohl kaum möglich gewesen, die morsche Minderwertigkeit dieser Verhältnisse krasser zu demonstrieren, als es die Regierungsform des Sultans Abdul Hamid tat.

Völlig auf dem Boden alter Traditionen stehend, zeigte Leben und Herrschen des Sultans Abdul Hamid allen denen, die es sehen wollten, wie ungeeignet das Verharren auf diesen alten Traditionen war, wenn die Türkei im Konzert der Mächte mitspielen wollte. Denn diese alten Traditionen bargen nicht nur allen Reiz und alle Schönheit vergangener stiller Zeiten, da der Weg nach Westeuropa nur ideell existierte, sie bargen auch alle Enge, alle Härte, alle gewaltsame, gedankenlose Tyrannei der alten Zeiten. Und derjenige, der am besten zu zeigen vermochte, wohin die konsequente Einhaltung alter Traditionen führte, war der Sultan selbst, der keine Stunde des Tages und der Nacht sich seines Lebens sicher fühlte, sondern als unumschränkter Herrscher und Kalif ein armes, zitterndes Geschöpf war und blieb, das die Minute segnete, die seinem Herzen das lebendige Schlagen ließ. Und was nützte es ihm, wenn er alle Handhaben anwandte, die ihm die vielen Möglichkeiten dieser alten Traditionen an die Hand gaben? Was half es ihm, wenn in ihm sich geistige und weltliche Gewalt vereinte, von allem Reiz, Glanz und Schimmer umgeben, wie ihn nur in alten Tagen der Orient zu schenken vermochte? Ein armes, zitterndes Menschengeschöpf war und blieb er — jenes unglückliche Opfer historischer Evolutionen, das auf der Schwelle zwischen der alten und neuen Zeit alle Schuld seiner Vorfahren zu büßen hat.

Wäre Abdul Hamid nicht so völlig der reaktionäre Herrscher gewesen, der er war, wer weiß, ob dann die Jungtürken so bald es vermocht hätten, das schlummernde Kraftbewußtsein des Volkes zu wecken. Aber hier war ein geradezu klassisches Beispiel gegeben, um immer wieder so sprechen zu können:

„Seht ihr, wohin kommen wir nun mit all dem Hüten des Hergebrachten? Keiner ist seines Lebens und Rechtes sicher, das Augenzucken eines gemeinen Spions kann heute den Besten stürzen. Und warum hat der Spion die Macht dazu?

Digitized by Google

Weil er mit der Angst des Padischah zu arbeiten vermag, der alles zugibt, wenn es gilt, einen Verdächtigen zu entfernen.

Und warum ist die Angst des Padischah so groß, daß er dadurch jedem ausgeliefert wird?

Weil er seine Gewalt mißbraucht um seiner selbst willen, um seiner eignen Macht zu dienen, nicht aber für die Größe des Landes.

Und warum kann er seine Macht so mißbrauchen?

Weil er seine Rechte herleitet aus den alten Zeiten, da er der Nachkomme des Propheten hieß, weil er Kalif ward; und da er Kalif wurde, wenn sie ihn den Nachkommen des Propheten glaubten. Damals aber war unser Volk klein, und der einzige Kampf, den es auszufechten hatte, war der gegen die Ungläubigen rings um uns, die uns den Frieden unsres Glaubens nicht lassen wollten. Und so kämpften wir, an unsrer Spitze der Kalif, und wurden groß und mächtig und gewaltig, viel mehr, als wir es jetzt sind. Im Kampfe aber und für ein kriegerisches Volk, das sich den Boden seines Reiches erst erwerben soll, ist es gut, wenn der Herrscher voll Gewalt ist, ja, sei es auch voll Härte. Nun aber, meine Brüder, ist unser Reich erworben und es gilt, es zu festigen gegen Rum (Europa), auf daß uns unsre Macht nicht entgleite.

Wie aber kann sie uns entgleiten?

Wenn wir nicht sehen, daß die Zeiten gewachsen und geworden sind seit damals, wenn wir nicht begreifen wollen, daß es am besten ist, einen, den wir besiegen wollen, mit eben den Künsten niederzuwerfen, mit denen er uns zwingen will.

Wen aber wollen wir besiegen?

Die Franken (Europäer), die in unser Land kommen.

Warum aber wollen wir sie besiegen?

Weil wir nicht Herren in unserm Lande sind, wenn sie bleiben.

Warum aber sind wir nicht Herren in unserm Lande?

Weil jene es wissen, wie man in den heutigen Tagen die Gewalt und die Herrschaft erwirbt, wir aber wissen es nicht.

Warum aber wissen wir es nicht?

Weil wir unsre Seelen richten auf das leuchtende Bild eines kommenden herrlichen Seins und des gegenwärtigen vergessen. Nun aber sagt der Prophet:

„Erhebet euch leicht und schwer (gerüstet) und kämpfet mit eurem Gut und Leben auf Allahs Wegen! Das ist besser für euch, wenn ihr Einsicht habt." (Sure 9, 41.)

Ihr sehet also, meine Brüder, es ist nicht gut und ist nicht Gottes Wille, daß man müßig zusehe, in Betrachtung des Ewigen versunken, wenn das Reich, das Allah seinen Gläubigen gab, in Gefahr ist, seine Macht zu verlieren. Nur wenn wir Macht und Kraft behalten wie in früheren großen Zeiten, vermögen wir es, für die Größe von Allahs Namen zu kämpfen, gleich wie es der Prophet uns gebeut. Auf darum, meine Brüder, und helfet uns die Macht von Allahs Namen mit dem Schwerte des Rechtes verkünden!"

Digitized by Google

Mit solchen Argumenten konnte das Jungtürkentum arbeiten, und täglich fanden sich neue Beispiele von allerlei Geschehnissen, um die Wahrheit des Gesagten dem Volke zu bestätigen. Die historische Gerechtigkeit wollte es, daß der überzeugteste Vertreter alttürkischer Traditionen, der erbarmungsloseste Verfechter des absoluten Herrschergedankens alles, was er verfocht und worin er lebte, zum Stürzen brachte eben durch die vollendete Art, wie er eine dem Tode geweihte Sache zur lebendigen Tat machte.

Den Schlußstein aber setzte er auf dieses sein ihm selbst unbewußtes Lebenswerk, indem er, nachdem die Verfassung gezwungenermaßen von ihm beschworen worden war, wortbrüchig wurde und in einer Gegenrevolution versuchte, seinen alttürkischen Ideen aufs neue Geltung zu verschaffen. Da hatte nach der kurzen Zwischenzeit eines wenn auch abgeschwächten jungtürkischen Systems mancher, der vorher schwankend gewesen war, Gelegenheit, dieses neue System mit dem zurückkehrenden alten zu vergleichen. Ungleich umfangreicher, stärker, gewaltiger als die erste war die zweite jungtürkische Revolution, welche den Sturz des Sultans herbeiführte.

Und dann setzte nun im Ernste das Jungtürkentum die Hebel an, begann es seine Theorien ungehemmt in Wirklichkeit zu verwandeln. Ich sage „ungehemmt", denn so glaubten es damals die Führer der Bewegung selbst, als sie begannen, alle die alten würdigen Herren aus ihren Sinekuren herauszuschmeißen, als sie unverdiente Titel und Orden einzogen und versuchten, einige Ordnung in das Finanzwesen zu bringen. Aber es war eine Täuschung.

Trotz allen äußeren Anzeichen war das Volk doch noch nicht reif für die große Umwälzung, die in jedem Einzelnen eintreten mußte, wollte er die Staatsidee verwirklichen helfen, die dem türkischen Patrioten vorschwebte. Daß das Volk noch nicht reif war, bewies der Balkankrieg mit seinem unglücklichen Ausgang.

Auch damals schon hatten jahrzehntelang deutsche Offiziere in der Türkei gearbeitet, waren jahrzehntelang türkische Offiziere nach Deutschland zur Ausbildung geschickt worden. Es wäre also wohl, hätte man nur gewollt, die Möglichkeit einer Kriegführung in deutschem Geiste gegeben gewesen.

Aber es staken in der Armee, wie im ganzen Volke, unter den Führern noch zu viele Gedanken, die in der alten Zeit wurzelten; zu viel Unfertiges, Unausgereiftes lebte noch in ihnen.

„Kriegführen?" dachten sie. „Ah, warum denn nicht? Wir werden natürlich siegen, wie wir im Griechenkriege gesiegt haben. Wenn uns der oder jener gesagt hat, dieser Griechensieg sei für uns verhängnisvoll gewesen, weil er uns zu große Sicherheit gab, so ist das böswillige Torheit, wie diese Franken (Europäer) sie so gerne reden. Führen wir also Krieg und kehren wir als Sieger heim, es kann uns nur leicht werden!"

Das war der Geist, in welchem dieser Krieg begonnen wurde von der größten Mehrzahl der Offiziere, welche nur halb dem neuen Regime gehörten, ein Viertel dem alten und ein großes Viertel dem Wunsche, sich selbst zu nützen.

Digitized by Google

In dieser ersten Zeit des Jungtürkentums wurden die führenden Stellen, auch in der Armee, nach Maßgabe der politischen Ueberzeugung besetzt, weniger nach der Tüchtigkeit.

Auch dieses war, wenn es selbst nicht zugestanden wird, ein Ueberrest alter Anschauungen; es wurde auf die Befähigung des Mannes für seine Stelle da weit weniger Gewicht gelegt als auf sein Kredo in bezug auf die herrschende Gewalt. Daß in die neue Zeit hinein dieser letzte Fetzen alter Ideen mit hinübergenommen wurde, kostete der Türkei viele ihrer Söhne und einen großen Teil ihres europäischen Besitzes. Doch dieser bittere Preis mußte bezahlt werden, sollte die Ueberzeugung reifen, daß in Wahrheit ein neues Leben in einer neuen Zeit beginnen müsse, wenn die Türkei das werden sollte, was die, die sie liebten, für sie ersehnten. Und dieses bitteren Preises bitterster Inhalt war wohl die Einsicht, daß der Staat noch nicht reif sei, um ganz der Hilfe Westeuropas zu entbehren; daß man gezwungen sei, zu wählen unter den Völkern Europas, um eines zu finden, dessen Hilfe ehrlich genug gemeint sein würde, um dem Osmanenreiche seine volle Unabhängigkeit zu lassen.

Es war eine Kraftprobe der herrschenden Gewalten, diese gewonnene Ueberzeugung auch dem Volke gegenüber durchzusetzen, welches sich sagte, nun beginne wohl wieder das fügsame Liebäugeln mit Westeuropa. Doch diese Kraftprobe mußte gewagt werden; und als sie gelang, starb zur selben Stunde — die alte Tradition.

Sie starb eines jähen und gewaltsamen Todes, und mit ihr zugleich sank viel von dem wundervollen Reiz des Orients in das stille Grab der Zeiten hinab.

Es ist gar keine Frage und bedarf keinerlei Diskussion, daß viel, viel verloren ist, was niemals wiederkommen kann, was unwiderbringlich der Vergangenheit angehört. Ich meine damit nicht „die gute alte Zeit", nicht den geliebten Schlendrian vergangener Systeme; ich meine etwas viel Tieferes, Schöneres, Geheimnisvolleres — die weltenferne Gottesnähe, in der das Volk der Osmanen lebte.

Ganz ausgeschlossen wird es für ein Volk in Zukunft sein, diese beschauliche, friedliche Sonnenversunkenheit zu behalten, wenn es in den neuen Wettstreit der Kräfte mit eingetreten ist. Und dieser Wettstreit wird einfach fordern, daß der, der an ihm teilnimmt, sich ihm ganz hingibt. Es ist unmöglich, in der dämmerigen Halle einer Moschee zu sitzen und den Worten eines Auslegers des Koran zu lauschen, oder sich selbst in den Koran zu versenken, wenn man weiß, rings arbeitet ein jeder an der Wiederaufrichtung der Größe des Reiches, wie es der Prophet verordnete. Das würde die Beschaulichkeit des Geistes nehmen, die zu solchen Dingen gehört. Ich führe hier nur ein besonders charakteristisches Beispiel an, welches sich auf alle Volkskreise anwenden läßt.

Beim Gebet in der Moschee steht hoch und nieder zusammen; der hohe Offizier in Uniform, der Staatsmann neben dem Lastträger, dem Bettler; der Begriff des Standesunterschiedes existiert nicht. Wie wird sich das in einem modernen Staate durchführen lassen, bei dem ein gewisses Trennen der Interessen

Digitized by Google

notwendigerweise eintreten muß, um eine höchstmögliche Ausarbeitung der Leistungsfähigkeit zu erzielen?

Ein sehr bekanntes Bild war es, einen Offizier gegen Abend heimgehen zu sehen mit einem Fisch an einem Bastbändchen, denselben fröhlich und harmlos hin und her schwenkend.

Wie wird das zu vereinigen sein mit der Stellung, die in der zukünftigen Türkei der Offizier einnehmen wird?

Es ist natürlich kein Verlust an Reiz, wenn der Fisch auf andre Weise als an dem Bastbändchen heim in die Pfanne befördert wird, aber es macht etwas aus, ob der Offizier sich bewußt wird, zu gut zu sein, um wie seine Brüder den Fisch so heimzutragen.

Eine ganz andre Anschauungswelt steigt aus dem modernen Staatengebilde auf, für die Allgemeinheit wie für den Einzelnen, und diese Anschauungswelt ist notwendigerweise der Welt feindlich, welche bisher vom Halbmond bestrahlt wurde.

So wird, fürchte ich, nach und nach die große majestätische Ruhe des Orientalen der Hast des modernen Menschen und seines Erwerbslebens weichen müssen; und was ich noch mehr fürchte, die neue Zeit wird ihm kaum Freiheit lassen, den Lehren des Koran entsprechend zu leben, wie er es bisher konnte. Wenn z. B. ein junger gläubiger Moslem sich auf einer Geschäftsreise in Westeuropa befindet, bei der es sich darum handelt, einen besonders gerissenen Konkurrenten auszustechen, so wird er sich ganz gewiß des Abendgebetes nach Sonnenuntergang nicht erinnern. Sollte es ihm aber doch einfallen, so wird er es ganz sicher nicht verrichten können, da die Körperbewegungen unbedingt dazugehören; es wird ihn vielmehr, in der Gesellschaft seiner Geschäftsfreunde, eine Scham anwandeln, er wird fürchten, sich lächerlich zu machen.

Und das ist es, worauf ich hinaus wollte: wenn die Scheu vor dem Sichlächerlichmachen erst einmal beginnt, dann ist ein starkes Loch gerissen in den Schleier, der dem Osmanen vom Himmel herabhing, ihm die Welt nackter Tatsachen verhüllend. Bisher war es einem Mohammedaner ganz gleich, wer ihm zusah; kam die Stunde, verrichtete er sein Gebet und vergaß die Gegenwart des andern völlig.

Das sind Gefühle, die am Glauben und allem, was er bedeutet, festhalten; der moderne Mensch scheut sich, in sein Inneres zu blicken, er tut auch gewiß recht daran, was könnte er dort wohl Schönes sehen? Der Osmane scheute sich bisher nicht, denn er fand in seinem Innern das gleiche wie in der Welt um sich: Gottes Güte und Gerechtigkeit.

Wird ihm die moderne Zeit dieses herrliche Besitztum rauben?

Der patriotische Osmane sagt heute, es sei besser, aller Reiz seines Landes und Lebens verschwinde, und es entstände eine neue, starke, große, einige Türkei.

Sein Standpunkt ist zu verstehen, denn er erstrebt nur seines Vaterlandes Größe, aber wird es möglich sein, daß der Nationalcharakter des Osmanen sich so stark erweist, um selbst über den nivellierenden Einfluß der modernen Zeit Herr zu werden und aus dem, was die Türkei war, sie neu zu schaffen als modernen Staat?

Digitized by Google

Ich glaube allerdings, daß die starke, unverbrauchte, reine Kraft, die nun seit so langem im Osmanen schlummert, ohne zur Tat aufgerufen worden zu sein, daß diese Kraft noch auf viele Jahre hinaus westeuropäischer Kultur Trotz bieten wird, und auf diese Tatsache baue ich große Hoffnungen. Denn was auch ferne Zeiten aus der Türkei machen mögen: zerstört wäre sie erst dann, wenn ihre ihr eigentümliche Kultur von Westeuropa niedergezwungen würde. Entgöttert stände sie dann da, und ihre Söhne fänden keine Kraft mehr, ihre Töchter keinen Frieden. Ich weiß es wohl, daß ich sehr anstoßen werde mit dem, was ich hier sage, denn aller Eifrigen liebster Wunsch ist es jetzt, eine neue Kultur nach der Türkei zu tragen.

Noch macht mich die Verwirrung, die sie anzurichten versuchen werden, nicht besorgt, denn noch ist das Osmanische Reich stark und kraftvoll ruhend in seinen alten und geheiligten Traditionen, soweit sie sich auf das Tiefste des Menschen beziehen. Und eben deshalb sagte ich eingangs, der Islam sei kein Kult, sondern eine Religion, weil man ihn ebensogut die Kultur des Osmanen nennen könnte. Kultur nun aber ist das aus dem Leben und Sein des Volkes hervorgewachsene notwendige innere Fühlen und Denken des Einzelnen wie der Allgemeinheit mit Bezug auf die Dinge der sichtbaren und der unsichtbaren Welt. Da wo die Religion dem Volke die Kultur bedeutet, ist, theoretisch gesprochen, ein Zustand der Vollkommenheit erreicht.

Aus allem diesem erhellt, daß es ein Unding wäre, unsre Kultur, die im idealen Sinne die des Christentums ist, gewaltsam verpflanzen zu wollen in ein Land, wo die Kultur des Islam segenbringend herrscht.

Heute gehen wir Hand in Hand, die Türken und wir; heute kämpfen wir um ein gemeinsames Ziel. Die Türken waren durch das Leiden ihres Landes und Volkes in sich selbst gereift und erstarkt und sahen klar das Ziel vor sich, das sie zu erreichen haben; sie vermochten es über sich, einzusehen, daß sie der Hilfe eines Freundes bedurften, und sie wählten zum Freunde diejenige der Großmächte, deren Ziele den ihrigen am nächsten kamen, deren Gesamtgesinnung ihnen gegenüber die sauberste war. Mit diesem Freunde gemeinsam suchen sie jetzt ein Bollwerk zu errichten gegen die Gewalten, die alles erdrückend vorgehen wollen, schon solange die Türkei als gefesteter Staat besteht. So konnten wir den Türken helfen, weil sie reif waren, unsre Hilfe anzunehmen, und reif wurden sie dadurch, daß sie sich aus ihren alten Traditionen herausarbeiteten, wie aus Moorboden, und sich durchrangen zum Erfassen der neuen Zeit. Aber schwer ist es ihnen geworden und wird es ihnen noch lange sein, diese neue Zeit als die ihrige zu erkennen und auch aus ihr den Ruf Gottes zu vernehmen. Wenn auch Gottes Stimme im Donner der Schlachten ebenso klar, ja fast noch klarer vernommen wird wie im gesegneten, sonnenlichten Schweigen andächtiger Stille — wird sie denn auch vernommen im hastenden Getriebe modernen Lebens, diese tiefe, herrliche, gewaltige Stimme des Gottes, der in uns ist und um uns?

Digitized by Google

Ueber die Zeit, Zeitsinn und Sommerzeit

Von

Dr. A. Nippoldt,

Observator am Kgl. Observatorium zu Potsdam

Der Krieg, der in alle unsre Angelegenheiten des täglichen Lebens so oft energisch und tief einschneidet, bringt uns jetzt auch eine neue Zeit: die „Sommerzeit", und rüttelt damit an einem Begriff, der dem flüchtig Denkenden überhaupt jenseits der menschlichen Beeinflussung stand. Die Zeit scheint etwas, das für sich selbst fortschreitet, unaufhaltsam leider und unhemmbar, dem menschlichen Willen gänzlich entrückt. Der Faustsche Wunsch an den Augenblick: „Verweile doch, du bist so schön" scheint unerfüllbar. Und doch trifft dies nicht voll zu. Unentrinnbar und unwiederbringlich ist nur die „objektive" Zeit, d. h. jene Zeit, nach welcher alles Naturgeschehen abläuft. Die „subjektive" Zeit dagegen wird in unsrer menschlichen Vorstellung aus der Erfahrung gebildet, daß die Ereignisse eben hintereinander eintreten oder, besser gesagt, hintereinander einzutreten scheinen. Die Zahl der Ereignisse ist uns das Maß der Zeit. Das erklärt, warum uns die Zeit um so kürzer vorkommt, je mehr Erlebnisse wir in ihr gehabt haben. Umgekehrt können wir aber auch, indem wir dafür sorgen, daß die Geschehnisse möglichst lange andauern, für unsre Zeitvorstellung erreichen, daß sie künstlich ausgedehnt wird. Hundertfältig geschieht dies im Leben: Wir haben ein erhebendes Buch vor uns, in das wir uns vertiefen, wir rasten auf einer Wanderung, versenkt in die Schönheit der Natur, oder wir lassen wie Faust ein Phantasiebild in unserm Innern entstehen: dann sind wir zeitlos, subjektiv verweilt der Augenblick, die Zeit steht still. Ja, durch die Kraft der Rückerinnerung können starke Vorstellungskräfte vergangene Zeiten wieder herbeirufen; die Blüte solcher Denkleistungen sind unsre großen historischen Romane. Auch die Aufführung im Theater, sogar die Vorstellungen im Kino können uns ganz der Gegenwart entziehen. Kurz, wir sehen, das subjektive Zeitgefühl ist nicht unabhängig vom menschlichen Willen.

Die Einführung der Sommerzeit ist aber nun offenbar ein Eingriff in die objektive Zeit, werden manche Leser sagen. Das ist jedoch nicht wahr, denn was wir ändern, ist nur die Zeitzählung. Wie wir die Zeit zählen, ist eine Art Verabredung zwischen den Völkern oder, genauer ausgedrückt, die wahrscheinlich von den Sumeriern um das sechste Jahrtausend v. Chr. geschaffene Einteilung des Tages in 24 Stunden, und die weitere Unterteilung durch die Zahl 60 in Minuten und Sekunden ist mit dem Wandern der sie umgebenden Kultur von allen andern Völkern angenommen worden. Wir haften ja mit tausend Wurzeln in jener uralten Kultur des Zweistromlandes und mit allen astronomischen und Zeitvorstellungen ganz besonders stark. Und doch stammt das richtige Zeitzählen erst aus neuerer Zeit; denn erst mit Erfindung der Uhr war die Möglichkeit gegeben, das Zählen wirklich zu besorgen. Vordem konnte man nur ganze Tage zählen, denn nur der Aufgang und der Untergang der Sonne waren Ereignisse, die scharf genug eintraten, um Beginn und Ende einer Zeitspanne festzulegen. Namentlich der Sonnenaufgang, der zugleich vom Dunklen ins Helle führte und vom Schlaf des Menschen in das wache Leben der Sinne, war es, der von einer grundlegenden Bedeutung nicht nur für die Zeitzählung wurde, sondern für das geistige Leben der alten Völker überhaupt: die Richtung nach dem Ort der aufgehenden Sonne, welche für die alten Kulturzentren Mesopotamien, Aegypten und Hellas das ganze Jahr hindurch wenig von dem wahren Osten abweicht, galt als heilig, als die Normalrichtung, nach der sich alles Irdische zu regeln hat. Bis in unsre Tage hinein zeigt sich das, indem das Wort, mit welchem wir das Zurechtfinden in unmittelbarem oder in übertragenem Sinn bezeichnen, das Wort „orientieren" ist, d. h. „die

Digitized by Google

Ostrichtung suchen". Und wenn wir heute noch unsre Kirchen mit dem Chor nach Osten ausrichten, so ist dies auch nichts andres als eine solche uralte Ueberlieferung, ein Relikt, wie der Geologe sagen würde, ein Rudiment des Anatomen, ein stets wieder durchlaufener Embryonalzustand der menschlichen Kultur.

Als die chaldäischen und ägyptischen Priester dann statt durch die Sonne die Zeit durch das Beobachten des Wandels der andern Sterne festlegten, war das schon eine Weiterentwicklung, die statt des lauten Ereignisses des Sonnenaufgangs (man denke an die gewiß nicht stumme, abgedämpfte Begrüßung des Sonnenaufgangs durch die um ihren Opferstein schon die ganze Nacht versammelten Germanen) den lautlosen und darum so geheimnisvollen, magischen Gang des Sternenhimmels verstehen lehrte. So bildete sich aus dem praktischen Bedürfnis nach einem Maß der Zeit die Grundlage aller Astronomie, die Weisheit des Magiers.

Diese alten Magier waren auch die ersten, welche, wenn auch nach vielen Jahrhunderten erst, an Stelle der nicht immer sichtbaren Gestirne ein Instrument setzten, das die Zeit auf künstliche Weise zählen konnte, also eine Uhr. Die frühesten Uhren waren Sonnenuhren, in der einfachsten Form ein senkrechter, schattenwerfender Stift — das Gnomon — mit den sog. indischen Kreisen. Hiermit ließen sich nicht nur ganze Tage zählen, sondern auch die Stunden. Späteren Bedürfnissen genügten die Sonnenuhren nicht mehr, da das Fortrücken des Schattens zu langsam und schleichend vor sich geht, und man erfand dann Wasser- und Sanduhren und schließlich die Räderuhr. Erst Mitte des siebzehnten Jahrhunderts folgte die Pendeluhr und Ende des achtzehnten das Chronometer, womit wir denn so weit gekommen sind, entweder nach dem Schlag des Pendels oder jenem der Unruhe die Sekunden zu erkennen, die Zeit durch das ewige Gleichmaß der Sekundenschläge zu zählen. Will man noch kleinere Zeitabschnitte verfolgen, so bedient man sich des Chronographen, auf dessen rasch bewegtem Schreibband entweder eine Uhr den Ablauf der Zeit vermerkt oder ein regelmäßig schwingender Körper, wie etwa die Stimmgabel.

Die Grundlage aller dieser Zeitzählungen ist der Tag oder die Zeitspanne, welche die Erde braucht, um sich einmal um ihre Achse zu drehen. Diese Zeit hat sich, wenigstens für die 8000 Jahre, seitdem sie durch astronomische Beobachtungen gemessen wird, als unveränderlich herausgestellt, doch darf man nie vergessen: sie legt nur die Zeitdauer, nicht aber den Zeitaugenblick fest. Der Tag ist zwar überall gleichlang auf der Erde, die gezählte Zeit stimmt aber nur an wenigen Orten überein, nämlich nur an solchen, die auf demselben Meridian liegen. Jeder Grad weiter nach Osten bedeutet, daß die Sonne für ihn um 4 Minuten früher aufgeht. Da das Deutsche Reich etwa 17 Grad Längenausdehnung aufweist, so herrscht in ihm ein Unterschied der Zeiten von einer Stunde und 8 Minuten. Jahrhundertelang ist diese Tatsache dem Volke nicht ins Bewußtsein gedrungen, und zwar natürlich deshalb, weil man früher keine raschen und damit auch weiten Reisen in kurzer Frist kannte. So waren die Zeitunterschiede nicht merkbar genug. Als aber die Eisenbahnen kamen und immer größere und größere Geschwindigkeiten annahmen, war das anders. Bei einem Zug, der nach Osten führe, müßte der Lokomotivführer etwa alle 65 Kilometer seine Taschenuhr um 4 Minuten vorstellen, um mit den Uhren der Orte übereinzustimmen, auf einer Fahrt nach Westen hätte er sie um ebensoviel nachstellen müssen. Führe der Zug nach Südwest, Nordost oder einer andern Himmelsrichtung, welche gegen die Ostwestlinie schief liegt, so hätte er je nach der Schiefe mehr als 65 Kilometer zu fahren, bis er die Verstellung um 4 Minuten vornehmen dürfte. Nur in der Nordsüdrichtung wäre gar keine Verbesserung anzubringen gewesen, denn in ein und demselben Meridian ist die Zeit stets dieselbe, wie wir schon bemerkt haben. Eine solche unübersichtliche, von der Fahrtrichtung und -geschwindigkeit abhängige Korrektur anzubringen, kann man den Zugführern in der Praxis nicht zumuten, und doch muß der Beamte die fahrplanmäßige Ankunftszeit genau innehalten. Diese Schwierigkeiten waren es hauptsächlich, welche auf eine Anregung der ungarischen Staatsbahnen hin in ganz Mitteleuropa die M. E. Z., d. h. die Mittel-

Digitized by Google

europäische Zeit, einführen ließen. Als Ausgangspunkt wurde die Zeit der Sternwarte zu Greenwich genommen, und zwar so, daß als M. E. Z. die Zeit des Meridians von 15 Grad östlicher Länge von Greenwich galt. Die neu eingeführte Sommerzeit ist nichts andres als die osteuropäische. d. h. jene des 30. Grads östlicher Länge von Greenwich. Die alte, jedem Ort nach seinem Längengrad zukommende Zeit heißt die mittlere Ortszeit.

Während die künstlichen Einheitszeiten durch ein großes Gebiet hin die gleichen sind, ändert sich die Ortszeit von Meridian zu Meridian und ist nur für alle Orte, die im selben Meridian liegen, gleich. Alle Meridiane treffen sich jedoch in den beiden Polen der Erde, im Nordpol und im Südpol. Diese beiden Punkte haben also zugleich alle Zeiten des Tages. Es ist dort zugleich Mitternacht und Mittag, Abend und Morgen. Wenn ein Mensch, noch etwas abseits vom Pol, nach Westen um ihn herumgeht, so kann er mit wenigen Schritten vom Nachmittag zum Mittag, zum Morgen des Tages und so schließlich in den Tag hineinwandern, der gestern gewesen ist. In seinem geistreichen Roman „Auf zwei Planeten" schlägt deshalb Kurd Laßwitz den Polreisenden vor, sich statt mit einem Abreißkalender mit einem Anklebekalender zu versehen.

An den Polen versagt also unsre Zeitzählung. Trotzdem ist es natürlich durchaus möglich, auch für diese Orte genau festzustellen, zu welchem Augenblick irgendein Ereignis eingetreten ist: der Beobachter wählt sich einfach eine der Normalzeiten aus, etwa die Greenwicher oder die M. E. Z. oder irgendeine andre, richtig sind sie alle, und bestimmt sie nach seiner Uhr. Schwierig wird die Sache erst, wenn die Uhr nicht richtig geht, denn er besitzt kein Hilfsmittel, aus dem Sonnen- oder dem Stand der Sterne den Fehler seiner Uhr zu messen. Es gibt aber doch auch hier noch astronomische Verfahren, die ihm helfen können, so z. B. die Momente, wo die Monde des Jupiter hinter seiner Scheibe oder in seinem Schatten verschwinden, denn dieser in weiter Ferne ablaufende Vorgang ist für alle Punkte auf der Erde bis auf eine kleine, zu berechnende Verbesserung zur gleichen Zeit zu erblicken.

Aus den Tagen entsteht das Jahr, aber während der Tag mit dem Aufleuchten des ersten Sonnenstrahls scharf und klar beginnt (die Zählung von der Mitternacht an ist erst ein Verfahren höherer Kultur), sind Anfang und Ende des Jahres durch keine ausgeprägte Naturerscheinung gekennzeichnet. Ein Jahr ist um, wenn die Sonne sich wieder an derselben Stelle des Himmels befindet, also etwa dieselbe Stellung gegenüber den Sternen wieder erreicht. Da man dann aber gerade die Sterne, auf die es ankäme, d. h. jene in der Nachbarschaft der Sonne, wegen deren Glanz nicht sehen kann, so kann nur ein Fachmann, ein Astronom, das Ende des Jahres feststellen. Daß der Begriff des Jahres trotzdem in das Kulturleben aller Völker eingedrungen ist, muß wohl in der Hauptsache auf die Verschiedenheit der Jahreszeiten gesetzt werden: die Unterschiede der warmen und kalten Jahreszeit und deren Einfluß auf Pflanzen- und Tierleben sind es, welche dem Menschen die Zeitspanne, welche wir das Jahr nennen, vor Augen geführt haben. Und wie tief ist gerade dies Auf und Ab im Leben der Natur in das Gefühl des Menschen eingedrungen! Fast überall finden wir es als Abbild des Menschenlebens selbst. Jugend und Frühling, Sommer und Manneskraft, Herbst und Greisentum, Winter und Tod, immer und immer wieder werden sie miteinander in Vergleich gesetzt. Aller Völker Göttermythen und Heroensagen sind voll von Parallelen zum Jahresablauf. Gewiß, auch der Tag tritt gelegentlich als Symbol des Lebens auf, so besonders bei den Aegyptern oder, uns vielleicht näher gelegen, in dem schönen 90. Psalm, wo es vom Menschen heißt, er sei gleich dem Gras, das da frühe blüht und des Abends abgehauen wird und verdorrt. Aber im allgemeinen steht doch das Jahr hier an erster Stelle, denn nur in ihm sind die Unterschiede groß genug und die Dauer ausreichend, um das Menschenleben zu versinnbildlichen.

Aber was ist lang und was ist kurz? Ist nicht für die Eintagsfliege der Tag, was uns 70 Jahre sind? Und stehen wir nicht wieder zurück gegen manches Getier, den Schwan mit seinen 200 Jahren, den Elefanten, den Karpfen u. a. mehr? Geburt, Wachsen, Schaffen,

Digitized by Google

Absterben und Tod, das ist die wahre Zeitzählung für alle lebenden Wesen, nicht Jahre, Tage, Stunden und Minuten. Was besagt es doch im Grunde so wenig, wenn es heißt, dieser oder jener ist 40 Jahre alt! Der eine ist in diesem Alter noch mitten im Schaffen, der andre schon auf dem absteigenden Ast seiner Lebenskraft. In der Tat: der Sonnenlauf ist nur ein schlechtes Maß für das Alter des Menschen.

Und auch der Tag ist vom gleichen Standpunkt aus gar kein so wesentliches Zeitmaß für den Menschen; er scheidet nur Hell und Dunkel, nur Tag und Nacht, und da wir überwiegend mit dem Gesichtssinn arbeiten, so benutzen wir den Tag zum Leben und die Nacht zum Ersatz der verbrauchten Energie. Aber im Grunde teilen wir den Tag nicht nach dem Sonnenstand, sondern nach dem Gefühl für den Ernährungszustand, dem Hunger. Mir fällt da der schöne Kindervers ein:

Daß sich die Erde um die Sonne drehe,
Das hörte ich wohl in der Schule sagen;
Doch seit ich groß bin und allein da stehe,
Merk ich, es dreht sich alles um den Magen.

Diese angeborene Fähigkeit, die Veränderungen des körperlichen Zustandes zu empfinden, ist die Grundlage des sog. Zeitsinns, durch den wir auch ohne Sonne und Uhr uns über den Ablauf der Zeit Rechenschaft geben können. Er verfeinert sich an der Erfahrung, d. h. wir wissen allmählich durch die stete Wiederholung, wie viel Zeit auf unsre Handlungen kommt, auch ohne daß wir die Uhr zu Rate ziehen. Allerdings ist auch der Zeitsinn, wie alle unsre Sinne, mannigfachen Täuschungen unterworfen und bei dem einen besser ausgebildet als bei dem andern. Wir haben eingangs gesagt, daß die Zeit nach den Ereignissen bemessen wird, die in ihr geschehen. Kommt es auf eine sehr genaue Zeitzählung an, wie etwa beim Astronomen, so sorgt man für sehr regelmäßige Ereignisse der Art, indem man den Fortgang der Zeit nach den Schlägen eines Halbsekundenchronometers abzählt. Auch das Metronom des Musikers verfolgt dieselben Zwecke.

Auch in sich selbst hat der menschliche Körper ähnliche Hilfsmittel, um den Fortlauf der Zeit zu empfinden, nämlich die Atmung, den Herzschlag und das Gangtempo seines Schrittes. Aber nur selten finden sich diese Gradmesser in Schrift oder Sprache ausgedrückt, wohl aber ein andrer: der „Augenblick". Wollte man die Länge des Augenblicks aus der täglichen Erfahrung bestimmen, so müßte man feststellen, daß er ganz ungeahnte Beträge erreichen kann, wenn z. B. bei einem Besorgungsgang gar zu viel Neues zu hören ist, kann so ein Augenblick bis auf eine halbe Stunde und darüber währen. Man wird dann sagen, bei dem Betreffenden sei der Zeitsinn schlecht ausgebildet. Und doch trifft dieser Vorwurf uns hier alle, denn alle schätzen die Dauer des Augenblicks falsch ein, nämlich viel zu lange, denn die experimentelle, einwandfreie Untersuchung des Psychologen hat für ihn den Wert von $^1/_{25}$ Sekunde ergeben.

Dieser angeborene und anerzogene Zeitsinn wird voraussichtlich mit der neuen Sommerzeit in einen erheblichen Zwiespalt geraten. Denn die meisten sind gewohnt, zu einer bestimmten Stunde aufzustehen oder die Mahlzeiten einzunehmen. Erst eine längere Uebung wird die neue Uhrzeit mit der innerlich gefühlten Zeit in Einklang bringen. Und wenn wir nach einem halben Jahr endlich das Ziel erreicht haben, müssen wir wieder umlernen. Da scheint es doch noch ein Glück zu sein, daß nicht ein Gesetz, sondern nur eine Verordnung die neue Zeit festgelegt hat. Einen Vorzug hat die Neuordnung auf alle Fälle: wenn einmal die Geschichte des großen Krieges geschrieben wird, kann man den Deutschen nicht vorwerfen, daß sie hinter ihrer Zeit zurückgeblieben wären, denn nun ist es dokumentarisch festgelegt, daß sie ihr zum wenigsten eine Stunde voraus waren!

Digitized by Google

Erinnerungen an Paul Ehrlich

Von

Martha Schiff

Eine Fülle von Nachrufen hat bereits Paul Ehrlich als Forscher gewürdigt, und die Wissenschaft wird es sich nicht nehmen lassen, dereinst eine umfassende Darstellung seines Lebenswerks zu geben.

Allein über der wissenschaftlichen Seite kommt leicht die menschliche zu kurz, und doch ist es außerordentlich reizvoll, bei einer bedeutenden Persönlichkeit den kleinen menschlichen Zügen nachzugehen und die scheinbaren Widersprüche zwischen dem Forscher und dem Menschen nach Möglichkeit aufzulösen.

Darum sollen hier ein paar persönliche Erinnerungen erzählt werden, die den gütigen Menschen zeigen, manch geistreiches, manch scherzhaftes Wort von ihm festhalten sollen.

Angehörige und Freunde baten Ehrlich häufig, seine Lebensgeschichte niederzuschreiben oder einer geeigneten Persönlichkeit in die Feder zu diktieren. Immer vergeblich; denn es fehlte ihm zu diesem Beginnen nicht allein an Muße, nein! auch an Lust. Sein Sinn war allein auf seine großen Ziele gerichtet; daneben hatte nichts andres Raum; er stand noch mitten im Schaffen, war erfüllt von neuen Gedanken und Plänen, zu deren Ausführung ihm seit Ausbruch des Krieges — wie er häufig bedauernd äußerte — die jungen Hilfskräfte fehlten. Noch nicht war bei ihm, wie bei Goethe, als er seine Gespräche aufzeichnen ließ, „die Vergangenheit der ständige Wohnort seiner Seele geworden".

Wenige Wochen vor seinem Tode — man ahnte damals nicht, daß seine Tage gezählt waren — drang seine Gattin wiederum in ihn, jetzt endlich mit der Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen zu beginnen. Scherzend antwortete er: „Goethe hatte es bequemer, der hatte seinen Eckermann."

Doch am Abend dieses Tages, an dem er einem aufmerksamen Zuhörer viel Fesselndes aus seiner Vergangenheit erzählt hatte, sprach er zum erstenmal aus freien Stücken die Absicht aus, in Zukunft an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden seine Erinnerungen zu erzählen und zu erlauben, daß das Erzählte, solange es noch frisch in der Erinnerung des Zuhörers hafte, niedergeschrieben werde. Dieses Vorhaben, das so genußreiche Stunden versprach und für die Nachwelt fruchtbar geworden wäre, sollte nicht mehr zur Wirklichkeit werden; denn wenige Wochen später schied er für immer von uns.

Was er jedoch an jenem Sommernachmittag zwanglos, im Anschluß an verschiedenartige Gespräche, gesagt hat, sei hier mit seinen eignen Worten nacherzählt:

„Ich bin praktisch," begann er, „ich habe immer nur gelesen, was mir nützen konnte; ich erkannte sofort, was aus einem Buche für mich herausspringt. Im zweiten Semester wußte ich meinen Weg; schon damals schlug ich die

Digitized by Google

Richtung der Therapie ein, die ich noch jetzt habe. Ich verfolgte nur meine eignen Gedanken und ging nicht mehr ins Kolleg; durch die Examina mogelte ich mich so durch. Ich fragte nie, was im Augenblick getrieben wurde; die Unterströmung muß man erkennen, das ist die Hauptsache! Das Salvarsan ist fein gemacht, das muß ich sagen. Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, wird es in zwanzig Jahren bessere Mittel geben, aber der Weg ist gewiesen."

Eben weil er den seinen so früh gefunden hatte, stand Ehrlich — wie viele große Forscher — auf dem Standpunkt, daß schöpferische Geister ihre größten Gedanken in der Jugend fassen. Die Familienüberlieferung will sogar wissen, daß er schon als Knabe von acht Jahren in Strehlen, seiner kleinen schlesischen Heimatstadt, zum Apotheker ging, um sich Hustenbonbons nach eigner Vorschrift zu bestellen.

Doch wie bestimmend auch die natürlichen Anlagen wirken mögen, die Entwicklung hängt zum Teil doch immer von äußeren Umständen ab, die das Schaffen fördern oder hemmen. Von ihnen sprach Ehrlich an jenem Tage.

„Großer Reichtum," meinte er im Hinblick auf einen jungen Mann, dem seine irdischen Güter zum Verhängnis wurden, „großer Reichtum stiftet zwar manchmal Unheil, aber für den, der ihn zu nützen versteht, bedeutet er Glück."

Ehrlich hielt es daher für eine Pflicht der Allgemeinheit, wissenschaftliche Leistungen reich zu belohnen und dadurch dem Schaffenden den Weg zu ebnen.

„Jenner," sagte er, „hat als Entschädigung für die Entdeckung der Pockenimpfung 600 000 Mark erhalten, was heute das Vierfache bedeutet. Was habe ich der Wissenschaft für pekuniäre Opfer gebracht!" Ehrlich spielte mit diesen Worten jedenfalls darauf an, daß er in jüngeren Jahren in Berlin seine Forschungen aus eignen Mitteln bestritt, weil ihm öffentliche nicht zur Verfügung standen.

Nach einer Pause fuhr er fort: „Die Musik ist ein sehr gefährliches Gebüsch. Ist ein Mediziner musikalisch, so setzt er sich abends hin und spielt, und seine Gedanken sind gefangen. Das dekonzentriert. Auch ich hatte Liebhabereien, z. B. die Mathematik machte mir Spaß, aber ich habe mich immer nur ganz dumm damit beschäftigt; denn das Gehirn hat — sagen wir 10 000 oder sagen wir 10 000 000 Ganglienzellen; sind die vollgepfropft, so geht nichts mehr hinein. Für Philosophie habe ich keinen Sinn. — Es ist mir auch gleich, ob sich die Sonne um die Erde oder die Erde um die Sonne dreht. Das würde mich nur interessieren, wenn ich mich ernsthaft mit Astronomie beschäftigte."

So sprach er im Juli des vergangenen Jahres, kurz vor seiner Abreise nach Homburg, wo er am 19. August, erst einundsechzig Jahre alt, die Augen schloß.

Wir saßen in hellen Korbsesseln auf der grünumrankten Veranda seines Hauses, von der man in das wohlgepflegte Gärtchen hinabsteigt. An der einen Längsseite stand ein Ruhebett, das ihn zum Liegen im Freien laden sollte; aber seine Geduld hielt nicht stand; immer wieder kehrte er zu uns an den Tisch zurück, wo Tee getrunken wurde und für ihn eine Glaskanne mit Rahm bereit-

Digitized by Google

stand, der ihm zur Hebung seiner Kräfte verordnet war. Peinlich sorgte seine Gattin dafür, daß er verbotene Dinge — namentlich die geliebten Zigarren, die ständigen Begleiter seiner Arbeit wie seiner Muße — mied und nur die ihm vom Arzt verordneten Stärkungsmittel genoß. Ihm aber widerstanden die Speisen und wehmütig klagte er: „Kein Bier, keine Zigarre mehr, alles muß ich mir versagen. Und zum Essen muß ich mich zwingen. Der ärmste Mann ist besser dran als ich, dem schmeckt es doch wenigstens, wenn er etwas hat. Der verzehrt gierig seine Kruste Brot. Mir ist das Essen widerlich, und dabei pflegt mich meine Frau rührend, erfinderisch."

Während er sprach, flog ab und zu ein Buchfink aus dem Garten herauf und suchte sich eine vom Tisch herabgefallene Krume. Liebevoll blickte er den Tierchen zu, war ganz bekümmert, wenn sie nichts mehr fanden, und bat seine Gattin, ihnen Futter zu streuen. Denn dieser Forscher, der im Laboratorium mit kühlem Blut manch kleines Lebewesen um höherer Zwecke willen opferte, liebte die Tiere wie ein Kind. Wenn ein Vogel in seine Nähe kam, hielt er mitten im Sprechen inne, um ihn nicht zu verscheuchen. Und am Fenster seines Schlafzimmers hingen alle Arten von Futterkästen für seine Lieblinge, während im Zimmer selbst, am schönsten Fensterplatz, ein großer Wasserbehälter stand, in dem ein Frosch sich seines Lebens freute. Man konnte Ehrlich eine große Freude bereiten, wenn man ihm in der fliegenarmen Zeit eine Fliege für seinen Frosch brachte!

Im letzten Jahre traf man ihn, wie auch an jenem Nachmittag, meistens zu Hause an, da ihm sein Zustand nicht mehr erlaubte, anhaltend im Laboratorium zu arbeiten. In früheren Jahren spielte sich sein Leben anders ab. Da kam er gewöhnlich aus dem Institut heim, wenn die Nachmittagsgäste im Gehen waren. Dort hatte er von 10 Uhr morgens bis 6 Uhr nachmittags ohne Pause gearbeitet, und erst um diese späte Stunde kehrte er zur Hauptmahlzeit in sein Haus zurück. Aber wie anstrengend er auch geschafft hatte, immer betrat er in ungetrübter Laune sein Heim und freute sich über jeden Besuch. Seine erste Frage galt stets den Neuigkeiten des Tages, und konnte man seine Wißbegier durch ein harmloses Stadtgespräch, eine nette Verlobungsgeschichte befriedigen, so war er sichtlich erfreut.

Ich erinnere mich eines Besuches in seinem Hause, der vielleicht um drei Jahre zurückliegt. Es wurde 6, es wurde $^1/_2$7, da mußte ich gehen, ohne wie sonst auf ihn gewartet zu haben. Als ich die Stufen seines Hauses hinabstieg, bremste das Auto gerade vor der Tür und setzte ihn ab. In der Mitte des Vorgartens begrüßen wir einander, und gastfrei, wie immer, bittet er sofort: „Kommen Sie, essen Sie mit mir."

„Ich kann nicht, Exzellenz, ich muß ins Kolleg."

„Kollegs sind zum Schwänzen da," war die rasche Antwort, eine Lieblingswendung von ihm, die mir seit lange bekannt war.

„Nein," sagte ich, „diesmal geht's wirklich nicht."

„Warum, was hören Sie?"

Digitized by Google

„Eine französische Vorlesung über Paris."

Wir hatten damals noch friedliche Zeiten, und der Besuch einer französischen Vorlesung galt nicht für eine Schande.

„Paris!" sagte er mit Achtung und zitierte das berühmte Wort des Hugenottenkönigs Heinrich IV.:

„Paris vaut une messe."

Frankreich besaß für ihn von jeher Anziehungskraft; er schätzte nicht allein die großen Forscher des Landes, sondern liebte auch die französische Unterhaltungsliteratur. Nicht weniger Freude hatte er an dem Klang der französischen Sprache, und es gehörte zu seinen kleinen Späßen, häusliche Aufträge in schlechtem Französisch zu erteilen, dem er im Notfalle mit lebhaftem Gebärdenspiel nachhalf. Der dienende Geist im Hause, dem seine persönliche Bedienung oblag, war darauf so eingestellt, daß er ihn immer verstand.

Aber wenn er das Französische auch herzlich schlecht sprach, so las er es mit der allergrößten Leichtigkeit, und es war erstaunlich, eine wie bunte Gesellschaft französischer Erzähler sein schönes Bibliothekzimmer beherbergte. Da fanden sich Romane von Dumas, von Huysmans, André Gide, Claude Farrère; doch seinen guten Geschmack bewies er vor allem durch die Bevorzugung von Anatole France und Guy de Maupassant. Bei Ausbruch des Krieges bedauerte er es ungemein, daß Anatole France, dieser klare Denker, ebenfalls von der „Haßpsychose" gegen Deutschland ergriffen sei.

Vor zwei Jahren entschloß sich Ehrlich endlich, Frankreichs Hauptstadt zu besuchen, und er verlebte dort mit seiner Gattin ein paar genußreiche Wochen im Hause der Baronin James v. Rothschild, einer geborenen Frankfurterin.

Ehrlich stand jedoch nicht nur mit den Gelehrten Frankreichs in regem Austausch, sondern auch mit denen Englands und Amerikas, ja der ganzen Welt. Und wie sie aus allen Ländern zu ihm pilgerten, so erwiderte er auch manchen dieser Besuche. Mehrfach reiste er mit seiner Gattin über den Kanal und einmal in Begleitung von Gattin und Tochter, die ihm als Dolmetscherinnen dienten, sogar nach Amerika.

Erholungsreisen — so nötig er sie gehabt hätte — waren nie nach seinem Sinn, und nur mit Mühe gelang es seinen Angehörigen, ihn zum Ausruhen an einem schönen Fleck Erde zu bestimmen; aber jene Fahrten, die durch Kongresse und ähnliche wissenschaftliche Zwecke veranlaßt waren, bereiteten ihm offenbar viel Freude, und er erzählte gern von ihnen.

In Amerika hatte die Stellung der Frau, namentlich der Dame des Hauses, seine Aufmerksamkeit erregt. „Dort ist die Hausfrau," so sagte er einmal, „mehr als in jedem andern Lande zum Schmuck des Hauses, zum Besuchempfangen, zum Staatmachen, zum Spazierengehen, kurz zum Vergnügen auf der Welt, während der Mann nur zum Geldverdienen, „for business", geschaffen scheint."

Wie schon aus seiner Vorliebe für die französische Unterhaltungsliteratur hervorgeht, hatte Ehrlich trotz der zielbewußten Einseitigkeit, die seine Stärke war, das Verlangen nach mannigfachem Lesestoff. Er bevorzugte Bücher mit

Digitized by Google

starker Spannung, die seinem unabläßig mit großen Problemen beschäftigten Geist zur Ablenkung notwendig waren. Daher rührte jedenfalls auch seine Vorliebe für Detektivromane.

Auch die Musik war für ihn keineswegs, wie sie es für manchen Gelehrten ist, ein störendes oder unangenehmes Geräusch, wenngleich er der Sage nach aus dem einzigen klassischen Konzert, das er vor Zeiten einer befreundeten Künstlerin zuliebe besuchte, regelrecht fortgelaufen war. Eine Drehorgel war weit eher nach seinem Geschmack, und in jüngeren Jahren bestellte er sich eine Zeitlang zweimal wöchentlich einen Leiermann an seine Arbeitsstätte. Im Theater bevorzugte er gleichfalls die heitere Gattung, und auch das Varieté verschmähte er nicht.

Nur ans Klavierspiel stellte er höhere Ansprüche, und seine Gattin mußte ihm an jedem Abend, den sie mit ihm allein zu Hause verbrachte, anmutige Weisen vorspielen. Tat sie es nicht von selbst, so bat er sie dringend darum. Am Samstag jedoch sprach er diese Bitte niemals aus; denn an diesem Abend erwartete er mit Spannung die neueste Nummer aus einer Folge von Detektivromanen, ein dünnes billiges Heftchen mit aufregendem Titelbild, das unerhörte Schauerlichkeiten versprach. Winkte diese Aussicht aber nicht, so konnte er sich nicht satt hören, und er äußerte häufig, daß er diesen musikalischen Abendunterhaltungen viele gute Einfälle für seine Arbeiten verdanke. Wie das zusammenhing, ist schwer zu erklären; jedoch hörte ich einmal aus dem Munde eines bedeutenden Chemikers eine ähnliche Bemerkung. „Meine beste Arbeit," so sagte er, „verdanke ich einem Opernabend." — „Wieso?" fragte ich überrascht, weil mir Ehrlichs Aeußerungen sofort einfielen. Und da ich eine Inspiration durch die Musik für möglich hielt, fuhr ich fort: „Sind Sie so musikalisch?" — „Ach nein," meinte er fast wegwerfend, „von der Musik hatte ich nichts gehört, aber dieses völlige Losgelöstsein . . ."

Ehrlichs Arbeitsweise unterschied sich, wie er selbst erzählte, von der seines berühmten Fachgenossen Robert Koch dadurch, daß sich Ehrlich in seinem Institut soweit als möglich auf die Leitung der Arbeiten beschränkte, während Koch alles selbst ausführte.

Bei dieser Gelegenheit sei noch mit seinen eignen Worten nacherzählt, wie er Kochs Bekanntschaft machte.

„Ich arbeitete," so begann er, „als Student in Breslau unter meinem Vetter Karl Weigert (dem bekannten pathologischen Anatomen, der später lange in Frankfurt wirkte). Da empfing Weigert Kochs Besuch und stellte mich ihm mit den Worten vor: „Das ist mein kleiner Vetter Ehrlich, ein sehr tüchtiger Mensch, aber ein Examen wird er nie machen."

Diese Erinnerung versetzte ihn in die fröhlichste Laune, und er fügte noch hinzu, daß Koch und er über diesen kleinen Vorgang später manchmal herzlich gelacht hätten.

Sein Verhalten den Menschen gegenüber kennzeichnete er mit den Worten: „Ich lasse mich immer vom Unterbewußtsein leiten. Wen ich nicht mag, den

Digitized by Google

lasse ich links liegen. Bin ich einmal von dieser Regel abgewichen, so habe ich es stets bereut."

Ehrlich hatte, wie dies bei seinem gütigen und geselligen Wesen begreiflich ist, viele Freunde, und auch die kleinen Leute, mit denen er in Berührung kam, verehrten ihn. Aber wie freundlich ging er auch mit ihnen um! Sein Bedürfnis zu plaudern kam ihm dabei zu Hilfe, und Droschken- oder Autolenker, mit denen er sich nicht unterhalten konnte, waren ihm ein Greuel. Freilich waren „die Kutscher" für ihn eine besonders wichtige Klasse von Menschen; denn er ging niemals zu Fuß.

Daß er mit den Angestellten im Hause nicht weniger liebenswürdig verkehrte, veranschaulicht ein andrer Fall. Vor Jahren kam er einmal mit einer Magenverstimmung, übrigens aber in bester Laune, aus dem Institut heim. Auf der Treppe begrüßt ihn ein altes Faktotum des Hauses. Sofort erkundigt er sich, was ihm dieses bei seinem Zustand verordne. „Eine Brotsuppe," lautet die kurze und bündige Antwort. Und nun bestand Ehrlich, obwohl die kräftigste Fleischbrühe für ihn vorbereitet war, auf seiner Brotsuppe; denn er war ein erklärter Freund von Hausmitteln.

Trotz dem tiefen Ernst, der mit einem so stetig arbeitenden Kopf, einem so schöpferischen Geist notwendig verbunden ist, steckte ihm ein gut Teil Schalkhaftigkeit, eine gleichmäßig heitere Laune im Blut. Seine Gattin wurde das Staunen darüber nie los, daß er vom frühen Morgen, von dem Augenblick des Erwachens an, plaudern konnte, ein fast sicherer Beweis guter Nerven. Erst in den letzten Jahren, als seine letzte große Entdeckung seinen Namen in alle Winde trug und mit dem Ruhm auch Neid und Mißgunst ihren Höhepunkt erreichten — erst da bekamen seine Worte mitunter einen Einschlag von Bitterkeit, die seinem arglosen Gemüt bis dahin fremd geblieben war. Aber diese Bitterkeit hielt nicht stand; sie konnte ihm manche Stunde trüben, aber nicht sein ganzes Wesen verändern. Und bis in die allerletzte Zeit hinein trieb er seine kleinen Späße, die ihm selbst so viel Vergnügen bereiteten, die nur der Eingeweihte verstand. Eine solche Probe guter Laune gab er noch in den letzten Wochen seiner Lebenszeit an einem Frühlingsnachmittag. Ehrlich empfing die Besuche in seinem Bibliothekzimmer. Man sprach von Weimar, wo einer der Gäste soeben ein paar genußreiche Tage verlebt hatte. Jeder gab seine Eindrücke kund, jeder verweilte bei einer besonderen Erinnerung, als einer sagte: „Das Schönste in Weimar ist aber doch das Denkmal von Shakespeare." Einen Augenblick lang herrscht tiefes Schweigen; aber Ehrlich unterbricht die Stille mit den fast gleichgültig und scheinbar ernsthaft hingeworfenen Worten: „Das gehört sich auch, Weimar ist doch Shakespeares Geburtsort." Die Gattin, besorgt um seinen Ruf als Literaturkenner, ruft mit tiefem Vorwurf: „Aber Paul!" Doch Ehrlich blickt unschuldig vor sich hin; denn es hätte ihm den größten Spaß bereitet, irgend jemand weiszumachen, er sei auf diesem Gebiet nicht beschlagen. Einer der Anwesenden aber geht auf seinen Scherz ein, und nun entspinnt sich zwischen ihm und Ehrlich eine rasche Wechselrede, in der das

Digitized by Google

Dichterhaus zu Stratford am Avon als ein Hirngespinst der Engländer in das Reich der Fabel verwiesen und Shakespeares Wiege nach Weimar versetzt wird.

Immer freundlich, stets zu einem scherzhaften Wort, einer kleinen Mystifikation aufgelegt, barg Ehrlich hinter der Heiterkeit seines Wesens eine abgeklärte Weltanschauung, die auch den letzten Dingen mit philosophischer Ruhe entgegensah. An eine Fortdauer nach dem Tode glaubte er nicht; wir aber sträuben uns gegen den Gedanken, daß so viel Geist und Güte vergehen soll, und mögen der Hoffnung nicht entsagen, die Goethe in einem Gespräch mit Eckermann in die Worte kleidet: „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Ein holländischer früherer Minister über die Probleme des Krieges

Von

Adolf Teutenberg (Weimar)

Wer die Anschauungen der politischen Stimmführer des neutralen Auslandes kennen lernen will, der darf an den „Staatkundige Brieven" (Staatswissenschaftlichen Briefen) des ehemaligen holländischen Ministers Mr. S. van Houten (im Verlage von H. D. Tjeenk Willink en Zoon, Haarlem) nicht achtlos vorübergehen. Es war im ersten Vierteljahr dieses Krieges, daß aus einem dieser Briefe eine bemerkenswerte Meinung zu uns herüberdrang. Damals vereinigte sich das Geheul aller Deutschlandhasser und Deutschlandverhetzer zu jenem Con fuoco und Fortissimo, in welchem die Stimme der Vernunft sich auch bei den Neutralen vergebens Gehör zu verschaffen suchte, und ganz besonders war es der Rocher de bronze des preußischen Militarismus, gegen den der wütende Chor der entfesselten Leidenschaft immer wieder anbrandete. Mitten in dieser Raserei der Ohnmacht schrieb Herr van Houten jenen Brief über „Militarismus", der sans phrase und an der Hand der großen europäischen Geschichtskurven feststellte, daß die Schmähredner des deutschen Militarismus wohl den Splitter im Auge ihres Todfeindes, nicht aber den Balken im eignen Auge sähen. England, so hieß es da, habe nicht das mindeste Recht, „sich über Militarismus erhaben zu dünken". ... „Im Gegenteil hat Englands Seemacht, und im besondern sein Seekriegsrecht, Jahrhunderte hindurch dem ausgesprochenen Zweck gedient, die Macht andrer seefahrender Länder zu brechen und ihrem Handel und ihrer Schiffahrt auf diese Weise Schaden zuzufügen." Dahingegen sei Deutschland „bis auf unsre Tage immer das Schlachtopfer des französischen

Digitized by Google

Militarismus gewesen in dem Sinne, daß Frankreichs Streben stets, und bis aufs Jahr 1870 auch mit guten Erfolgen, darauf gerichtet war, Deutschland daran zu hindern, durch Einswerdung seine volle Kraftentfaltung zu erreichen. Und in diesem Streben wurde Frankreich von Rußlands Seite regelmäßig unterstützt ..."

Ich habe den Mann, der diese Sätze — die man in neutralen Landen millionenfach verbreiten sollte —, im Angesicht eines tobsüchtigen Europa veröffentlichte und zu veröffentlichen wagte, in seinem Haager Hause besucht und bin bei dieser Gelegenheit in den Besitz auch der übrigen „Staatkundige Brieven" gekommen. Es sind höchst bemerkenswerte Dokumente zur Zeitgeschichte, an denen der künftige Forscher nicht wird vorübergehen dürfen. Nicht, daß van Houten unsre deutsche Sache, die nicht sein Primum movens sein kann, zur seinigen machte! Er wird ihr stellenweise nicht einmal gerecht! Aber für uns Deutsche ist es ja schon ein wohltuender Anblick heute, einen geistig bedeutenden Mann, dazu noch einen vom diplomatischen Fach, der selber am Webstuhl der Zeit Geschichte gemacht hat, Gedanken ausbreiten zu sehen, die zum wenigsten den Stempel der Unvoreingenommenheit an sich tragen. Mag in den Weltbetrachtungen des Herrn van Houten, der Kosmopolit als Holländer und Schopenhauerianer aus philosophischem Temperament ist, immerhin das Ideal eines Dauerfriedens auf rechtlicher Grundlage Anfang und Ende sein. Das kann uns Deutschen, denen Schopenhauer ein geistiger Führer, denen der Kulturkosmopolitismus eines Goethe ewige Sehnsucht und denen das Ideal des europäischen Friedens immer heilig-ernst gewesen ist, den nachbarlichen Friedensfreund auch jetzt nicht unlieb machen, da unser deutsches Schicksal aufs Schwert gestellt ist. Immerhin werden diejenigen Sätze in van Houtens Briefen, die der deutschen Sache am förderlichsten sind, gegenwärtig zuvörderst unser Ohr haben. Darum seien aus van Houtens politischen Briefen einige Gedanken herausgegriffen.

Wiederholt und mit Nachdruck legt der holländische Altminister den Finger auf eine Tatsache, die bei uns noch immer nicht allgemein genug als eine der allerstärksten treibenden Gewalten erkannt wird, die zu diesem Kriege führten: auf die unheilvolle Tatsache des Revanchestrebens Frankreichs. Van Houten stellt fest, daß „Frankreich sich nur aus Revanchelust Rußland angeschlossen habe", daß diese Revanchelust „eine wesentliche Ursache der Furcht und Unruhe gewesen sei, die jahrzehntelang auf Europa lastete"; er weist darauf hin, daß „selbst die Ausbreitung des französischen Kolonialbesitzes in Tonking, Tunis und Marokko (die Deutschland in wohlmeinender Hoffnung auf Frankreichs endliche Beruhigung zuließ, ja förderte! Der Verf.), die alte Wunde nicht heilen konnte"; und es ist nicht ohne Genugtuung für uns, den neutralen Politiker in Konsequenz dieser Wahrheitsfeststellungen äußern zu hören, daß „Frankreich den Preis, den es England für die Mitwirkung am Revanchewerk angeboten, wohl nicht mehr werde zum zweiten Male zahlen wollen" usw.

Nicht minder wohltuend muß uns Deutsche berühren, wenn Altminister van Houten, der mit anklägerischen Wortwendungen sehr sparsam ist, Englands

Digitized by Google

Aushungerungskrieg einen Fehler nennt, der „ebenso groß wie inhuman" sei und „die ganze Welt verstimmen" müsse; denn Lebensmittel, solange sie nicht direkt für militärische Zwecke bestimmt seien, könnten ihrer Art nach nicht als Konterbande angesehen werden, und die Gleichstellung Deutschlands mit einer belagerten Stadt sei ein Vergleich, der „auf allen Seiten hinke". Im übrigen zählt van Houten den Aushungerungskrieg unter die Dinge, die Enttäuschungen für unsre Feinde bedeuteten. Solcher Dinge weiß er mehrere aufzuzählen, und es ist nicht uninteressant, an ihren Benennungen abzulesen, wie sich im Auge eines wirklich neutralen Zuschauers die Lage schon vor Monaten spiegelte, als die russischen Siege noch nicht erkämpft worden waren. „Als die Sache anfing," heißt es unterm 19. März 1915 in den Briefen, „glaubte England sicherlich nicht, daß die ganze so hinderliche deutsche Kriegsflotte noch so gut wie unversehrt nach sieben Kriegsmonaten vorhanden sein würde, und daß sie mit der für Englands Handel gefährlichsten Waffe, mit Unterseebooten, noch verstärkt werden könne. Als eine Vernichtung dieser Flotte durch eine Seeschlacht aussichtslos schien, hoffte es durch Aushungerung Deutschlands ihre Auslieferung erzwingen zu können. Auch diese Hoffnung scheint jetzt illusorisch zu sein ... Und außerdem hat man beim Entwerfen dieses Kriegsplanes nicht darauf gerechnet, daß Deutschland sich zu Lande gegen Frankreich und Rußland so stark erweisen werde, daß zu einer Zeit, wo Hungersnöte in Deutschland beginnen sollten, beinahe eine Million Gefangener als Geiseln in deutschen Händen sich befinden würden" ...

Noch lehrreicher ist es für uns — und mehr noch für die Englandvasallen unter unsern Feinden! —, den neutralen Minister über den Widersinn der Ententebündnisse und Ententeziele reden zu hören. Diese Zusammenbringung konkurrierender Mächte müsse, meint der sehr erfahrene Diplomat, die erste und sicherste Folge haben, „England als Seemacht eine noch allmächtigere Stellung zu verschaffen". Eine Tatsache, die „auf Frankreichs spätere Stellung gegenüber seinem jetzigen Bundesgenossen nicht ohne Einfluß bleiben" könne. Van Houten erwartet darum, daß „die sog. Entente, soweit sie ein Zusammenwirken von Frankreich und Rußland mit England als Militärstaat zur See ist, mit dem Friedensschluß aufhören wird". Eine weitere Unnatürlichkeit in dem politischen Zusammenspiel der Vierverbändler erblickt der holländische Staatsmann in dem Vorgehen gegen Konstantinopel. „Ich fürchte, keinen Widerspruch zu finden," schreibt er, „wenn ich behaupte, daß weder das englische Volk, als es sich zum Kriege bewegen ließ, noch das französische, als es sich aus Revanchelust an Rußland anschloß, auch nur von ferne daran gedacht haben, daß die Eroberung Konstantinopels für Rußland als Preis für dessen Teilnahme an der Erniedrigung Deutschlands könnte ausbedungen worden sein. Es wäre eine geradezu tolle Ironie der Geschichte, wenn nun Frankreich und England, die Bundesgenossen aus dem Krimkrieg, Arm in Arm zu Felde ziehen würden, um Konstantinopel für Rußland zu erobern, so daß, wer so etwas prophezeit haben würde, vermutlich mehr Gelächter als Entrüstung wachgerufen hätte, denn man

Digitized by Google

hätte solchen Propheten nicht ernst genommen ..." Man weiß, daß diese „Ironie der Geschichte" Ereignis geworden ist. Aber man weiß auch, daß dieses Ereignis zugleich eine theatralische Vorspiegelung war, die mittlerweile ein etwas sehr grotesk-komisches Gesicht angenommen hat.

Van Houten müßte kein Kind des Seefahrervolkes der Niederländer sein, wenn er die in diesem Kriege von England geübte Vergewaltigung der Handelsschiffahrt gutheißen könnte. In der Tat gehören die Vorschläge zur Reform des Seerechts, die er aus seinem Unmutgefühl über die Gewaltherrschaft Englands heraus macht, zu den stärksten Seiten seiner politischen Briefe. Van Houten hatte schon im Anfang des Krieges in einer besonderen Broschüre („Onze Internationale stelling" — „unsre internationale Stellung") die Abschaffung des Kaperrechtes gefordert. In den Briefen geht er einen Schritt weiter. Die völkerrechtliche Festsetzung der Unantastbarkeit des privaten Eigentums zur See könne, heißt es da, gegenüber einer Regierung, die ihren weitgehenden Begriff von Konterbande nach subjektivem Ermessen zu dehnen pflege, in Zukunft nicht mehr genügen; denn auf diese Art werde sie die Möglichkeit, jedes beliebige Land von der Lebensmittelzufuhr abzuschneiden, immer behalten. Es sei daher nötig, daß die offene See, die übrigens in völkerrechtlichem Sinne res nullius sei, absolut frei werde, so zwar, daß keine Macht hinfort den Herrn darüber spielen dürfe; Streitigkeiten der Benutzer der Meere sollen durch eine gemeinsame internationale Seepolizei geregelt werden. Van Houten verkennt nicht, daß die Meerengen und seenverbindenden Kanäle als sog. Territorialgewässer in die Eigentumssphäre der Staaten fallen, die daran angrenzen (oder die sie geschaffen haben, was hinzuzusetzen vergessen wird). Gleichwohl soll auch ihre Benutzung allen Völkern freigegeben und durch die internationale Seepolizei überwacht werden. Wobei mit Recht auf die Unfreiheit des Mittelländischen Meeres, zu dem England die Schlüssel — Gibraltar und Suez — besitzt, als auf einen Zustand hingewiesen wird, der die anwohnenden Völker England gegenüber nahezu zur Ohnmacht verdammt.

Bedarf es einer besonderen Versicherung, daß diese holländischen Wünsche und Ziele auch diejenigen Deutschlands sind? Van Houten hat mit Genugtuung von Deutschlands amtlicher Feststellung, daß es den Kampf um die Freiheit der Meere auch für die kleinen Völker führe, Kenntnis genommen. Möchte diese Kenntnis zu einer Erkenntnis führen, die dem holländischen Nachbar die Augen darüber öffnet, wo seine natürlichen Freunde zu suchen sind!

Digitized by Google

Land oder Stadt

Von

Frau Geheimrat Paasche

Als menschliche Art sich allzusehr von der Natur und ihrem Wollen entfernte, als Kino und Kabarett nötig waren, die Sinnenwelt zu beschäftigen, Humpelröcke und Nacktbekleidung den Reiz der Modetorheiten bis zum Aeußersten trieb, um noch Verblüffenderes denen zu bieten, die nicht begreifen können, wozu sie auf der Welt sind; als Schlemmerei und Alkoholismus an die Stelle der Ernährung traten und die Vergnügungssucht bis zum Tangowahnsinn gedieh, wurde auch bei uns die Welt für den Weltkrieg reif, und der Unschuldige mußte mit dem Schuldigen leiden. Die Stadtbevölkerung hatte sich ausgelebt, in ihrer Art, und glaubte nur darin einen wirklichen Lebenswert, einen höheren Lebensgenuß finden zu können.

Alle Begriffe von altbürgerlicher Sittsamkeit und Tugend wurden der heranwachsenden Generation verwirrt, die nicht begreifen wollte, daß Zucht und Ordnung und ihr eigenstes Wohl sie zwangen, auf manchen sog. Lebensgenuß zu verzichten.

Die willkommene Lehre, jeder habe das Recht, sich auszuleben, fand nur zu willige Anhänger, selbst in den Kreisen unsrer deutschen Frauen und Mädchen, deren Treue und Ehrbarkeit wir bis dahin als schönsten Schmuck gepriesen hatten.

Nur der fleißige Landmann nahm nichts an von der Ueberkultur derjenigen, für die er jahraus, jahrein der Mutter Erde das tägliche Brot abgewann. Nicht weil er schnell reich werden will, wie die Großstädter, sondern weil er aufgewachsen ist inmitten dieser Tätigkeit der Eltern, Großeltern und Verwandten. Den Naturgesetzen der wechselnden Jahreszeiten hat er Leben und Beruf angepaßt und steht fest in klaren Grundsätzen der Pflichten, die Arbeit und Besitz ihm liefern.

Die sieben mageren und die sieben fetten Jahre des Ackerbaues bewahren ihn noch heute vor Uebermut und Verschwendung, und vom wetterwendischen Himmel bezieht er sein Gottvertrauen, wenn Mißernten seiner fleißigen Arbeit den wohlverdienten Lohn versagen.

Aus dem stillen Dorfe, dem engsten Familienleben, ist unser kräftigstes junges Deutschland hinausgezogen in den Krieg. Was wußten sie von den politischen Verwicklungen unsrer Weltpolitik, von den diplomatischen Intrigen der Nationen, die uns die Erfolge unsrer fleißigen deutschen Arbeit nicht gönnten!

Des Landmannes Leben ist ein friedliches. Sein Interesse hat das Fleckchen Erde, das ihm gehört, und das Stückchen Himmel darüber, von dessen Gunst oder Ungunst er abhängig ist. Nun liegen viele von unsern Dorfkindern in

Digitized by Google

fremder Erde, und noch mehr sind verwundet oder krank. Der alte Bauer, der seinen Sohn erzog zu seinem Nachfolger, ihm die Erfahrungen vererben wollte zum Gedeihen der eignen Scholle, kann sich schwer damit zurechtfinden, daß der seit mehr als hundert Jahren in der Familie sich befindende Besitz nun in fremde Hände übergehen soll, wenn seine Kräfte nicht mehr ausreichen.

Der Bauer verliert mehr als nur sein Kind, das Dorf mehr, als das Wort Einwohner verrät, der Staat mehr als den tapferen Soldaten des soundsovielten Regimentes.

Alteingesessene Bauernfamilien sind nicht so schnell zu ersetzen, sie bilden den soliden Stamm, der das Volk ernährt, der das Menschenmaterial ersetzt, das durch Industrie und Großstadt aufgerieben wird.

Durch Namen und Zahlen kann ich den Beweis erbringen, daß mehr als die Hälfte der in Friedenszeiten in die Großstadt ziehenden Landbevölkerung schon in der ersten Generation zugrunde geht.

Derjenige, der nach ländlichem Brauch das Gut übernimmt und seinen miterbenden Geschwistern ihren Anteil am Gut in bar auszahlt, ist nachweisbar noch immer der Klügere gewesen.

Die Geschwister, die mit ihrem Gelde in die Städte zogen, wurden Handwerker; selten oder nie kommt einer empor. Viele kehren verarmt zurück zum Bruder und treten in seine Dienste, während der Bruder Bauer in Freud und Leid an seiner Scholle festhält und in schlechten Jahren sich mit der Familie einschränken kann, die guten bringen ihn dann vorwärts.

Die Zahl der Fleißigen, die im Schweiße ihres Angesichts für die Ernährung des Volkes arbeiten, wird immer geringer; die Last bleibt auf den Schultern der wenigen Idealisten der wirklichen praktischen Arbeit hängen, die noch Freude am Leben selbst finden, am selbständigen Schaffen und Vollbringen, die instinktiv die gesündere praktische Arbeit in Gottes freier Natur dem puren Gelderwerb vorziehen.

Der deutsche Bauer, die deutsche Hausfrau, auf unsern Weltreisen hörte ich sie immer noch loben; sie galten beide in Amerika als die Pioniere der Neuen Welt.

Es ist germanische Eigenart, nach großen Umwälzungen und Erschütterungen der Völkergeschichte sich der alten Quelle der Volkskraft zu erinnern, die das Germanentum geschützt hat vor der Zersplitterung, vor den Folgen der Entartung, vor dem Industriestaat, der die Menschen zur Maschine, das Wohlleben des Staates zum Rechenexempel macht.

Wer wollte bestreiten, daß die Großstadt die Vielzuvielen in ihrem Kampfe ums goldne Kalb, mit ihren Modekrankheiten die Menschen abstumpfen läßt für berechtigte persönliche Eigenart, denn alles ist nur auf Aeußerlichkeiten, auf die Massen zugeschnitten.

Leichten Herzens und ohne Verantwortungsgefühl werden die unverdorbenen Landkinder durch allerlei Verlockungen in die Stadt gezogen und dann ihrem Schicksal überlassen.

Digitized by Google

Die sauberen Fassaden der Häuser, die reingefegten Straßen der Großstadt erzählen nichts von dem, was hinter den Mauern verkümmert. Die hellen Lichter der Straßen und Schaufenster leuchten nicht hinein in all die Hoffnungen, die zuschanden wurden bei denen, die vertrauensselig sich blenden ließen.

Die Lokalnachrichten bringen wohl einige Notizen über Lust-, Raub- und Selbstmorde, Vergiftungen, Messerstechereien, Ertrunkene und Betrunkene, aber die Fälle sind zu zahlreich, die Leser stumpfen ab, jeder hat mit sich selbst zu tun, Schlüsse werden daraus nicht gezogen.

Wer erhebt seine warnende Stimme vor dem Zuzug nach der Stadt, wer hat je eine Geschichte oder eine Statistik der gescheiterten Existenzen von Groß-Berlin herausgegeben? An Material fehlt es nicht.

Aber die warnende Stimme ist da, wenn jemand die Rückflut nach dem Lande vorschlägt. Keine war allerdings von Sachkenntnis getrübt.

Unsre Unzufriedenen wandern in die Städte, ohne Grund; sie müssen wohl die Unzufriedenheit als Hausinventar mitnehmen in die neue Wohnstätte. Die Reichstagswahlen der Großstädte geben uns kein Bild der Zufriedenheit. Die muß von innen heraus kommen, sie braucht Ruhe und Beständigkeit der Lebensbedingungen, Freude an der Arbeit, die man übernommen, Luft und Licht, wie der Körper selbst.

Aber: Säuglingsheime, Ziehkinder, Kinderhorte, Ferienkolonien, Erholungsheime, Jugendfürsorge, Waisenhäuser, Volksküchen, Herbergen für Obdachlose, Gefängnisse, Irrenhäuser, Mietkasernen, Schlafburschenwesen, Wohltätigkeitsfeste mit Spiel und Tanz (diese Charakteristika der modernen Großstadt), sie verraten, daß irgend etwas faul ist am Volkskörper, daß auch hier die Therapie einsetzen muß und vorsorgen.

Man darf sich in der Stadt nicht damit abfinden, daß es immer Arme gegeben hat, für die die andern mitsorgen müssen und dadurch das Selbstgefühl der Almosenempfänger lähmen. Gebt den Armen kein Geld, Gelegenheit gebt ihnen zum Selbstvertrauen auf die eignen Fähigkeiten, sich zu erhalten.

Schickt sie aufs Land! Hier werden sie wieder Gleiche unter Gleichen, Werkzeuge der Natur, die ihnen bei der Arbeit hilft.

In unserm Dorfe steht ein altes Blockhaus mit tiefem Dach. Der große Giebel ist der Straße zugekehrt, und seine Fenster mit den hellen Gardinen geben Myrtenbäumchen auf den Fensterbrettern das Sonnenlicht zum Leben. Rankender Efeu und freundliche Blumenbeete machen das altehrwürdige Blockhäuschen jedes Jahr wieder jung aussehend, wie die gute alte Zeit, an der sich der bunte Wechsel der neuen verjüngen soll. Die Besitzerin des Häuschens ist ein kleines, verwachsenes, altes Fräulein. Alle ihre Verwandten hat sie überlebt. Den kräftigen Bruder, der unverdorben und gesund in die blendende Großstadt zog — er kam als Trunkenbold wieder. Das krüppelhafte Mädchen und die achtzigjährige Mutter haben den „Jungen", als er krank und erwerbslos war, bis zum Tode gepflegt.

Digitized by Google

Hochbetagt starb die Mutter, nur von der Tochter erhalten und gepflegt, und alles dieses brachte die engbrüstige, stark verwachsene Herzleidende ohne fremde Hilfe oder Unterstützung fertig, weil sie ihren kleinen Besitz hatte, der einen Wert von zirka 3000 Mark darstellt.

Pflügte der Nachbar ihr das Kartoffelland, dann war sie zu stolz, das umsonst zu verlangen; sie schneiderte kunstgerecht und nähte der Bauernfamilie ein Kleidungsstück dafür.

Wohl nie habe ich diese Lebenskünstlerin bei der Arbeit getroffen, nie das Gefühl gehabt, daß ich störe. Aber kam man am frühesten Morgen, der Haushalt war blitzsauber, die kleine Wirtschaft in Ordnung, der Garten ein Putzkästchen, als seien Heinzelmännchen hier zu Hause.

Nie habe ich hier Klage gehört über schlechte, teure Zeiten und nie die Bitte um Unterstützung (wohl aber um Bücher und Zeitschriften!).

Immer ist dieses verkrüppelte Wesen fertig geworden, mit ihrer Arbeit wie mit ihrer Trauer.

Wer vermag dieses Geheimnis zu ergründen? Es ist das eigne Häuschen, die eigne Scholle, der festererbte, schuldenfreie Besitz. Auf dieses alles haben diese friedlichen, anspruchslosen Menschen ihre Lebensweise und ihr Lebensglück eingestellt.

Ich habe gerade dieses starke Beispiel gewählt zum Beleg dafür, daß zum Menschen Haus und Land gehören; erst wenn *das* vorhanden ist, soll man an andres denken. Wir haben bei uns keine Unterstützungsbedürftigen, sobald die Leute ein eignes Heim besitzen, trotz dem östlichen, unsicheren Klima und dem teilweise sehr leichten Boden. Haus, Garten und ein bißchen Vieh — dann sind die Menschen nie obdachlos und brauchen nicht zu hungern.

Und die Kehrseite?

Im Winter leben wir in Berlin, meine dortige Näherin war verheiratet, jung, gesund. Ihr Mann gut bezahlter technischer Arbeiter an der Untergrundbahn, aber der „Zahltag" mit anschließender Kneiperei nahm den Hauptverdienst des Mannes in Anspruch, die Frau mußte zuverdienen, obgleich sie nur für *ein* Kind zu sorgen hatten. Um sich nicht vom Kinde zu trennen, übernahm sie Heimarbeit und nähte fürs Geschäft — zwölf Blusen für 3 Mark. Als ich nach zwei Jahren mich nach ihr erkundigte, hatte sie sich lungenleidend genäht; sie starb.

„In unserm Dorfe aber steht ein altes Blockhaus" (siehe oben), und man vergleiche!

So manche tiefgebeugte Landfrau meine ich sagen zu hören: Jahrelang habt ihr Städter uns gebraucht zu eurer Ernährung, jetzt brauchen wir euch und euer Verständnis für unsern Verlust, der auch euch zugute kam.

Das stumme, tränenlose Leid des Dorfes ist das ergreifendste des ganzen unnatürlichen Krieges.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Physik

Das Gesetz von der „Erhaltung der Materie“ [1])

Das bekannte Gesetz von der „Erhaltung der Kraft“ des Heilbronner Arztes Mayer sagt, daß die Summe aller in der Natur vorhandenen Kräfte, also der gesamte Vorrat an mechanischer Kraft in der Natur, eine konstante Größe sei.

Diese Vorratskonstante an Kraft, lehrt Mayer weiter, ist die Summe zweier variabler Faktoren, der sog. „Spannkräfte“ einerseits und anderseits der „lebendigen Kräfte“.

Die Spannkräfte stellen denjenigen Teil des Gesamtkraftvorrats dar, welcher in den Stoffen enthalten ist, während die lebendigen Kräfte denjenigen Teil dieses Vorrates bilden, welcher als Wirkung der Kraft sich äußert und sich in Bewegung verwandelt, wenn die im Stoff eingeschlossenen Spannkräfte frei und verbraucht werden.

Beim Uebergang von Spannkräften in lebendige Kräfte ändern die Kräfte nur ihre Form, nicht ihren Inhalt. Daher ist die Menge von lebendiger Kraft, die aus einer bestimmten Menge von Spannkraft entsteht, stets dieser Menge gleich. Und die Summe von Spannkraft und lebendiger Kraft in der Natur bleibt immer die gleiche.

Die Richtigkeit dieses Satzes ist für eine bestimmte, in der Natur stark vertretene Art von Spann- und lebendiger Kraft durch direkte Maßbestimmungen exakt bewiesen worden. Helmholtz hat gezeigt, daß die Menge von Wärme, welche von der Kohle oder von kohlenstoffhaltigen Verbindungen bei der Verbrennung geliefert wird, immer zu dem Gewicht der Stoffe in einem festen Verhältnis steht, welche durch ihre Verbrennung die betreffende Wärmemenge geliefert haben. Gegenwärtig ist es die Elektrizität, die als lebendige Kraft eine große Rolle spielt und die durch Dampfkraft oder Verbrennung von Kohle erzeugt wird. Auch hier besteht zwischen der von einer gewissen Menge Dampf erzeugten Elektrizität und dem Gewicht von Kohle, durch deren Verbrennung jene Dampfmenge erzeugt worden ist, ein bestimmtes Verhältnis. Damit ist die Konstanz der Summe von Kohle und der durch sie künstlich erzeugten Elektrizität erwiesen.

Schon der Umstand, daß es natürliche Elektrizitätsquellen gibt, aus denen ohne Verbrennung von Kohle, ohne Dampfbildung und überhaupt ohne ersichtlichen Stoffverbrauch Elektrizität entsteht, wie aus dem Radium und andern radioaktiven Körpern, aus denen die Elektrizität als Eigenschaft oder Kraft emaniert, wie der Magnetismus aus dem Magnet oder der Duft von einer Blume: — schon diese Tatsache beweist, daß der Mayersche Satz von der „Erhaltung der Kraft“ nicht der Ausdruck eines allgemein gültigen, eines souveränen Naturgesetzes sein kann. Es hat wohl Gültigkeit dort, wo es sich um „Spannkräfte“ handelt, die frei werden und sich in „lebendige Kräfte“ verwandeln können. Aber es hat keine Gültigkeit dort, wo die Natur Kraftäußerungen vollführt und folglich lebendige Kräfte hervorbringt, ohne Spannkräfte zu verbrauchen.

Die Natur aber liefert solche Kräfte in einer alle menschlichen Vorstellungen weit übertreffenden Menge und Mannigfaltigkeit. Und gerade auf der Eigentümlichkeit dieser Kräfte und ihrer von Spannkräften ganz oder fast ganz unabhängigen „Eigenkraft“,[2]) wie ich sie genannt habe, beruht die die Welt erhaltende Macht ihrer Komponenten.

Jeder anorganische Stoff besitzt eine nur ihm zukommende, nur ihn charakterisierende, ihm als Kraft entströmende Eigenschaft.

---

[1]) Aus meiner in Vorbereitung befindlichen Arbeit: Die Eigenkräfte der Stoffe, das Gesetz von der „Erhaltung der Materie“ und die Wunder im Weltall.

[2]) Adamkiewicz: Die Eigenkraft der Materie und das Denken im Weltall. Wien 1906.

Digitized by Google

Und jede organische Materie vom formlosen Protoplasmaklümpchen bis zur gestalteten Zelle und von der Zelle bis zum Organ, zur entwickelten Pflanze, zum Tier und zum Menschen ist von dem Augenblick an, da sie entsteht und lebt, bis zu dem Augenblick, da sie vergeht, durch den Besitz dieser, jeder einzelnen Zelle, jedem besonderen Organ, jedem eigenartigen Wesen eigentümlichen, jedesmal andern Kraft, der „Eigenkraft", ausgezeichnet, die nicht nur den Teilen die Selbständigkeit wahrt, sondern sie auch befähigt, mit andern sich zu verbinden und dadurch nicht nur ein Ganzes zu bilden, sondern auch das so gebildete Ganze zusammenzuhalten.

Zwischen den Eigenkräften des toten Stoffes und denen der organisierten Materie besteht jedoch ein gewaltiger Unterschied.

Die Eigenkraft jedes anorganischen Körpers tritt immer nur in einer und derselben, ewig unabänderlichen Form auf.

Die Eigenkraft der lebenden Materie dagegen äußert sich in zweifacher Weise: inaktiv als einfacher Lebensprozeß und aktiv als Funktion.

Im Lebensprozeß liefert der lebende organische Stoff inaktiv das Minimum seiner Leistung — eine Leistung ohne Wirkung — nur ein Schemen der Leistung.

Als Funktion erhebt sie ihre Eigenkraft aktiv zur positiven Arbeit, zur Leistung und, gegebenenfalls, bis zu einer weltbewegenden Kraft.

Die wichtigsten und vornehmsten Repräsentanten dieser beiden Formen der organischen Eigenkraftäußerungen sind die der höchst organisierten Substanz, der Ganglienzellen der Rinde des Großhirns, speziell derjenigen des Menschen.

Und diese Repräsentanten sind einerseits der Traum und anderseits das Denken.

Der Traum ist die inaktive, der Gedanke die aktive Form der Eigenkraftsäußerung der Großhirnrinde. Und die Großhirnrinde speziell des Menschen ist, als das höchst organisierte Gebilde der Schöpfung, der Großherr in der Natur, der der schöpferischen Naturkraft von allen ihren Gebilden an Macht am nächsten steht und in die sie selbst einen Teil ihrer Souveränität und Majestät gelegt und vererbt hat.

Was das menschliche Denken als „lebendige Kraft" leistet, was es hervorbringt durch die Kraft seines Willens, das steht in keinem Verhältnis zu den Substraten, also den „Spannkräften", welche es verbraucht.

Diese Tatsache ist die klarste und gleichzeitig gewichtigste Widerlegung des Gesetzes von der „Erhaltung der Kraft".

Unterstützt wird in dieser Widerlegung der Hauptrepräsentant der organischen Arbeit, der Gedanke, durch die Eigenkräfte derjenigen anorganischen Stoffe, welche sog. „lebendige Kräfte" liefern, ohne Spannkräfte zu verbrauchen.

Dazu gehört vor allem das Radium — ein anorganischer Körper, der Licht und Elektrizität erzeugt, also lebendigste Kräfte von ungeheuerster Energie, ohne nennenswerte Verluste an der eignen oder fremden von ihm verbrauchten Substanz zu erleiden.

Dem Gesetz von der „Erhaltung der Kraft" stellt so das Radium eigentlich noch größere Rätsel entgegen als selbst die organische Substanz in Gestalt der Großhirnrinde, da diese, wenn sie durch den Gedanken die Welt bewegt, dem Stoff doch tributpflichtig bleibt, indem sie ihm den Tribut in Form der sie erhaltenden Nahrung entrichtet, die ihre Werkstatt, die Ganglienzelle, umkreist.

Und diese Tributpflichtigkeit erhält durch die Anlage eines den großen Bedürfnissen der Ernährung der Ganglienzellen dienenden, von mir im Jahre 1886 beschriebenen,[1]) eigenartigen Kreislaufapparates einen sprechenden physiologischen Ausdruck.

So strömt aus der anorganischen und der organischen Natur ununterbrochen ein Meer von lebendiger, freier, allbewegender Kraft in das Weltall ab, ohne dem Weltall Nennenswertes von seinem Bestande zu nehmen.

---

[1]) Der Blutkreislauf der Ganglienzellen. Berlin 1886, Hirschwald.

Digitized by Google

Schon hieraus ergibt sich, das die Materie des Alls beständig ist, während die Menge der in sie jeweilig abfließenden und jeweilig vorhandenen Kraft wechselt.

Noch schärfer läßt sich dieses Ergebnis in folgender Weise ableiten.

Jede Kraft geht von der Materie aus und jede Kraft äußert sich in bewegter Materie.[1])

Es ist also die Materie der Ausgang und das Endziel der Kraft — also dasjenige, was die Kraft erzeugt und bestimmt —, folglich das Beständige, während die Kraft von Quelle und Ziel abhängt, also sich ändert.

Endlich ist folgendes zu erwägen:

Die beiden kardinalen Eigenschaften der Materie sind ihre Unzerstörbarkeit und ihre Unerschaffbarkeit.

Materie kann nicht zugrunde gehen, ist also unzerstörbar. Verschwindet folglich scheinbar eine Spur eines Stoffes, so erscheint diese Spur in anderer Gestalt wieder.

Und weil ein Etwas nicht aus einem Nichts entstehen kann, so ist auch die Materie unerschaffbar.

Ist aber die Materie unzerstörbar und unerschaffbar zugleich, dann ist sie ohne Anfang und ohne Ende und folglich beständig. Und schwanken kann nur die von ihr ausgehende Kraft.

Deshalb muß an die Stelle des Gesetzes von der „Erhaltung der Kraft", wie ich das schon im Jahre 1906 in meiner oben zitierten Arbeit: „Die Eigenkraft der Materie und das Denken im Weltall" ausgesprochen habe und hier hervorzuheben genötigt bin, das Gesetz von der „Beständigkeit des Stoffes" treten. Und dieses Gesetz sagt uns, daß die unzerstörbare und unerschaffbare Materie des Weltalls die seit Ewigkeit spendende, in alle Ewigkeit nicht versiegende Urquelle aller der Kräfte war, ist und bleiben wird, welche das Weltall bewegen und erhalten und deren Gesamtheit wir die Naturkraft nennen.

Prof. Dr. Albert Adamkiewicz.

Literarische Berichte

Auf der Kriegszeit Bildungswegen. Ein goldner Gedankenschatz, gesammelt von Wilhelm Franz. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Die großen Ereignisse des Weltkrieges, die wir erleben durften, liegen unverlierbar bewahrt in unserm Gedächtnis. Wie der Gedanke sie begleitet hat, befruchtet durch sie und sie selber befruchtend, das empfanden wir täglich, wenn wir die Tagesblätter, die Zeitschriften und auch nur einen Teil der kaum mehr zu übersehenden Kriegsliteratur lasen. Tiefe, vollgültige, dauernd wertvolle Gedanken aus dieser vom Weltkrieg hervorgerufenen Literatur herauszuheben und übersichtlich zu größeren oder kleineren Gruppen zu ordnen, war die Aufgabe, die sich Wilhelm Franz gestellt und mit nimmermüdem Fleiß, sicherem Blick für das Bedeutende, umsichtiger Beleuchtung aller Seiten der aufgeworfenen Probleme glücklich gelöst hat. Seine Auswahl ist natürlich subjektiv, aber die persönliche Note, die auf diese Weise in sein Buch gekommen ist, schmälert nicht, sondern erhöht dessen Wert, und daß trotz dieser subjektiven

---

[1]) Die Ansicht, daß „Elektrone", also die Materie der aus dem Radium prasselnden Funken, aus Nichts und nur „durch Bewegung" entstehen, ist barer Unsinn. Die aus dem Radium schießenden leuchtenden Punkte, die sog. „Elektrone", setzen das Radium, also Materie, voraus und sind Teilchen dieser Materie, die sich explosionsartig von ihr lösen. Sie entstehen nicht durch die ihnen von ihrer Quelle durch deren Explosionen gegebene Bewegung, sondern sie werden durch diese Bewegung, die sie erhitzt, nur sichtbar.

Digitized by Google

Auswahl, überhaupt trotz der bloßen, auf Vollständigkeit keinen Anspruch machenden Auswahl ein Werk von 800 Seiten großen Formats zusammengekommen ist, zeigt den Reichtum, die Kraft, die Vielgestaltigkeit, die Nachhaltigkeit der Anregung, die dem deutschen Gedanken durch die deutsche Tat während des Weltkrieges zuteil geworden ist. Könnte ein Engländer, Franzose, Russe oder Italiener aus den Aeußerungen seiner Landsleute ein ähnlich gehaltvolles Buch zusammenstellen? Gewiß nicht! Und das läßt zugleich den Schluß zu, daß gerade der Deutsche nicht ganz im Kriege aufging, daß gerade er auch innerlich weiterarbeitete an sich, ja daß er gerade aus dem Kriege ganz neue Bildungsmittel gewann, die seinem jungen Nachwuchs bald reiche Früchte tragen werden. Damit erweist sich das Werk zugleich von hoher erzieherischer Bedeutung, und wie von der reiferen Jugend selbst, wird es auch von deren Lehrern mit großem Gewinn benutzt werden können. Indessen ist der Kreis derer, für die es bestimmt ist, viel weiter: jedem gebildeten Deutschen kann es, ein wahres Volksbuch, während des Krieges als eine Anweisung zum wirklichen innern Miterleben des großen Dramas dienen, nach dem Kriege aber als ein unerschöpflicher Schatz stolzer Erinnerung an diese gewaltigste Zeit der deutschen Geschichte. Unterschiede in der konfessionellen und politischen Ueberzeugung des Lesers spielen dabei keine Rolle: es ist das Deutsche schlechthin, das jeden Deutschen angeht und packt, das hier allein und immer wieder zu Worte kommt. Dient so das Werk vor allem den Zwecken volkstümlicher Erhebung und volkserzieherischer Zukunftsarbeit, so muß doch auch auf seinen wissenschaftlichen Wert noch hingewiesen werden: namentlich für den Volkstumsforscher wird es eine ergiebige Fundgrube sein, zumal da es die Wesensgegensätze zwischen uns und unsern Gegnern gebührend betont. Vielleicht wird auch der Kenner und Ergründer deutscher Stileigenart in dem Buche die Beobachtung machen, daß selbst unsre sprachliche Ausdrucksweise durch den Weltkrieg anders geworden ist: frischer, freier, trotziger, mehr aus sich herausgehend. Die Frage, ob es, bei aller Anerkennung der sachlichen Beweggründe dafür, urheberrechtlich ganz einwandfrei war, die Zitate ohne Verfassernamen und ohne Angabe der Fundstellen abzudrucken, mag hier nicht weiter verfolgt werden, aber eins wird der Benutzer des Buches auf jeden Fall schmerzlich vermissen: ein Register! Und dieser Tadel ist fast ein Lob: wäre das Werk nicht so reich an Gehalt, so könnte man leichten Herzens auf das Register verzichten; so aber muß man's für alle folgenden Auflagen, die man gewiß dem stolzen und starken Buch prophezeien darf, mit aller Entschiedenheit fordern. Hans Zimmer.

Archiv für Wirtschaftsforschung im Orient. Herausgeber: Reinhard Junge, unter Mitwirkung von Prof. C. H. Becker (Bonn), Prof. E. Jäckh (Berlin), Prof. A. Philippson (Bonn), Prof. H. Schumacher (Bonn), Prof. Sering (Berlin). Gustav Kiepenheuer, Weimar. Preis fürs den Jahrg. M. 15.—, für das Heft M. 4.50.

Die engere Verknüpfung und Festigung unsrer Beziehungen zum Orient gehört auf jeden Fall zu den wichtigsten Aufgaben, die schon jetzt während der Dauer und noch mehr nach dem Abschluß des Weltkrieges dem deutschen Volk gestellt sind. Daß diese Beziehungen ihre materielle Grundlage auf wirtschaftlichem Boden haben müssen, ist ohne weiteres klar, und darum erscheint es gerechtfertigt, wenn jetzt eine eigne Zeitschrift zu wissenschaftlicher Erforschung des wirtschaftlichen Lebens im Orient gegründet worden ist. Das erste Heft dieser Zeitschrift liegt uns vor, und sein Inhalt bestätigt das günstige Vorurteil, das schon die Namen des Herausgebers und der ständigen Mitarbeiter wecken müssen. Außerordentlich sympathisch berührt gleich in dem Eröffnungsaufsatz, den der Herausgeber zum ersten Heft beisteuerte, die starke Betonung des ethischen Moments. Nicht eine Ausbeutung des nahen Orients im Tempo amerikanischen Raubbaus kann und darf unser Ideal sein, sondern ein Verkehr, der beiden Teilen Gutes bringt, eine erzieherische Einwirkung, die niemals die Schonung der berechtigten und sittlich wertvollen Eigenart der islamitischen Weltanschauung und Lebensführung außer acht läßt. In diesem Sinne ist vor allem auch der wertvolle Aufsatz von C. H. Becker, einer unsrer ersten Autoritäten auf dem Gebiet der Islamforschung, gehalten, der „Islam und Wirtschaft" zum Gegenstand hat, während außerordentlich wichtige praktische Einzelfragen von C. A. Schäfer (Die mesopotamisch-persische Petroleumfrage) und von L. Schulmann (Die Pflanzungen der Fremdenkolonien Palästinas während des Kriegs) behandelt werden. Bibliographie, kleine Mitteilungen und Buchbesprechungen vervollständigen den reichen Inhalt dieses ersten vielversprechenden Heftes. n.

Deutsches Wesen. Ausgewählte Aufsätze von Houston Stewart Chamberlain. Preis geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. München, Verlag von F. Bruckmann.

Die „Kriegsaufsätze" Chamberlains sind so allgemein bekannt, daß es wohl nicht mehr erforderlich ist, das vorliegende neue Buch eingehend zu charakterisieren, ein jeder weiß, was er von dem Verfasser zu erwarten hat. Chamberlain ist von glühender Begeisterung für deutsches Wesen erfüllt und von dem, was auf allen Gebieten von den großen

Digitized by Google

Deutschen geleistet wurde, dies kommt in den in dem vorliegenden Bande vereinigten Aufsätzen — wir nennen nur: „Erinnerungen aus dem Jahre 1870", „Kaiser Wilhelm II.", „Bismarck der Deutsche", „Martin Luther", „Immanuel Kant", „Schiller als Lehrer im Ideal" — voll zum Ausdruck. Wir machen auf das wertvolle Buch ganz besonders aufmerksam.

Die Genesis der Emser Depesche. Von Richard Fester. Berlin, Paetel. (IX, 240.) M. 4.—.

Das Interesse für den Krieg von 1870 ist keineswegs von den gegenwärtigen Ereignissen ausgelöscht worden. Im Gegenteil vergleicht man unwillkürlich den Gang des jetzigen Kampfes mit dem von damals und so auch die diplomatischen Vorgänge, die zu beiden Kriegen geführt haben. Den springenden Punkt in den Juliverhandlungen von 1870 bildete nun bekanntlich die sog. Emser Depesche, d. h. das Telegramm, mit dem Abeken im Auftrage des Königs am 13. Juli aus Ems an Bismarck über den Eindruck berichtete, den schließlich die französische Forderung einer Garantie, daß auch künftighin von der Kandidatur eines Hohenzollernprinzen in bezug auf den spanischen Thron nicht die Rede sein solle, beim Könige hervorgerufen hatte. Wie oft wurde behauptet, diese Depesche sei von Bismarck gefälscht worden! Aber dies konnte nur geschehen, solange man jenes Urtelegramm nicht kannte. Folglich ist auch wieder in der neuesten Zeit auf französischer Seite von dieser Fälschung des großen Staatsmannes mit Unrecht gesprochen worden, um den vorigen Krieg ebenso auf eine Verschuldung Deutschlands zurückzuführen, wie man es bekanntlich beim jetzigen Krieg mit der Anklage wegen der Verletzung der Neutralität Belgiens versucht. Wer den Nachweis über den wirklichen Ursprung des berühmten Telegramms in einer Darstellung lesen will, die sich ebenso durch kühle Objektivität wie durch dramatische Anschaulichkeit auszeichnet, der greife zu dem obengenannten Buche. Ed. König.

Der griechische Roman und seine Vorläufer. Von Erwin Rohde. Dritte, durch einen zweiten Anhang vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 636 S. M. 15.— (18.—).

Das Werk, mit dem Rohde 1876 in die Reihe der ersten Philologen trat, hat bis heute seinen außerordentlichen wissenschaftlichen Wert und künstlerischen Reiz bewahrt und steht so lebenskräftig da wie am ersten Tag. Vergleicht man mit ihm, was spätere Forschung zu seinen Ergebnissen hinzugefügt hat, so erscheint sein Reichtum nur um so großartiger. Der Herausgeber der zweiten Auflage, Fritz Schöll, hatte Rohdes Abhandlung über die griechische Novellistik beigegeben und aus hinterlassenen Zusätzen des Verfassers die Anmerkungen vielfach ergänzt. Der neue Herausgeber, Wilhelm Schmid, bietet, um das Wesen des Ganzen getreulich zu erhalten, einen unveränderten Abdruck der zweiten Auflage und fügt einen Anhang hinzu, in dem eine knappe Uebersicht über die seit Rohdes Tod hervorgetretenen neuen Tatsachen und Fragen und weiter eine Zusammenstellung von Berichtigungen und Ergänzungen zu einzelnen Punkten des Werkes gegeben wird. Auch das Register ist erweitert worden. Besonders dankenswert sind die Hinweise auf neue Forschungen über den Ursprung des griechischen Romans, über den Entwicklungszusammenhang zwischen Roman und Novelle, über das Verhältnis der Neusophistik zum Liebesroman u. a. So ist die neue Ausgabe des ausgezeichneten Werkes, das mit Recht weit über die Kreise der Fachgelehrten hinaus Beachtung gefunden hat, ein würdiges Denkmal des großen Gelehrten und ein schönes Zeugnis von dem Fortwirken seines Geistes. Br.

Sommertage. Skizzen, Bilder, Schilderungen vom Bodensee. Von Wilhelm v. Scholz. Konstanz, Reuß & Itta. 153 S.

Von den zwölf Aufsätzen, die das mit hübschen Bildern geschmückte Buch enthält, gibt die eine Hälfte fein geformte Schilderungen von Landschaftsbildern am Bodensee, die andre geschichtliche, philosophische, künstlerische Betrachtungen, deren Gestalten und Gegenstände in den Rahmen dieser Landschaft eingefügt sind. Ein eigenartig kühler Hauch schwebt über allem — etwas von Wasser, Nebel und Wind, wie der Verfasser es selbst in einem Geleitwort andeutet —, spürbar auch in den Kulturbildern, so besonders in der dem Skeptiker Fritz Mauthner gewidmeten Erörterung. Am wirkungsvollsten ist Scholz da, wo er mit gelassener Miene von wilden Leidenschaften erzählt, in dem Abschnitt über mittelalterliche Judenverfolgungen in Konstanz.

H. Brömse.

Deutsche Form im Kriegsjahr. Jahrbuch des Deutschen Werkbundes 1915. Mit 168 Bilderseiten. Preis geb. M. 3.—. München, Verlag von F. Bruckmann.

Ein ganz vortreffliches und wundervoll ausgestattetes Buch, das außerdem zu einem so billigen Preise geboten wird, daß jeder Kunstfreund es erwerben sollte. Das Buch ist der Deutschen Werkbund-Ausstellung in Köln im Jahre 1914 gewidmet. Es erlangt dadurch eine besondere Bedeutung, daß die Ausstellung im Juli 1914 von der englischen Zeitung „The Standard" einen „wirklich

Digitized by Google

tüchtigen Triumph deutscher Industrie, verbunden mit deutscher Kunst" genannt wurde, und daß „die Nachwelt ihre Werkbundmöbel, ihr Werkbundporzellan und ihre Werkbundbücher gut verwahren wird, um damit genau so zu prahlen, wie sie vor langer Zeit mit dem Besitz von Hepplewhite und Chippendale, Dresdener und Worcester Waren und alten, von Mönchen geschriebenen Büchern geprahlt hat". Nach dem Ausbruch des Krieges rafften die Engländer dann alles zusammen, was sie von Werkbunderzeugnissen besaßen, und stellten es in London aus, nicht um damit zu prahlen, sondern um neidvoll einzugestehen, daß das englische Kunstgewerbe bei weitem durch das deutsche übertroffen worden sei und das englische Volk aufgerufen werden müsse, diesen großen Vorsprung wieder einzuholen. Mögen unsre Feinde neiderfüllt „nachahmen", so viel sie wollen, wir können mit berechtigtem Stolz auf die „deutsche Form im Kriegsjahr" blicken.

Unter der Sonne. Gedichte. Von Richard Friede. Zweite Auflage. Leipzig, Xenienverlag.

Der Verfasser verbindet mit sittlichem Ernst eine heitere, sonnige Lebensanschauung. Er ist eine poetische Natur, und die Poesie ist seine Begleiterin durchs Leben. Allen seinen Erlebnissen und Empfindungen gibt er poetischen Ausdruck. Was er singt und sagt, ist echte Poesie, in schöne Form gekleidet.

E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 262. Dr. Otto Böckel, Die deutsche Volkssage. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Bassermann, Ernst, Mitglied des Reichstags, Tirpitz. Reichsverlag Berlin. 75 Pf.

Bertholet, A., Aus heiligen Quellen. Ein Büchlein von Krieg und Sieg. München, F. Bruckmann A.-G. 50 Pf.

Bissing, F. Wilh. Freiherr v., Die Universität Gent, Flandern und das Deutsche Reich. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. M. 1.—.

Bode, Wilhelm, Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 4.—.

Böttcher, Max Karl, Jünger der Schönheit. Roman. Leipzig, Abel & Müller. M. 3.—.

Brandenburg, Erich, Die Reichsgründung. Zwei Bände. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 14.—.

Brauweiler, Dr. jur. Heinz, Die Brüder im Weltkrieg. Köln, Verlag und Druck von J. P. Bachem. Geh. M. 1.75, geb. M. 2.20.

Das lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Mai 1916. Druck und Verlag der „Liller Kriegszeitung". M. 1.—.

Das Weltkriegs-Bilderbuch Franzl-Michl-Mohammed. Text von Ludwig Pronold. Bilder von Albert Henselmann. I. Teil. Straubing (Bayern). Cl. Attenkoferſche Buch- und Kunstdruckerei, Verlagsbuchhandlung. M. 2.80.

„Der Jude". Eine Monatsschrift. 1. Jahrgang, Heft 1, April 1916. Berlin-Wien, R. Löwit Verlag. M. 1.— (Kr. 1.40).

Dieren, E. van, Gedanken eines Holländers über den Weltkrieg. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. F. Leviticus. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.80.

Dukmeyer, Friedrich, Die Deutschen in Rußland. (Zeitspiegel, Heft 10.) Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.—.

Espey, Albert, Die Schule des neuen Deutschland. Winke und Ratschläge zur Vertiefung des Unterrichtes. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Gaupp, Robert, Wahn und Irrtum im Leben der Völker. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 1.—.

Gopčević, Graf Sp., Rußland und Serbien 1804—1915. München, Hugo Schmidt Verlag. Geh. M. 2.80, geb. M. 3.80.

Herrmann, Judith, Die deutsche Frau in akademischen Berufen. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.50.

Horwitz, Dr. Hugo, Das Ich-Problem der Romantik. Die historische Stellung Friedrich Schlegels innerhalb der modernen Geistesgeschichte. München, Duncker & Humblot. M. 3.—.

Hoetzlin, Julius Konstantin v., Vaterlandsgefühl und Gottesbewußtsein. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 60 Pf.

Kaerst, Prof. Dr. Julius, Das geschichtliche Wesen und Recht der deutschen nationalen Idee. München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Kania, Dr. Hans, Staatsbürgerkunde in vergleichenden Uebersichten über die Entwicklung der Grundlagen und Aufgaben des Staates. Leipzig, B. G. Teubner. Kart. M. 1.—.

Kißling, Dr. Johannes B., Die Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Dritter Band: Der Kampf gegen den passiven Widerstand. Die Friedensverhandlungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 6.50, geb. M. 7.80.

Kjellén, Die politischen Probleme des Weltkriegs. Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.40.

Kresse, Oskar, Deutsche Staatskunst nach dem Weltkriege. Berlin, Wilhelm Rößler & Co. 60 Pf.

Kresse, Oskar, Rastlos aufwärts. Eine Ankündigung. Berlin, Verlag von Wilhelm Rößler & Co. 15 Pf.

Kreusch, Stadtpfarrer, Mehr Särge als Wiegen. Studie. Karlsruhe, Verlag der Macklotschen Buchhandlung und Buchdruckerei.

Digitized by Google

Kriegshefte aus dem Industriebezirk. Heft 15: Die Ukraine und die ukrainische Bewegung von Dr. Paul Oswald. 80 Pf. Heft 16: Das Schicksal der Seekabel im Kriege und die Leistungen der deutschen Seekabelindustrie in Vergangenheit und Zukunft von G. A. Fritze. M. 1.—. Essen, G. D. Baedeker, Verlagshandlung.

Llorens, Eduardo L., Der Krieg und das Recht. Aus dem Spanischen übersetzt von Aug. Strube. Hamburg, Verlagsbuchhandlung Broschek & Co. M. 1.—.

Lucka, Emil, Grenzen der Seele. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 9.—.

Mehrmann, Dr. Karl, Der diplomatische Krieg in Vorderasien. Unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Bagdadbahn. Dresden, Verlag: Das Größere Deutschland. Geb. M. 3.50, brosch. M. 2.50.

Molden, Ernst, Dr., Zur Geschichte des österreichisch-russischen Gegensatzes. Wien I, L. W. Seidel & Sohn. M. 4.— (Kr. 4.80).

Molo, Walter v., Den Sternen zu. Ein Schillerroman. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 4.—.

Murko, Dr. Matth., Das Serbische Geistesleben. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. M. 1.—.

Naumann, Dr. Friedrich, und **Dr. Gertrud Bäumer,** Kriegs- und Heimat-Chronik. Erster Band. August 1914 bis Juli 1915. Berlin, Georg Reimer. M. 5.—.

Norden, Dr. Fritz, Das neutrale Belgien und Deutschland. München, F. Bruckmann A.-G. M. 2.—.

Nostradamus, Die Franzosen, wie sie sind. Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag. Geh. M. 3.—, in Leinwandband M. 4.—.

Peez, Alexander v., Europa aus der Vogelschau. Politische Geographie, Vergangenheit und Zukunft. Wien, Manz-Verlag. Kr. 3.—.

Rauchberg, Dr. Heinrich, Krieger-Heimstätten. Wien, k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Kr. 1.20.

Reich, Prof. Hermann, Das Buch Michael, mit Kriegsaufsätzen, Tagebuchblättern, Gedichten, Zeichnungen aus Deutschlands Schulen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 4.—.

Rohan, Karel J., Die richtige Ansicht über die Entstehung der menschlichen Handlungen. Aus dem Böhmischen übersetzt von dem Verfasser. Prag, Kommissions-Verlag Josef Pelcl. Kr. 2.24 (M. 1.50).

Ruederer, Josef, Das Erwachen. Ein Münchener Roman bis zum Jahre 1848. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Schindler, Hindenburg. Ein Lebens- und Charakterbild in hundert Erzählungen. Dresden, Verlagsanstalt „Apollo". Geh. M. 1.—, in Leinen geb. M. 1.80.

Schinke, B., Verdeutschungsheft. Verzeichnis der gebräuchlichsten natur- und geisteswissenschaftlichen Fachausdrücke mit Erklärung der Ableitung zunächst für den Gebrauch an lateinlosen höheren Lehranstalten. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Schlein, Gustav, Erziehung zum Glück. Wien, A. Hartlebens Verlag. M. 1.50.

Schneider, K. C., Mitteleuropa als Kulturbegriff. Wien und Leipzig, Orion-Verlag.

Shakespeares Werke. Uebersetzt von Schlegel und Tieck. Herausgegeben nach dem englischen Text revidiert, mit Biographien und Einleitungen versehen von Prof. Dr. Wolfgang Keller. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 15 Teile in 5 Leinenbänden M. 11.50.

Siebert, Klara, Marie Ellenrieder als Künstlerin und Frau. Mit 12 Bildern. (Gehört zur Sammlung „Frauenbilder". Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.—, geb. in Leinwand M. 2.80.

Socuffon, Jón, Nonni. Erlebnisse eines jungen Isländers, von ihm selbst erzählt. Mit zwölf Bildern. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 3.60, geb. in Leinwand M. 4.80.

Soldaten-Gräber, Krieger-Denkmäler, Erinnerungszeichen, Entwürfe und Vorschläge. Herausgegeben vom Bayerischen Kunstgewerbe-Verein München. München, R. Oldenbourg. Kart. M. 3.60.

Wasmann, Erich, Ernst Haeckels Kulturarbeit. Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit. Erste Reihe: Kulturfragen. 1. Heft. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.20.

Weichelt, Johanna, Marburg. Stimmungsbilder. Marburg a. d. Lahn, Verlegt bei Curt Neufeldt. M. 1.20.

Weihe, Dipl.-Ing. Karl, Max Eyth. Ein kurzgefaßtes Lebensbild mit Auszügen aus seinen Schriften nebst Neudruck von „Wort und Werkzeug von Max Eyth". Berlin, Selbstverlag des Vereins deutscher Ingenieure.

„Welt-Literatur". Nr. 17: Georg Hirth-Nummer. München, Verlag: Weltliteratur Walther C. F. Hirth. 10 Pf.

Winkler, Wilhelm, Wir von der Südfront. Ernstes und Heiteres aus den Kämpfen in Serbien und am Isonzo. Wien-Leipzig, Manz-Verlag. M. 1.— (Kr. 1.30).

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

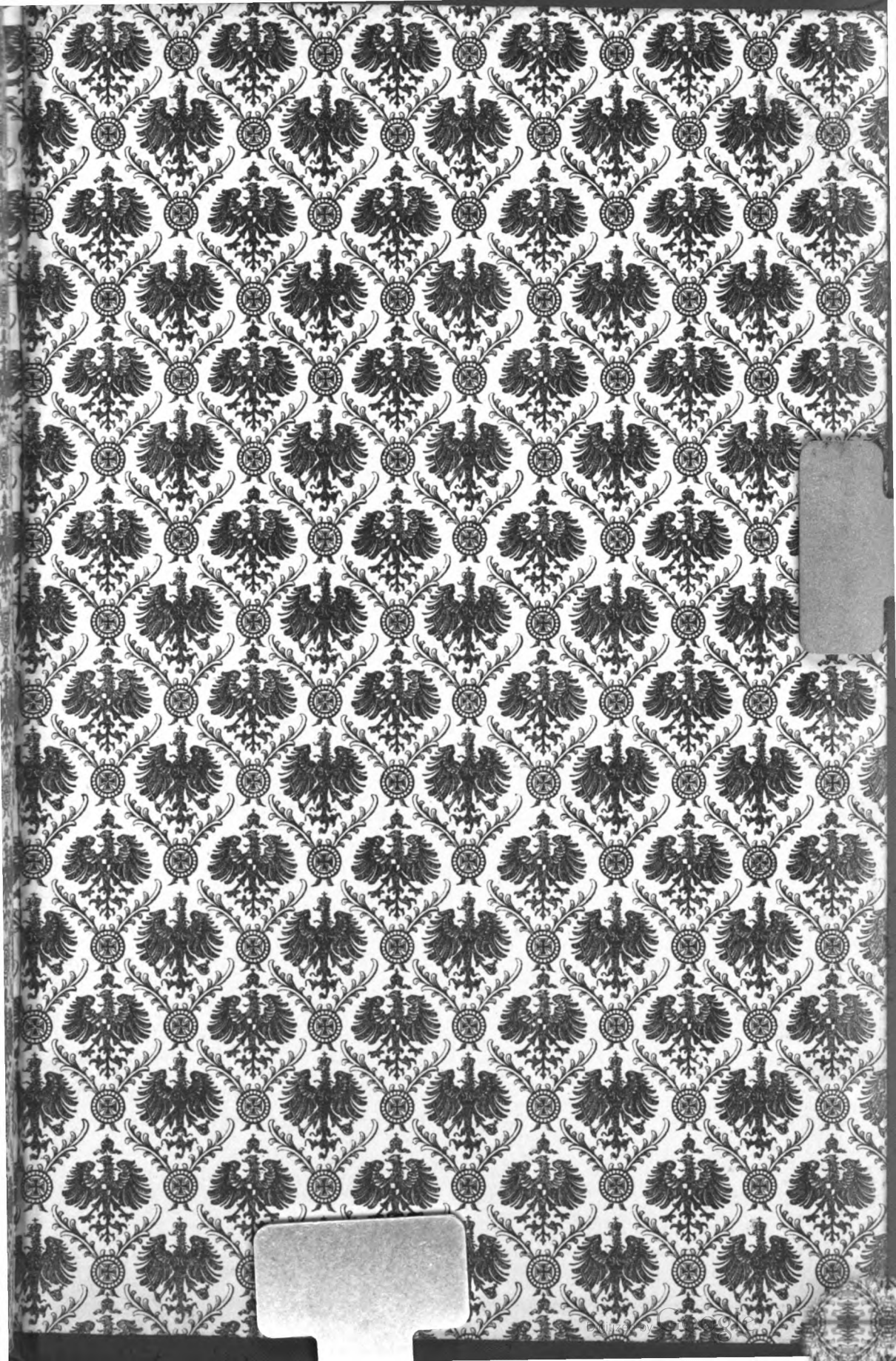
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469057